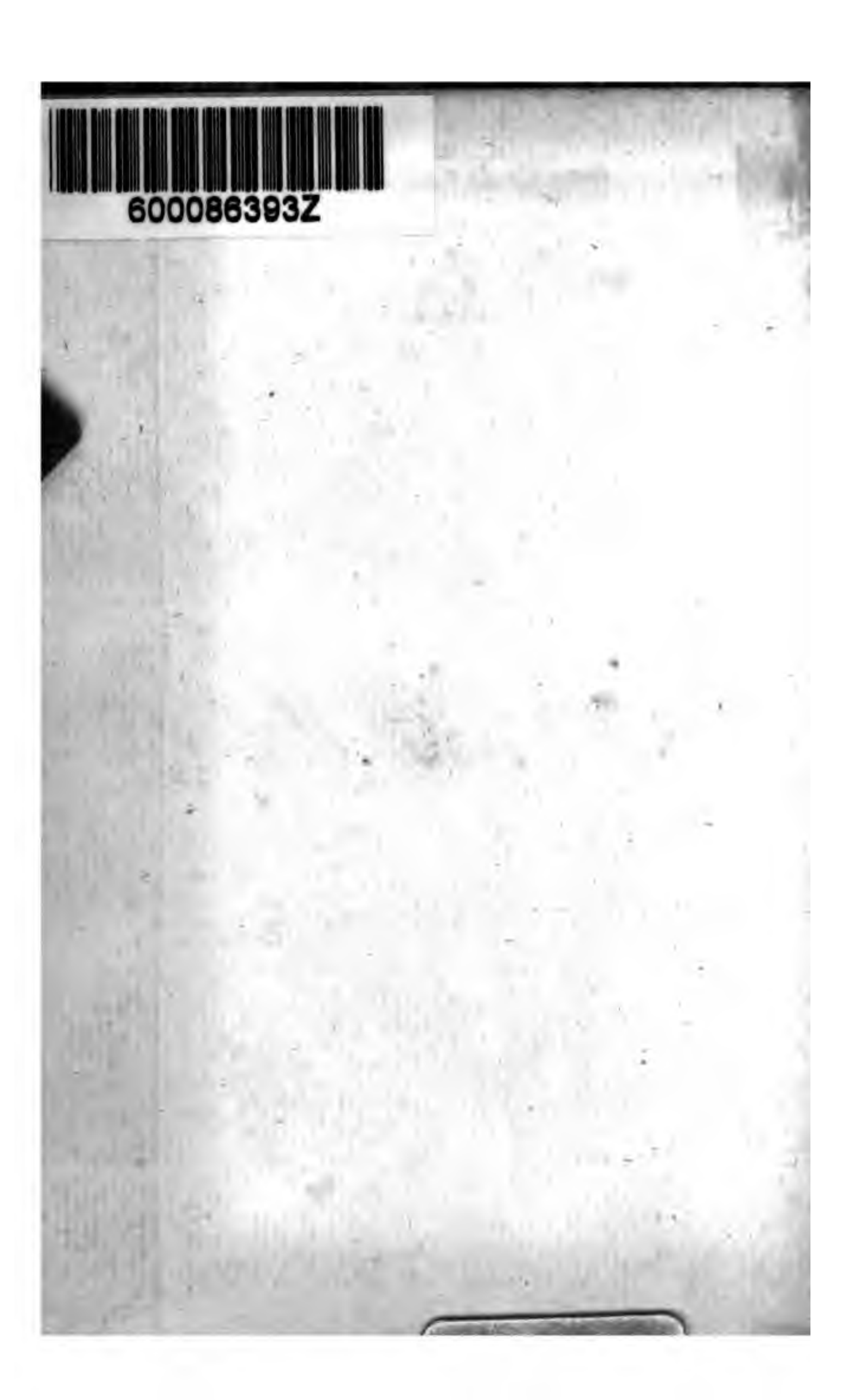
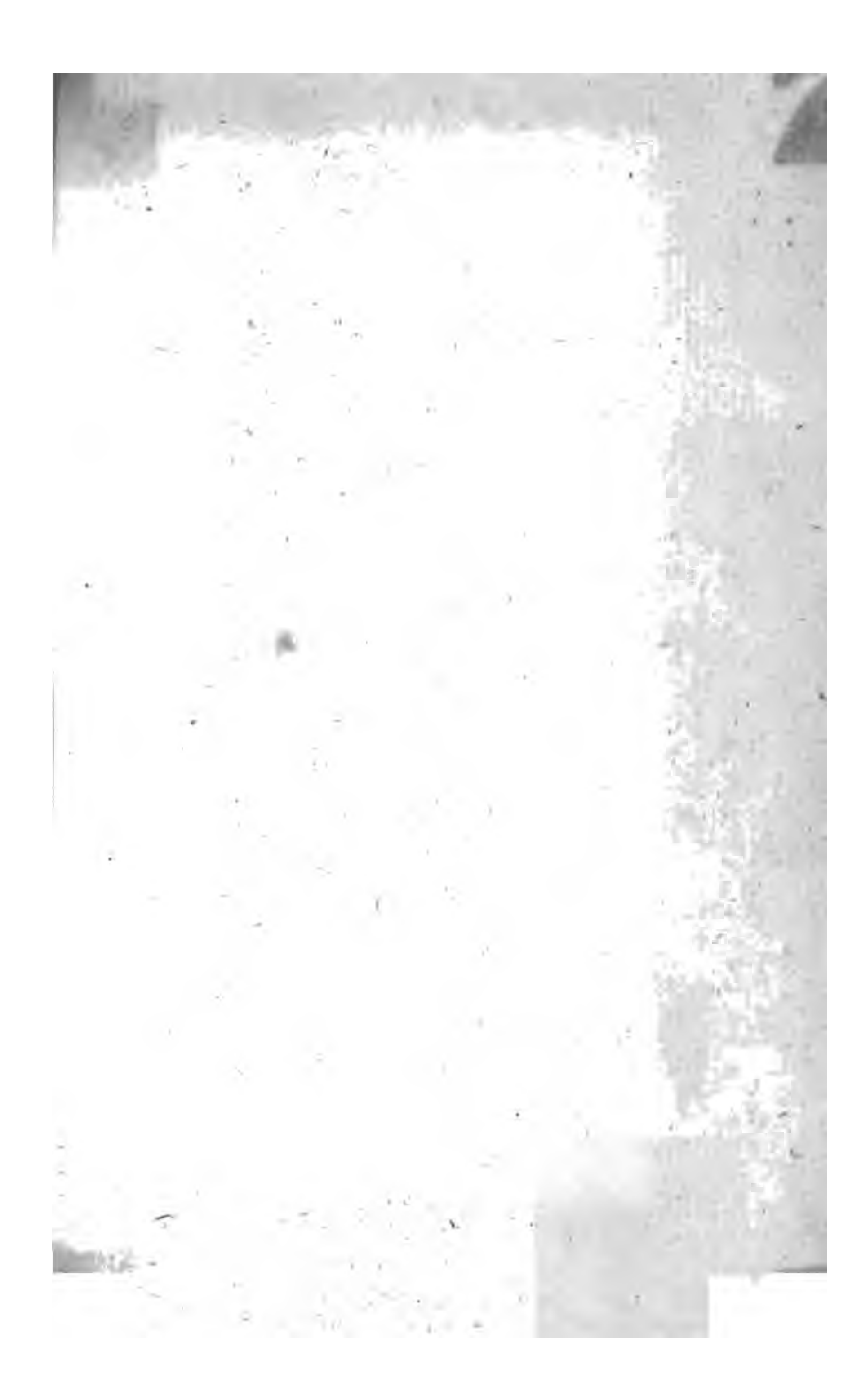








Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt
von
Friederich v. Kerz.

Fortsetzung dritter Theil.

Mainz 1827,
in der Simon Müllerschen Buchhandlung.

Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friederich v. Kerz.

Achtzehnter Band.

Mainz 1827,
in der Simon Müllerschen Buchhandlung.

Des
Zweiten Zeitlaufes
Sechzehnter Zeitraum.

Von dem Untergang des abendländisch-römischen Reiches 476, bis auf den Regierungsantritt Justinian's 527.

I.

Einleitung.

1. Durch den Untergang des weströmischen Reiches war der lange und blutige Kampf der freien germanischen Völker mit der römischen Weltherrscherin nun so gut als beendiget. Die Periode der Erschütterung ist zwar noch nicht völlig zu Ende, und auch in dem Zeitraum, den wir jetzt zu durchlaufen haben, dauern die Bewegungen eingewanderter und einwandernder Völker immer noch fort; aber ungleich weniger zerstörend als bisher, wird dadurch die völlige Umgestaltung, deren die Menschheit bedurfte, auch nicht im mindesten in ihrem raschen Gang unterbrochen. Auf den Trümmern des untergegangenen römischen Reiches erhebt sich jetzt eine neue Welt; und mit dem Ende des fünften Jahrhunderts beginnt eine ganz neue, für sich allein bestehende und von der alten völlig getrennte Geschichte; und je weiter wir in dieser fortschreiten, desto seltener bedarf es mehr eines Rückblickes auf jene. Die Scheidewand zwischen Beiden bildet die nun größtentheils beendigte Völkerwanderung, dieses offenbare Werk eben so sichtbarer als unerforschlicher Fügungen Gottes. Diesseits dieser Grenzscheide ist Alles durchaus anders, als

jenseits derselben. Andere Völker, andere Namen, Sprachen, Sitten und Gebräuche; ein ganz neuer Ritus des häuslichen wie des öffentlichen Lebens; andere Staatsverfassungen, Regierungsformen und Gesetze; eine andere ganz eigene Entwickelungsart aller Stufen der Cultur; andere Tugenden und andere Laster; und überall neue Kraft, neues Leben, klares Bewußtseyn, Freiheit und Eigenthümlichkeit der Nationen, wo vorher nur allgemeine Erschlaffung, Erniedrigung, und trost- und hoffnungslose Unterjochung alles Bessern zu erblicken war.

2. Auch die Kunst, sich wechselseitig zu zerstören, gewinnt durch den Gebrauch anderer Waffen und die Eigenthümlichkeit der, durch die nun bald überall herrschenden Lehnsverfassung, geschaffenen Armeen, eine andere Gestalt, erhält andere Regeln und Prinzipien und führt in ihren Wirkungen wie in ihren Folgen zu ganz andern, den Kriegen der alten Welt unbekannten Resultaten.

3. Bisher war blos Rom das Abendland gewesen; so lange jenes herrschte, verbreitete sich von da aus eine öde, ertödtende Einförmigkeit über alle abendländischen Provinzen; aber dieser traurige, den Geist fesselnde Zustand hat nun ein Ende und schon jetzt wird der Grund gelegt zu dem, was Europa einst werden sollte, nämlich ein die ganze übrige Erde beherrschender Welttheil, zwar nicht herrschend durch Waffengewalt und Eroberung; wohl aber dadurch, daß es der Sitz werden sollte aller geistigen Cultur, so wie des mannigfaltigsten, regsamsten und thätigsten Lebens. Was vorzüglich diese neue Schöpfung hervorrief, war der edle Wetteifer der Völker, die, nachdem das römische Joch zerbrochen war, nun frei und unabhängig neben und unter einander wohnten und in dem,

durch seine physische Gestaltung, durch seine Gebirge, Ströme und die vielen tief in das Land eingreifenden Meerbusen, mannigfaltig getrennten, aber eben daher die Selbstständigkeit und Autonomie mehrerer Hauptvölker begünstigenden Europa, ihre Kräfte von nun an mit wetteifernder Anstrengung nach allen Richtungen entwickeln konnten.

4. Selbst die christliche Religion, welche einige der eingewanderten Völker schon vor ihrer Einwanderung angenommen hatten, andere bald nach derselben annahmen, trug auch ihrer Seits zu dieser totalen Umwälzung nicht wenig bei. Zwar ist die alle menschlichen Verhältnisse veredelnde und heiligende Religion Jesu für alle Völker und Zungen wie für alle Zeiten die nämliche; aber die barbarischen Völker, größtentheils germanischen Ursprungs, die sich zu dem Christenthum bekannten, nahmen dasselbe auf eine ganz eigenthümliche Weise in sich auf: auf eine Weise, die bald den neuen Staaten, die sie gründeten und deren Verfassungen völlig veränderte, der alten Römer-Welt unbekannte Formen geben mußte. Die Deutschen, durch den Anblick großer, die Brust schwellender Naturgegenstände in ihrer Heimath, ohnehin schon für das Erhabene um vieles empfänglicher, und durch ihren reinen, keuschen Sinn für das Göttliche der christlichen Religion gleichsam schon vorbereitet, ergaben sich ihr mit der ganzen, nur starken und unverdorbenen Naturen, eigenen Innigkeit *). Unbekannt

*) Der ungemein leichte Eingang, welchen das Christenthum bei den Deutschen fand, hatte nicht, wie oft schon behauptet worden, in der Verachtung der Deutschen gegen den Priesterstand seinen Grund; sondern vielmehr darin, daß die Priester bei den alten Deutschen gar keinen eigenen Stand ausmachten.

mit der Dialektik der Griechen und Römer, war die Religion ihnen nicht Sache des Verstandes, sondern vielmehr blos des Gefühles und, durch dieses, einer in ihre ganze Lebensweise übergehenden lebendigen Ueberzeugung. Nicht als eine blos der Ewigkeit angehörende, sondern als eine wahre Nationalangelegenheit ward die Religion von ihnen betrachtet. Auf das innigste verwebten und verflochten sie dieselbe daher in alle Verhältnisse ihres öffentlichen Lebens. Staatsverfassung, Regierungsform, Gesetzgebung, Krieg und Friedensverträge wurden auf Religion und Kirche gegründet, und eine auffallende Vermischung weltlicher und geistlicher Geschäfte wird schon in den frühesten Zeiten,

Die ärgsten Feinde des Christenthums und die sich dessen Einführung und Verbreitung zu jeder Zeit am wüthendsten widersetzten, waren die überall so zahlreichen Schaaren von Götzenpfaffen, die blos von Lug und Betrug lebten und durch den lasterhaften, jedes Gefühl von Tugend erstickenden Dienst, den sie Götterdienst nannten und in ihren Tempeln trieben, die Bethörten immer mehr und mehr demoralisirten und endlich in den tiefsten Schlamm aller Laster hinabzogen. Zum Glück hatten die Deutschen keine Priester des Jupiters, des Aesculaps, der Isis oder des Serapis; sie hatten keine Druiden, keine Magier, keine Braminen und Bonzen, und ihre ganz einfache und nicht, wie bei den übrigen in abgöttischen Wahn versunkenen Völkern, auf Unzucht, Mord und jeden andern Greuel gegründete Götterlehre erfoderte nur wenige Priester, deren Verrichtungen übrigens noch mit der Staatsgewalt vereint waren; sie wurden daher auch von dem Volke erwählt; aber dieses, weil selbst bieder und treu und mit den Lastern der römischen Welt unbekannt, ernannte nur redliche und edle Männer zu Priestern, die folglich weder Ursache noch Lust und Wille hatten, ihre Landesleute zu täuschen, zu betrügen und in einem Wahn, den sie selbst bei dem ersten Schimmer des Evangeliums für falsch halten mußten, noch länger zu verstricken.

bei den Franken schon unter ihren märovingischen Königen, überall bemerkbar.

5. Diese stete Beziehung und Verbindung zwischen der Staatsgewalt und der Kirche gab nun den Vorstehern und Lehrern derselben, besonders den Bischöfen eine ganz neue höhere Stellung; sie nahmen jetzt an allen Geschäften und Berathungen des Staates einen thätigen Antheil, bildeten eine, dem noch rohen, kriegerischen Adel ein nothwendiges Gleichgewicht haltende Macht und wurden am Thron die natürlichen, stets wirksamen Vermittler zwischen den Völkern und deren Beherrschern, zwischen dem Sieger und dem Besiegten, zwischen der im Stolze sich erhebenden und daher alles sich erlaubenden Uebermacht und der tief gebeugten, im Staube danieder getretenen Ohnmacht. Der sanfte Geist der Religion Jesu griff jetzt, gleich einem alles Unreine verzehrenden Feuer, in alle Verhältnisse des staatsgesellschaftlichen Zustandes ein, und die Kirche war nun im Stande, selbst allen politischen Institutionen das Gepräg ihrer milden, den Verstand eben so sehr erleuchtenden als das Herz veredelnden Lehren aufzudrücken, den Conflikt gegenseitiger Foderungen und Ansprüche zu mäßigen, wider einander streitende Interessen auszugleichen, jede Bürde des noch nicht vollkommen entwickelten Socialzustandes zu erleichtern und, indem sie die zarteste Sorgfalt für die aufkeimenden Generationen zu einem Hauptgegenstand ihrer pflegenden Liebe machte, den neu errichteten Staaten des Abendlandes bald einen Grad von Cultur zu ertheilen, der freilich mit der hohen Bildung und Ueberbildung der alten Römer-Welt nicht verglichen werden konnte, aber durch religiösen Sinn, Freiheit und erhabene Einfalt jener noch bei weitem vorzuziehen war.

6. Mit Erlöschung des alten römischen Reiches war indessen der Glanz des römischen Namens noch nicht erloschen. Constantins des Großen Stadt war das zweite Rom; seit ihrer Gründung führte sie mit der ehemaligen Weltbeherrscherin gleichen Namen, und in Urkunden und öffentlichen Verhandlungen, besonders in jenen der Concilien, ward Constantinopel nicht selten, gleich der Stadt an der Tyber, ebenfalls Roma genannt. Weder Constantin der Große, noch Theodosius I. hatten das römische Reich, sondern blos die Herrschaft über dasselbe getheilt. Alle, welche in Rom das Bürgerrecht hatten — und bekanntlich hatten es längst schon alle Bewohner Italiens — wurden auch in Constantinopel als Bürger des ost-römischen Reiches betrachtet; so wie auf der andern Seite alle Bewohner Constantinopels oder der mit dem römischen Bürgerrechte beehrten morgenländischen Städte, sich ebenfalls in Rom und Italien aller der Eigenschaft eines römischen Bürgers anklebenden Vorrechte zu erfreuen hatten. Die beiden Kaiser betrachteten sich blos als Collegen, als Genossen einer und derselben Macht; und war der Thron des Einen erlediget; so fiel die Ausübung aller kaiserlichen Rechte und Prärogative, nicht dem Senat, nicht einer Regentschaft, sondern blos dem noch lebenden Collegen anheim. Nach dem Sturz des west-römischen Reiches giengen sie nun alle und zwar ausschließend an den römischen Beherrscher des Morgenlandes über.

7. Beinahe tausend Jahre ununterbrochener Siege hatten dem Erdkreis die Idee einer weltbeherrschenden Macht gleichsam eingezaubert; um so leichter konnte also bei der immer allgemeiner werdenden Verbreitung des Christenthums und unter dem milden Einfluß desselben, sich nun bald auch die Idee

eines großen, unter der vermittelnden Leitung eines obersten Schutzherrn stehenden, allgemeinen christlichen Völkerstaates immer mehr und mehr ausbilden: eine Vorstellung, welche um so tiefer wurzeln mußte, da allen den barbarischen Völkern, welche in den abendländischen Provinzen sich niedergelassen und neue Reiche gegründet hatten, der ruhige Besitz dieser Länder nur unter gewissen Bedingungen eines, wenn auch nur dem Scheine nach, abhängigen Verhältnisses von den römischen Kaisern überlassen ward. Mit dem Schwert in der Faust und durch die Stärke ihres Arms hatten freilich die Barbaren sich schon von selbst in den Besitz derselben gesetzt; aber Krieg und Eroberung geben noch kein Recht; ein staatsrechtlicher Zustand tritt erst dann ein, wenn die am Ende aller Kriege geschlossenen Friedensverträge das Land oder die Provinz dem Sieger förmlich übertragen, dem aber alsdann, wie übermächtig er auch immer seyn mag, die darin stipulirten Bedingungen eben so heilig seyn müssen, als sein eigener Besitzstand es nun dadurch wird.

8. Alle diese Umstände trugen nun dazu bei, auch jetzt noch dem Kaiserthum und kaiserlichen Ansehen einen Theil seines vorigen Glanzes und seiner ehemaligen Majestät zu erhalten. Man erkannte dem Kaiser einen Vorrang zu, welcher ihn über alle andere Monarchen erhob; man betrachtete ihn als den obersten Schutzherrn aller christlichen Staaten, als ein nothwendiges allgemein anerkanntes *Caput orbis*. Mächtige Könige unabhängiger Nationen fühlten sich geschmeichelt, Würden und Vorzüge von ihm zu erhalten, welche ihren Ansichten, wie der Wirklichkeit nach, nur der Kaiser ertheilen konnte. Als der ostgothische Theodorich schon Herr von Italien und von den Gothen wie von den Römern als

11. Eine kaiserliche Bestätigung ward als der kräftigste Rechtstitel betrachtet, worauf die Könige der im ehemaligen römischen Reiche jetzt errichteten Staaten ihren Besitzstand oder die Gültigkeit neu gemachter Länder-Acquisitionen gründeten. Sogar in ihren innern Streitigkeiten wendeten die fränkischen und gothischen Könige nicht selten sich an den Hof von Constantinopel; und ward auch freilich die kaiserliche Entscheidung von dem Stärkern nicht immer, oder doch nur höchst selten, gebührend geachtet; so bleibt es doch stets ein faktischer Beweis von der Richtigkeit der hier aufgestellten historischen Ansicht und belehrt uns hinreichend über den damals allgemein herrschenden Begriff von der Würde und den Vorrechten eines Kaisers.

12. Nicht ohne Vorbedacht glaubten wir bei diesem Gegenstand etwas länger verweilen zu müssen; auf ihn wird in dem Laufe der folgenden Jahrhunderte, besonders nach Wiederherstellung des abendländischen Kaiserreichs unter Carl dem Großen, der Geschichtsforscher sich öfters noch gezwungen sehen, wieder zurückzukommen, um nicht zu leugnende, aber von Unverstand und Unkunde sehr oft bestrittene kaiserliche Rechte und Prärogative daraus herzuleiten und staatsrechtlich darauf zu begründen.

II.

1. Durch eine Revolution im Palaste, hatte Basiliscus, Bruder der verwittweten Kaiserin Ve-

---

oder an ihn appellirte, glaubte an den Kaiser selbst zu appelliren." Gregor. Tur. hist. lib. 2. c. 38. Man vergleiche damit, was Hinkmar in dem Leben des heiligen Remigius darüber sagt.

rina, wie der Leser sich aus dem vorhergehenden Bande erinnern wird, jetzt den Thron von Constantinopel bestiegen. Eben so lasterhaft als Zeno und eben so feig und unfähig zum Herrschen, war er überdieß noch der eutychianischen Irrlehre ergeben. Nachdem er also seine Gemahlin Zenonides zur Augusta und seinen Sohn Marcus zum Cäsar ernannt hatte, war sein erstes Geschäft, daß er der Kirche des lebendigen Gottes den Krieg erklärte. Hätte nur gemeine Klugheit ihn geleitet; so würde er vorher erst seinen wankenden Thron befestiget, vor allem erst den Zeno und dessen Anhang vernichtet haben; aber Sektengeist und Ketzerwuth machten ihn zum Narren, und, „ein Narr," sagt Salomo, „zeigt bald seinen Zorn *)."

2. Im November des Jahres 475 ward Basiliscus als Augustus ausgerufen, und noch in dem nämlichen Jahre rief er durch ein Edikt den Timotheus, mit dem Beinamen Elurus oder Aelurus, aus dem taurischen Chersoneß, wohin er vom Kaiser Leo war verbannt worden, zurück und erhob diesen, von Rom und allen Kirchen des Morgenlandes verdammten Irrlehrer und erklärten Mörder des heiligen Proteus wieder auf den von ihm ehemals usurpirten Patriarchen-Stuhl von Alexandrien.

Evag. l. 3. c. 4. Lib. brev. c. 16

3. Aelurus kannte längst schon die gegen die katholische Kirche feindlichen Gesinnungen des Basiliscus. Bei der ersten Nachricht von der in Constantinopel erfolgten Thronrevolution, verließ er daher sogleich den Ort seiner Verbannung und erschien mit dem kaiserlichen Edikt beinahe zu gleicher Zeit in der

*) Fatuus statim indicat iram suam. Proverb. 12. 16.

Conc. p. Lab. T. 4. p. 1070. Parisiis 1671.

Nähe von Alexandrien. Hier versammelte und bewaffnete er eine zahlreiche Rotte ruchloser Menschen, zog damit gegen Alexandrien und stürmte den erzbischöflichen Palast. Der rechtmäßige Bischof Thimotheus Salofaciolus ward vertrieben und verbarg sich in seinem ehemaligen Kloster zu Canobus, eine bei Alexandrien ganz nahe gelegene und nur 120 Stadien von derselben entfernte Stadt.

Evag. l. 3. c. 4. Lib. c. 16.

4. Ein sechzehnjähriges Exil hatte weder den Stolz des Aelurus gedemüthiget, noch überhaupt dessen grausames und tückisches Herz gebessert. Alle rechtgläubigen Bischöfe und Priester, ja selbst Laien wurden wieder verfolgt, auf mancherlei Art gequält und mißhandelt, viele der Erstern ihrer Würden beraubt und durch bekannte, von der Kirche längst schon ausgestoßene Schismatiker von Aelurus ersetzt. Auch der berüchtigte Peter Mongus *), eines der thätigsten Werkzeuge bei der Ermordung des heiligen Proterus, kam wieder zum Vorschein und ward auf das neue der Gehülfe aller Frevel des den Stuhl des heiligen Marcus nun zum zweitenmal entehrenden Afterpatriarchen. Den vertriebenen Bischof Thimotheus Salofaciolus hätten sie gern gemordet; aber durch seine Milde und liebenswürdigen Tugenden hatte er alle Herzen, selbst der Schismatiker so sehr gewonnen, daß aller Versprechungen ungeachtet doch weder Aelurus, noch Mongus einen Verräther finden konnten, der ihnen den Aufenthalt des frommen Bischofes verrathen hätte.

Theoph. p. 83. edit. Venet. 1719.

*) Eigentlich Moggus. Einige geben ihm auch den Beinamen Bläsus, welches Wort einen Stammler bezeichnet, so wie Moggus Einen, der mit der Zunge anstößt.

5. Für jetzt weilte Aelurus nicht lange in Alexandrien. Ihm genügte es nicht, blos die Kirchen Egyptens zu verwirren; durch Vernichtung aller Beschlüsse des Conciliums von Chalcedon, wollte er in allen Kirchen des Morgenlandes dem eutychianischen Wahne und dessen Abartungen Thor und Thür wieder öffnen. Nachdem er also das, was er einstweilen für das nothwendigste hielt, geordnet hatte, eilte er nach der Hauptstadt des Reiches.

6. Mit dem zu Gunsten des Aelurus erlassenen kaiserlichen Edikt war allen Schismatikern, allen Ruhestörern und Feinden der Kirche eine neue Sonne aufgegangen. Ueberall, besonders in Egypten, Syrien und Palästina krochen sie jetzt wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und in Constantinopel, obgleich der Zahl nach mit den rechtgläubigen Katholiken gar nicht zu vergleichen, zeigten sie, weil geschützt von der weltlichen Macht, selbst unter den Augen des Patriarchen und seiner zahlreichen Geistlichkeit, eine Frechheit, die von ihren tollen Hoffnungen zeugte, aber auch jedes christliche Gemüth empörte. Den Aelurus betrachteten sie als ihr einstweiliges Oberhaupt. Mit einer bald in die ärgste Ausgelassenheit ausartenden Freude ward er also von ihnen empfangen. Scharenweise zogen sie ihm entgegen. Wie im Triumphe ritt der Afterpatriarch durch die Straßen von Constantinopel. Haufen dieser Unsinnigen gingen ihm voran, Andere folgten ihm nach; alle Straßen, durch welche er zog, hielten sie besetzt und schrieen unaufhörlich: „Gebenedeiet sey der, der da kömmt im Namen des Herrn!“ — Durch diese eben so abgeschmackte als gottlose Zusammenstellung lästerten sie offenbar Den, Welchem einst, als er, der ewige Hoherpriester und Friedensfürst in die heilige Stadt einzog, das jubelnde Volk, nicht

Conc. T. 4. p. 1070.

ohne Eingebung des heiligen Geistes, diese nämlichen Worte zugerufen hatte.

7. Ungeachtet des kaiserlichen Schutzes wollte doch die Geistlichkeit von Constantinopel nichts von dem saubern Patriarchen wissen. Von allen Recht- gläubigen, Geistlichen wie Laien, gleich der Pest, ge- flohen, waren alle Kirchen für ihn verschlossen; des Volkes wegen wagte man es nicht, sie mit Gewalt zu öffnen. In einem Privathause hielt er also Got- tesdienst, oder vielmehr er erfrechte sich, in der Woh- nung eines seiner Anhänger das hochheilige Opfer und dessen furchtbare Geheimnisse zu entweihen.

Conc. T. 4. 1075 et 77.

8. Aber um so mehr eilte jetzt Aelurus, ein neues Concilium zu versammeln. Mit dem eutychianischen Kaiser, der durch besondere Zulassung Gottes auf kurze Zeit im Besitz der höchsten Gewalt seyn sollte, konnte er machen, was er wollte. Ohne Anstand kam also das Concilium zusammen. Die Geschichte hat es unter ihrer Würde gehalten, uns besondere Kunde davon zu geben. Wir wissen nicht, welche Bischöfe darauf versammelt waren, noch wo es ge- halten ward; vermuthlich geschah dieß letztere in der Herberge des Aelurus. Wie es indessen beschaffen gewesen seyn mag, läßt sich leicht errathen; denn das Concilium von Chalcedon ward auf demselben ver- dammt, das von dem Pabste Leo in einem Concilium zu Rom, und von so vielen morgenländischen Provin- cialconcilien gegen Aelurus einstimmig ausgesprochene Verdammungsurtheil widerrufen, derselbe in Kir- chengemeinschaft wieder aufgenommen und als recht- mäßiger Patriarch von Alexandrien erkannt. Mit dem Aelurus warden zu gleicher Zeit auch alle übri- gen, wegen falscher Lehre oder anderer Frevel, ihrer Stühle entsetzte und aus der Kirchengemeinschaft aus-

Till. Mem. &c. T. 16. etc. art. 6.

geschlossene Bischöfe, unter Andern Peter der Walker und Paulus von Ephesus in ihren vorigen bischöflichen Würden und Kirchen wieder hergestellt und die indessen erwählten rechtmäßigen Bischöfe daraus vertrieben. — Stolz auf seinen errungenen Sieg, wollte nun der Afterpatriarch, von allen seinen Anhängern begleitet, nach einer der Kirchen von Constantinopel, welche der Kaiser ihm jetzt hatte öffnen lassen, in feierlicher Prozession, auf einem prächtig dazu geschmückten Esel *) sich begeben; aber das lastbare Thier sträubte sich der ihm auferlegten Last, warf seinen Reiter ab, und Aelurus, der sich ein Bein zerbrach, ward nun ganz in der Stille auf einer Sänfte nach seiner Wohnung gebracht.

Theoph. p. 83. D. Thdr. Lect. l. 1. §. 30.

9. Völlig spurlos und in ihrer eigenen Schmach aufgelöst, würden höchst wahrscheinlich alle Beschlüsse des unter Aelurus versammelten, und in seiner ganzen Erbärmlichkeit sich auch dem blödesten Verstand kund thuenden Conciliums in ewiger Vergessenheit untergegangen seyn, wäre ihnen die Macht des weltlichen Arms, mittelst eines von dem Kaiser erlassenen Glaubens-Edikts nicht zu Hülfe gekommen. Dieses Edikt, oder wenn man will, diese kaiserliche Glaubenserklärung war in der Form eines, unter der Aufschrift: „An Timotheus, dem hochwürdigsten, heiligen Erzbischof von Alexandrien," an alle morgenländischen Kirchen gerichteten Rundschreibens abgefaßt. Eine unsinnigere, mehr mit Widersprüchen angefüllte und von scham-

*) Es bedarf kaum der Erinnerung, daß man im Morgenlande sich gewöhnlich dieser Thiere, von welchen man nicht, wie bei uns, so verächtliche Begriffe hatte, bei Triumph- oder andern feierlichen Zügen zu bedienen pflegte.

losern Anmaßungen strotzende Urkunde hatte bis dahin das Archiv der Kirchengeschichte noch nicht aufzuweisen gehabt. Dem bisher von allen Irrlehrern befolgten System getreu, verschanzt sich Basiliscus darin ebenfalls hinter das Concilium von Nicäa und, nachdem er im Eingange seines Edikts, mit einer nichts sagenden und wegen ihrer schleppenden Länge nur desto widerlichern Redseligkeit, von der Frömmigkeit seiner Vorfahren und deren steten Sorgfalt für die Erhaltung der reinen Lehre ein Langes und Breites gesprochen, befiehlt er, daß das nicänische Glaubensbekenntniß in Zukunft für alle Kirchen die einzige, bindende Glaubensnorm seyn müsse *), das Concilium von Chalcedon wird hierauf von ihm verdammt. Basiliscus will, daß man überall das Anathema darüber sprechen und auch der Brief des heiligen Pabstes Leo an den heiligen Flavian, als eine nichts als Aergerniß gebende und den Frieden wie die Einheit der Kirchen störende Schrift aller Orten verbrannt werden soll. Unter Androhung der schärfsten Strafen verbietet er, sich jemals auf das Concilium von Chalcedon zu berufen, oder es auch nur zu nennen; wer es wagen würde, wäre es ein Bischof oder Priester, sollte des heiligen Amtes entsetzt, ein Mönch oder Laie aber mit Einziehung aller seiner Güter und ewiger Verbannung bestraft werden. Um das Maß alles Frevels und Unsinnes voll zu machen, ward endlich auch durch dieses kaiserliche Glaubensedikt das berüchtigte Mordbrenner-Concilium von Ephesus in allen

Baron. 476. §. 30.

*) Warum alle Irrlehrer und ihre Sekten sich stets auf das Glaubensbekenntniß des Conciliums von Nicäa beriefen: dieß haben wir, wie man sich erinnern wird, bei ähnlichen Veranlassungen schon in den zwei vorhergehenden Bänden hinreichend erklärt.

Ehren und Rechten wieder hergestellt, dem Concilium von Constantinopel von 381, wie dem Erstern von Ephesus an die Seite gesetzt und ausdrücklich befohlen, daß alle auf diesen Concilien gefaßte Beschlüsse in ihrer vollen Kraft und Anwendung bleiben sollten. Uebrigens wurden jedoch, und zwar zum größten Verdrusse aller ächten Eutychianer auch jene anathematisirt, welche sagen würden, der Leib Jesu Christi sey vom Himmel gekommen, oder Jesus Christus habe nur dem Scheine nach einen Leib angenommen. — Wegen dieses letztern Anathema verließen nun alle rigoröse Eutychianer die Parthei des Aelurus. — Es ist eine allen Sekten gemeinschaftliche Erscheinung, daß sich jede sogleich nach ihrer Entstehung wieder in sich selbst trennt und in mehrere andere Sekten oder Zweige zerfällt. So ging es auch mit den Eutychianern und schon die verschiedenen Namen, die man ihnen gab, oder die sie sich zum Theil selbst beilegten *), sind ein Beweis ihrer innern Spaltung. Unterdessen begreift man sie gewöhnlich Alle unter der gemeinschaftlichen Benennung: Monophysiten, das heißt, solche, welche nur eine Natur in Jesu Christo annahmen. — Aelurus säumte nicht, die kaiserliche Glaubenserklärung zu unterzeichnen, verließ hierauf sogleich Constantinopel und eilte nach Alexandrien zurück.

10. Aber bald zeigt es sich jetzt, daß Basiliscus nicht gesonnen sey, es bei blosen Drohungen bewenden zu lassen; denn einer seiner Kämmerlinge, ein Verschnittener, Namens Plato, ward, weil er sich der neuen Einrichtung nicht fügen wollte, auf

Baron. 476 §. 27.

*) Als: Dioscorianer, Fulloniten, Barsamuphiten, Theopaschiten, Antropomorphiten, Agnoeten, Schematici, und endlich auch Acephalen, Severiten, Jacobiten rc.

seinen Befehl lebendig verbrannt. Als Zeno wieder auf den Thron gekommen war, ward das Andenken des Ermordeten, auf Ansuchen seiner Anverwandten, dadurch geehret, daß man ihm, gleich einem Märtyrer, in einem Gewölbe der Kirche des heiligen Procopius eine Bildsäule errichtete *).

III.

1. Alle Bischöfe des Morgenlandes hatten jetzt die Wahl, entweder ihre Kirchen zu verlassen, oder das kaiserliche Rundschreiben zu unterzeichnen und dem Concilium von Chalcedon, so wie dem Briefe des heiligen Pabstes Leo das Anathema zu sprechen. Leider entschied die Wahl hier abermals blos die Sorge für irdisches Interesse. Unter den vielen Bischöfen der damals noch so weit verbreiteten morgenländischen Kirche gab es jetzt nur wenige, an deren Thüre die Schande, ohne bei ihnen einzukehren, ruhig vorüberging. Der größte Theil unterschrieb, und die Zahl derjenigen, welche durch ihre Unterschriften ihr Andenken auf ewig brandmarkten, belief sich, nach der Angabe des Evagrius ungefähr auf fünf hundert. Indessen gab es doch einige Ausnahmen, und zu diesen gehörten unter Andern Anastasius, Patriarch von Jerusalem, vorzüglich aber Acacius von Constantinopel.

2. Basiliscus erschöpfte alle Künste der Verführung, nahm zu Drohungen und den glänzendsten Versprechungen seine Zuflucht, um den Acacius zu

*) So erzählt Suidas diese Geschichte. Indessen wird von mehrern Andern das Marterthum dieses Plato noch sehr bezweifelt und etwas ganz Anderes als die wahrscheinlichste Ursache seiner Hinrichtung angegeben.

bewegen, das kaiserliche Rundschreiben zu unterzeichnen; aber alle seine Bemühungen waren fruchtlos. Mit der gesammten Geistlichkeit, mit allen Aebten, Mönchen und Einsiedlern in und um Constantinopel innigst vereint, leistete der Patriarch den kräftigsten Widerstand. Er und seine Geistlichkeit legten Trauerkleider an; der Altar und der bischöfliche Thron wurden schwarz überzogen, alle Seitenwände der ungeheuern Cathedralkirche schwarz behängt; öffentliche Gebete wurden angestellt, daß Gott die seiner Kirche drohenden Gefahren von derselben abwenden möchte; und in Predigten und öffentlichen Reden an das Volk ward der Person des Basiliscus wenig oder gar nicht geschont.

Act. Dan. apud Sur. 11. D. §. 42. Theoph. p. 84. Thdr. L. I. 1. §. 32 et 33.

3. Gerne hätte der Kaiser den Acacius aus der Stadt jagen, oder gar ermorden lassen; aber er fürchtete sich vor dem Volke, das mit schwärmerischer Ergebenheit jetzt an seinem Patriarchen hing. Die ganze Volksmasse der ungeheuern Stadt kam in Bewegung; Tag und Nacht war die Hauptkirche mit Menschen gefüllt; zahlreiche Haufen wogten durch die Straßen, füllten alle öffentliche Plätze und es bedurfte nur noch eines zündenden Funkens und ganz Constantinopel stand wieder in vollen Flammen des Aufruhrs.

4. Man kann es nicht leugnen, der Feuereifer des Patriarchen überschritt jetzt offenbar die von dem Evangelium und der Kirche ihm gesetzten Schranken. Ein Athanasius, Chrysostomus oder Gregor von Nazianz würden wahrscheinlich an seiner Stelle ganz anders gehandelt haben; aber eben dieses stürmische Einschreiten, in Verbindung mit seiner nachherigen Aufführung, werfen den gerechten Verdacht auf ihn, daß nichs weniger als warme Anhänglichkeit an die reine Lehre, sondern blos

irdisches Interesse die Triebfeder seiner Handlungen war. Durch seinen unseligen 28sten Canon hatte das Concilium von Chalcedon den Stuhl von Constantinopel über alle und auch die ältesten und ehrwürdigsten Kirchen des Morgenlandes erhoben, ihm einen Rang und Vorrechte ertheilt, die beinahe dem Range und den Vorrechten des Oberhauptes der Kirche gleich kamen. Zwar hatte, wie wir schon wissen, Pabst Leo der Große und dessen Nachfolger, der heilige Hilarius, diesen Canon nie anerkannt, auch der Patriarch Anatolius, unter dessen Einfluß er zu Stande gekommen war, endlich auf denselben verzichtet und sich dem Spruche des Pabstes unterworfen, zuletzt sogar ein Edikt des weisen Marcians denselben völlig entkräftet und aufgehoben; aber demungeachtet sahen wir, daß, gleich nach dem Tode des großen Pabstes, Anatolius sich schon wieder ihm nicht gebührender Rechte anmaßte, und endlich daß Acacius, dem Beispiele seines ungleich demüthigern Vorgängers, des gottseligen Patriarchen Gennadius keinesweges folgend, gleich im Anfange seiner Amtsführung den Kaiser Leo zu bereden wußte, auf das neue die päbstliche Bestätigung des 28sten Canons von dem Pabste Simplicius sich zu erbitten. Acacius bewies dadurch, daß er gar nicht gesonnen sey, auf Vorrechte zu verzichten, welche eben so sehr seinem Stolze als seiner Herrschsucht schmeichelten. Aber wie konnte er in diesem Falle nun dem Concilium von Chalcedon das Anathema sprechen, es für ein Afterconcilium erklären, mithin alle dessen Beschlüsse vernichten und so gleichsam mit eigener Hand das einzige Fundament zerstören, auf welchem die usurpirten Rechte eines Patriarchen von Constantinopel, wenigstens dem Scheine nach, noch begründet werden konnten?

5. Mit dem beinahe tumultuarischen Betragen des

Acacius bildete das gemäßigte, schonungsvolle Benehmen des päbstlichen Hofes nun einen eben so erfreulichen, als für Roms Weisheit laut zeugenden Contrast. Frühzeitig war Simplicius durch einige Aebte und andere Geistlichen von Constantinopel, so wie später auch durch Acacius selbst, von der Zurückberufung des Aelurus, dessen Wiedereinsetzung in die Würde eines Patriarchen, der daraus nothwendig entstehenden Verwirrung der morgenländischen Kirche und dem Wiederaufleben der eutychianischen Irrlehre in Kenntniß gesetzt worden. Der Pabst säumte nicht, der bedrängten morgenländischen Kirche zu Hülfe zu eilen; er schrieb sogleich an den Kaiser und an den Patriarchen, und wenige Tage nachher auch an die Aebte und alle Priester der Kirche von Constantinopel. In dem Schreiben an den Kaiser führt der Pabst die Sprache eines liebevollen, für das Heil seines verirrten Sohnes zärtlich besorgten Vaters; um ihn desto eher zu gewinnen, nimmt der Pabst sogar den Schein an, als wenn er nicht wüßte, daß Basiliscus selbst die Kirche anfeinde und der erste Urheber der neuen Unruhen sey; er erlaubt sich daher keine harten Ausdrücke gegen ihn, klagt blos über den verkehrten Sinn des Aelurus und seiner Anhänger und bittet den Kaiser, daß er solche verstockte Feinde der Kirche und deren heiligen Lehre, nach dem Beispiele des weisen Marcians und des Kaisers Leo des Ersten, durch den Arm seiner weltlichen Macht im Zaum halten möge. In prophetischem Geiste sagt er am Ende seines Schreibens dem Kaiser, daß seine Herrschaft nur dann Dauer haben werde, wenn er sich als einen eifrigen und treuen Beschützer des Glaubens und der Kirche erweisen würde. — Den Acacius ernennt Simplicius zu seinem Legaten, gibt ihm zwar den Auftrag, nach allen Kräften der eingerissenen Un-

Conc. T. 4. p. 1071 et 72.

irdisches Interesse die Triebfeder seiner Handlungen war. Durch seinen unseligen 28sten Canon hatte das Concilium von Chalcedon den Stuhl von Constantinopel über alle und auch die ältesten und ehrwürdigsten Kirchen des Morgenlandes erhoben, ihm einen Rang und Vorrechte ertheilt, die beinahe dem Range und den Vorrechten des Oberhauptes der Kirche gleich kamen. Zwar hatte, wie wir schon wissen, Pabst Leo der Große und dessen Nachfolger, der heilige Hilarius, diesen Canon nie anerkannt, auch der Patriarch Anatolius, unter dessen Einfluß er zu Stande gekommen war, endlich auf denselben verzichtet und sich dem Spruche des Pabstes unterworfen, zuletzt sogar ein Edikt des weisen Marcians denselben völlig entkräftet und aufgehoben; aber demungeachtet sahen wir, daß, gleich nach dem Tode des großen Pabstes, Anatolius sich schon wieder ihm nicht gebührender Rechte anmaßte, und endlich daß Acacius, dem Beispiele seines ungleich demüthigern Vorgängers, des gottseligen Patriarchen Gennadius keinesweges folgend, gleich im Anfange seiner Amtsführung den Kaiser Leo zu bereden wußte, auf das neue die päbstliche Bestätigung des 28sten Canons von dem Pabste Simplicius sich zu erbitten. Acacius bewies dadurch, daß er gar nicht gesonnen sey, auf Vorrechte zu verzichten, welche eben so sehr seinem Stolze als seiner Herrschsucht schmeichelten. Aber wie konnte er in diesem Falle nun dem Concilium von Chalcedon das Anathema sprechen, es für ein Afterconcilium erklären, mithin alle dessen Beschlüsse vernichten und so gleichsam mit eigener Hand das einzige Fundament zerstören, auf welchem die usurpirten Rechte eines Patriarchen von Constantinopel, wenigstens dem Scheine nach, noch begründet werden konnten?

5. Mit dem beinahe tumultuarischen Betragen des

Acacius bildete das gemäßigte, schonungsvolle Benehmen des päbstlichen Hofes nun einen eben so erfreulichen, als für Roms Weisheit laut zeugenden Contrast. Frühzeitig war Simplicius durch einige Aebte und andere Geistlichen von Constantinopel, so wie später auch durch Acacius selbst, von der Zurückberufung des Aelurus, dessen Wiedereinsetzung in die Würde eines Patriarchen, der daraus nothwendig entstehenden Verwirrung der morgenländischen Kirche und dem Wiederaufleben der eutychianischen Irrlehre in Kenntniß gesetzt worden. Der Pabst säumte nicht, der bedrängten morgenländischen Kirche zu Hülfe zu eilen; er schrieb sogleich an den Kaiser und an den Patriarchen, und wenige Tage nachher auch an die Aebte und alle Priester der Kirche von Constantinopel. In dem Schreiben an den Kaiser führt der Pabst die Sprache eines liebevollen, für das Heil seines verirrten Sohnes zärtlich besorgten Vaters; um ihn desto eher zu gewinnen, nimmt der Pabst sogar den Schein an, als wenn er nicht wüßte, daß Basiliscus selbst die Kirche anfeinde und der erste Urheber der neuen Unruhen sey; er erlaubt sich daher keine harten Ausdrücke gegen ihn, klagt blos über den verkehrten Sinn des Aelurus und seiner Anhänger und bittet den Kaiser, daß er solche verstockte Feinde der Kirche und deren heiligen Lehre, nach dem Beispiele des weisen Marcians und des Kaisers Leo des Ersten, durch den Arm seiner weltlichen Macht im Zaum halten möge. In prophetischem Geiste sagt er am Ende seines Schreibens dem Kaiser, daß seine Herrschaft nur dann Dauer haben werde, wenn er sich als einen eifrigen und treuen Beschützer des Glaubens und der Kirche erweisen würde. — Den Acacius ernennt Simplicius zu seinem Legaten, gibt ihm zwar den Auftrag, nach allen Kräften der eingerissenen Un-

Conc. T. 4. 1071 et 72.

ordnung zu steuern, schreibt ihm aber ausdrücklich vor, daß er nur auf gelindem Wege, durch Bitten, sanfte Belehrungen und ein den Geist des Evangeliums athmendes Betragen, den Kaiser wieder auf den rechten Weg zurückzuführen suchen sollte. — Wahrscheinlich schrieb Simplicius in dieser Angelegenheit noch einigemal an den Kaiser; aber bei dem blosen Bitten und Ermahnen ließ dieser fromme, weise und thätige Pabst es nicht bewenden. Er hielt bald darauf ein Concilium in Rom, machte die darauf versammelten Bischöfe mit den neuen traurigen Vorfällen in der morgenländischrn Kirche bekannt und verdammte auf das neue den Eutyches, Dioscorus und Thimotheus Aelurus, welchen, so wie deren Lehren und Anhängern das in Rom unter der unmittelbaren Leitung des Pabstes versammelte Concilium nun abermals feierlich das Anathema sprach.

Till. T. 16. Ac. art. 5.

6. Mit jedem Tage nahm indessen die Gährung unter dem Volke in Constantinopel zu. Basiliscus, der bei solchen Gelegenheiten sich nur bei seiner Feigheit Raths erholte, glaubte sich in der Stadt nicht mehr sicher, verließ also Constantinopel unter dem Vorwande einer ihm nothwendig gewordenen Luftveränderung und bezog mit einem Theile seiner Leibwache den außerhalb der Stadt auf dem Hebdomon gelegenen Palast. Allen Senatoren wurde jeder schriftliche oder mündliche Verkehr mit dem Patriarchen von Constantinopel während der Abwesenheit des Kaisers auf das schärfste untersagt.

7. Auf den Rath seiner Geistlichkeit und mehrerer Aebte schickte Acacius zu dem heiligen Daniel Stylites, ihn bittend, von seiner Säule herabzusteigen und der von allen Seiten bedroheten und

gefährdeten Kirche zu Hülfe zu kommen. Jedem Theile war ungemein viel daran gelegen, diesen von Gott hier auf Erden schon so sehr verherrlichten heiligen Einsiedler auf seiner Seite zu haben. Auch Basiliscus hatte schon einen Boten an ihn gesandt und den Patriarchen bei ihm anklagen lassen, daß er das Volk zum Aufruhr reitze, die Person des Kaisers öffentlich schmähe und sogar das Heer gegen ihn aufzuwiegeln suche. In alles dieses ging der heilige Daniel nicht ein; sondern ließ dem Kaiser ganz trocken sagen, daß Gott bald das Reich von ihm nehmen würde. Da der Bote es nicht wagte, diese Antwort dem Kaiser zu hinterbringen; so gab der heilige Daniel sie ihm schriftlich mit.

Baron. 476 §. 48, 49, 6

8. Den Bitten des Patriarchen zu willfahren, war indessen der heilige Einsiedler eben so wenig gesonnen. Seit 15 oder 16 Jahren hatte Daniel seine Säule noch keinen Augenblick verlassen; und sein ganzes Leben darauf zuzubringen, war das große Opfer, welches er Gott zu bringen entschlossen war. Aber Acacius verlor nicht den Muth, und ordnete zum zweitenmal einige Geistlichen an ihn ab. Diese ließen mit Bitten nicht nach, hoben ihre Hände flehend zu ihm empor und erinnerten ihn, daß Jesus Christus ja vom Himmel auf die Erde gestiegen sey, um der gefallenen Menschheit zu Hülfe zu kommen; dem Beispiel seines göttlichen Erlösers möchte er doch ebenfalls jetzt folgen. Der Heilige ließ sich endlich erweichen; denn die Veranlassung schien ihm wichtig genug, um eine Unterbrechung seiner strengen Lebensregel zu rechtfertigen.

9. Mit allen Zeichen der größten Ehrerbie-

tung ward der große Einsiedler vom Patriarchen, der Geistlichkeit und allen Aebten und Mönchen von Constantinopel empfangen. Alle wahren Katholiken waren außer sich vor Freude; aber das Volk, das heißt, der große Haufe, der so gerne Unheiliges mit Heiligem mengt und nur gar zu leicht einen oft selbst nur vermeintlichen Religionseifer in blinden Fanatismus übergehen läßt, glaubte sich jetzt, durch die Erscheinung des heiligen Daniels in seiner Mitte, zu jeder Gewaltthat berechtiget. Es wollte den kaiserlichen Palast stürmen, ihn in Brand stecken, alle Häuser und Wohnungen der bekannten Feinde der Kirche niederbrennen. Daniels Gegenwart dämpfte indessen bald diese wilden Aufwallungen. Strenge verbot er dem Volk, sich den mindesten Gewaltschritt zu erlauben, ermahnte zur Ruhe und Ordnung und verwies jeden auf seine Pflicht. — Beschlossen ward jetzt, daß der heilige Daniel, in angemessener Begleitung von Priestern, Aebten und Mönchen sich zu dem Kaiser begeben und diesen theils durch Bitten, theils durch ernste Vorstellungen der gewiß nicht lange mehr zögernden Strafgerichte Gottes, zur Zurücknahme der gegebenen Glaubenserklärung zu bewegen suchen sollte. Wer von dem Volke sich dem Zuge anschließen wollte, dem ward es gegönnt, und die Zahl derjenigen, die es thaten, belief sich auf mehrere Tausende.

10. Durch die vielen Jahre, welche der heilige Daniel, stehend auf einer Säule, zugebracht hatte, waren seine Füße unförmlich angeschwollen, an mehreren Orten aufgebrochen und ganz mit Wunden und Beulen bedeckt; zum Gehen konnte er sich derselben nicht mehr bedienen; er mußte es also zulassen, daß man ihn auf einem Stuhl nach dem

Palast trug, wie man ihn auch von seiner Säule nach der Stadt getragen hatte. Als er sich dem Hebdomon näherte, sagte ein vornehmer Gothe, welcher aus einem Fenster des kaiserlichen Palastes dem Zuge zusah: „Sehet einmal diese ganz neue Art von Consul, den man uns da herbeibringt!“ Kaum war ihm dieser höchst unzeitige Scherz entwischt, als er sogleich todt zur Erde fiel. Furchtbar und unerforschlich, aber stets anbetungswürdig sind die Gerichte Gottes. Das Auge des Allsehenden durchschaut die geheimsten Falten des menschlichen Gemüthes; wohl möglich also, daß nicht sowohl jener, obschon an Vermessenheit grenzende Scherz, sondern irgend ein anderer, noch ungleich ärgerer, in dem Herzen des Gothen sich erhebender Frevel die Ursache dieser unmittelbaren, göttlichen Züchtigung war. — Als die kaiserliche Leibwache die Menge des den Heiligen begleitenden Volkes sah, fürchtete sie für die Sicherheit ihres Herrn, schloß daher alle Thore und Eingänge des Palastes und verweigerte dem Heiligen den Zutritt zu dem Kaiser. Daniel schüttelte den Staub von seinen Schuhen, befahl seiner nächsten Umgebung das Nämliche zu thun und ging wieder zurück.

Sur. 11. Dec.

11. In dem Palaste war über den plötzlichen Tod des Gothen Alles in die größte Bestürzung gerathen; man betrachtete ihn als ein Zeichen des göttlichen Zorns. Als Basiliscus Kunde davon erhielt, mithin hörte, daß der heilige Daniel selbst da gewesen sey, sandte er ihm Boten nach, mit der Bitte, wieder zurückzukommen. Aber Daniel war schon wieder auf seiner Säule und würdigte die Abgeordneten gar keiner Antwort. Jetzt ging Basiliscus selbst zu ihm hinaus, warf sich ihm zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und suchte durch jede Art der Demüthigung den Heiligen sich wieder geneigt zu machen. Zu

tung ward der große Einsiedler vom Patriarchen, der Geistlichkeit und allen Aebten und Mönchen von Constantinopel empfangen. Alle wahren Katholiken waren außer sich vor Freude; aber das Volk, das heißt, der große Haufe, der so gerne Unheiliges mit Heiligem mengt und nur gar zu leicht einen oft selbst nur vermeintlichen Religionseifer in blinden Fanatismus übergehen läßt, glaubte sich jetzt, durch die Erscheinung des heiligen Daniels in seiner Mitte, zu jeder Gewaltthat berechtiget. Es wollte den kaiserlichen Palast stürmen, ihn in Brand stecken, alle Häuser und Wohnungen der bekannten Feinde der Kirche niederbrennen. Daniels Gegenwart dämpfte indessen bald diese wilden Aufwallungen. Strenge verbot er dem Volk, sich den mindesten Gewaltschritt zu erlauben, ermahnte zur Ruhe und Ordnung und verwies jeden auf seine Pflicht. — Beschlossen ward jetzt, daß der heilige Daniel, in angemessener Begleitung von Priestern, Aebten und Mönchen sich zu dem Kaiser begeben und diesen theils durch Bitten, theils durch ernste Vorstellungen der gewiß nicht lange mehr zögernden Strafgerichte Gottes, zur Zurücknahme der gegebenen Glaubenserklärung zu bewegen suchen sollte. Wer von dem Volke sich dem Zuge anschließen wollte, dem ward es gegönnt, und die Zahl derjenigen, die es thaten, belief sich auf mehrere Tausende.

10. Durch die vielen Jahre, welche der heilige Daniel, stehend auf einer Säule, zugebracht hatte, waren seine Füße unförmlich angeschwollen, an mehreren Orten aufgebrochen und ganz mit Wunden und Beulen bedeckt; zum Gehen konnte er sich derselben nicht mehr bedienen; er mußte es also zulassen, daß man ihn auf einem Stuhl nach dem

Palast trug, wie man ihn auch von seiner Säule nach der Stadt getragen hatte. Als er sich dem Hebdomon näherte, sagte ein vornehmer Gothe, welcher aus einem Fenster des kaiserlichen Palastes dem Zuge zusah: „Sehet einmal diese ganz neue Art von Consul, den man uns da herbeibringt!“ Kaum war ihm dieser höchst unzeitige Scherz entwischt, als er sogleich todt zur Erde fiel. Furchtbar und unerforschlich, aber stets anbetungswürdig sind die Gerichte Gottes. Das Auge des Allsehenden durchschaut die geheimsten Falten des menschlichen Gemüthes; wohl möglich also, daß nicht sowohl jener, obschon an Vermessenheit grenzende Scherz, sondern irgend ein anderer, noch ungleich ärgerer, in dem Herzen des Gothen sich erhebender Frevel die Ursache dieser unmittelbaren, göttlichen Züchtigung war. — Als die kaiserliche Leibwache die Menge des den Heiligen begleitenden Volkes sah, fürchtete sie für die Sicherheit ihres Herrn, schloß daher alle Thore und Eingänge des Palastes und verweigerte dem Heiligen den Zutritt zu dem Kaiser. Daniel schüttelte den Staub von seinen Schuhen, befahl seiner nächsten Umgebung das Nämliche zu thun und ging wieder zurück.

Sur. 11. Dec.

11. In dem Palaste war über den plötzlichen Tod des Gothen Alles in die größte Bestürzung gerathen; man betrachtete ihn als ein Zeichen des göttlichen Zorns. Als Basiliscus Kunde davon erhielt, mithin hörte, daß der heilige Daniel selbst da gewesen sey, sandte er ihm Boten nach, mit der Bitte, wieder zurückzukommen. Aber Daniel war schon wieder auf seiner Säule und würdigte die Abgeordneten gar keiner Antwort. Jetzt ging Basiliscus selbst zu ihm hinaus, warf sich ihm zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und suchte durch jede Art der Demüthigung den Heiligen sich wieder geneigt zu machen. Zu

einem wahrhaft Reumüthigen würde Daniel Worte des Trostes gesprochen haben; aber bei Basiliscus war Alles blos Verstellung; seinem demüthigen Benehmen gegen den Heiligen lag nicht wahre Sinnesänderung, sondern blos irdisches Interesse zum Grunde. Der Krieg nämlich mit seinem Nebenbuhler war wieder ausgebrochen und Zeno an der Spitze eines starken Heeres auf dem Marsche nach Constantinopel. Dem unverständigen Basiliscus gingen nun die Augen auf; er sah ein, wie gefährlich es für ihn sey, in dem Augenblicke, wo er auf das neue um Thron und Leben kämpfen müßte, alle Katholiken in seinem Reiche, die orthodoxe ungeheure Volksmasse von Constantinopel, den rechtgläubigen Senat und die ganze so einflußreiche Geistlichkeit der Hauptstadt gegen sich zu haben. Sein ketzerisches Tagwerk wollte er also jetzt blos aufschieben, um, wenn der Sieg für ihn entschieden hätte, es mit desto größerm Erfolg wieder zu beginnen. Den heiligen Daniel konnte er jedoch nicht täuschen; dieser durchschaute sein Herz, machte ihm harte Vorwürfe über seine Empörung gegen Gott und dessen heilige Kirche und wiederholte ihm und dem umstehenden Volke das, was er unlängst schon gesagt hatte, daß nämlich Gott seiner Herrschaft bald ein sehr trauriges Ende machen werde.

12. Auf seinem Wege nach Alexandrien hatte Aelurus sich ziemlich lange in Ephesus aufgehalten. Wie es scheint, hatte es jetzt mit seiner Reise dahin bei ihm keine sehr große Eile; ungleich näher lag ihm am Herzen, was in der Hauptstadt vorging. Als daher Aelurus von der Standhaftigkeit hörte, mit welcher der Patriarch und die Geistlichkeit von Constantinopel sich dem kaiserlichen Glaubensedikt widersetzten, berief er seiner Seits sogleich ein aus verschiedenen Bischöfen Klein-Asiens bestehendes Concilium. Hier

wurden nun das Concilium von Chalcedon und des großen Leo Brief an den heiligen Flavian auf das neue verdammt, beide mit dem Anathema belegt; ja Aelurus ging endlich gar so weit, daß er den Acacius seiner bischöflichen Würde entsetzte und aus der Kirchengemeinschaft ausschloß. Alle Rechte, welche die Väter von Chalcedon dem Stuhle von Constantinopel zuerkannt hatten, wurden demselben wieder entzogen und den verschiedenen Kirchen zurückgestellt. Ueberhaupt war der 28ste Canon eine der vorzüglichsten Waffen, deren sich Aelurus gegen das chalcedonische Concilium mit vieler Gewandtheit zu bedienen wußte. Bevor er Ephesus verließ, beredete er die dort versammelten Bischöfe, ein gemeinschaftliches Schreiben an den Kaiser zu erlassen. Die Veranlassung zu diesem Schreiben waren die starken Bewegungen, welche man in Constantinopel machte, um von dem Basiliscus die Zurücknahme seines Glaubensedikts zu erzwingen. Die Bischöfe in Ephesus erklärten daher dem Kaiser, daß sie nicht aus Furcht oder menschlicher Rücksicht, wie man ihn jetzt zu bereden suchte, sondern aus eigenem Antriebe und mit voller Ueberzeugung das Concilium von Chalcedon, so wie den päbstlichen Brief an den heiligen Flavian verdammt hätten; ihr Schreiben schließt mit der Bitte, der Kaiser möchte seine, zum Besten der Kirche gegebene Glaubenserklärung ja nicht wieder zurücknehmen.

13. Da es dem Aelurus vorzüglich darum zu thun war, das ihm so verhaßte Concilium von Chalcedon zu unterdrücken; so nahmen auch bei seiner Ankunft in Alexandrien alle Quälereien und Verfolgungen der Katholiken wieder ihren Anfang; wer von ihm nicht beunruhiget seyn wollte, mußte

die saubere Glaubenserklärung des Basiliscus unterzeichnen. Indessen verließen ihn jetzt doch viele seiner vorigen Anhänger, nämlich alle Stock-Eutychianer, weil wenigstens ein Theil der gröbsten Ketzereien ihres Lehrers sowohl in dem kaiserlichen Glaubensedikt, als auch von Aelurus selbst war verdammt worden.

Evag. l. 3. c. 4.

14. Aber auch Peter der Walker war jetzt längst schon in Antiochien angekommen. Von Aelurus und dessen Concilium in seine vorige (usurpirte) Würde wieder eingesetzt, hatte Peter keinen Anstand genommen, die kaiserliche Glaubenserklärung zu unterzeichnen, worauf Basiliscus den Antiochenern Befehle schickte, ihn als ihren rechtmäßigen Patriarchen anzunehmen. Bei seiner Ankunft fand er den bischöflichen Stuhl erlediget; denn der rechtmäßige Bischof Julianus war kurz vorher gestorben und zwar aus Gram über die traurigen Zeitereignisse; der fromme Mann hatte eine geheime Ahndung, daß der Greuel der Verwüstung sich diesmal noch nicht sobald endigen, im Gegentheil immer mehr zunehmen und zuletzt, nur mehr oder weniger, sich noch über alle Kirchen des Morgenlandes verbreiten würde. Den Wahn des Apollinaris und Eutyches suchte Peter bis auf das höchste zu treiben. Er schleuderte ein Anathema über das andere nicht nur gegen das Concilium von Chalcedon, sondern gegen Alle, welche nicht glauben und sagen würden, daß die Gottheit in Christo am Kreuze gelitten habe; daher sein unsinniger Zusatz zu dem Trisagion *), wodurch große

*) Trisagion: das Dreimalheilig, nämlich: «Heilig, heilig, heilig Herr Gott Sabaoth.» Diesem setzte Peter nun hinzu: «Der du für uns am Kreuze gestorben bist.»

Spaltung und Verwirrung in Antiochien entstand, und zwar so, daß es öfters zu tumultuarischen Auftritten kam, wobei Blut floß und einigemal sogar von beiden Seiten mehrere Menschen ermordet wurden. Peter ordinirte mehrere Bischöfe und Metropolitanbischöfe, unter andern weihete er einen gewissen Johannes zum Bischofe von Apamea. Dieser Johannes war ehemals Priester in Constantinopel gewesen, aber, allerlei Schlechtigkeit wegen, der priesterlichen Würde entsetzt worden. Als die Einwohner von Apamea dieß erfuhren, weigerten sie sich, wie billig, ihn als Bischof anzunehmen und ließen ihn gar nicht in ihre Stadt hinein. Johannes ging also wieder nach Antiochien zurück, suchte sich nach und nach unter den verschiedenen Partheien einen Anhang zu machen und lohnte endlich seinem Gönner und Beförderer, dem Herrn Peter nämlich, damit, daß er ihn zur Stadt hinausjagte und sich selbst des bischöflichen Stuhles bemächtigte. Lib. c. 18.

15. Da, wie es das Ansehen hatte, durch besondere Zulassung Gottes, gerade die ältesten und ehrwürdigsten Kirchen der vorzüglichste Schauplatz ketzerischer Frevel werden sollten; so ward jetzt auch der ehrwürdige Anastasius, Patriarch von Jerusalem vertrieben und Gerontius, ein fanatischer, der eutychianischen Irrlehre blindlings ergebener Mönch von seiner Parthei auf den Patriarchen-Stuhl erhoben. Es ist eine freche, von dem Eutychianer Zacharias erfundene und von der Leichtgläubigkeit hie und da nachgesprochene Verläumdung, daß Anastasius ebenfalls die Glaubenserklärung des Basiliscus unterzeichnet habe; hätte er dieses gethan, würde dann wohl eine elende Faktion unwissender Mönche ihn von seinem bischöflichen Sitze zu verdrängen im Stande gewesen seyn? Zudem meldet uns die Lebensbeschreibung des Baron. 476. §. 41.

dem Rathe des Allerhöchsten unwiderruflich beschlossen sey, was er also noch thun konnte, war blos, daß er ihm seine begangenen Frevel in ihrer ganzen Abscheulichkeit darstellte, auf diese Weise, wo möglich noch, den Samen wahrer Reue und ernster Buße in seinem Herzen ausstreuete und so für das ewige Heil desjenigen, für dessen zeitliches Wohl er nicht mehr zu Gott flehen durfte, sich wahrhaft besorgt zeigte.

IV.

1. Durch eine Verschwörung in dem Innern des Palastes hatte Basiliscus den Thron bestiegen; durch ein ähnliches Complott sollte er wieder von demselben herabgestürzt werden. Es würde den Scharfsinn eines Plutarchs erfodern, um zwischen Zeno und Basiliscus eine Parallele zu ziehen und dann zu entscheiden, welcher von beiden den andern an Feigheit, Niederträchtigkeit und jeder Art von Schlechtigkeit übertraf. Aber gewöhnlich scheint das gegenwärtige Uebel das drückendste, das unerträglichste zu seyn; und so geschah es denn auch jetzt, daß man über den Lastern des Basiliscus bald jene des Zeno vergaß, diesen nach und nach blos in dem mitleiderweckenden Bilde eines unglücklichen, von einem verruchten Thronräuber verfolgten Monarchen erblickte und endlich gar mit größter Sehnsucht sich wieder zurückwünschte.

2. So völlig unfähig auch Zeno zum Herrschen war, so muß man, wenn man beide mit einander vergleicht, dennoch gestehen, daß dem Basiliscus eine noch ungleich größere Portion Unverstandes zu gut kam. Statt seinen noch so unsichern Thron durch die Zuneigung des Heeres, des Senates und des Volkes nur einigermaßen zu befestigen, that er gleich in den

ersten Monaten seiner Regierung sein Möglichstes, um alle Herzen von sich auf immer zu entfernen. Allen, welche am meisten zu seiner Erhebung beigetragen hatten, lohnte er mit Undank. Die Kaiserin Verina, welcher er vorzüglich die Krone zu danken hatte und der es vielleicht auch jetzt noch weniger Mühe kostete, ihn wieder vom Throne zu stürzen, als es ihr gekostet hatte, ihn darauf zu erheben, behandelte er mit einer, weder den äußern Anstand, noch seine eigene von allen Seiten gefährdete Lage, berücksichtigenden Schonungslosigkeit. Ihr geheimes Einverständniß mit Patricius hatte Basiliscus entdeckt; jener wurde nun sogleich verhaftet und ohne alle Form eines Prozesses, gleichsam unter den Augen seiner Geliebten, ermordet. Aber blutige Rache schwur jetzt auch Verina dem Mörder; und von nun ward die Schwester die thätigste und gefährlichste Feindin ihres Bruders *).

3. Unter allen Lastern des Basiliscus war Geiz das vorherrschende. Also noch nicht zufrieden, durch ketzerischen Unfug und sinnlose Religionsedikte, die so zahlreiche und bei dem Volke in gebührendem Ansehen stehende Geistlichkeit von Constantinopel gegen sich zu reizen, die Gemüther aller Rechtgläubigen in seinem ganzen Reiche zu empören, erlaubte er sich auch noch die schändlichsten und unerhörtesten Mittel, um seine unersättliche Habsucht zu befriedigen. Statt die bei einem Thronwechsel üblichen Geschenke unter das Heer und an

*) Dem geheimen Einverständniß zwischen Verina und Patricius soll der oben erwähnte Plato, wie einige Geschichtschreiber uns zu verstehen geben wollen, nicht fremd, und dieses daher die vermuthliche Ursache seiner grausamen Hinrichtung gewesen seyn.

die Vornehmsten am Hofe und in dem Senate zu vertheilen, wurden im Gegentheil ihre Besoldungen und Einkünfte geschmälert, neue Auflagen ersonnen, die ohnehin schon auf das höchste getriebenen Steuern ohne Maaß und alles Verhältniß zu den contribuirenden Kräften erhöhet und selbst die niedrigsten und unbedeutendsten Handthierungen mit unerschwinglichen Abgaben belegt. Unter allerlei Vorwand wurden von den Bischöfen und Kirchen, wie von den reichen Senatoren große Geldsummen als Geschenke erpreßt, mit Privilegien und Dispensationen von Gesetzen, selbst von solchen, welche zu allen Zeiten auch den Heiden heilig und unverletzbar waren, öffentlich ein wucherischer Handel getrieben und endlich kaiserliche Erlaubnißscheine zu blutschänderischen Ehen um Geld verkauft und dergleichen schandbare Verbindungen durch ein besonderes von ihm erlassenes Gesetz, zum Hohn des Christenthums und jedes sittlichen Naturgefühles, förmlich sanktionirt *). Dabei fehlte es auch nicht an Verhaftungen, öffentlichen und heimlichen Hinrichtungen, Confiscationen ꝛc. und wenn sonst bei einem neuen Regierungsantritt alle Stände der Nation sich einer beinahe ausgelassenen Freude,

*) Bemerkt muß jedoch werden, daß es nicht vollkommen erwiesen sey, daß Basiliscus es gewesen, welcher eine solche Verordnung erlassen habe. Daß ein Gesetz gegeben worden, welches von der Kirche verbotene und von derselben als blutschänderisch betrachtete Ehen erlaubte, dieß ist nicht zu bezweifeln; denn Codinus spricht von einem andern Gesetze, wodurch jene von einem Tyrannen erlassene, blutschänderische Ehen legitimirende Verordnung aufgehoben ward. Wer jener Tyrann gewesen, wird nicht gesagt, und es ist blos eine, obschon an Wahrscheinlichkeit grenzende, weil auf chronologischen Gründen beruhende, Vermuthung, daß es Basiliscus gewesen sey.

weil überspannter Hoffnung, überließen; so sah man jetzt Alles voll banger Besorgnisse, und Hohe wie Niedere und Reiche wie Arme mit gesenktem, trauerndem Blicke einhergehen; kurz einige Monate der Herrschaft waren für Basiliscus hinreichend, um sich überall zu einem Gegenstande des Hasses und der Verwünschung zu machen.

4. Die in allen Gemüthern gährende Unzufriedenheit ward durch eine fürchterliche, man weiß nicht wie, in Constantinopel entstandene Feuersbrunst noch um Vieles vermehrt. Erdbeben, große Ueberschwemmungen, verheerende Feuersbrünste und andere dergleichen öffentliche Calamitäten werden nach der Volksmeinung aller Zeiten nur gar zu oft für offenbare Strafgerichte Gottes gehalten; wie vielmehr mußte jetzt nicht dieses der Fall seyn unter dem Basiliscus, den alle Rechtgläubige, das heißt, beinahe die Totalität aller seiner Unterthanen, als einen wüthenden Ketzer, als einen offenbaren Rebellen gegen Gott und Dessen heilige Kirche betrachteten. Durch diese Feuersbrunst wurden eine Menge öffentlicher und Privat-Gebäude, mehrere prächtige Säulengänge nebst vielen andern herrlichen Denkmälern der Kunst und des Alterthums zerstört. Am schmerzhaftesten fühlte man den Verlust der großen, jedem Freunde der Wissenschaften offen stehenden Stadtbibliothek; sie enthielt hundert und zwanzig tausend Bände und eine höchst seltene, in ihrer Art ganz eigene, auf einem hundert und zwanzig Fuß langen Darm eines Drachen, mit goldenen Buchstaben gefertigte Abschrift sämmlicher Werke des Homer.

V.

1. Zeno, wie wir erzählt haben, war, nachdem er Constantinopel und Chalcedon verlassen hatte, in die Gebirge Isauriens entflohen. Anfänglich leuchtete ihm auch nicht ein Schimmer der Hoffnung; er befand sich in der hülflosesten, traurigsten Lage und, an Allem, selbst den unentbehrlichsten Bedürfnissen oft Mangel leidend, war er sogar gezwungen, sich einige Zeit blos mit wilden Kräutern zu nähren. Dieser so völlig verlassene Zustand eines sonst so mächtigen und nun von der höchsten Stufe der Größe und Macht in gänzliche Hülfslosigkeit herabgesunkenen Fürsten erregte aber nun bald das Mitleiden seiner Landsleute, der kühnen und tapfern Gebirgsbewohner von Isaurien. Nicht blos unter seiner kurzen Regierung, schon in den letzten Jahren Kaisers Leo des Ersten waren die Isaurier überall von Zeno und oft auf die ausschweifendste Weise begünstiget worden. Dankbarkeit fesselte sie also an denselben, und da es ihnen durchaus nicht an dem gebrach, woran es dem Zeno bekanntlich so sehr fehlte, nämlich an Muth und Tapferkeit; so faßten sie den einmüthigen Entschluß, durch die Gewalt ihrer Waffen ihm wieder seinen Thron zu verschaffen. Alle Isaurier waren gleichsam geborne Soldaten; Krieg war ihr natürliches und liebstes Handwerk. Ein kampflustiges Heer war also bald beisammen, und zwar zahlreich genug, daß selbst Zeno es wagen zu dürfen glaubte, mit demselben seinen Feinden in offenem Felde die Spitze zu bieten.

2. Für jeden Andern wäre Zeno ein wahrhaft lächerlicher, allenfalls blos erbarmenswerther, aber gewiß nie gefährlicher Feind gewesen; nur einem

Basiliscus konnte er furchtbar werden. Mit dem Kern seiner Truppen schickte dieser zwei der erfahrensten Feldherren, den Illus nämlich und dessen Bruder Jocondes gegen den Zeno. In der Gegend von Seleucia stießen beide kriegführende Theile auf einander. Eine entscheidende Schlacht war unvermeidlich; aber Zeno ließ es nicht dazu kommen; sobald er die feindlichen Schaaren erblickte, verließ er das Lager und floh über Hals und Kopf wieder in eines der festesten Bergschlösser Isauriens. Das brave, aber kleine Heer der Isaurier ward nun mit leichter Mühe zerstreut und Zeno von Illus und Jocondes in seiner Burg belagert. Von jeher den losen Künsten der Wahrsager ergeben, hatte Zeno, bevor er seinen, wie wir so eben gesehen, höchst ruhmvollen Feldzug eröffnete, dieselben um den Ausgang seiner Unternehmung befragt; alle verhießen ihm glänzenden Erfolg, versicherten ihn, daß er noch in dem Monate Julius in Constantinopel seyn würde. Auf seiner Flucht übernachtete er in einem elenden Dorfe und erfuhr am folgenden Morgen zu seinem größten Verdruß und nicht minder großen Beschämung, daß das Dorf, in welchem er die Nacht zugebracht, Constantinopel heiße.

3. Die Feste, wohin Zeno sich geflüchtet, lag auf einem schroffen Felsen, war unzugänglich von allen Seiten und konnte nur durch Hunger zur Uebergabe gezwungen werden. Die Belagerung zog sich also in die Länge. Aber von der Kaiserin Verina erhielt jetzt Illus Briefe über Briefe, in welchen sie ihn beschwor, nicht mehr länger das Werkzeug eines elenden Tyrannen zu seyn, der ohnehin sich nicht mehr lange auf dem Thron würde behaupten können. Mit den grellsten Farben schil-

derte sie ihm den schwarzen Undank des Basiliscus, dessen schändliche Laster, unersättliche Habsucht und täglich zunehmendes tyrannisches Verfahren. Die in allen Gemüthern gährende Unzufriedenheit, sagte die Kaiserin, sey ihrem Ausbruche ganz nahe. Das Unglück werde sicher den Zeno gebessert haben; der Senat, das Volk, ja selbst die Geistlichkeit wünschten denselben zurück, und der Beifall aller Edeldenkenden würde ihm lohnen, wenn er denselben wieder zurückführte.

4. Von der Wahrheit wenigstens eines Theils von dem, was die Kaiserin ihm schrieb, hatte Illus vor seinem Abmarsch aus Constantinopel sich schon selbst überzeugt; aber demungeachtet schwankte er noch einige Zeit in seinem Entschluß; da er jedoch mit jedem Tage ähnliche Briefe theils von Senatoren, theils von andern sehr angesehenen und rechtlichen Männern aus der Hauptstadt erhielt; so fügte er sich endlich den Wünschen der Kaiserin, trat mit Zeno in Unterhandlung und versprach ihm, ihn mit seinem Heere nach Constantinopel zurückzuführen. Zeno bekam jetzt neuen Muth; betrachtete sich wieder als Kaiser, Basiliscus und dessen Anhänger als Rebellen und, verstärkt durch einige Haufen Isaurier und Lycaonier, setzte sich, von dem Kaiser nun selbst geführt, das Heer des Illus ohne weitern Verzug in Marsch gegen Constantinopel.

5. Als Basiliscus den Abfall des Illus und Joconides erfuhr, raffte er alle in und um Constantinopel und in ganz Thracien liegenden Streitkräfte zusammen, verstärkte sie durch sämmtliche kaiserliche Haustruppen und gab den Oberbefehl über das ganze, noch immer sehr beträchtliche Heer dem Harmaces. Bevor dieser über den Bosphorus ging, mußte er dem

Kaiser in der Kirche über dem Taufstein einen fürchterlichen Eid schwören, daß er ihm treu bleiben, keinen Lockungen Gehör geben und nie zum Verräther an seiner Sache werden wolle. Harmaces leistete den Eid und zog, mit allem Nöthigen versehen, dem Feind entgegen.

6. Bei Nicäa kamen beide Heere einander zu Gesicht. Weder Illus noch Harmaces wollten es sogleich zu einer Hauptschlacht kommen lassen; sie versuchten erst ihre Kräfte in einzelnen Gefechten, die mehrere Tage hindurch zwischen den Vordertreffen beider Heere vorfielen. Wie in allen bürgerlichen Kriegen, schlug man sich auch hier von beiden Seiten mit vieler Erbitterung, und da die im Handgemenge begriffenen Corps immer Verstärkung aus den Lagern erhielten; so ward oft bis zum Anbruch der Nacht gefochten. In der Hauptsache konnten diese einzelnen Gefechte nichts entscheiden; aber die Truppen des Illus wurden doch gewöhnlich darin sehr mißhandelt und stets mit bedeutendem Verlust auf allen Punkten zurückgedrückt. Mehr bedurfte es für Zeno nicht, um demselben wieder allen Muth zu benehmen. Eine entscheidende Schlacht glaubte er nicht wagen zu dürfen; denn sein Leben galt ihm mehr, als der Thron von Constantinopel sammt allen Lorbeern in der Welt, und abermalige Flucht nach den Gebirgsschluchten Isauriens war wieder der einzige Gedanke, dessen seine feige Seele jetzt fähig war.

7. Kaum daß die dringendsten Bitten seiner beiden Feldherren so viel über Zeno vermochten, daß er sich endlich entschloß, wenigstens vorher noch einen Versuch zu machen, ob er durch ausschweifende Versprechungen nicht allenfalls den Harmaces für sein Interesse gewinnen könnte. Was auch immer, sagte

ihm Illus, Basiliscus jenem versprochen haben möchte, so stünde es jetzt doch in seiner Gewalt, seinen Gegner bei weitem zu überbieten. Wolle der Kaiser ihm die nöthige Vollmacht geben, so verspreche er sich den glücklichsten Erfolg. Gerne genehmigte Zeno Alles, was man nur immer von ihm verlangte.

8. Verkleidet ging nun Illus bei nächtlicher Weile in das Lager des Harmaces, machte diesem zuerst die nämlichen Vorstellungen, welche ihm selbst in den Briefen der Kaiserin Verina und so vieler Senatoren waren gemacht worden und versprach ihm endlich im Namen des Zeno, daß, wenn er zu diesem übergehen würde, er lebenslänglich zum obersten Feldherrn sämmtlicher kaiserlichen Haustruppen, sein Sohn aber zum Cäsar und Thronfolger sollte ernannt werden. — Solche glänzende Verheißungen hatte freilich Basiliscus dem Harmaces nicht machen können; denn er hatte, wie der Leser weiß, selbst Kinder und seinen ältesten Sohn Marcus zum Cäsar und Nachfolger ernannt.

9. Den Lockungen einer Krone, die man ihm in nicht gar zu ferner Perspektive zeigte, konnte Harmaces nicht widerstehen; er vergaß seines Eides, vergaß die von ihm bisher, wie er wähnte, so zärtlich geliebte Zenonides und ward nun an Dem auch zum Verräther, dessen Gemahlin er verführt, der er Liebe und Treue bisher geheuchelt hatte *). Der Vertrag

*) Es war blos auf den Antrag und die dringenden Vorstellungen der Zenonides geschehen, daß Basiliscus dem Harmaces den Oberbefehl über das Heer anvertraut hatte. — Zenonides, der eutychianischen Ketzerei noch mehr ergeben, als ihr Gemahl selbst, hatte diesen, durch jene beharrliche Zudringlichkeit, mit welcher eigen-

zwischen Zeno und Harmaces kam bald zu Stande. Da jedoch Letzterer noch nicht schamlos genug war, um sich unter den Augen der ganzen Welt zum Verräther zu brandmarken; so ward Folgendes unter beiden Theilen festgesetzt. Harmaces sollte am folgenden Morgen mit dem Heere aufbrechen, sich stark seitwärts ziehen, und Miene machen, als wollte er die feindliche Stellung umgehen und in dem Rücken angreifen. Durch diese falsche Bewegung würde nun dem Zeno die Straße nach Constantinopel offen stehen. In Eilmärschen sollte dieser alsdann vorrücken und sich der unbesetzten Stadt und des hülflosen Kaisers ohne Schwertstreich bemächtigen. Bis Harmaces, der ohnehin nicht zu eilen versprach und über den Zeno jetzt leicht einige Märsche gewinnen könnte, in Constantinopel angekommen seyn würde, wäre alsdann Alles schon entschieden, mithin für den Erstern kein Hinderniß mehr da, um ebenfalls mit seinem ganzen Heere dem Zeno auf das neue zu huldigen.

10. Dieser Plan ward genau befolgt. Als Zeno vor Constantinopel ankam, fand er die Thore offen, die Mauern unbesetzt. Der Senat, viele Vornehme aus der Stadt und ein großer Theil des Volkes kamen ihm frohlockend entgegen. Sein Einzug glich einem Triumphe; man hätte sagen sollen, er käme von einer höchst glorreichen und glücklichen Expedition gegen äußere Feinde, mit Lorbeeren belastet, als Sieger wieder in seine Hauptstadt zurück.

---

sinnige Weiber ihre Zwecke zu verfolgen pflegen, ganz allein zur Verfolgung der orthodoxen Kirche und Unterdrückung des wahren Glaubens verleitet. Sie war also die einzige Ursache seines tiefen Falles gewesen, und ward, sich selbst unbewußt, nun ebenfalls auch das Hauptwerkzeug seiner Bestrafung.

Auch die Kaiserin Verina verließ jetzt ihren Schlupfwinkel, kam ihrem Schwiegersohne entgegen und erhöhete durch ihre Gegenwart den Glanz seines Triumphes. Wenig hatte gefehlt, so hätte Zeno sie nicht mehr am Leben gefunden; denn Basiliscus, von ihren Umtrieben unterrichtet, und überzeugt, daß sie es gewesen, die den Illus zum Abfall bewogen, hatte schon Befehl gegeben, sie zu tödten; aber noch frühzeitig genug gewarnt, entfloh Verina aus dem kaiserlichen Palast, und Harmaces, der von Constantinopel noch nicht abmarschirt war, nahm sie heimlich in sein Haus auf, und wußte durch klug getroffene Anstalten sie allen fernern Nachforschungen des Kaisers zu entziehen.

11. Um dem Herrn der Heerscharen für seinen unblutigen Sieg zu danken, begab sich Zeno, unter dem frohen Zuruf des alle Straßen und öffentliche Plätze füllenden und vermuthlich, wegen Erwartung bevorstehender Spiele und Spenden, unmäßig jubelnden Volkes, nach der Hauptkirche von Constantinopel. Von dem Patriarchen und der gesammten Geistlichkeit ward er mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen, und als der Retter der unterdrückten und verfolgten Kirche bewillkommt. Nach einem kurzen Gebete (?) ging der Zug nach dem kaiserlichen Palast.

12. Mit seiner Gemahlin und seinen Kindern floh nun der von sich Selbst und der Welt verlassene Basiliscus in die Kirche der heiligen Irene. Auf dem Hochaltar legte er hier die Krone und alle Zeichen der kaiserlichen Würde nieder, schien nur für sein und der Seinigen Leben besorgt und verschloß sich mit seiner ganzen Familie in die an die Kirche anstoßende Taufkapelle. Die Heiligkeit des Tempels und das durch

so viele Gesetze den Kirchen ertheilte Recht des Asylums wagte Zeno nicht zu verletzen. Er nahm also zu Unterhandlungen, das heißt, zu Lug, Trug und Meineid, seine Zuflucht. Der Patriarch Acacius und nachher auch der Feldherr Harmaces wurden zu Basiliscus in die Kirche gesandt, um ihn auf alle Art, vorzüglich aber durch die eidliche Versicherung des Kaisers, daß er nichts für sein Leben zu befürchten hätte, zu bereden, die geheiligte Freistätte zu verlassen. Zeno erreichte seinen Zweck, Basiliscus ward getäuscht und übergab sich und seine Familie der Gnade des Kaisers *). Sobald Zeno die Person seines Gegners in seiner Gewalt hatte, berief er unverzüglich eine aus mehrern Bischöfen und vielen Senatoren bestehende Versammlung, um über das künftige Loos der Gefangenen zu entscheiden. In Rücksicht auf die von dem Kaiser eidlich gegebene Zusage ward einstimmig auf lebenslängliche Gefangenschaft angetragen. Diesem Beschluß zu Folge ließ Zeno den Basiliscus und seine Familie nach dem, bei Kucusum in Capadocien, gelegenen festen Schloß Limnos abführen. Aber jeder edlen Empfindung unfähig und um so mehr daher dem himmlischen Gefühle des Verzeihens völlig fremd, gab Zeno zugleich auch den schärfsten Befehl, den Gefangenen keine Nahrung zu reichen. Kaum waren also diese in Limnos angekommen, als man ihnen sogleich ihre Kleider auszog, sie nackt in einen unterirdischen Kerker oder tiefes Loch warf, den Eingang verschloß, ja, wie

*) Procopius sagt, der Patriarch Acacius habe den Basiliscus, als einen Feind der Kirche, der sich ihres Schutzes verlustig gemacht, in der Tauffapelle ergreifen und dem Zeno ausliefern lassen. Diesem Zeugnisse widersprechen aber Theophanes und alle übrigen Geschichtschreiber.

einige behaupten, sogar zumauerte und von isaurischen Soldaten bewachen ließ. Als man nach einiger Zeit die Mordgrube öffnete, bot sich ein Anblick dar, der auch dem Auge des Gefühllosesten Thränen entlocken mußte. Die schrecklich verzerrten Züge der Entseelten waren kaum mehr kenntlich; aber geschrieben stand auf ihnen die Verzweiflung und grauenvolle Qual, unter denen sie in diesem Höllenloch ihren Geist ausgehaucht hatten. Mit Tod und Verzweiflung ringend hatten sie sich krampfhaft umklammert; denn fest in einander geschlungen fand man ihre Leichen; so daß man nur mit vieler Mühe die einzelnen Theile dieser jammervollen, jedes Gefühl empörenden Gruppe von einander loswinden konnte. — Um den Basiliscus zu bewegen, seinen durch Gesetze der Kirche und des Staates geheiligten Zufluchtsort zu verlassen, hatte Zeno eidlich ihm versprechen lassen, daß er weder enthauptet, noch überhaupt sein oder der Seinigen Blut vergossen werden sollte. So spielen Tyrannen mit Eidschwüren; und Zeno, dessen völlig ertödtetes Gewissen keinen Laut einer ihn anklagenden Stimme mehr hören ließ, freuete sich noch darüber, daß es seiner Verschlagenheit gelungen sey, aus dem Eide, diesem feierlichen Anerkenntniß eines Alles sehenden, Alles erforschenden und vergeltenden Richters, eine verborgene Schlinge des grausamsten und elendesten Betruges gemacht zu haben.

13. Seinem mit Harmaces eidlich eingegangenen Vertrag gemäß, erhob Zeno diesen nun zum obersten Befehlshaber sämmtlicher zur Bewachung des Kaisers und des Palastes bestimmten Truppen, dessen Sohn aber, der ebenfalls Basiliscus hieß und noch in sehr zartem Alter war, zum Cäsar und Nachfolger im Reiche. Mit allen Zeichen seiner neuen Würde geschmückt, saß der Knabe in dem Cirkus bei

den öffentlichen Spielen auf einem Thron neben dem Kaiser, theilte gemeinschaftlich mit diesem nach beendigten Spielen die errungenen Kampfpreise aus und Harmaces glaubte sich nun auf der höchsten Stufe zeitlichen Glückes. Aber Zeno, obschon im Besitze und Genuß aller Früchte des Verraths, haßte dennoch den Verräther, zwar nicht aus Grundsätzen oder moralischem Gefühle, sondern blos deswegen, weil er doch noch nicht dumm genug war, um nicht einzusehen, daß derjenige, welcher schon einmal mit so glänzendem Erfolge die Rolle des Verräthers gespielt, gar wohl, sobald sein Interesse es gebeut, sie auch mit nicht minderer Gewandheit zum zweitenmal spielen würde.

14. Alle dem Harmaces eidlich gemachten Versprechungen hatte Zeno pünktlich erfüllt; ohne sein Gewissen zu beschweren, glaubte er also jetzt füglich ihn ermorden zu dürfen; denn es nicht zu thun, dazu hatte ja, dem Buchstaben nach, sein Eid ihm keine Verbindlichkeit auferlegt. Sobald also die öffentlichen Feste vorüber waren, gab Zeno dem Comes Onulph, einem Mann barbarischer Abkunft, den Befehl, den Harmaces ganz in der Stille und zwar in dem Palaste selbst, aus der Welt zu schaffen. Bettelarm und von Allem entblößt, war dieser Onulph vor einigen Jahren in Constantinopel angekommen. Von niemand gekannt, daher ohne Schutz und Unterstützung, fand er dennoch Mittel sich selbst dem Harmaces vorzustellen. Diesem gefiel das Aeußere des jungen Mannes; er nahm ihn also in seinen Palast unter die Zahl seiner Hausofficianten auf. Bald bemerkte Harmaces, daß es seinem neuen Diener gar nicht an gesundem Menschenverstand, am wenigsten aber an Muth und Entschlossenheit fehle; er näherte ihn daher jetzt seiner Person, überhäufte

ihn mit Wohlthaten, gab ihm eine Officiersstelle in dem kaiserlichen Heere, beförderte ihn bald darauf zu einer Unterfeldherrn-Stelle, durch seinen vielvermögenden Einfluß endlich gar zu der Würde eines Comes und beschenkte ihn endlich, als er sein Haus verlassen mußte, mit einer ganz ungeheuern Summe, um sich ja eine recht glänzende, seinen neuen Verhältnissen angemessene Einrichtung damit anschaffen zu können. — Dieses Ungeheuer des scheuslichsten Undankes übernahm jetzt ganz willig den von dem Tyrannen erhaltenen Mordbefehl. Mit noch einigen andern Spiesgesellen verbarg er sich in einem Gange des Pallastes ganz nahe an der großen Treppe, die zu den kaiserlichen Gemächern führte, und als Harmaces, um dem Kaiser seine Aufwartung zu machen, jene hinaufgehen wollte, rannte er plötzlich auf ihn los, und stieß dem Ueberraschten, ehe er sich noch zur Wehre setzen konnte, das Schwert durch den Leib *).

Gesch. d. R. 3. B. 16. Abschn. §. 4.

*) Man wird sich aus dem vorhergehenden Bande erinnern, daß Odoaker einen Bruder, Namens Onulph hatte, der, als beide Brüder sich trennten, nach Constantinopel ging, um dort sein Glück zu versuchen. Gibbon behauptet, daß der Mörder des Harmaces dieser nämliche Onulph sey. Obschon wir bei den, im Eingange dieses Abschnittes in der Note angeführten Geschichtschreibern nichts gefunden, wodurch diese Behauptung außer allem Zweifel gesetzt würde; so müssen wir doch gestehen, daß sie für uns einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit hat. Schon die Aufmerksamkeit, welche Harmaces gleich im Anfange dem Onulph, von dem jetzt die Rede ist, schenkte, so wie dessen schnelle Beförderung und baldige Erhebung zur Würde eines Comes, deuten darauf hin, daß derselbe kein Barbar ganz gemeiner Abkunft war. An dem Hofe in Constantinopel waren die Scyrren in ihrem letzten Kriege gegen die Gothen ungemein begünstiget worden. Edekon, ein scyrrischer Fürst, stand an der Spitze der Ersten und fand in der entscheidenden Schlacht, welche die Vertilgung und völlige Zerstreuung

12. Gleiches Los war auch schon dem jungen Cäsar bereitet; aber der Kaiserin Ariadne Fürbitte schützte das Leben des harmlosen Knaben; Zeno entsetzte ihn jedoch sogleich der erst vor einigen Tagen ihm ertheilten Cäsars-Würde, ließ ihm den Kopf scheren und ihn zum Lector einer Kirche außerhalb Constantinopels weihen. Dieser Basiliscus ward nachher Bischof von Cyzikus, zeichnete durch gerechten und frommen Wandel sich aus und erfüllte alle Pflichten seines heiligen Amtes mit ungleich größerm Eifer, als es von demjenigen zu erwarten gewesen wäre, dessen ganzer Beruf zum geistlichen Stande anfänglich blos in dem Willen eines Despoten lag.

16. Auch Verina, die zu Zeno's unerwartetem Glückswechsel so thätig mitgewirkt hatte, holte sich ebenfalls aus dessen Händen sehr bald ihren Dank. Er ließ sie nämlich auf Lebenszeit in ein festes Schloß

---

der scyrrischen Nation zur Folge hatte, einen ehrenvollen Tod. Ein Sohn Edekons konnte also immer hoffen, bei irgend Einem der Großen am Hofe von Constantinopel, eine günstige Aufnahme zu finden. Auf diese Art läßt sich alles leicht erklären, warum Harmaces ihn sogleich in sein Haus aufnahm, mit so vieler Auszeichnung behandelte und für dessen weitere Beförderung nicht nur besorgt war, sondern auch mit Fug und Recht es seyn durfte. Uebrigens war auch, aller Wahrscheinlichkeit nach, Odoakers Bruder damals noch in Constantinopel, denn erst, nachdem die Herrschaft des Erstern fest gegründet zu seyn schien, ging er zu ihm nach Italien. Uns, wie wir schon bemerkt haben, scheint die Identität dieser beiden Onulphe außer allem Zweifel. — So schwarz endlich der Undank war, mit welchem Onulph dem Harmaces lohnte; so verabscheuungswürdig war auch die Undankbarkeit, deren sich Harmaces gegen den Basiliscus schuldig gemacht hatte. Jenem ward also blos mit dem nämlichen Maße gemessen, mit welchem er ebenfalls ausgemessen hatte.

einsperren, ohne zu achten auf die Thränen ihrer Tochter, seiner Gemahlin Ariadne. Indessen ist dieß ein kleiner Vorgriff in der Geschichte; denn Verina's Entfernung von dem Hof und ihre Einkerkerung geschahen erst einige Jahre nachher.

17. Um das Volk glauben zu machen, daß eine unsichtbare, schützende Macht über ihm gewaltet, mithin auch noch fernerhin über ihm walten werde, gab Zeno vor, daß die heilige Thecla ihm in Isaurien im Traume erschienen und seine baldige Wiedererlangung der Herrschaft ihm angekündiget habe. Zur Ehre dieser heiligen Jungfrau ließ er also zu Seleucien eine prächtige Kirche bauen. Es sollte ein bleibendes und sprechendes Denkmal werden der Pietät und Dankbarkeit des überhaupt, wie wir schon gesehen, so christlich gesinnten Zeno. Was also immer nur Kunst, Reichthum und Pracht vermochten, wurde bei dem Bau angewandt; so daß wirklich die in Seleucia in Isaurien von Zeno erbaute und nach der heiligen Thecla genannte Kirche, die er übrigens auch noch mit vielen silbernen Gefäßen und andern herrlichen Tempelgaben beschenkte, eine der schönsten und prächtigsten des Morgenlandes ward.

VI.

1. Die Herrschaft des Basiliscus, mithin auch Zeno's Exil hatten nur die kurze Dauer von nicht gar zwei Jahren gehabt. In den ersten Monaten der nun von Letzterm wieder angetretenen Regierung hatte es wirklich das Ansehen, als wenn die Schule der Widerwärtigkeit den sonst so lasterhaften Monarchen gebessert hätte. Durch reiche Geschenke belohnte er die von dem Senat und dem

Volk gezeigte Anhänglichkeit an seine Person, bewies sich gegen jedermann ungemein mild und herablassend und gab verschiedene, sehr weise, theils die allgemeine Ruhe des Reiches sichernde, theils die Lasten des gedrückten Volkes um vieles lindernde Gesetze. Dieser glückliche Anfang erregte die überspanntesten Erwartungen; und da das in seiner Liebe, wie in seinem Hasse leicht gewandte Volk stets nur gar zu gerne glaubt, was es mit heißer Sehnsucht wünscht uud hofft; so geschah es auch jetzt wieder, daß Constantinopels Einwohner dem Zeno für das was sie blos hofften, daß er thun würde, im Voraus schon dankten, in der Extase ihrer stupiden Bewunderung ihm eine Menge Bildsäulen errichteten, in frohen Liedern seine Herrschertugenden besangen und, wenn er in dem Circus erschien, mit ausschweifendem Jubel und den schmeichelhaftesten Begrüßungen ihn empfingen. — Nur gar zu bald, wie wir sehen werden, verschwand abermal dieser schöne Traum täuschender Erwartungen.

Cod. Just. tit. 2. Ann Valer.

2. Zeno zögerte nicht, an den frommen, der morgenländischen Kirchen wegen bisher so ängstlich besorgten Pabst Simplicius zu schreiben, ihm seine Widererlangung der Herrschaft zu melden und zugleich die heiligsten Versicherungen zu geben, daß er, als ein unermüdeter und wachsamer Kämpfer für die Kirche und deren heilige Lehre, nun bald die eutychianische Ketzerei aus seinem ganzen Reiche verbannen, die eingedrungenen Bischöfe von ihren Sitzen entfernen und überhaupt alle Beschlüsse des heiligen Conciliums von Chalcedon aufrecht erhalten werde. In der päbstlichen Antwort auf dieses Schreiben macht Simplicius dem Kaiser die treffliche Bemerkung, daß er vorzügliche Ursache habe,

Conc. t. p. 1079

Simpl. Pa epist. £

sich seines erhaltenen Sieges zu erfreuen, weil dessen Werth hauptsächlich darin bestünde, daß er gerade über denjenigen Feind triumphirt hätte, welcher auch Gottes und dessen heiliger Kirche Feind gewesen wäre. Indem er für das Wohl der Kirche gekämpft, habe er zugleich für sein eigenes Bestes und seinen eigenen Vortheil gestritten. In einigen andern bald darauf erlassenen päbstlichen Schreiben sowohl an den Kaiser als an den Patriarchen Acacius, besteht Simplicius darauf, daß man unter den eingedrungenen Bischöfen, die ärgsten Ruhestörer, die zum Theil selbst Arten von Sektenhäuptern geworden waren, nicht nur ihrer usurpirten Würden entsetzen, sondern um künftigen Unruhen vorzubeugen, sie auch so weit nur immer möglich verbannen müße. Ueber die Anwesenheit so vieler Bischöfe am kaiserlichen Hoflager äußert der Pabst große Unzufriedenheit, er wünscht, daß sie unverzüglich nach Hause zurückkehren möchten. Die leider überall, in größerm oder kleinerm Maß noch herrschende Verwirrung, sagt Simplicius, erheische jetzt mehr als je die Gegenwart der Bischöfe in ihren Kirchen.

3. Alle diese Bischöfe hatten sich, bald nach Zeno's Ankunft in Constantinopel, ebenfalls dahin begeben. Der Zweck ihrer schnellen Reise war, um sowohl den, welchen ein glücklicher Wechsel der Dinge wieder auf den Thron erhoben, als auch den Patriarchen Acacius von ihrer Rechtgläubigkeit und treuen Anhänglichkeit an die Kirche zu versichern; nur aus Furcht vor dem Tyrannen, sagten die Bischöfe, hätten sie im vorigen Jahre das Concilium von Chalcedon und dessen Beschlüsse verdammt, in ihrem Herzen wären sie demselben stets treu geblieben. Doch bei dieser mündlichen

Versicherung, welche schwerlich den Patriarchen noch sonst jemand wird haben täuschen können, ließen es diese unerschrockenen Oberhirten noch nicht bewenden; sondern die nämlichen Bischöfe, welche noch im vorigen Jahre aus Ephesus an den Basiliscus eine Bittschrift gesandt und ihn dringend gebeten hatten, seine Glaubenserklärung ja nicht zurückzunehmen, auch nicht jenen zu glauben, welche ihm vorspiegeln würden, als wenn sie blos aus Menschenfurcht dieselben unterzeichnet hätten; diese nämlichen Bischöfe schickten nun jetzt dem Zeno und Acacius eine Denkschrift, worin sie obige mündlich gegebene Versicherung wiederholten und auf das neue betheuerten, nicht aus innerer Ueberzeugung, sondern blos aus Menschenfurcht dem Concilium von Chalcedon das Anathema gesprochen zu haben. — Bei dieser Wandelbarkeit und völligen Charakterlosigkeit der Bischöfe, wie nothwendig und heilsam war da nicht das gebietende Ansehen eines Oberhauptes der Kirche! Mit welchen quälenden Besorgnissen hätte nicht in dem Morgenlande die Brust eines jeden Katholiken, bei dem Gedanken, erfüllt werden müssen, daß Bischöfe, welche durch Menschenfurcht einen Abfall rechtfertigen zu können glaubten, eben so wohl jetzt als in dem vorigen Jahre Verräther an der Wahrheit geworden seyn könnten. Auf diesen Wogen von Zweifeln und Besorgnissen war aber nun der römische Stuhl ein für sie sicher leitender Stern. Von den frühesten Zeiten an war Gemeinschaft mit der römischen Kirche das unverkennbare Zeichen, das nie trügende Siegel der Rechtgläubigkeit. Ohne also jetzt in die Streitfragen einzugehen, ja selbst ohne das Mindeste davon zu verstehen, konnten dennoch alle Katholiken in dem ganzen Reiche des Zeno wissen, daß ihre Bischöfe im vorigen Jahre, weil von der römischen Kirche getrennt, auf Abwege

Evagr. l. 3. cap. 9.

gerathen, aber jetzt, weil in Gemeinschaft der Lehre mit jener wieder vereint, auf den Weg, der zur Wahrheit und zum Leben führt, zurückgekehrt wären.

4. Zeno eilte, die Dekrete Roms in Vollzug zu setzen. Auf kaiserlichen Befehl ward also dem Aelurus die Kirche von Alexandrien genommen und ihrem rechmäßigen Bischofe Salofaciol wieder zurückgegeben. Aber Peter der Walker in Antiochien, Paul von Ephesus, Nestorius von Tarsus, Cyrus von Hierapolis, Romanus von Chalcedon, Eusebius von Samosata, Julianus von Mopsuesta und Andreas von Theodosiopolis wurden nicht nur ihrer usurpirten Würden entsetzt, sondern auch von ihren Sitzen vertrieben.

5. Auch Aelurus hatte aus Alexandrien verbannt werden sollen; da er aber schon im Greißenalter war und, dem Laufe der Natur nach, sein Tod nicht mehr sehr weit entfernt seyn konnte; so wollte Zeno geschehen lassen, daß er in Alexandrien ruhig das Ende seiner Tage erwarte. Bevor jedoch das kaiserliche Edikt in Alexandrien anlangte, war Aelurus schon nicht mehr unter den Lebenden. Von der Gnade des Kaisers nichts hoffend und erdrückt von der Last der Jahre, wovon keines ihm einen tröstenden oder beruhigenden Rückblick gewährte, hatte Aelurus beschlossen durch Selbstmord sich dem herannahenden Sturm zu entziehen. Um aber ja so zu sterben wie er gelebt hatte und selbst durch seinen Tod noch zu täuschen, verkündigte er, mit der erheuchelten Miene eines von Oben Erleuchteten, seinen Anhängern seinen bevorstehenden Tod. Die Prophezeiung mußte natürlicher Weise in Erfüllung gehen, denn Aelurus nahm Gift und der von ihm bezeichnete Tag ward nun wirklich der Tag seines Todes.

Lib. Brev. c. 16

Ant. Godeau's allg. Kgsch. Till. T. 16. Ac. art. 13.

6. In Antiochien hatte Johannes von Apamea den Peter Walker schon aus dem bischöflichen Amte verdrängt. Beide nannten sich Patriarchen und Bischöfe von Antiochien; aber der eine wie der andere ward jetzt vertrieben und Peter nach Pithionte verbannt. Unterwegs entwischte er der ihn begleitenden Wache, entfloh in ein Kloster und ging bald darauf wieder nach Antiochien zurück. Hier lebte er im Verborgenen, trieb aber seine Werke der Finsterniß immer fort und nahm höchst wahrscheinlich an dem nicht lange darauf von den Eutychianern abermals verübten blutigen Frevel keinen geringen Antheil.

7. Die Leiche des unseligen Aelurus war noch nicht unter der Erde und schon hatten dessen Anhänger sich erfrecht, ihm einen Nachfolger zu wählen. Die saubere Wahl fiel, wie man sich wohl einbilden konnte, auf den Peter Mongus, den treuen Spiesgesellen und Theilnehmer an allen Unthaten des verstorbenen Afterpatriarchen. Erst im vorigen Jahre war er vom Aelurus zum Archidiacon der Kirche von Alexandrien ernannt worden. Von allen Bischöfen Aegyptens wollte jedoch jetzt keiner sich dazu verstehen, dem Mongus die Hände aufzulegen; nur ein schismatischer, von mehrern Concilien schon des heiligen Amtes entsetzter und von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossener Bischof zeigte sich bereitwillig; und so ward nun, nicht am hellen Tage und unter den frommen Wünschen und dem frohen Zuruf einer zahlreichen Versammlung von Gläubigen, sondern in der Mitternachtstunde und blos in Gegenwart einiger Eutychianer die sacrilegische Weihe vollzogen. Die bischöfliche Herrlichkeit des Mongus hatte jedoch nur die kurze Dauer von sechs und dreißig Tagen, gerade so viel Zeit, als nothwendig war, an den Kaiser wie an den Patriarchen nach Constantinopel zu be-

Theoph. Ch[...] p. 86. edit. Paris. p. 10[...]

richten, und die kaiserlichen Verhaltungsbefehle zu erhalten. Die Wahl des Mongus wurde für ungültig erklärt und dem Timotheus Salofaciolus, dem längst schon rechtmäßig gewählten Bischofe, die Leitung der Kirche von Alexandrien wieder übertragen.

8. Das liebreiche und schonungsvolle Benehmen des sanften, weil demüthigen und daher wahrhaft frommen Salofaciolus gewann demselben bald wieder die Herzen aller Alexandriner. Viele aus den verschiedenen eutychianischen Partheien kehrten in den Schoos der Kirche zurück und vereinigten sich in heiliger Kirchengemeinschaft mit ihrem Bischof. Die Anzahl derjenigen, welche davon getrennt blieben, war indessen doch ebenfalls nicht klein; aber dem ungeachtet waren auch diese voll Ehrfurcht gegen den Bischof und es geschah nicht selten, daß wenn Salofaciol sich auf der Straße zeigte, die Schismatiker, denen er begegnete, ihm laut zuriefen: „Obschon wir nicht von deiner Kirchengemeinschaft seyn wollen, ehren und lieben wir dich doch alle von Herzen.“ — Die Nachsicht und Milde des Timotheus gingen so weit, daß man ihm sogar Vorwürfe darüber machte. Viele Katholiken, selbst der Kaiser, ermahnten ihn zu größerer Strenge; aber alles war umsonst, und Salofaciolus folgte hierin stets dem schönen Zug seines liebevollen, gegen jede strenge Masregel sich sträubenden Herzens.

Lib. 6. 16.

9. Da Acacius wußte, wie sehr der Pabst Simplicius über den zerrissenen Zustand der Kirche von Alexandrien trauerte; so eilte er jetzt den heiligen Vater zu trösten und ihn sowohl von der Wiederherstellung des Timotheus auf dem Patriarchenstuhl von Aegypten, als auch von allen übri-

gen, die morgenländischen Kirchen betreffenden, glücklichen Veränderungen in Kenntniß zu setzen. Bei dieser Gelegenheit schrieb nun Acacius jenen nachher so merkwürdig gewordenen Brief, in welchem er das scheuslichste Gemälde von dem Mongus entwirft, denselben als einen Ketzer, einen Sohn der Finsterniß und des Verderbens, als einen Eingedrungenen, der gewaltsam in das Heiligthum eingebrochen wäre, und als einen verabscheuungswürdigen Ehebrecher darstellt *). — Als einige Jahre nachher, wie wir sehen werden, Acacius sich ebenfalls gegen die Kirche empörte, war es eben dieser Brief, durch welchen der übermüthig gewordene Prälat sich selbst das Urtheil seiner Verdammung sprach. — Auch in Rom ward jetzt dem Peter Mongus, und wie es das Ansehen hat, in einem Concilium, von dem Pabst das Verdammungsurtheil gesprochen.

Lib. c. 17.

10. Nach der Entsetzung Peters des Walkers und Johannes von Apamea, ward ein gewisser Stephanus, ein rechtgläubiger und sehr frommer Priester der Kirche von Antiochien, zum Patriarchen gewählt. Aber die Eutychianer ließen den rechtgläubigen Bischof nicht lange in Ruhe; sie trieben die Unverschämtheit so weit, daß sie ihn sogar

*) Das Wort Ehebrecher ist hier nicht in dem buchstäblichen Sinne zu verstehen. — Nach dem so trost- und liebevollen Bilde, in welchem Jesus als der Gemahl seiner Kirche dargestellt wird, pflegte man jeden Bischof als den Gemahl der ihm anvertrauten Kirche zu betrachten. Da nun Mongus den Bischof Salofaciolus, den rechtmäßigen Gemahl der Kirche von Alexandrien vertrieben und dieser sich gewaltsam bemächtiget hatte; so nannte ihn Acacius den Räuber der Braut eines Andern und in diesem Sinne einen Ehebrecher.

bei dem Kaiser als einen Nestorianer anzuklagen sich erfrechten. Ein zu Laodicea diesfalls versammeltes Concilium erkannte jedoch leicht den Ungrund dieser Anklage und sprach daher den ehrwürdigen Bischof von jeder gegen ihn erhobenen Beschuldigung frei. Jetzt wurden die Eutychianer nur noch erbitterter; die Wüthendsten rotteten sich zusammen, erregten einen Aufruhr, drangen gewaffnet in die Kirche, wo der Bischof sich gerade befand, und ermordeten ihn am Fuße des Altars mit Rohrstäben, die gleich Lanzen zugespitzt waren. Der entseelte Körper ward von dem wüthenden Haufen durch die Straßen der Stadt geschleppt und hierauf in den Orontes geworfen. Stephanus hatte kaum ein volles Jahr das heilige Amt verwaltet; aber die Kirche hat ihm die Krone der Märtyrer zuerkannt und verehrt jährlich sein Andenken am 25. April.

11. Ueber den an dem heiligen Stephanus verübten Mord ward Zeno, wie billig, auf das höchste entrüstet; er befahl, daß die Mörder durch die schmerzhaftesten Todesstrafen den begangenen Frevel büßen sollten. Wahrscheinlich geschah dieses durch den Einfluß des, in geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten, alles über den Kaiser vermögenden Acacius. Aber wie ganz anders dachte hierüber nicht der große und liebenswürdige heilige Augustinus, der bei einer ähnlichen Gelegenheit das schöne und nicht genug zu beachtende Bekenntniß ablegte, daß er stets bereit sey, alles zu thun und alles zu dulden und zu leiden, um ja zu verhindern, daß das Blut der Märtyrer mit jenem ihrer Mörder vermischt würde.

12. Die Antiochener schickten Abgeordnete nach

Constantinopel, theils um den Kaiser, der jenes Frevels wegen der Stadt zürnte, zu söhnen, theils auch um zu bitten, daß der Nachfolger des Stephanus nicht in Antiochien, sondern in Constantinopel möchte gewählt und geweihet werden. Die Sektirer, sagten sie, würden die Wahl stören, die Freiheit der Wählenden gefährden; auch wäre mit Grund vorauszusetzen, daß ein Bischof, unter den Augen und mit der unmittelbaren Zustimmung des Kaisers gewählt und von dem Patriarchen in Constantinopel geweihet, den Schismatikern ungleich größere Ehrfurcht einflößen, desto leichter daher ihre Frechheit zügeln, und ihren Anmaßungen die nöthigen Schranken setzen würde. Dem Acacius war die Bitte der Antiochener nicht unwillkommen. Dem Scheine nach äußerte er zwar große Bedenklichkeiten, wußte aber ins Geheim den Kaiser zu bereden, den antiochenischen Abgeordneten ihre Bitte zu gewähren. Auf Begehren des Kaisers, wie Acacius sich in seinem Schreiben an den Pabst ausdrückt, ward also ein gewisser Stephanus in Constantinopel zum Patriarchen von Antiochien geweihet. In Ansehung des Neugewählten war die Wahl vortrefflich, denn Stephanus, welchen man, um ihn von dem vorigen zu unterscheiden, Stephanus den jüngern nannte, war ein seines heiligen Vorgängers vollkommen würdiger, durch Frömmigkeit und Reinheit der Lehre ausgezeichneter Priester. Aber demungeachtet war diese Wahl eine offenbare Verletzung der Canons und Satzungen der Kirche. Zeno und Acacius wendeten sich daher nach Rom, stellten dem Pabst die dringenden Umstände vor, welche sie zu diesem Verfahren vermocht hätten und baten ihn, die getroffene Wahl zu genehmigen. Simplicius trug kein Bedenken, den Bitten des Kaisers und seines Patriarchen zu will-

Simpl. epist. 14.

fahren, bemerkte jedoch in seinem Schreiben an Zeno und an Acacius, daß, wenn man seinen oft wiederholten Rath befolgt und die ärgsten Ruhestörer und Partheihäupter verbannt hätte, der Kaiser sich nun nicht in die traurige Nothwendigkeit versetzt gefunden haben würde, solche und ähnliche Greuelthaten zu bestrafen. Das päbstliche Schreiben ist vom 22. Junius 479.

13. In dem nämlichen Jahre starb auch Anastasius, Patriarch von Jerusalem. Zum Nachfolger des Verstorbenen ward Martyrius gewählt. Er war aus Cappadocien gebürtig und hatte seine frühern Jahre unter den Einsiedlern von Nitrien verlebt. Die Ermordung des heiligen Proterius bewog ihn, in Gesellschaft eines gewissen Elias aus Arabien, Aegypten zu verlassen. Der weit verbreitete Ruf der Heiligkeit des großen Euthymius zog beide nach Palästina; sie gingen zu dem Heiligen und fleheten um Aufnahme unter seine Schüler. Um was sie baten, ward ihnen gewährt, und der heilige Euthymius, welcher die Gabe der Weissagung in hohem Maße erhalten hatte, sagte damals schon voraus, daß Beide, jeder zu seiner Zeit, auf den Patriarchen-Stuhl von Jerusalem würden erhoben werden. Martyrius wie Elias wurden von dem heiligen Euthymius nicht nur mit vorzüglicher Liebe, sondern selbst mit Auszeichnung behandelt; denn so oft er sich in die Wüste Ruban zurückzog *), waren sie und der heilige Gerasimus stets

Tit. S. Euthym. ap. Boll. 20. Jan.

*) Dieses geschah jedes Jahr während der Fastenzeit. Sechs Wochen, blos heiligen Betrachtungen und den strengsten Bußübungen geweihet, brachte der Heilige in einer der ödesten Wüsten Judäa's zu und kam erst am Vorabend des Palmsonntags in seiner Laure wieder an.

seine Begleiter. Nach dem Tode des heiligen Euthymius nahm der Patriarch Anastasius Beide zu sich nach Jerusalem, ertheilte ihnen die Priesterweihe und ordnete sie der an der Kirche zum heiligen Grabe angestellten Geistlichkeit bei.

14. Die Spaltungen in der Mutter-Kirche der Christenheit lagen dem neu gewählten Patriarchen ungemein am Herzen. Auf Mittel sinnend, eine baldige Vereinigung zu bewirken, glaubte er der Unterstützung des Kaisers und des Patriarchen Acacius zu bedürfen. An Beide schrieb er also sehr weitläufige Briefe und sandte damit den Fidus, einen Diacon seiner Kirche, nach Constantinopel. Zu Joppe schiffte Fidus sich ein; aber schon in der folgenden Nacht erhob sich ein fürchterlicher Sturm; das Schiff ward an eine Klippe geworfen und ging zu Grund. Glücklicher Weise hatte Fidus einen Schiffsbalken erwischt, mittelst dessen er sich ober den Wellen erhielt; aber schon fingen seine Kräfte an zu schwinden, als er in einem kurzen, aber vertrauungsvollen Gebet sich an den heiligen Euthymius wendete. Der fromme Diacon fand Gnade vor Gott. Ruhig auf den brausenden Wogen einherwandelnd, erschien ihm der heilige Euthymius. „Deine Reise," sagte der Heilige zu Fidus, „ist Gott mißfällig und wird der Kirche von Jerusalem wenig fruchten; kehre also wieder zurück zu dem, der dich gesandt hat und sage ihm in meinem Namen, daß er wegen der in seiner Kirche herrschenden Spaltung unbesorgt seyn soll; ohne sein Zuthun würde während seiner Amtsführung eine vollkommene Vereinigung von selbst zu Stande kommen. Was dich aber, Fidus! betrifft; so mußt du dich nach meiner Laure verfügen und dafür sorgen, daß sie in ein Kloster verwandelt werde." Der

Heilige warf hierauf seinen Mantel über den Fidus und dieser fand sich plötzlich und ohne zu wissen, wie ihm geschehen war, auf dem festen Lande und gleich hierauf in seiner Wohnung zu Jerusalem.

Vit. St. Euth.

15. Mit gewissenhafter Treue erzählte Fidus seinem Patriarchen alle Umstände der Erscheinung, der er war gewürdiget worden. Martyrius erinnerte sich jetzt dessen, was Euthymius, als er noch am Leben war, in prophetischem Geiste ihm schon gesagt hatte, beruhigte sich also wegen des Schicksals der Schismatiker und versprach dem Fidus, bei der Erbauung des Klosters, alle nur mögliche Unterstützung. Unter der Leitung und Aufsicht des Diacons ward nun sogleich Hand an das Werk gelegt. Die alte Kirche ward in das neue Klostergebäude gezogen und in ein Refektorium verwandelt; aber dafür eine neue ungleich geräumigere Kirche erbaut. Der ganze Bau dauerte einige Jahre und erst am 7. Mai 484, mithin 12 Jahre nach dem Tode des heiligen Euthymius ward die Kirche von dem Patriarchen in Jerusalem geweihet.

16. Einige Jahre darauf ging auch die Vorhersagung des heiligen Euthymius in Erfüllung. Der Abt Marcianus war das Oberhaupt der schismatischen Mönche in Palästina. Auf einmal und wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, versammelte er sie alle in seinem Kloster zu Bethlehem. „Wie lange, meine Brüder und Väter, sagte er zu ihnen, „wollen wir noch von der Kirche getrennt bleiben, und zwar, indem wir blos unserer eigenen, vermeintlich bessern Einsicht folgen und nichts weniger als bestimmt wissen, daß wir auf wahrer, Gott gefälliger Bahn einherwandeln. Folgen wir jetzt dem Beispiel der Apostel und werfen das Loos über

uns und die Bischöfe; fällt dasselbe auf unsere Seite, so bleiben wir wie wir sind; entscheidet es aber für die Bischöfe; so lasset uns, ohne zu zögern, wieder zu ihrer Kirchengemeinschaft zurückkehren." — Der Vorschlag ward einstimmig angenommen und das Loos geworfen. Es entschied für die Bischöfe und, ohne irgend einer Einrede Gehör zu geben, ordneten die Mönche sogleich Einige aus ihrer Mitte an den Patriarchen mit der Bitte, sie sämmtlich wieder in seine Kirchengemeinschaft aufzunehmen.

17. Es bedarf hier wohl keiner Erinnerung, daß, an sich betrachtet, der Vorschlag des Marcianus, weil an Vermessenheit grenzend, auch im höchsten Grade tadelnswerth war. Das göttliche Gesetz sagt: Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen wollen. Aber der Herzenskundige sah vielleicht hier Herzen voll Einfalt und Lauterkeit, die blos aus Unwissenheit und zwar aus einer unverschuldeten Unwissenheit, in die Schlingen des Verführers und in Labyrinthe verwirrender Zweifel gerathen waren. Zudem führen auch die von dem damals schon verherrlichten, des Anschauens Gottes sich erfreuenden und mithin in Gott Alles erschauenden, heiligen Euthymius gesprochenen Worte, daß nämlich die Vereinigung ohne alle Mitwirkung des Patriarchen, sich plötzlich und von selbst machen werde, auf die sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß Marcianus jenen Vorschlag nicht ohne höhere Eingebung werde gemacht haben. Aber auch in diesem Falle ist es blos von der Regel eine Ausnahme, die daher uns nie zur Richtschnur dienen kann, nie dazu dienen darf. Uebrigens gibt es der Wege Gottes und seiner Erbarmungen unendlich viele, und sind diese uns auch oft unverständlich und unergründlich; so erinnern wir uns dabei der Worte des gekrönten, von dem Geiste

Gottes erleuchteten Sängers: „Judicia Dei justificata in semetipsa."

18. Mit offenen Armen wurden die Mönche, deren Herzen Gott so wunderbar gewandt hatte, von dem Patriarchen Martyrius aufgenommen. Ein Dank- und Freudenfest ward gefeiert. Die Vereinigung war vollkommen; nur zwei Aebte beharrten bei dem Schisma, nämlich Gerontius und Romanus; der Erstere, den Lesern schon als ein unruhiger verwegener Kopf bekannt, stand den von der heiligen Melania gestifteten Klöstern vor und der Andere war Abt der Mönche von Thecua. Da ihr Dünkel unheilbar war; so ward ihnen die Leitung ihrer Klöster genommen, sie selbst aber wurden bald darauf, weil Streit und Zanksucht mit dem klösterlichen Frieden unvereinbar sind, fortgejagt und aus der Provinz verwiesen. Nach einem von jetzt an herumirrenden, schmachvollen Leben nahmen beide ein höchst trauriges Ende.

19. Nach einer kurzen, aber gesegneten Amtsführung von ungefähr drei Jahren starb in Antiochien der Bischof Stephanus der jüngere. Entweder daß die Unruhen, welche in dem Jahre 479 das Unregelmäßige in der Wahl des zweiten Stephanus rechtfertigen konnten, auch in dem Jahre 482 noch fortwährten, oder daß der Stolz des Acacius sich durch solche Eingriffe in die Rechte der syrischen Bischöfe geschmeichelt fühlte; kurz der Patriarch von Constantinopel weihete abermals den, als Geschäftsträger des verstorbenen Stephanus, damals gerade an dem Hoflager sich aufhaltenden Calandion zum Bischof von Antiochien. Aber auch die orientalischen Bischöfe waren indessen, bald nach dem Tode des Stephanus zusammengetreten und

hatten, unkundig der schon in Constantinopel getroffenen Wahl, einen gewissen Johannes zu ihrem Patriarchen gewählt *). Diese doppelte Wahl hatte jedoch keine unangenehme Folgen. Calandion eilte nach Antiochien, versammelte ein ziemlich zahlreiches Concilium syrischer Bischöfe und ward auf demselben einstimmig als rechtmäßig gewählter Bischof von Antiochien erkannt. Um den Johannes zu entschädigen, ward er auf den, ungefähr um die nämliche Zeit oder bald darauf erledigten bischöflichen Stuhl von Tyrus erhoben. Hindernisse, deren Natur man nicht kennt, waren Ursache, daß Calandion seine Wahl nicht sogleich nach Rom berichtete; er that es aber sobald es thunlich war und der Bischof Anastasius reis'te über Constantinopel nach Rom, um dem Pabste das Schreiben des Calandion und der von demselben in einem Concilium versammel-

*) In Beziehung auf die Wahl des Calandions sind wir der Erzählung des Theophanes gefolgt; aber blos deswegen, weil alle neuern Kirchen-Geschichtschreiber derselben gefolgt sind. Indessen müssen wir gestehen, daß das Zeugniß des Theophanes in dem, was die Ordination des Calandions betrifft, nicht von sehr großem Gewicht seyn kann, indem derselbe sich schon darin offenbar irret, daß er die Person des jüngern Stephanus mit jener des Aeltern verwechselt. Die Stelle in Candidus, welche sich hierauf bezieht, läßt einen ganz andern Sinn zu; Candidus sagt: Misit Zeno imperator Calandionem, ut Antiochenae sedis episcopus sacraretur. Sehr füglich lassen sich diese Worte dahin deuten, daß Calandion denen in Antiochien zur Wahl eines neuen Bischofes wahrscheinlich schon versammelten Bischöfen von dem Kaiser blos sey empfohlen worden. Aber eine solche kaiserliche Empfehlung, bei welcher man noch überdieß den Einfluß des in allen kirchlichen Angelegenheiten des Orients ohnehin schon übermächtigen Acacius nicht verkennen konnte, war, besonders für die damaligen morgenländi-

ten Bischöfe, so wie auch des Acacius, welcher, wie es scheint, wegen der Wahl des Calandion ebenfalls an den Pa[illegible] zu schreiben für gut fand, zu übergeben. Simpliciu[illegible]genehmigte die ihm von Calandion, wegen verzögerter Meldung, gemachte Entschuldigung, beantwortete dessen Synodalschreiben, nahm ihn mithin in seine Kirchengemeinschaft auf und bestätigte auch dessen Wahl in einem besondern unter dem 15. Julius 482, an Acacius erlassenen Schreiben.

Simpl. P. epist. 16.

VII.

1. Hatte Kaisers Leo des Ersten Klugheit das Reich gegen die wiederholten Angriffe der immer mächtiger werdenden Ostgothen kaum zu schützen vermocht; so vermochte dieses jetzt noch ungleich weniger der

---

schen Bischöfe, so gut wie ein Befehl, welchem nicht zu gehorchen keiner den Muth gehabt hätte. Theophanes scheint also auch hierin in so weit geirret zu haben, daß er dem Kaiser und dem Patriarchen unmittelbar zuschrieb, was sie doch blos mittelbar und ohne, wenigstens dem äußern Scheine nach, die Canons verletzt zu haben, erwirkt hatten. Diese Erklärung hat deswegen für uns eine größere Wahrscheinlichkeit, weil sonst nicht wohl zu begreifen wäre, warum der Pabst Simplicius, der über das Verfassungswidrige in der Wahl des jüngern Stephanus, obschon er sie bestätigte, doch so ängstlich klagte und in seinen sowohl an Zeno als Acacius diesfalls erlassenen Schreiben, es gleichsam zu einer Bedingung seiner ertheilten Bestätigung machte, daß eine solche den Canons zuwiderlaufende Ordination, welche die dringendsten Zeitumstände kaum rechtfertigen könnten, in der Zukunft durchaus nicht mehr statt haben sollte, nun in seinem die Wahl des Calandion bestätigenden Schreiben an Acacius, dieser abermaligen Verletzung der Canons auch nicht einmal mit einer Sylbe erwähnt hätte.

rufloſe Name eines Zeno; und beinahe ununterbrochene Kriege mit den Gothen, welche die europäiſchen Provinzen des Morgenlandes eben ſo ſehr verödeten, als die kurz dauernden, aber ſtets ſehr theuer erkauften Friedensverträge die kaiſerliche Schatzkammer in Conſtantinopel leerten, füllen den größten Theil der ganzen Regierungsgeſchichte des Zeno.

2. Die Oſtgothen waren damals noch in zwei Hauptſtämme getheilt. Sie wohnten größtentheils in Pannonien und Kleinſcythien; hatten aber militäriſche Standquartiere in Thracien, Möſien und Illyrien. Unter beiden Stämmen ein gewiſſes Gleichgewicht zu erhalten, die unter ihnen herrſchende Eiferſucht ſtets zu nähren, ja wo möglich noch mehr zu entflammen und abwechſelnd mit der Hülfe des einen den andern zu unterdrücken: dieß war ſeit Leo I. die Politik des byzantiniſchen Hofes.

3. Von den beiden mit einander verwandten Volksſtämmen ward der eine jetzt beherrſcht von Triarius Sohn Theodorich, mit dem Beinamen der Schielende; der andere von Theodomirs zwei und zwanzig jährigem Sohne Theodorich, dem vierzehnten in gerader Linie aus dem uralten gothiſchen Königsgeſchlechte der Amaler. Da die Vorſehung dieſen Prinzen bald nachher auf einen ſeiner großen Anlagen würdigern Schauplatz führte und er ſelbſt als Beherrſcher Italiens unter dem Namen Theodorichs des Großen, durch die Weisheit ſeiner Regierung die größten römiſchen Cäſaren übertraf; ſo wird es dem Leſer nicht unwillkommen ſeyn, wenn wir ihn hier auch mit der Geſchichte der frühern Jahre dieſes Helden bekannt machen *).

*) Die vorzüglichſten hiſtoriſchen Quellen ſind Procopius, Marcellinus, Jornandes, Enodius, das Fragment eines

4. Zwei Jahre nach Attilas Tod ward Theodorich geboren, und zwar an dem nämlichen Tage, an welchem sein Oheim Valamir in einer mörderischen Schlacht die letzten Anstrengungen der Hunnen besiegte und die Unabhängigkeit der Gothen auf immer befestigte. Bis dahin hatte Theodomir noch keinen männlichen Erben gehabt. Theodorich war sein Erstgeborner und dessen Mutter Erelieva, die geliebteste seiner Beischläferinen *).

5. Schon in seinem frühesten Knabenalter ward Theodorich, zu Folge eines zwischen seinem Vater und Kaiser Leo geschlossenen Vertrages, als Geisel nach Constantinopel gesandt. Seine schönen und dabei geistvollen Gesichtszüge, verbunden mit einem edlen schlanken Körperwuchs und einer bei jeder Gelegenheit sich kund thuenden ungemeinen Lebhaftigkeit des Verstandes gewannen ihm bald das Herz des Kaisers und des ganzen Hofes. Leo liebte ihn, wie seinen Sohn, behandelte ihn stets mit der größten Auszeichnung und gab ihm eine seiner hohen Geburt vollkommen entsprechende Erziehung. In allen Künsten und Wissenschaften ward er sorgfältig unterrichtet und die größten Meister damaliger Zeit, Scholastiker, Sophisten, Redner und Dichter waren die Lehrer des gothischen Prinzen. Aber nur in

---

Anonymus bei Valesius und endlich die kostbaren Bruchstücke aus Candidus und Malchus, die, obschon einigemal von Photius nicht richtig geordnet, uns abermal, wie schon früher, den Verlust dieser beiden historischen Werke schmerzhaft empfinden lassen.

*) Der Name von Theodorichs Mutter wird, wie so viele andere Namen, von den Geschichtschreibern sehr verschieden geschrieben. Erelieva, Arilerva, Acileva.

kriegerischen Uebungen machte der junge Theodorich überraschende Fortschritte; in allem Uebrigen brachte er seine Lehrer zur Verzweifelung. — Die schönen Künste und Wissenschaften, blos als holde Gefährtinnen des menschlichen Lebens betrachtet, veredeln alle Gefühle und Empfindungen und geben dem Geiste einen eigenen höhern Schwung; betrachtet und behandelt man sie aber als den einzigen oder auch nur als den Hauptzweck des Lebens, so erschlaffen sie nach und nach alle männliche Kraft, entnerven den Körper und wiegen den Geist in süße aber realitätslose, verderbliche Träume ein. Diesen Unterschied wußte der junge Amale jetzt noch nicht zu machen. Er sah blos den in Ueppigkeit versunkenen byzantinischen Hof, die zahllose Schaar verweichlichter Höflinge und, bei täuschendem äußern Schimmer, die den Gothen nicht unbekannte, innere Schwäche des Reiches. Das Eine wie das Andere hielt er für Folgen der griechischen Cultur. Alles Lernen war ihm daher zuwider und er verachtete griechische Kunst und Wissenschaft als eine dem künftigen Könige eines kriegerischen Volkes ungeziemende Tändelei. Als Beherrscher civilisirter Völker mag es ihn nachher, obwohl zu späte gereuet haben; aber dem ungeachtet lernte er in seinem ganzen Leben nicht seinen Namen schreiben und wo es seiner Unterschrift bedurfte, nahm der Schöpfer und Gesetzgeber des neuen ostgothischen Reiches, der gefürchtete, aber wegen seiner Weisheit überall gefeierte Schiedsrichter des gesammten Abendlandes, seine Zuflucht zu einer goldenen, nach den Buchstaben seines Namens ausgeschnittenen Platte, deren Zwischenräume er dann blos mit der Feder ausfüllte.

6. Von dem Kaiser mit Geschenken und Lieb-

kosungen überhäuft, ward Theodorich in seinem achtzehnten Jahre den Wünschen und oft erneuerten Bitten seines Vaters wieder geschenkt. Theodomir stand jetzt in dem besten Vernehmen mit dem Hofe von Constantinopel. Als daher die Nachricht einlief, daß Babai, König der Sarmatier, einen römischen Feldherrn, Namens Camundus geschlagen und sich der Stadt Singidunum in Obermösien bemächtiget habe, zog der edle, dankbare Theodorich sogleich eine zahlreiche Schaar kühner Abentheurer zusammen, verließ selbst ohne Wissen seines Vaters, bei nächtlicher Weile, das Lager, ging über die Donau, überfiel den Babai und erschlug ihn und den größten Theil seines Heeres in einem entscheidenden Treffen. Mit den Waffen des getödteten Sarmaten-Königs, als den Zeichen seines Sieges, kam Theodorich wieder zu seinem Vater zurück; und die Gothen, welche den königlichen Jüngling bis jetzt blos seiner Stärke und körperlichen Wohlgestalt wegen bewundert hatten, erblickten in ihm nun auch einen künftigen, des edeln Geschlechts der Amalen würdigen Helden. Die Stadt Singidunum wurde bei dieser Gelegenheit von Theodorich ebenfalls erobert, jedoch von Theodomir den Römern nicht wieder zurückgestellt.

7. In unaufhörlichem, obschon oft unterbrochenem Kampfe mit dem Sohne des Triarius und dessen Gothen verflochten, hatte Leo sich alle Mühe gegeben, die Freundschaft und das Zutrauen des Theodomirs und seines hochherzigen Volkes zu gewinnen. Bis jetzt war ihm dieses vollkommen gelungen. Aber der Ackerbau ward von diesen Gothen völlig vernachlässiget; die Lebensmittel und Geschenke, welche der Kaiser ihnen schickte, waren jedesmal bald aufgezehrt, und der immer mehr zunehmende Mangel an Nahrung

und Kleidung versetzte sie endlich in die größte Noth. Bald gab das drückende Gefühl des Bedürfnisses der Rückerinnerung an die empfangenen Wohlthaten keinen Raum mehr, und es ward einmüthig beschlossen, Panonnien zu verlassen und in dem Raube der gesegnetern morgenländischen Provinzen sich neue Mittel der Subsistenz und des Wohlstandes zu verschaffen.

8. In zwei Heerhaufen getheilt, der eine von Theodomir selbst, der andere von Theodorich geführt, drangen die Gothen in Illyrien ein, bemächtigten sich der Städte Naissus, Ulpiana, Heraclea und Larissa und unternahmen hierauf selbst die Belagerung von Thessalonich. Auch die Hauptstadt Macedoniens würde in die Hände der Gothen gefallen seyn, wenn nicht Clarianus, römischer Befehlshaber in Thessalonich, durch große Geschenke den Theodomir zum Rückzug bewogen hätte. Mit dieser Belagerung hatte aber auch der ganze Krieg ein Ende; denn es kam bald darauf zwischen den Römern und den Gothen des Theodomirs ein neuer Vertrag zu Stande, welchem zu Folge dem Letztern, nebst einem erhöheten Jahrgeld und jährigen Lieferungen an Getreide, auch noch einige Länderdistrikte und unter andern die sehr ansehnliche Stadt Berröa abgetreten wurden. Bald darauf starb Kaiser Leo, Theodomir einige Wochen nachher und Theodorich war in der schönsten Blüthe seines Lebens König der Ostgothen.

9. Zeno war ungemein erfreuet, als er die Nachricht von Theodomirs Tode und der Thronbesteigung seines Freundes Theodorichs erfuhr. Als Prinz hatte der junge Fürst den Römern schon mehrere Beweise seiner Freundschaft und Anhänglichkeit gegeben; die Aufhebung der Belagerung von Thessalonich hatte man vorzüglich seinem, den Römern günstigen Ein-

flusse zu danken; auch hatte er während seines zehnjährigen Aufenthaltes in Constantinopel von dem Zeno vorzügliche Beweise von Freundschaft und Zuneigung erhalten.

10. Diese freundlichen, einen dauerhaften Frieden zwischen beiden Nationen verbürgenden Verhältnisse zu erneuern, ließ Zeno dem neuen Gothenkönig zu seiner Gelangung zur Herrschaft Glück wünschen und, unter den schmeichelhaftesten Zusicherungen, an den Hof von Constantinopel einladen. Theodorich nahm die Einladung an, und nun wußte Zeno nicht, mit welchen Gunstbezeigungen er seinen vornehmen Gast überhäufen, welche Merkmale von hoher Achtung und welche Beweise von Zutrauen und Liebe er ihm geben sollte. Er erhob ihn zur Würde eines Patriciers, erklärte ihn zum Consul für das folgende Jahr, ernannte ihn zum obersten Befehlshaber der kaiserlichen Haustruppen, ließ ihm Bildsäulen vor dem kaiserlichen Pallast in Constantinopel errichten und adoptirte ihn endlich gar zu seinem Waffen-Sohn. Von dieser Art von Adoption, welche vorzüglich den Ritterzeiten des Mittelalters angehört, finden wir hier die erste und früheste Spur; in der Verfassung, den Sitten und der Denkart der Römer lag sie nicht; sie ist offenbar deutschen Ursprungs, und ihre Grundzüge, wie jene aller nachherigen europäischen Institutionen, wovon sehr viele, obschon nur unter andern Formen und großen Modificationen, sich selbst bis auf unsere Tage erhalten haben, finden wir, wie auch Montesquieu sagt, größtentheils schon in den germanischen Wäldern. Diese Adoption gab indessen kein Recht zur Erbfolge; aber es entstand dadurch zwischen beiden ein Verhältniß, welches für eben so heilig und unverletzbar gehalten ward, als selbst die Bande der Natur. Der Adoptirende schickte

demjenigen, den er zu seinem Waffen-Sohn annehmen wollte, einige Pferde nebst einer vollen Rüstung und erklärte ihn hierauf, sowohl in Gegenwart des beiderseitigen Gefolges als auch durch offene Briefe, zu seinem Waffen-Sohn. Jeder Theil war nun verpflichtet, dem Andern in seinen Kriegen und Fehden nach allen Kräften beizustehen, jeden Kampf, jede Gefahr, jeden Wechsel des Kriegsglückes mit ihm zu theilen. — Eine solche Institution, wie man von selbst fühlen wird, kann nur bei einem zwar noch etwas rohen, aber für edlere Gefühle desto empfänglichern und die Ehre über alles schätzenden Volke ihrem Zwecke entsprechen; bei dem schwachen, längst schon an eine arglistige, im Finstern schleichende Politik gewöhnten byzantinischen Hofe war es nichts, als eine leere Zeremonie.

11. Ungeachtet aller gegebenen und erhaltenen Beweise von Zutrauen öffnete also dennoch Zeno bald wieder sein Ohr den verläumderischen Eingebungen der Feinde des jungen Theodorichs. Triarius Sohn, eifersüchtig auf den Glanz, der den jungen Amaler an dem Kaiserhofe umgab, und im höchsten Grade aufgebracht, daß man jenem die Feldherrnstelle gegeben, auf welche er seit seinem letzten mit Leo geschlossenen Vertrag ungleich größere Ansprüche zu haben glaubte, suchte nun, durch seine Emissäre und geheimen Anhänger, den Zeno durch die giftigsten Vorstellungen gegen seinen Gast mißtrauisch zu machen. Gefühl selbsteigener Ohnmacht, Furchtsamkeit und Argwohn halten überall und immer gleichen Schritt, und hat Argwohn sich einmal eines Monarchen, und besonders eines feigen Monarchen bemächtiget; dann ist es ein leichtes, ihm selbst seinen ergebensten Diener, seinen treuesten Freund unter dem Bilde eines Verräthers zu zeigen. Ent-

weder daß nun Theodorich die Sinnesänderung des Kaisers bemerkte, oder daß dieser ihm schon eine bedeutende Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hatte; kurz Theodorich verließ ganz unvermuthet und viel früher als er gesonnen gewesen war, den Hof von Constantinopel und ging wieder zu seinen Gothen nach Pannonien zurück.

12. Aber demungeachtet war Theodorich entschlossen, die als Gastfreund und Waffen-Sohn einmal eingegangenen Verbindlichkeiten mit gewissenhafter Treue zu erfüllen. Sobald er also von der durch Basiliscus bewirkten Thronrevolution und der Flucht des Zeno Nachricht erhalten hatte, war er sogleich bereit, entweder seinem kaiserlichen Freunde wieder den Thron zu verschaffen, oder doch wenigstens den Thronräuber für seinen Raub zu bestrafen. Indessen hatte aber Theodorich der Schielende sich für Basiliscus erklärt, und Theodorich der Amale mußte nun voraussehen, daß er nicht nur die gesammte Macht des Morgenlandes, sondern auch die stammverwandten triarischen Gothen würde zu bekämpfen haben. Ein solcher Krieg erforderte große Vorbereitung und diese eine geraume Zeit. Als die Zurüstungen beendiget waren, verließ Theodorich mit dem Heere seine Standquartiere in Pannonien, und da ihm Kunde geworden war, daß Zeno selbst an der Spitze eines Heeres sich Constantinopel nähere, so eilte er, sich mit dem kaiserlichen Heere zu vereinigen; bevor er jedoch ankommen und diese Vereinigung bewerkstelligen konnte, war Zeno, durch die Verrätherei des Harmaces, schon Meister von Constantinopel und zugleich auch von der Person seines Gegners.

13. Das ganze morgenländische Reich und alle

Vasallen desselben erkannten nun Zeno wieder für ihren rechtmäßigen Herrn; nur Theoderich, des Triarius Sohn, blieb noch unter den Waffen, fest entschlossen, die Anerkennung Zeno's und einen neuen Frieden mit den Römern sich wieder so theuer als möglich bezahlen zu lassen. Er fiel also gleich in dem folgenden Jahre nach der Restauration des Zeno (478) mit seinen Gothen in Thracien ein, verheerte Alles mit Feuer und Schwert und näherte sich bis auf 2 Meilen der Hauptstadt des Reiches. Wie es scheint, hatte man in und um Constantinopel kein Heer, welches so stark gewesen wäre, daß man es den Gothen hätte entgegenschicken können. In dieser Verlegenheit nahm Zeno zu den Künsten seiner uns schon bekannten Politik wieder seine Zuflucht. Mit vielem Geld versehen wurden geheime Emissäre in das Lager der Gothen geschickt, und es gelang dem Kaiser, Ihm, der erst im vorigen Jahre bei der Ermordung des Harmacees laut erklärt hatte, welchen unüberwindlichen Abscheu er gegen alle Verräther habe, unter den Vornehmern in dem Lager des Theoderichs, ja sogar unter dessen Blutsverwandten sich einige feile Verräther und Mörder zu erkaufen. In dem Lager wollten sie einen Aufstand erregen und dann diesen Augenblick der Verwirrung benutzen, um den wilden, gefürchteten Sohn des Triarius zu ermorden. Zum Glück ward dieser noch bei Zeiten von dem schändlichen Verrath unterrichtet; da er aber die Verzweigungen des Complottes noch nicht kennen konnte, und befürchten mußte, daß zu gleicher Zeit auch ein Ausfall aus Constantinopel gegen ihn unternommen werden könnte; so brach er plötzlich sein Lager ab und zog sich eilends in die Gebirge Thraciens zurück. Hier wurden auf seinen Befehl die Verräther verhaftet; strenge Untersuchungen angestellt

und alle, die an der Verschwörung Theil hatten, mit dem Tode bestraft.

14. Die in Eile und nicht gerade in der größten Ordnung sich zurückziehenden Gothen ließ Zeno durch einige schnell zusammengeraffte Truppen, unter der Anführung des Heracleus verfolgen. Unter Kaisers Leo Regierung hatte in Africa dieser Feldherr sich in dem Kriege gegen Genserich schon ganz ungemein ausgezeichnet. Mit vieler Kriegskunde verband er Muth und persönliche Tapferkeit; aber diese letztere artete nicht selten in unverzeihliche Tollkühnheit bei ihm aus. Mit gewöhnlichem kriegerischen Ungestüm verfolgte er jetzt wieder die Feinde, aber, indem er seine eigene Person jeder Gefahr Preis gab, fiel er in der Hitze des Nachjagens in einen Hinterhalt, ward von Feinden umringt und gefangen. Zeno, der einen ihm so nützlichen, geprüften Feldherrn nicht verlieren wollte, schickte einige Officiere an Theodorich, um wegen eines Lösegeldes mit demselben zu unterhandeln. Der Gothe begehrte hundert Talente, ungefähr dreimal hundert acht und zwanzig tausend Gulden nach unserm Gelde. Zeno, der nicht um seinen Feldherrn zu ehren, oder die Verdienste desselben zu belohnen, sich um dessen Freiheit bemühete, daher auch als ein ächter gekrönter Egoist keinen Pfennig dafür ausgeben wollte, zwang nun alle Verwandten desselben, die von Theodorich gefoderte Summe gemeinschaftlich zusammenzuschießen. Schon war Heracleus auf dem Rückwege nach Constantinopel begriffen, als er in der Gegend von Arcadiopolis von einem ihm nachsetzenden Haufen Gothen erreicht ward. Einer von diesen versetzte ihm sogleich einen furchtbaren Hieb auf die Schulter. Ein Soldat aus der Begleitung des Heracleus rief dem Mörder zu: „bist du toll; kennst du denn denjenigen nicht, den du so

eben verwundet hast? — „Ja wohl," erwiederte dieser, „kennen wir ihn, und gewiß soll er uns diesmal nicht entwischen;" wüthend warf sich nun der Schwarm über den Heracleus her und in einem Augenblicke waren Hände, Füße und endlich auch der Kopf von dem Rumpfe des Unglücklichen getrennt. Die Ursache dieser unmenschlichen Mordthat war eine eben so unmenschliche Strenge, mit welcher Heracleus einige in seinem Heere dienende Gothen, vielleicht blos, weil sie Gothen waren, erst unlängst behandelt hatte. Wegen eines unbedeutenden Vergehens wurden sie auf seinen Befehl lebendig in eine Grube geworfen und diese von den römischen Soldaten mit großen Steinen und Erde zugeworfen. In dem feindlichen Lager ward diese Gräuelthat ruchbar und alle Gothen schwuren, den an ihren Landsleuten begangenen Frevel blutig an dem Römer zu rächen.

Suidas voce 'Ηράκλειος

15. Nach der Gefangennehmung des Heracleus wurden die römischen Truppen mit leichter Mühe zerstreut. Theodorich blieb indessen in Thracien stehen, zog neue Verstärkungen an sich und traf Vorkehrungen, welche über seine fernere Absicht keinem Zweifel mehr Raum gaben. Durch Eilboten ließ also Zeno jetzt Theodorich den Amalen auffordern, die als Patricier, römischer Feldherr und vorzüglich als adoptirter Waffen-Sohn des Kaisers übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Der König zeigte sich hiezu sogleich bereit. Ein gemeinschaftlicher Operationsplan ward zwischen ihm und den Römern entworfen. An den Engpässen des Hämus sollte ein römisches Hülfscorps von zehn tausend Mann Fußvolkes und zwei tausend Reitern, und an den Ufern des Hebrus ein förmliches mit Allem wohl versehenes Heer von zwanzigtausend Mann Fußvolkes und sechs tausend Reitern sich mit den Fahnen der Gothen ver-

einigen; würde Theodorich noch mehrerer Verstärkung bedürfen, so sollte sie ihm aus den in Thracien, Macedonien und Thessalien befindlichen Garnisonen nachgesandt werden.

16. Alles dieß war indessen von Seite des Kaisers nichts als leere Vorspiegelung. Zeno und seine ränkevollen Räthe hatten ganz andere Absichten. Müde der lästigen Fesseln, welche bald der Triarier bald der Amaler ihnen auflegte und doch ohne Muth wie ohne Verstand, dieselben durch Waffengewalt zu sprengen, hatten sie den Plan entworfen, die beiden gothischen Volksstämme unter sich selbst in einen weit aussehenden nur mit dem Untergang des einen oder andern Stammes sich endenden Vertilgungskrieg zu verwickeln, die unter beiden schon bestehende Eifersucht zu einem wahren Nationalhaß zu entflammen und dann ruhig zuzusehen, wie beide einander aufreiben würden, um am Ende über den übergebliebenen oder völlig geschwächten Theil mit gesammter Macht herzufallen und diesen alsdann ebenfalls zu vertilgen. Der Politik, welcher man damals, wie heute zu Tage, Vieles und Gott weiß, was nicht Alles zu gut halten mußte, wären allenfalls noch solche Entwürfe zu verzeihen gewesen; nur Schade, daß es dem Kaiser und seinen Ministern an Klugheit und Gewandtheit fehlte, dieselben, wie es möglich gewesen wäre, auch auszuführen.

17. Weder diesseits noch jenseits der Gebirge, weder an den Engpässen des Hämus noch an den Ufern des Hebrus, fand also Theodorich der Amale auch nur einen Mann römischer Hülfstruppen, und noch viel weniger die, wie man ihm versprochen hatte, in Magazinen aufgeschütteten Vorräthe von Lebensmit-

teln. Zudem hatte Zeno ihm noch falsche Wegweiser geben lassen. Diese verließen die gewöhnlichen Landstraßen, führten das gothische Heer auf den beschwerlichsten, ungangbarsten Wegen, über Gebirge und Abgründe, lange in der Irre herum, verursachten dadurch einen großen Verlust an Pferden und Gepäcke, und verließen dasselbe endlich heimlicher Weise, nachdem sie es, nach einem langen nur mit äußerster Anstrengung aller Kräfte und unter großem Verluste zurückgelegten Marsche von vielen Tagen, völlig entkräftet und halb ausgehungert ins Angesicht des, auf dem Abhange einer langen Bergkette, in einer der vortheilhaftesten Gebirgspositionen, stehenden Heeres des Triarius geführt hatten.

18. Beide Heere waren zwischen hohen Bergen eingeschlossen. Kein Theil konnte, ohne mit dem andern zu schlagen, auch nur die mindeste Bewegung machen; ohne mit dem Feinde in Handgemeng zu gerathen, war es nicht möglich, auch nur einige Pferde zur Tränke zu führen.

19. Der Sohn des Triarius, dem sein Alter und längerer Umgang mit den Römern eine reichere Erfahrung und hierin eine gewisse Ueberlegenheit über den jüngern Theodorich gegeben hatte, durchschauete die Arglist des Kaisers. Oefters im Tage sprengte er also mit seinem Pferde ganz nahe an das Lager des Amalen und rief den Gothen desselben zu, ob denn ihr König noch ein so schwachsinniges Kind sey, daß er die verrätherischen Absichten der Römer nicht einsehen könnte; diesen wäre es um nichts anders zu thun, als die braven Gothen sich selbst unter einander erwürgen zu sehen und so einen Stamm durch den andern zu vertilgen. „Welchen Nutzen," setzte der Triarier hinzu, „wird am Ende euer König davon haben?

Als Verräther an seiner eigenen Nation wird er mit ewiger Schande sich bedecken und zuletzt doch nichts, als blos ein elender Sclave der Römer seyn."

20. Dergleichen Reden öfters und mehrere Tage nach einander wiederholt, machten endlich keinen kleinen Eindruck auf die Gemüther der amalischen Gothen. In ihrem Lager entstand eine Bewegung; sie drängten sich um das Zelt des Königs, begehrten mit Ungestüm, daß er mit dem Sohn des Triarius unverzüglich Frieden schließen, nicht länger mehr den undankbaren, ihnen verhaßten Römern dienen und, als mörderisches Werkzeug in den Händen derselben, seine durch römische Verrätherei, Trug und List nun völlig verarmten und an allem Mangel leidenden Gothen zur Schlachtbank führen sollte. Würde er fortfahren zum Untergang der ganzen gothischen Nation selbst mit zu wirken; so wären sie entschlossen, ihn zu verlassen und ihre Waffen mit jenen ihrer Landsleute gegen den gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen.

21. Der junge Theodorich war gezwungen nachzugeben; ohnehin im höchsten Grade aufgebracht über die Wortbrüchigkeit des Kaisers, kostete ihm dieses keine große Ueberwindung. Er verlangte eine persönliche Unterredung mit dem ältern Theodorich. Beide Könige kamen also zusammen; nur ein nicht gar zu breiter Bach trennte sie von einander. Die gegenseitigen Beschwerden waren bald ausgeglichen. Beide Könige gelobten Friede und ewige Freundschaft und es ward beschlossen, gemeinschaftlich an den Zeno Gesandte zu ordnen, um über die ungerechte und schnöde Behandlung, die der Kaiser sich gegen beide erlaubt hätte, gerechte Klage zu führen und Genugthuung und schleunige Abstellung aller ihrer Beschwerden von ihm zu fodern; zugleich ließen sie auch dem

Kaiser drohen, daß, wenn man ihnen die durchaus nothwendigen Lebensmittel nicht unverzüglich schickte, sie solche, mit den Waffen in der Hand, in den gesegnetsten Provinzen seines Reiches schon von selbst finden würden.

22. Das enge Bündniß der beiden Gothenkönige setzte den Zeno in die peinlichste Unruhe. Um jeden Preis, den es kosten möchte, suchte er jetzt wieder den Amaler auf seine Seite zu ziehen. Zwei gewandte Geschäftsmänner, Philoxenes und Julianus wurden von Zeno an ihn geschickt. Man erbot sich, ihm augenblicklich tausend Pfund Gold und zehn tausend Pfund Silber und überdies noch einen jährlichen Gehalt von zehn tausend Goldstücken, ungefähr siebzig tausend Gulden nach dem jetzigen Geldfuß, zu zahlen; auch neue Ehrenstellen und Ländereien wurden ihm angetragen und zuletzt versprach man ihm sogar eine Prinzessin aus dem kaiserlichen Hause zur Gemahlin, nämlich die Prinzessin Juliana, Tochter des Olybrius und von ihrer Mutter her Enkelin des Kaisers Valentinians des Dritten; kurz die glänzendsten Versprechungen und die schmeichelhaftesten Worte wurden nicht gespart, um den tapfern Amaler wieder für das Interesse des Kaisers zu gewinnen.

23. Aber alle diplomatische Kunst und Weisheit der römischen Abgeordneten scheiterten an dem geraden, biedern Sinn des jungen Königs. Einen feierlich beschwornen Bund, sagte Theodorich, dürfe er ohne gerechte Ursache nicht brechen; und was immer ihm der Kaiser geben möchte, könnte ihn für die Schmach nicht entschädigen, die eine solche Treulosigkeit über seinen Scheitel zusammen häufen würde.

Unverrichteter Dinge mußten Philoxenes und Julianus wieder zurückkehren.

24. Als die Nachricht von dieser völlig mißlungenen Unterhandlung in Constantinopel ruchbar ward, gerieth die ganze Stadt in die größte Bestürzung. Schon mehr als einmal hatten Constantinopels Einwohner von ihren Mauern herab die siegreich wehenden Fahnen der Gothen erblickt. Wenn das Reich, sagten sie jetzt, kaum dem einen Theodorich zu widerstehen vermochte, was wird erst geschehen, wenn beide mit vereinter Kraft dasselbe nun angreifen. Jedem entsank der Muth bei dem Gedanken, von der Gesammt-Macht der ganzen gothischen Nation sich bedroht zu sehen; und die nun allgemein herrschende Muthlosigkeit theilte nicht nur der Senat, sondern selbst das Heer, mit dem Gemeinsten unter dem Volke. Nur Zeno machte eine Ausnahme, und, wie von einem neuen Geiste belebt, schien er allein der nahenden Gefahr zu trotzen. Er versammelte den Senat und die vornehmsten Offiziere seines Heeres, erklärte mit jenem Ton, der der Entschlossenheit eigen ist, wie er nicht mehr gesonnen sey, ferner zuzugeben, daß die Ruhe des Reiches oder der Wohlstand der Provinzen von der Laune roher Barbaren abhänge. Er selbst werde sich an die Spitze seines Heeres stellen, Er selbst es zu Sieg oder Tod in den Kampf führen und entweder mit den Waffen in der Hand einen ehrenvollen Tod sterben, oder die lang erduldete Schmach des römischen Namens, durch völlige Vertilgung, an den Barbaren rächen.

25. Mächtig wirkte die Rede des Kaisers; gleich einem elektrischen Schlag berührte sie alle Gemüther. Jede Furcht vor den Gothen war verschwunden. Krieg war die allgemeine Losung aller Stände des

Reiches. Laut jubelte das Heer, nun unter den Augen des Monarchen Beweise seiner Tapferkeit geben zu können, und wer vorher um schweres Geld seinen Abschied erkauft hatte, bot sich jetzt freiwillig zum Kriegsdienst wieder an. Ein furchtbares Heer sollte in der Eile zusammen gezogen werden; Constantinopel der allgemeine Sammelplatz seyn. Die schon anwesenden Corps bezogen daher gleich ein Lager vor der Stadt, und Claudius, der Befehlshaber der in römischem Solde stehenden fremden Truppen, so wie alle längs dem Pontus Euxinus aufgestellten Legionen erhielten Befehl zu schleunigem Aufbruch in das Lager bei Constantinopel. Um die Bewegungen des Feindes zu beobachten, wurden zwei sehr starke Detaschements gegen denselben ausgesandt. Das eine davon zerstreute einen Haufen triarischer Gothen und machte viele Gefangene, und von dem andern ward ein, schon bis an die lange Mauer des Chersoneses, streifender Schwarm amalischer Gothen in Stücken gehauen *).

26. Bei diesem glänzenden Anfang hatte es aber nun auch leider sein Bewenden. Der Heldenrolle, welche Zeno in einem Anfall von kriegerischem Paro-

*) Sehr unrichtig nennen Theophanes und noch einige andere spätere Griechen die Gothen des Theodorichs des Amalen die Walamirs. Ihr Irrthum rührt daher, weil sie diesen Theodorich für einen Sohn des Valamir, seines Oheims, hielten und den Theodemir, den Vater des Theodorichs, gar nicht zu kennen schienen, auch daher Theodemir's Kriege mit den Römern mit den, freilich viel länger anhaltenden, und ungleich mehr verheerenden Kriegen verwechselten und vermischten, welche Theodorich, des Triarius Sohn, gegen das römische Reich zu führen hatte.

Buat Hist. peup de l'Eur. T. 8. C. 9 et 10.

rismus übernommen, fühlte er sich nicht gewachsen; er konnte sich nicht entschließen, die Bequemlichkeiten des Palastes mit den Entbehrungen eines Feldlagers zu vertauschen. Den Gedanken, sich selbst an die Spitze seines Heeres zu stellen, gab er völlig auf und fiel in seine alte, ihm zur andern Natur gewordene, ruhig schwelgende Trägheit zurück. Alles ging nun wieder den alten lahmen Gang; eine schwache oder falsche Maßregel folgte auf die andere. Weder Einigkeit unter den Generälen noch Zusammenhang und Uebereinstimmung in ihren Planen. Was die Folgen davon seyn würden, konnte jeder vorhersehen, und wer nicht über die Großsprecherei des Kaisers sich lustig machte, beklagte schon zum voraus, daß allem Ansehen nach auch diesmal wieder der römische Name der Spott der Barbaren werden würde.

27. Aber dem Zeno hätte diesmal sein unwürdiges Benehmen beinahe Thron und Leben gekostet. Die Armee, empört über die beispiellose Feigheit ihres Kaisers, brach in lautes Murren aus; ein solcher Schwächling, sagten die Soldaten, sey nicht würdig, über Römer zu herrschen; unter seiner Regierung müßte das Reich zu Grunde gehen. Jeden Augenblick war ein furchtbarer, alles mit sich fortreißender Aufruhr der Soldaten zu befürchten. Um diesem zuvorzukommen, nahm Zeno wieder zu Lug und Trug seine Zuflucht. Durch Trompetenschall ließ er in Constantinopel und im Lager verkünden, daß der Friede mit den Gothen geschlossen, mithin der Krieg beendigt sey. Zugleich befahl er, daß augenblicklich die Armee sich auflösen und alle Truppen-Abtheilungen, aus welchen sie bestand, unverzüglich nach ihren alten Standquartieren aufbrechen sollten.

28. Einer großen Gefahr war der, an ehrlosen

Hülfsmitteln unerschöpfliche Zeno nun glücklich entgangen; aber die beiden Theodoriche fuhren indessen immer fort, alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, schickten sich sogar an, nächstens mit hundert tausend Gothen dem Kaiser selbst einen Besuch in Constantinopel zu machen. Dem Zeno blieb nun kein anderer Ausweg offen, als abermals einen Versuch zu machen, ob er nicht die Gothen durch die Gothen selbst bekämpfen könnte. Da es ihm nicht gelungen war, den jungen Theodorich zu gewinnen; so wandte er sich jetzt an Theodorich den Schielenden. Unter den vortheilhaftesten Bedingungen ließ er diesem ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit den Römern anbieten. Der Sohn des Triarius, ungleich weniger edelmüthig als Theodemirs Sohn, glaubte den so günstigen Augenblick benützen zu müssen; er fühlte, daß der Kaiser jetzt in seiner Gewalt sey, daß er ihm jede beliebige Bedingung vorschreiben, jede auch noch so ausschweifende Forderung an ihn machen könne. Der Friede kam also bald zu Stande; aber er war einseitig geschlossen, ganz in dem Interesse des Sohnes des Triarius und des edeln Amalen war darin auch nicht mit einer Sylbe gedacht *).

29. Der junge Theodorich, weniger entrüstet

*) Durch diesen Vertrag machte Zeno sich verbindlich, den Sohn des Triarius wieder in alle seine von Basiliscus erhaltenen Würden einzusetzen, ihn zum obersten Befehlshaber der Haustruppen — welche Stelle jetzt Theodorich dem Amalen genommen wurde — und zum Commandanten zweier Abtheilungen der kaiserlichen Leibwache zu ernennen, ihm ferner einen jährlichen Gehalt von 3000 Pfund Gold nebst dem ganzen Solde für ein stehendes Heer von dreizehn tausend Mann zu bezahlen, auch letztern die nöthigen Lebensmittel unentgeldlich abliefern zu lassen.

über das unedle Verfahren seines ehemaligen Bundesgenossen, als über die schmähliche Geringschätzung, mit welcher er bei dieser Gelegenheit war behandelt worden, warf seinen ganzen Unwillen auf den Kaiser. „Ich will," sagte er, „den Zeno fühlen lassen, daß der entehrende Friede, den er mit dem andern Theodorich geschlossen, ihm dennoch keine Ruhe verschaffen kann. Alle seine Streitkräfte zog jetzt der gothische König zusammen, ging damit über die steilen Gebirge des Rhodope, und brach in den fruchtbarsten Theil von Thracien ein. Beispiellos wütheten überall die Amaler. Die waffenfähige Mannschaft ward erwürgt, Städte, Flecken und Dörfer geplündert und was die Barbaren nicht mit sich nehmen konnten, ward durch Feuer oder Schwert vertilget.

29. Ruhig und gleichgültig sah Theodorich der Triarier diesen Verheerungen zu. Den Zeno konnte er nicht lieben, und seit dem letzten mit ihm abgeschlossenen Frieden mußte er ihn auch noch verachten. Als Abgeordnete des Kaisers ihn aufforderten, seinem mit den Römern so eben eingegangenen Bündnisse gemäß gegen die Feinde des Reiches zu ziehen, gab er lachend und höhnend zur Antwort: „Der Amaler ist ja der treue Freund und geliebte Waffen-Sohn des Kaisers; man muß ihn gehen lassen; er wird am Ende schon Alles wieder gut machen." „Nur," setzte er hinzu, „bedaure ich die armen Landleute, die geplündert und All des Ihrigen beraubt, in den Wäldern herumirren, während Zeno und seine Minister in ihren Palästen auf weichen Polstern schwelgen."

30. Zeno war jetzt der Gegenstand einer allgemeinen Verachtung; seine Feigherzigkeit und sein weibischer Charakter waren auch für den niedrigsten im Volke kein Geheimniß mehr. Eine natürliche Folge

davon war eine abermalige Verschwörung, welche ihre vorzüglichsten Verzweigungen in der Armee und unter den noch lebenden, ehemaligen Anhängern des Basiliscus hatte. An der Spitze des Complottes stand Marcian, ein Sohn des Kaisers Anthemius und, von Seite seiner Mutter Euphemia, ein Enkel des großen und weisen Marcians; zur Gemahlin hatte er Leontia, eine jüngere Tochter Kaisers Leo des Ersten. Der Herrschaft wäre er nicht unwürdig gewesen, denn ihn schmückten Tugenden, welche vielleicht selbst dem Namen nach dem Zeno noch unbekannt waren. Mit vieler Kriegskunde verband er Muth und persönliche Tapferkeit, hatte in mehrern Kriegen sich ausgezeichnet, auch in andern öffentlichen Verhältnissen sich Ehre erworben und war durch Rechtschaffenheit, Freigebigkeit und sanfte Milde eben so beliebt bei dem Heere, wie bei dem Volk. Den Lockungen des Thrones, auf welchen seine erlauchte Geburt und sein Verdienst ihm einige Ansprüche geben konnten, hatte er lange widerstanden und der Zauber der Allmacht schien wenig oder gar keine Reitze für ihn zu haben. Aber leider wird der Mensch in seinen Handlungen mehr durch Verhältnisse und Umstände, als durch seinen Willen und die Erkenntniß des Bessern bestimmt. Marcians Gemahlin Leontia glaubte, weil von ihrem Vater im Purpur erzeugt, ein näheres Recht auf den Thron zu haben, als ihre ältere, dem Vater nach im Privatstand geborne Schwester Ariadne *). Aber Marcian und Leontia lebten in glück-

*) Es existirte bei den Römern kein eigentliches, positives Gesetz, welches das weibliche Geschlecht von der Thronfolge ausschloß. Da man aber alle Formen, Namen, Würden und Aemter der ehemaligen Republik auch unter den Cäsaren, wie unter den darauf folgenden christlichen Kaisern beibehalten hatte; so ergab sich hieraus still-

licher Ehe; und was vermögen da nicht die immer zudringlicher werdenden Bitten einer eben so geliebten als zärtlich liebenden Gattin! Von dieser also unaufhörlich bestürmt, und ermuntert von Vielen der Bessern seiner Waffengenossen, welche ihm vorstellten, daß unter einem so verächtlichen Regenten das

---

schweigend jene Ausschießung schon von selbst; denn so wie, in den Zeiten der Republik, keine Frau, wäre sie auch edler und geistvoller noch als die Mutter der Grachen gewesen, Consul, Tribun, Prätor oder gar Pontifex Maximus werden konnte; eben so unnatürlich und monstruös mußte es auch nachher den noch immer an die alten republikanischen Formen gewöhnten Römern vorkommen, mit der Imperators-Würde, mit welcher jene Aemter gewöhnlich verbunden waren, ein Weib bekleidet zu sehen.

Im Laufe der Zeit hatte indessen diese Ansicht sich in so weit geändert, daß man es zwar immer noch für Etwas der allgemein angenommenen Staatspraxis Zuwiderlaufendes würde gehalten haben, wenn die zurückgelassene Gemahlin des verstorbenen Kaisers oder dessen Tochter, für sich allein die Herrschaft übernehmen und in ihrem eigenen Namen hätte regieren wollen; aber auf der andern Seite war auch jetzt die Meinung nicht minder allgemein, daß beim Abgang männlicher Nachkommenschaft der Wittib oder Tochter des verstorbenen Kaisers die Befugniß zustehe, den Nachfolger zu ernennen, das heißt, daß derjenige ein Recht zur Thronfolge habe, welchem jene ihre Hand reichen und ihn zu ihrem Gemahl erheben würde. — Einen Beweis darüber finden wir gleich nach Zeno's Tode, wo ein ganz obscures, verdienstloses Subjekt blos deswegen in der Regierung dem Verstorbenen folgte, weil die verbuhlte, alte, in den nicht minder alten Emporkömmling verliebte Kaiserin Ariadne ihm Herz (?) und Hand zu schenken für gut fand. — Auch ein von der Kaiserin Verina, wie wir schon im nächsten Abschnitte sehen werden, an die morgenländischen Provinzen erlassenes und von denselben mit vieler Ehrerbietung aufgenommenes Schreiben kann hierüber ein nicht ganz unmerkwürdiges Zeugniß ablegen.

Elend der Provinzen immer zunehmen, das ganze Reich zuletzt zu Grunde gehen müßte, erlag Marcian endlich der Versuchung und, sich täuschend über die wahre Natur seines Unternehmens, hielt er für Pflichtgefühl, was doch im Grunde nur die Wirkung einer in seinem Herzen, vielleicht ihm selbst noch unbewußt, schlummernden Ehrsucht gewesen seyn mochte.

31. Die Idee der Empörung kam dem Marcian von Außen; aber Plan und Ausführung reiften in seinem eigenen Geiste. Von den Großen am Hofe wollte er keinen für seine Sache gewinnen; nur seine beiden Brüder Procopius und Romulus wurden in das Geheimniß eingeweihet. Alle Vorbereitungen geschahen daher mit vieler Umsicht und der größten Verschwiegenheit. — An einem gewissen, hiezu bestimmten Tage ergriffen mehrere Abtheilungen der in Constantinopel liegenden Truppen plötzlich die Waffen, marschirten auf den Circus und stellten sich da in wohlgeordneter Schlachtreihe auf. Bewaffnete Volkshaufen, von Anhängern des Basilisnus geführt und entflammt, stießen zu denselben. Marcian erscheint, wird von den Soldaten und dem Volke als Imperator begrüßt und marschirt, ohne einen Augenblick zu verlieren, an der Spitze seiner entschlossenen Schaar gegen den kaiserlichen Palast. Bei der ersten Nachricht von einer Empörung verkroch sich Zeno in die innern Gemächer seines Palastes und überließ es dem Illus, alles zu thun, was Umstände und seine eigene Klugheit ihm eingeben würden. Mit allen Soldaten der Leibwache, die er in der Eile zusammenraffen konnte, ging nun Illus den Aufrührern entgegen. In den Straßen von Constantinopel kam es zu einem mörderischen Gefecht. Die Truppen der Leibwache wurden überall zurückgedrängt, endlich völlig ge-

schlagen und in die Flucht gejagt. Mit den Trümmern seiner Mannschaft zog Illus sich in den Pallast zurück und suchte, so viel die Zeit es ihm erlaubte, sich darin zu verschanzen. Marcian hatte einen vollkommnen Sieg erfochten; aber leider verstand er es nicht, ihn zu benutzen. Die Soldaten des Illus, die sehr viele ihrer Kameraden im Treffen verloren hatten, waren völlig muthlos, und ein sich verkriechender, selbst an Arm und Bein zitternder Kaiser war wahrlich nicht geeignet, ihren gesunkenen Muth wieder zu beleben. Ward jetzt auf der Stelle der Pallast gestürmt; so war Marcian Kaiser und Zeno sein Gefangener. — Mit einer, besonders bei einem kriegskundigen Feldherrn, ganz unerklärbaren Verblendung verschob Marcian den Sturm auf den folgenden Tag. Aber der Sieg, wenn ein glücklicher Augenblick ihn darbietet, läßt sich nicht ajourniren, wie eine Rathssitzung, wo die Herren eben so ungehindert morgen und übermorgen, als auch heute ihre Weisheit auskramen können. — Marcian ließ also den Palast umringen, stellte die nöthigen Wachen und Posten aus und begab sich nach einem nicht sehr fern gelegenen Palast zur Abendtafel. Auch seine beiden Brüder Procopius und Romulus, des glücklichsten Erfolges ihrer Unternehmung versichert und von der Hitze und blutigen Arbeit des Tages ermüdet, begaben sich in die nahe liegenden, prächtigen Bäder des Xeusippus und feierten, bei einer köstlich besetzten Tafel und unter dem frohen Klang der Becher, schon zum Voraus den, wie sie wähnten, ihnen unmöglich mehr zu entreissenden Sieg des folgenden Tages.

32. Wer keine andere Waffen zu führen weiß, als die, welche Verrath, List und trügerische Tücke

ihm darbieten, hat, wenn er Zeit gewinnt, gewöhnlich auch schon alles Uebrige gewonnen. Mit verschwenderischen Händen wurden nun von Zeno in der Nacht Gold und Kleinodien an die Truppen des Marcians vertheilt, die tollsten Versprechungen und übertriebensten Verheissungen wurden nicht gespart und bevor noch die zweite Nachtwache vorüber war, hatte Illus schon alle Soldaten des Marcians bestochen, gewonnen und zu Verräthern an ihrem Feldherrn erkauft. Illus machte jetzt selbst einen Ausfall. Gleich bei dem ersten Angriff ging, wie es verabredet war, die ganze feindliche Schaar zu ihm über und Marcian, der schnell herbei geeilet war, sich aber gänzlich von den Seinen verlassen sah, floh in die Kirche der beiden Apostel, wo er gleich am folgenden Morgen von dem Patriarchen Acacius, auf Zenos Befehl, zum Priester geweihet und nach Cäsarea in Cappadocien verbannt ward. Indessen glaubte Marcian, da er nun einmal die Würfel geworfen hätte, das Spiel nach dem ersten unglücklichen Wurf noch nicht sogleich aufgeben zu müssen. Er suchte und fand also Mittel, seinen Wächtern zu entwischen, floh nach Galation, sammelte da einen Haufen Mißvergnügter um sich her und schwang auf das neue wieder die Fahne der Empörung. Aber der glückliche Erfolg solcher Unternehmungen hängt mehr von der Geschwindigkeit, mit der sie ausgeführt werden, als von jeder andern Berechnung ab. Was in einer ungeheuer volkreichen Hauptstadt, in dem Sitz und Mittelpunkt der Regierung, oft durch einen einzigen kühn entworfenen und schnell ausgeführten Streich entschieden wird, dieß zieht sich, wenn in einer fernen Provinz begonnen, gewöhnlich sehr in die Länge und unterliegt einer nicht zu berechnenden Menge unglücklicher Incidentfälle; der erste Enthusiasmus, in welchem die Hauptstärke jeder Fak-

tion besteht, fängt an zu verrauchen oder weichet einer reifern Ueberlegung; die wenigen zu Gebote stehenden Hülfsquellen werden bald erschöpft und das ganze Schauspiel endet größtentheils mit einer, für die spielenden Hauptpersonen höchst traurigen Catastrophe. — Gegen die Aufrührer schickten die Statthalter der benachbarten Provinzen regulirte Truppen; mit diesen schlugen sich jene Anfangs mit wechselndem Glück, wurden aber, da man immer größere Massen gegen sie sandte, endlich doch unterdrückt und völlig zerstreut. Marcian floh in ein Kloster, wollte da sich verbergen, wurde jedoch bald entdeckt, verhaftet und nebst seiner Gemahlin Leontia in der festen Burg Papyra in Isaurien auf Lebenszeit eingesperrt.

33. Etwas glücklicher waren Marcians beide Brüder, Procopius und Romulus; auch sie entrannen den Händen des Illus, blieben aber nicht in dem Reiche, sondern suchten Schutz bei Theodorich dem Sohne des Triarius. Zeno begehrte ihre Auslieferung; aber der gothische König wieß diese Zumuthung so schnöde zurück, daß man in Constantinopel diesfalls einen zweiten Versuch zu machen nicht wohl mehr für thunlich fand. Nach Theodorichs Tod gingen beide nach Italien und starben zu Rom. Einer von beiden Brüdern, man weiß nicht welcher, hinterließ einen Sohn, Namens Zeno, der unter Justinians Regierung Präfekt von Aegypten ward; derselbe starb kinderlos und mit ihm erlosch das Geschlecht des Anthemius und des frommen und großen Kaisers Marcian.

34. Inzwischen setzte Theodorich der Amale den Krieg gegen Zeno fort, durchzog plündernd und raubend die Provinzen und war, wo er hinkam, eine Geißel für die Römer. Aber auch Theodorich der

Triarier, Zenos neuester Bundesgenosse, brach, sobald er von Marcians Empörung Kunde erhalten hatte, mit dem Heere auf, dem Vorgeben nach, um dem Zeno zu Hülfe zu kommen; in der That aber, um eine so schöne Gelegenheit für sich und seine Gothen nicht unbenützt vorübergehen zu lassen. Mit Eile und in angestrengten Märschen zog er heran. Zeno errieth Theodorichs wahre Absicht und schickte einen Eilboten nach dem andern an ihn, um ihm für seine gute Meinung zu danken und zugleich zu versichern, daß der Aufstand längst schon gedämpft und Constantinopel jetzt vollkommen ruhig sey. Aber den Gothen war es um nichts weniger als die Ruhe von Constantinopel zu thun. Theodorich ließ daher dem Zeno sagen, daß sein Heer schon zu weit vorgerückt, folglich jetzt so ermüdet wäre, daß man ihm durchaus einige Zeit zum Ausruhen gönnen müßte. Die Gothen setzten demnach ihren Marsch bis an das Vorgebirg von Anapolis fort. Hier, ungefähr in einer Entfernung von vier Stunden von Constantinnpel, machten sie Halt, und bezogen auf der, am Fuße des Vorgebirges, hinlaufenden Ebene ein Lager.

35. Die Nähe des gothischen Heeres veranlaßte neue Verwirrung in der großen Stadt. Den Einen waren die Gothen ein Schrecken, den Andern waren sie willkommen und, bei dem vielseitig getrennten Interesse der Einwohner, gab es nicht wenige, welche sich jetzt wieder den strafbarsten Hoffnungen überließen. In dieser Noth wußte Zeno sich nicht anders zu helfen, als daß er abermal seine Schatzkammer öffnete und die gute Meinung seines Bundesgenossen mit ungeheuern Summen belohnte. Derjenige, dessen sich der Kaiser bei diesem Geschäfte bediente und der auch das Gold und die Geschenke dem Theodorich überbrachte, war einer der niedern Palastbeamten

und hieß Pelagius; aber bei dieser Gelegenheit hatte man ihm wirklich die Erhaltung der Stadt zu danken. Ein großer Theil aus dem Volke nämlich hatte sich auf das neue gegen die ihm so verhaßte Nation der Isaurier verschworen. Bei der allgemeinen Verwirrung, die, wie man voraussetzte, bei dem Einmarsch eines zahlreichen barbarischen Heeres nicht fehlen würde, hatten Constantinopels Einwohner beschlossen, plötzlich über alle Isaurier herzufallen und sie ohne Ausnahme zu ermorden. Aber diese befanden sich ebenfalls in nicht kleiner Anzahl in Constantinopel; von dem gegen sie gefaßten Mord-Anschlag bei Zeiten unterrichtet, zogen sie sich in einem besondern Quartier der Stadt zusammen und, fest entschlossen ihr Leben um den höchsten Preis zu verkaufen, hatten sie schon eine ungeheure Menge brennbarer Materien gesammelt und aufgehäuft, um im äußersten Falle ganz Constantinopel damit in Brand zu stecken. — Welch' eine kraftlose unter allem Ausdruck erbärmliche Regierung!

36. Man muß es gestehen; die Gothen thaten Alles, was sie nur immer thun konnten, um den armen Zeno zur Verzweifelung zu bringen. Während der eine Theodorich, ein mit schwerem Geld erkaufter und dennoch treuloser Freund der Römer, sich über jeden Unfall, der dem Kaiser widerfuhr, von Herzen lustig machte, und den Titel eines römischen Bundesgenossen nur dazu benutzte, die kaiserliche Schatzkammer einmal über das andere rein auszuleeren, war der andere Theodorich, mit Zeno noch immer in offenbarem Kriege begriffen, wieder in Illyrien und Macedonien eingefallen, hatte Topi erobert und bedrohete jetzt die ansehnliche und reiche Stadt Thessalonich. Die Einwohner glaubten sich von dem Kaiser selbst ver-

rathen, erregten einen Aufstand, rissen seine Bildsäulen nieder und zerbrachen sie in Stücken; den römischen Befehlshaber Johannes wollten sie todtschlagen oder lebendig verbrennen; nur mit vieler Mühe konnte die Geistlichkeit ihn den Händen der Wüthenden entreissen. Johannes floh hierauf aus der Stadt und die Bürger von Thessalonich übergaben den Schlüssel der Stadt nebst dem Oberbefehl über dieselbe ihrem Bischofe. Dieser traf alle zweckmäßigen Anstalten, die der gesunde Menschenverstand ihm eingab; und Theodorich, im Falle er wirklich einen Anschlag auf Thessalonich gehabt hatte, gab nun denselben auf und marschirte mit seinem Heer nach Heraclea. Hier traf er römische Abgeordnete an, welche ihn zu bereden suchen sollten, sich mit Zeno in Unterhandlungen einzulassen. Die vielen, wohlgefüllten Beutel, welche Theodorich nun in ganz naher Perspektive erblickte, bewogen ihn, den Vorschlag anzunehmen. Er schickte also ebenfalls einige Abgeordnete nach Constantinopel, und da der Bischof von Heraclea aus freiem Triebe sich erbot, das Heer bis zur Rückkehr der Gesandten mit den nöthigen Lebensmitteln zu versorgen, so wurden bis dahin auch von den Gothen alle fernere Feindseligkeiten eingestellt *).

---

*) Man sieht, daß es doch nicht so übel ist, wenn Bischöfe sich bisweilen auch in Welthändel mischen. Zu Thessalonich z. B., wie wir so eben gesehen, war es ein Bischof, der den kaiserlichen Befehlshaber den Händen seiner Mörder entzog, durch sein Ansehen den Bürger-Aufruhr stillte und durch seine Einsicht und Klugheit eine wichtige Stadt dem Reiche erhielt; und hier in Heraclea ist es abermals ein Bischof, der seine und seiner Kirche Schätze aus liebevollem Antrieb öffnet, ein ganzes Heer mit Lebensmitteln versieht, dadurch dem Anführer es möglich macht, Zucht und Ordnung

37. Zeno athmete wieder leichter, als er hörte, daß Theodorich zum Frieden geneigt sey. Um alle Quellen künftigen Zwistes auf immer zu verstopfen, und mit den Gothen einen, wie man zu sagen pflegt, dauerhaften Frieden zu schließen, ordnete Zeno jetzt zum Gesandten bei Theodorich den Adamantius, einen Mann von consularischer Würde, welchem er jedoch ausdrücklich befahl, bei jedem wichtigen Ergebniß, den Sabinianus, römischen Feldherrn in Illyrien, zu Rathe zu ziehen.

38. Indessen war Theodorich, der noch nicht wissen konnte, welche Wendung die Unterhandlungen nehmen würden, wegen seiner äußerst precären Stellung, besonders bei herannahendem Winter, nicht wenig besorgt. Um jeden Preis wünschte er für sich und seine Armee einen sichern Stützungs-Punkt zu haben. Kein Platz schien ihm hiezu geeigneter als Dyrrachium *). Es lag an dem adriatischen Meerbusen, hatte einen sichern und geräumigen Hafen, war der Schlüssel zu ganz Epirus. Aber die Stadt war auch sehr gut befestiget, hatte eine zahlreiche Bevölkerung und überdieß noch eine Besatzung von zwei tausend Mann. Nur durch

---

unter seinen Soldaten zu erhalten, und so auf diese Weise alles Elend der Plünderung, womit gewöhnlich auch Mord und andere Gräuelthaten verbunden sind, von der ganzen Gegend abwendet. — Hätten diese beiden Bischöfe in unsern Zeiten gelebt und Aehnliches zu thun Gelegenheit gehabt: wer weiß, ob man sie nicht nachher — versteht sich, wenn alle Gefahr völlig vorüber gewesen wäre — wegen anmaßungsvoller Eingriffe in die Souverainetäts-Rechte, in Anklage-Stand versetzt hätte.

*) Jetzt Durazzo in Albanien.

List konnte Theodorich hoffen, sich derselben zu bemächtigen.

39. Schon seit vielen Jahren lebte in Dyrrachium ein sehr vornehmer Gothe — wie man sagt, sogar aus dem Geschlecht der Amaler — Namens Sidimont. Derselbe war sehr reich, hatte in der Gegend große Besitzungen, genoß dabei des Zutrauens der Kaiserin Verina und stand daher bei allen Einwohnern in dem größten Ansehen. Dieser Sidimont, von Theodorich gewonnen, verbreitete jetzt das Gerücht, daß der Friede mit den Gothen schon geschlossen sey; erklärte aber auch zugleich, unter dem trügerischen Schein zarter Theilnahme an dem künftigen Schicksal seiner bisherigen Mitbürger, wie er sichere Kunde erhalten hätte, daß Zeno, zu Folge des geschlossenen Vertrags, Dyrrachium an Theodorich abgetreten habe. Das schlimmste sey jetzt zu befürchten, indem die Gothen ganz gewiß alle Einwohner zu Sclaven machen und sich in deren ganzes bewegliches und unbewegliches Eigenthum theilen würden. Mit Gewalt sey hier nichts auszurichten; denn in solchem Falle würden sie nicht nur die Gothen, sondern auch die Römer selbst zu bekämpfen haben. Das Beste wäre, unter zwei Uebeln das geringste zu wählen und dieses bestünde darin, daß sie so eilig als möglich, alle ihre bewegliche Habe zusammenpacken und damit in eine der Inseln des adriatischen Golphes, oder an irgend einen andern, aber ja nur recht weit entfernten Ort fliehen müßten. Ganz Dyrrachium gerieth in Bestürzung. Einer reifern Ueberlegung ließ die Furchtsamkeit der einfältigen Bürger keinen Raum und, durch ein leeres Phantom geschreckt, packten sie, was sie konnten, zusammen und zogen sammt der Besatzung, welche ein gleicher panischer Schrecken ergriffen hatte, aus Dyrrachium fort. Theo-

dorich, durch Sidimont von Allem benachrichtiget, nahm, um seinen Marsch desto mehr beschleunigen zu können, nur einen Theil seines Heeres, kam damit in Eilmärschen schnell herbei und besetzte ohne Schwertstreich eine der festesten Städte von ganz Griechenland.

40. Adamantius, welcher inzwischen auf seinem Wege zu Theodorich in Thessalonich angekommen war, und hier die Wegnahme von Dyrrachium erfahren hatte, wollte nun von keinen Unterhandlungen mehr etwas wissen; aber gerade desto geneigter zum Frieden war jetzt Theodorich. Adamantius berichtete darüber an den Kaiser und da er diesem zugleich meldete, daß Theodorich versprochen habe, in Dyrrachium nur zu überwintern, nach geschlossenem Frieden die Stadt sogleich wieder zurückzugeben, auch bis dahin seine Mutter und Schwester als Geisseln den Römern zu überliefern; so befahl Zeno, der um Ruhe zu haben, sich gerne Alles gefallen ließ, die Unterhandlungen mit dem Amalen wieder anzuknüpfen. Aber kaum hatten diese begonnen, als sie nun auch von Seite der Römer, nicht minder treuloser Weise, auf das neue unterbrochen wurden.

41. Um Dyrrachium zu überrumpeln war Theodorich, wie wir so eben erzählt, blos mit einem sehr starken Detaschement aus seinem Lager bei Heraclea aufgebrochen. Seinem Bruder Theudimund hatte er befohlen, ihm mit dem übrigen Heere, bei welchem sich auch Theodorichs Mutter und Schwester befanden, sammt dem ganzen Gepäcke so bald als möglich zu folgen. Wegen der äußerst beschwerlichen Gebirgswege und des vielen Gepäckes, zum Theil auch aus Rücksicht auf die gothischen Prinzessinen, welche der Armee folgten, machten die Gothen nur ganz kleine Märsche und zogen überhaupt sehr langsam und völlig

unbesorgt daher. Durch Späher war Sabinianus, commandirender Feldherr in Illyrien, von dem Zug der Gothen, der Stärke und ganzen Verfassung ihres Heeres sehr umständlich unterrichtet. Mit unglaublicher Geschwindigkeit zog er nun alle in der Provinz liegende römische Truppen bei Lychnidus in Macedonien zusammen, brach von da mit denselben in der größten Stille und mit eben so großer Eile auf, und erreichte und überfiel die Gothen, als sie gerade über die cadameischen Gebirge zwischen Lychnidus und Dyrrachium herunter kamen. Theudimund, welcher mit Theodorichs Mutter und Schwester sich bei dem Vortrab befand, hatte kaum noch Zeit, über einen Fluß zu gehen und dann die Brücke hinter sich abbrechen zu lassen. Die Prinzessinen waren zwar dadurch gerettet; aber die Gothen, eingeschlossen zwischen dem Fluß und den Gebirgen und durch das viele Gepäcke in allen ihren Bewegungen gehindert, wurden nun in dieser äusserst ungünstigen Lage auf allen Seiten von den Römern wüthend angefallen. Das Treffen war hitzig; endigte aber bald mit einer völligen Niederlage der Gothen. Viele derselben wurden erschlagen, fünf tausend zu Gefangenen gemacht und zwei tausend Wagen sammt allem Gepäcke von den Römern erobert. Theudimund entkam mit den Truppen, welche er über den Fluß geführt hatte, glücklich nach Dyrrachium zu seinem Bruder, der anfänglich zwar sehr bestürzt über die erlittene Niederlage, dennoch bald alles über der Freude vergaß, seine Mutter und Schwester einer schmählichen Gefangenschaft bei den Römern entrissen zu sehen.

42. Zeno, aufgeblasen über einen so unverhofften Sieg, brach nun alle Friedensunterhandlungen ab, befahl dem Adamantius, sogleich nach Constantinopel zurückzukommen, dem Sabianus aber und

allen Befehlshabern der benachbarten Provinzen, ihre Truppen zusammen zu ziehen und mit vereinten Kräften den Krieg gegen die amalischen Gothen mit der größten Lebhaftigkeit fortzusetzen.

43. Ueber das Misliche seiner Lage konnte Theodorich sich nicht täuschen. Von den Trümmern seines geschlagenen Heeres getrennt, von allen Seiten von den Feinden eingeschlossen und von Sabinianus, dem größten Feldherrn jener Zeit angegriffen, schwebte der Amaler an dem Rande des Unterganges; aber die Vorsehung hatte ihm einmal seine Bahn gezogen; auch unter Stürmen und Gefahren schritt er unerschrocken und muthig darauf fort, und seine Kühnheit und Thätigkeit, mit Klugheit gepaart, ersetzten bald, was seinem Heere an Streitenden gebrach.

44. Von den weitern Ereignissen dieses Kieges wissen wir nichts; aber Malchus und der Comes Marcellinus erzählen, daß Theodorich schon im folgenden Jahre wieder Griechenland verwüstet, Sabinianus mehr durch seine Geschicklichkeit als die Macht seiner Waffen den Verwüstungen Einhalt gethan und Theodorich nach dem Tode des römischen Feldherrn, ganz Macedonien auf das neue heimgesucht und sich sogar Larissa's, der Hauptstadt Thessaliens bemächtiget habe. Hieraus geht also klar hervor, daß auch nach jenem entscheidenden Siege in den candameischen Thälern, dennoch Zenos Anstalten zur Fortsetzung des Krieges so matt und erbärmlich waren, daß die Römer selbst unter der Anführung eines Sabinianus nur Vertheidigungsweise zu Werke gehen konnten und die Gothen, nach dem Tode jenes kriegserfahrnen Römers, sogleich wieder überall die Oberhand erhielten.

45. Gegen das Ende des Jahres 482 oder im Jahre 483 ward endlich zwischen den Gothen und Römern Friede geschlossen. Die Bedingungen sind nicht genau bekannt, nur so viel weiß man, daß die Römer einen Theil von Niedermösien und Niederdacien abtreten mußten. Wahrscheinlich ward dem Theodorich auch der Oberbefehl über die kaiserlichen Haustruppen, durch diesen Frieden, wieder übergeben; denn er ging mit einem glänzenden Gefolge nach Constantinopel, ward von dem Kaiser mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen und bald darauf zum Consul für das folgende Jahr ernannt.

VIII.

1. Von den so sehr gefürchteten Gothen konnte also Zeno jetzt hoffen, auf lange Zeit Ruhe zu haben. Mit dem jungen Theodorich war der Friede geschlossen, und von dem Sohne des Triarius hatte plötzlich ein ganz sonderbarer Zufall den Kaiser, noch während der Unterhandlungen mit dem Amaler, auf immer befreit, und zwar gerade in dem Augenblick, da jener schon wieder entschlossen war, die Rolle eines römischen Bundesgenossen mit jener eines offenbaren Feindes der Römer zu vertauschen.

2. Es war Kriegs-Sitte bei den Gothen, in ihren Lagern vor dem Zelte des Königs eine ungewöhnlich starke Lanze aufzuhängen, deren zweifache, sehr scharfe Spitze stets gegen die Erde gerichtet seyn mußte. Eines Morgens, als Theodorich seine gewöhnlichen Uebungen zu Pferde vornehmen wollte, ward ihm ein ungemein schönes, aber auch äußerst feuriges und unbändiges Pferd vorgeführt. Ohne die Hülfe seines Stallmeisters schwang der König mit seiner gewöhnlichen ungestümen Lebhaftigkeit

Evagr. l. 3. c. 2 Theoph. C edit Par p. 108

befreien, wählte Verina den kürzesten und wie sie wähnte, sichersten Weg. Ein Meuchelmörder ward gedungen und ein gemeiner Alane aus der Leibwache des Kaisers übernahm es, den Feldherrn zu ermorden. Aber der Mordanschlag mißlang, der Mörder ward ergriffen und die Bestrafung desselben der Willkühr des Illus überlassen. Gleich in dem ersten Verhör erklärte der Alane, er sey gedungen worden von Epinicus, einem Hausbeamten der Kaiserin Verina. Ausgeliefert an Illus ward nun auch dieser Epinicus. Die Erklärung des Alanen hatte indessen dem Feldherrn schon das ganze Räthsel gelöset; gegen den Epinicus betrug er sich daher mit ungewöhnlicher Großmuth, verzieh ihm, sicherte ihm völlige Straflosigkeit zu, machte ihm sogar bedeutende Geschenke und entlockte ihm dadurch bald das freie, unumwundene Geständniß, daß Verina die einzige Urheberin dieser Gräuelthat gewesen sey *).

Ialola p. 15.

7. Illus führte Klage bei dem Kaiser und Zeno, obschon er, wie die Folge zeigen wird, es vielleicht gerne gesehen hätte, wenn der Anschlag gelungen wäre, aber das Ansehen seines Feldherrn fürchtete, zudem auch seine Schwiegermutter gar nicht liebte, gab nun dieselbe willig auf und ermächtigte den Illus, sie sobald als möglich vom Hofe zu entfernen. Verina hatte jedoch viele Freunde und Anhänger. Um also ein allzugroßes Aufsehen

*) Nach Candidus soll Verina zuvor bei ihrem Schwiegersohne, dem Kaiser, den Illus als einen solchen, der selbst nach der Herrschschaft strebe, zu verdächtigen gesucht und erst dann, als diese verläumderische geheime Anklage nicht die erwünschte Wirkung hervorbrachte, sich zu einem mörderischen Versuche auf dessen Leben entschlossen haben.

oder gar einen Aufstand zu vermeiden, wollte man in Constantinopel nichts gegen sie unternehmen. Unter dem Vorwande einer Spazierfahrt über den Bosphorus lockte man sie nach Chalcedon. Der anmuthigen Gärten und Umgebungen von Chalcedon wegen wollte sie einige Tage hier zubringen; aber gleich in der ersten Nacht wurde sie in größter Stille verhaftet, unter guter Bedeckung nach Isaurien gebracht und zu ihrem Schwiegersohne Marcian und ihrer Tochter Leontia auf dem Bergschloß Pappra eingesperrt.

Theoph. p. 109.

8. Ariadne war untröstlich über die Entfernung ihrer Mutter, und es hätte der vielen dringenden Briefe nicht bedurft, die Verina aus ihrer Gefangenschaft an die Kaiserin schrieb, um diese zu vermögen, sich mit allem Nachdruck für die Befreiung ihrer Mutter zu verwenden. Aber Zeno hatte nicht den Muth, seiner Gemahlin ihre Bitte zu gewähren, er verwies sie an Illus; würde dieser, sagte er, seine Einwilligung geben; so wäre er es ebenfalls zufrieden, daß Verina wieder nach Constantinopel zurückkehre.

Theoph. p. 109.

9. Um von dem Feldherrn diese Einwilligung zu erhalten, ließ Ariadne kein Mittel unversucht; bis zu den flehentlichsten Bitten ließ sich die Tochter und Gemahlin eines Kaisers herab, aber Illus blieb unbeweglich. Die Geduld der Kaiserin ward endlich erschöpft; Ariadne brach in bittere Vorwürfe aus; es entspann sich ein heftiger Wortwechsel und Illus, in der Hitze des Gezänkes über jene Gränzlinie hingerissen, welche in keinem Falle und zu keiner Zeit ein Unterthan überschreiten darf, sagte der Kaiserin mit einem gewissen sardonischen Lächeln, Er wisse sehr wohl, daß sie die Krone weit

jenigen Senatoren mitzunehmen, deren Einsichten ihm nützlich seyn könnten, oder die er überhaupt bei dieser Gelegenheit um seine Person zu haben wünschte.

12. In den Grundsätzen, wie überhaupt in der ganzen Denk- und Handlungsweise des Illus hatte seit einiger Zeit sich Vieles ganz anders gestaltet; Er war jetzt nicht mehr derselbe, der er noch vor wenigen Jahren gewesen war. Seinen Geist wie sein Herz hatte in gleich hohem Grade der unselige Umgang mit einem Sophisten verdorben, zu welchem sich nachher auch noch ein apostasirter, nichtsnutziger, wahrhaft gottloser Priester, Namens Marsus, gesellte. Der Sophist hieß Pamprezius, war aus Thebä in Aegypten gebürtig und, gleich einem wahren literarischen Abentheurer, auf gut Glück nach Constantinopel gekommen. Es war ein Mann, wie ein solcher damals gerade für den Hof von Constantinopel paßte; äußerst schlau und weltklug, dabei oberflächlich und seicht; aber ungemein dreist, absprechend und stolz, gefiel er sich vorzüglich in weitaussehenden Planen und schwungsüchtigen Entwürfen. An dem, was die Welt vorzüglich als Verstand zu rühmen pflegt, nämlich an jener Glätte und Geschmeidigkeit, womit der, den diese schöne Gabe schmückt, gleich einem andern Protheus, in alle nur mögliche Formen mit Anstand sich zu schmiegen weiß: an dieser Art von Verstand fehlte es dem Pamprezius nicht; aber dafür desto mehr an jenem göttlichen Funken eines höhern heiligen Ahndungsvermögens und jenem geistigen Blick, der in einer Welt von Illusionen Schein von Wahrheit scheidet und nach dieser in Demuth forschend, über der materiellen Welt enge Schranken von Raum und Zeit, zu dem Ewigen, Unwandelbaren,

das heißt, zum Urquell alles Seyns sich erhebt. Mit einem Worte, Philosoph war Pamprezius nicht, am allerwenigsten ein christlicher Philosoph und was er von Wissenschaft auch wirklich besaß, mußte bei ihm stets nur den niedrigsten Zwecken dienen. Durchaus abhold dem Christenthum, für dessen erhabene, Menschen beglückende Lehren er keinen Sinn hatte, war er jedem heidnischen Wahn und allen losen Künsten der Zauberei und Wahrsagerei mit Leib und Seele ergeben. Dichterische Anlage scheint die Natur ihm nicht versagt zu haben; denn einige seiner poetischen Versuche hatten ihm ziemlich viel Ruhm erworben, ihn in Constantinopel bekannt gemacht und den Zutritt zu den Großen in ihren Häusern ihm verschafft. So ward er auch Illus bekannt. Da dieser damals am Hofe den größten Einfluß hatte, so scheint Pamprezius es auch vorzüglich auf ihn angelegt zu haben und es gelang ihm bald, das unbeschränkte Zutrauen des bisher tadellosen Mannes zu gewinnen, ihn immer mehr und mehr zu umstricken und, wie ein wahrer böser Dämon, sich endlich dessen ganzer Seele zu bemächtigen. Was vorzüglich dazu beitrug, den sonst so verständigen Illus zu bethören, war das Gaukelspiel der Wahrsagerei, worin der Sophist für einen Meister galt, und da wirklich Verschiedenes eintraf, was der Sophist vorausgesagt hatte und durch magische Kunst gewußt zu haben vorgab; so folgte Illus in allen Conjunkturen, welche die Zeitereignisse herbeiführten, ganz unbedingt jeder Impulsion, die dieser Elende ihm gab; und Religion, Vernunft, Erfahrung und Menschenverstand mußten schweigen, sobald der Gaukler seinen Mund aufthat. — Daß also auch auf der Reise durch Syrien Pamprezius der treue Gesellschafter des Illus war, versteht sich von selbst;

auch der saubere Marsus fehlte nicht; dieser starb jedoch bald darauf und, wie Photius behauptet, gerade als er und Pamprezius mit dem ganz unbegreiflich unsinnigen Plane umgiengen, den heidnischen Götzendienst mit Hülfe des Illus, wenigstens hie und da wieder in Aufnahme zu bringen.

Theoph. Chr. Theod. Lect. l. 1. Vict. Tun. Procop. de aedif. Cand. ap. Phot. Vict. Tun. Malcus.

13. Erbittert über den Undank des Kaisers, voll Verachtung gegen eine Regierung, deren Kraftlosigkeit nur stets zu Meuchelmördern ihre Zuflucht nähme und noch mehr ermuntert und entflammt durch seinen, den glänzendsten Erfolg ihm verkündenden Wahrsager Pamprezius, erklärte sich Illus, sobald er in Syrien angekommen war, als einen offenbaren Feind des Kaisers. Der elende Zustand der Provinzen, sagte er jetzt laut, erfodere schnelle und durchgreifende Maßregeln; Zeno sey unfähig zu herrschen; das ganze Reich würde zu Grunde gehen, wenn man jenem nicht unverzüglich einen tauglichern und würdigern Nachfolger ernennte. Sich selbst warf Illus auf diese Weise noch nicht zum Kaiser auf; aber krönte Waffenglück sein Werk; war er an der Spitze eines siegenden Heeres Meister von Constantinopel: wer hätte dann zum Throne sich melden können, ja wohl dazu sich melden wollen?

14. Gegen Illus ward von dem Kaiser jetzt Leontius mit einem Heere geschickt. Dieser Feldherr war des Krieges nicht unkundig, dabei den Wissenschaften nicht fremd und mit manchen edeln Anlagen des Geistes wie des Herzens geschmückt. Ein solcher Gegner war des Illus würdig; aber dieser wußte ihn zu gewinnen, versprach ihm die

Herrschaft und ließ ihn wirklich gleich darauf zum Kaiser ausrufen *)

15. Um der Empörung einen Schein von Rechtlichkeit und Gesetzmäßigkeit zu geben, eilten sie nun, die Kaiserin Verina aus ihrer Gefangenschaft auf der Burg Papyra zu befreien. Durch die herrlichsten Versprechungen gelang es ihnen, diese Fürstin ganz in ihr Interesse zu ziehen; sie gieng mit ihnen nach Tarsus, und vor dem versammelten Heere und einer unsäglichen Menge Volkes, setzte sie hier mit eigenen Händen die Krone auf das Haupt des Leontius und erklärte ihn für den einzigen rechtmäßigen Augustus.

---

*) Die Empörung des Leontius und Illus wird von den hier oben angeführten Geschichtschreibern sehr verschieden erzählt. Liberatus sagt, Leontius habe sich zuerst empört, der Kaiser hierauf den Illus gegen ihn gesandt, dieser aber sich mit Leontius vereint und gemeinschaftliche Sache mit ihm gemacht. Diese Erzählung, voll unerklärbarer Schwierigkeit, hat wenig oder gar keine Wahrscheinlichkeit. Leontius war Feldherr in Thracien; wie kömmt derselbe nun plötzlich nach Syrien, findet dort ein Heer und einen so bedeutenden Anhang, daß er sich zum Gegenkaiser aufwerfen kann; und zwar zu derselben Zeit, wo der, sowohl bei dem Volke als dem Heer, in einem ungleich größern Ansehen stehende und von dem Kaiser mit den ausgedehntesten Vollmachten versehene Illus sich gerade in dem nämlichen Reichstheile befindet? Theophanes versichert, Leontius sey in dem Gefolge des Illus gewesen; aber in diesem Falle konnte Leontius ohne Wissen des Illus und ohne dessen Unterstützung unmöglich einen solchen entscheidenden Schritt thun, und es wäre dann unerklärbar, wie der kaiserliche Hof den Illus mit einem Heer gegen den Gegenkaiser hätte schicken können. Zudem sagen Viktor Tunensis, Candidus und Theodor der Lektor ausdrück-

16. Doch damit noch nicht zufrieden, erließ Verina nun auch, an alle Statthalter und Provinzen des Morgenlandes, kaiserliche, sogenannte geheiligte Briefe. Wir glauben, daß die Seltsamkeit ihres Inhalts die vollständige Mittheilung desselben hier rechtfertigen wird.

„Verina Augusta an alle Statthalter und „Unterthanen unseres Reiches: Euch allen ist es „längst bekannt, daß das Reich Uns gehört, und „daß wir nach dem Tode Leos I., unsers glorreichen „Gemahls, den Trascalisseus, der nachher den Na„men Zeno annahm, zur Herrschaft erhoben haben. „Wir thaten dieses in der Hoffnung, daß er im „Stande seyn werde, unsere Völker glücklich zu

lich, daß es Illus gewesen, welcher den Leontius zum Kaiser habe wählen und ausrufen lassen. — Der Natur der Sache und dem Gange der Ereignisse ist es ungleich angemessener und daher auch ungleich wahrscheinlicher, daß Illus zuerst die Fahne der Empörung geschwungen, und daß Leontius, der beste Feldherr, den das Reich nach dem Illus hatte, und der mit einem Heere jetzt in Thracien, mithin in der Nähe von Constantinopel stand, von dem Kaiser gegen den Empörer gesandt, von diesem aber gewonnen und durch dessen Ansehen und Einfluß nun selbst mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet ward. — Durch diese Ansicht verschwinden alle die vielen Schwierigkeiten, welche die Erzählungen der Alten darbieten und die auch vielen von den neuern Geschichtschreibern nicht entgangen sind. Uebrigens fassen sich die Chronikschreiber jener Periode stets mit ungemeiner Kürze; statt die Begebenheiten zu erzählen, weisen sie gleichsam nur darauf hin; ihre Worte können daher auch oft auf verschiedene Weise gedeutet werden; aber eine Deutung, welche alle scheinbare Widersprüche aufhebt, hat doch immer die Vermuthung für sich, daß sie der Wahrheit am nächsten komme.

„machen. Da wir aber jetzt sehen müssen, daß er, „ohne alle Herrscherfähigkeit, blos durch unersättlichen „Geiz das Reich aussaugt und zu Grunde richtet; so „haben Wir für nothwendig gefunden, euch einen „andern, wahrhaft christlichen Kaiser zu geben, einen „Regenten, welcher, beseelt von den Lehren der „Religion und Gerechtigkeit, auch fähig ist, das am „Rande seines Verderbens schwebende Reich zu ret„ten, unsere Völker mit Mäßigung zu beherrschen „und die Kühnheit unserer äußern Feinde zu zügeln. „Zu diesem Ende haben Wir den sehr edeln Leon„tius zum Augustus gekrönt. Von jetzt an habt „ihr euch diesem, als dem rechtmäßigen römischen „Kaiser, zu unterwerfen; und wer sich erfrecht, „ihm den einem Kaiser schuldigen Gehorsam zu „verweigern, soll als ein Rebell betrachtet und als „solcher nach den Gesetzen bestraft werden."

17. Dieses Schreiben ward in vielen Provinzen, wenigstens in ganz Syrien und Aegypten, nicht nur mit großer Ehrerbietung, sondern selbst mit dem lautesten Jubel aufgenommen *). Aber nun hatte auch in dieser Komödie Verina ihre Rolle ausgespielt. Zum Danke dafür ließen Leontius und Illus sie wieder auf der Bergveste Papyra einsperren, wo sie aus Aerger darüber wenige Tage darauf starb.

---

*) «Illi (Praefecti et populi) his Sacris acceptis Leontiam Imperatorem *faustis acclamationibus* excepere.» heißt es bei dem lateinischen Uebersetzer des Theophanes, welchem letztern wir den vollständigen Inhalt dieses sonderbaren, in Bezug auf die staatsrechtlichen Begriffe jener Zeit, gewiß nicht unmerkwürdigen Schreibens zu danken haben.

18. Der Aufruhr, wie man sieht, hatte nun eine für den Kaiser sehr ernsthafte Wendung gewonnen. Alle in den europäischen Provinzen liegende Truppen wurden daher in Eile zusammengezogen, neue Werbungen angestellt und in kurzer Zeit ein furchtbares Heer auf die Beine gebracht. Aber Zeno, der, wenn er selbst handelte, nie oder nur selten etwas Verständiges that, und den stets ein gewisses Etwas, das unsere Unwissenheit Zufall nennt *), aus dem Gedränge reissen mußte, übergab den Oberbefehl über das Heer einem allgemein verachteten, in allen schändlichen Lüsten versunkenen Wüstling, nämlich seinem Bruder Longinus. Eine natürliche Folge davon war, daß das kaiserliche Heer von den Aufrührern zusammengehauen und der Bruder des Kaisers gefangen ward. Das Treffen war unter den Mauern von Antiochien geliefert worden. Triumphirend zog Leontius in die volkreiche Stadt ein; seine Herrschaft schien nun schon ziemlich befestiget und selbst mehrere armenische Fürsten, Vasallen der Römer, schickten ihm jetzt Hülfstruppen.

19. Zum Glücke für Zeno war Theodorich gerade in demselben Jahre Consul, mithin anwesend in Constantinopel. Aus freiem, edelm Heldenantriebe erbot er sich sogleich selbst gegen die Aufrührer zu ziehen. Ein zahlreiches Heer Gothen, von Theodorich geführt, brach also auf; zu ihm stießen, unter dem Feldherrn Johannes, einem gebornen Gothen, der aber längst schon unter dem römischen Heere diente, noch die wenigen Truppen, die man in Thracien, Macedonien und Illyrien zusammenraffen konnte. Bei Seleucia kam es zu einer entscheidenden Schlacht. Die Feinde hatten den Vortheil der Stellung; aber

*) Ein Wort des großen Bossuets.

das Heer der Gothen hatte seinen König an der Spitze. Lange ward mit gleicher Tapferkeit und der größten Erbitterung von beiden Seiten gefochten. Endlich neigte sich der Sieg zu den Fahnen Theodorichs. Auf mehrern Punkten durchbrachen die Gothen die feindliche Schlachtordnung und je ausdauernder die Beharrlichkeit war, mit welcher die Feinde das Schlachtfeld zu behaupten gesucht hatten, desto allgemeiner und fürchterlicher war auch jetzt ihre Niederlage. An einen ordentlichen Rückzug war nicht mehr zu denken. In wilder Flucht riß einer den andern hin und das ganze Heer der Aufrührer ward theils erschlagen, theils gefangen genommnen, oder völlig versprengt.

20. Unaufhaltsam verfolgten die Gothen ihren Sieg. Die zerstreuten Flüchtlinge zu sammeln oder gar ein neues Heer auf die Beine zu bringen, dazu ließ Theodorich dem Leontius und Illus keine Zeit. Beide waren gezwungen, mit einer Handvoll Leute, den traurigen Trümmern eines beinahe hundert tausend Mann starken Heeres, sich in der Gebirgsveste Papyra einzuschließen. Diese Burg war unbezwinglich; nur durch Hunger konnte sie gewonnen werden. Auf der Plattform eines hohen, ganz steilen Felsen gelegen, führten nur zwei schmale, in das Gestein gehauene Fußpfade zu derselben; wenige Leute waren hinreichend, diese Zugänge gegen ein ganzes Heer zu vertheidigen *). Aber dafür konnten eben so leicht die

*) Auch nur durch freie Uebergabe hatten Leontius und Illus sich dieses Schlosses in dem vorigen Jahre bemächtiget. Es lag in Isaurien und hatte eine isaurische Besatzung. Als ihrem Landsmanne waren zwar die Isaurier dem Zeno bis dahin sehr ergeben gewesen; aber auch Illus war ein geborner Isaurier und die große Ungleichheit des innern Werthes dieser beiden Landsleute konnte selbst dem noch völlig rohen Gebirgsvolke nicht entgehen.

Belagerer auch die Vestung am Fuße des Felsen von allen Seiten mit tiefen Gräben umgeben. Dies geschah sogleich und jeder Ausweg zur Flucht ward den Belagerten dadurch versperrt. Der Krieg war demnach so gut wie beendiget und es handelte sich jetzt blos um die Wegnahme eines Felsennestes und die Bestrafung der Häupter einer gedämpften, nunmehr völlig unterdrückten Empörung. Theodorich trat daher mit seinem Heere den Rückmarsch an; in Thracien ließ er es auseinander gehen; er selbst aber ging wieder nach Constantinopel.

21. Der Feldherr Johannes begann nun mit den, durch eine von Theodorich zurückgelassene gothische Schaar, verstärkten römischen Truppen die Belagerung von Papyra; daß sich dieselbe in die Länge ziehen würde, hatte man vorausgesehen, daß sie sich aber endlich doch einmal würde ergeben müssen, war ebenfalls keinem Zweifel unterworfen.

22. Den Abmarsch der Gothen hatten indessen Leontius und Illus erfahren. Gegen das im Ganzen unbedeutende Belagerungscorps hofften sie nun bald wieder angriffsweise verfahren zu können. Verkleidet verließ daher Illus Bruder, Trocondus, die Burg; bei nächtlicher Weile wollte er sich durch feindliche Wachen durchschleichen, mit Hülfe der vielen im Lande zerstreuten Anhänger des Leontius

---

Aus Liebe zu Illus hatte es sich also gleich zur Parthei des Leontius geschlagen und jene feste Burg überliefert. Nicht nur die Kaiserin Verina, auch alle von Zeno zu seiner eigenen Sicherheit zusammengehäuften und in Papyra aufbewahrten Schätze waren dem Leontius und Illus bei der Uebergabe dieses Schlosses in die Hände gefallen.

einige Streitkräfte zusammenbringen und die Festung damit entsetzen. Aber das Wagestück mißlang; Trocondus ward gefangen und auf Johannes Befehl sogleich enthauptet. Dieser Unfall blieb den Belagerten verborgen; sie hofften also auf baldigen Entsatz; und da der weise Pamprezius ihnen bald diesen bald jenen Tag bestimmte, an welchem Trocondus ihnen zu Hülfe kommen würde; so ward einstweilen mit dem auf der Burg zusammengehäuften Vorrath nichts weniger als sehr vorsichtig gewirthschaftet.

23. Schon in das dritte Jahr hatte die Belagerung gedauert, und noch kein Trocondus sich sehen lassen. Jeder Strahl der Hoffnung einer Hülfe von Außen entschwand nun dem Leontius und Illus; nichts blieb ihnen mehr übrig, als ihre Entschlossenheit und ihr unerschütterlicher Muth. Durch den Mangel an Lebensmitteln gezwungen, wagten nun beide öftere, bald mehr bald weniger glückliche Ausfälle, kamen jedoch stets mit einiger Beute an Getreide oder Schlachtvieh in die Burg wieder zurück. Aber auf einmal machten sie die, ihnen ganz unerwartete Entdeckung, daß ihr bisheriges Orakel, ihr weiser, in alle Mysterien des Paganismus eingeweihter Pamprezius ein Erzschurke sey. Mit den Feinden hatte er sich in einen heimlichen Briefwechsel eingelassen, um einen gewissen Preis ihnen den Leontius, Illus sammt der Festung in die Hände zu spielen versprochen. Dem Elenden ließ Illus Kopf und Hände abhauen und, um den Belagerern Kunde davon zu geben, den Rumpf und die davon getrennten Glieder in die feindlichen Schanzgräben werfen.

24. Durch die ganze byzantinische Geschichte

hindurch spielen Verrath, Meineid und Treulosigkeit eine Hauptrolle, und sie sind es gewöhnlich, durch die jeder auch noch so künstlich geschürzte Knoten am Ende gelöst wird. Auch dem Kaiser dauerte die Belagerung zu lange. Zum Glücke fehlte es an seinem Hofe nie an niedrigen Seelen; zu diesen gehörte auch der Schwager des enthaupteten Trocondus. Von Zeno bestochen und gewonnen, machte er sich auf den Weg nach Isaurien. Gleich einem Verfolgten, dem es gelungen wäre, durch schleunige Flucht sich den Nachstellungen des Kaisers zu entziehen, kam er auf der Burg Papyra an. Auf den Bruder der noch tief trauernden Wittib des Trocondus konnte kein Verdacht fallen. Mit allen Merkmalen brüderlicher Liebe ward er von Leontius und Illus aufgenommen; bald wußte er beide um ihr ganzes Zutrauen zu betrügen; abwechselnd übernahm er mit ihnen die nächtliche Bewachung der Burg und fand so in kurzer Zeit einen günstigen Augenblick, die Feinde heimlich in die Feste einzulassen. Die ganze Besatzung ward gefangen genommen. Den Tod, auf den Mauern der Burg und mit dem Degen in der Hand, hätten Leontius und Illus jeder Gefangenschaft, auch der mildesten, bei weitem vorgezogen; aber jetzt hatten sie nicht einmal Zeit gehabt, zu ihren Waffen zu greifen; so schnell und unerwartet war der Ueberfall gewesen.

25. Allen Soldaten der Besatzung ließ der rohe Johannes beide Hände abhauen und schickte sie in diesem schrecklich verstümmelten Zustande nach Hause. Leontius und Illus wurden auf seinen Befehl enthauptet, ihre Köpfe nach Constantinopel geschickt, dort auf Stangen durch die volkreichsten Straßen getragen und endlich in einem jenseits des

Golphes liegenden Viertel von Constantinopel zur Schau aufgestellt. Aber dieser grausenvolle Anblick verfehlte die gehoffte Wirkung; in jeder Brust regte sich vielmehr die wärmste Theilnahme an dem Schicksale eines Mannes, dessen Tugenden ein schöneres Loos verdient hätten. Man erinnerte sich jetzt der großen Dienste, die Illus dem Reiche schon geleistet hatte; man gedachte seiner trefflichen Eigenschaften, seiner unbestechbaren Redlichkeit, Gerechtigkeitsliebe und der in allen Verhältnissen sich stets gleich bleibenden Unbescholtenheit seines Wandels; und so floß nun manche fromme, mitleidsvolle Thräne dem Andenken eines Mannes, der, einst Held und trefflicher Bürger, blos durch die Gaukeleien eines elenden Betrügers, der, nachdem er den Verstand des Edeln bethört hatte, auch dessen Herz verdarb, zu diesem schmachvollen Ende war gebracht worden *).

26. Der Sieg bei Seleucia hatte die amalischen Gothen und ihren König mit Lorbern bedeckt. In Constantinopel war Theodorich jetzt der Abgott des Volkes; alle Stände huldigten seinem Verdienste und seinen großen Eigenschaften und wo er nur immer öffentlich erschien, rauschte allgemeiner, weitschallender Beifall ihm entgegen. Aber dieser hellleuchtende Ruhm, der den deutschen Fürsten jetzt überall hinbegleitete, schmerzte und kränkte nur desto empfindlicher die blöden Augen des verdienstlosen Kaisers;

*) Um auf den unglücklichen Illus nicht wieder zurückzukommen, und dann den Faden wichtigerer Ereignisse zu unterbrechen, waren wir gezwungen, uns hier einen kleinen Vorgriff in die Geschichte zu erlauben. Die Belagerung von Papyra hatte schon 4 Jahre gedauert, als die Vestung durch Verrätherei überrumpelt ward. Die Hinrichtung des Leontius und Illus fällt demnach erst in das Jahr 488.

und Zeno war noch nicht abgestumpft genug, um nicht zu fühlen, daß seine eigene Kleinheit und Erbärmlichkeit in der Gegenwart eines solchen Helden nur um so demüthigender für ihn hervortreten müsse. Von dieser drückenden Last suchte er sich also zu befreien und Eustathius erzählt, daß er damit umgegangen sey, den Theodorich heimlich ermorden zu lassen. Mögen wir auch die Wahrheit dieser Erzählung dahin gestellt seyn lassen; so ist es doch immer gewiß, daß Theodorich abermals ganz plötzlich Constantinopel verließ, und höchst unzufrieden, und den Kaiser mehr als je in seinem Herzen verachtend, nach Nova in Mösien zurückkehrte (485.)

27. Hier und zwar noch in dem nämlichen Jahre bot sich Theodorich schon wieder eine neue Gelegenheit dar, der Wohlthäter eines undankbaren Kaisers und der Retter des römischen Reiches zu werden. — Ein wildes, barbarisches Volk, den Römern nicht minder, als einst selbst die Hunnen, furchtbar, und von welchem die alten Geschichtschreiber bei dieser Gelegenheit zum erstenmale eine Erwähnung machen, setzte noch vor dem Ablaufe eben dieses Jahres ganz Constantinopel in Schrecken und Bestürzung. Seine Wohnsitze hatte dieses Volk ehemals an den beiden Ufern der Wolga gehabt und von dem Strome, den es umwohnte, den Namen Bulgaren (Wollgaren) erhalten. In noch frühern Zeiten hatten sie Hunogunduren geheißen; und dieser Name, in Verbindung mit noch andern, in den Sitten beider Völker ähnlichen Zügen, führte mehrere Geschichtschreiber auf die Vermuthung, daß die Bulgaren ein mit den Hunnen verwandter Volksstamm gewesen wären. Gleich den Hunnen kannten auch die Bulgaren nicht die Ungleichheit der Stände; denn blos die Anzahl der erschlagenen Feinde bestimmte jedem Einzelnen

De Guignes hist. des Huns. l. 6. p. 514.

seinen Rang, wie sein Verdienst. Pferdemilch war ihr Getränk, was die Jagd ihnen darbot, ihre Nahrung und, abgehärtet wie ihre Pferde, ertrugen sie, wenn sie nichts zu essen hatten, mehrere Tage hindurch, unbekümmert und mit ungeschwächter Kraft, Hunger, Durst und jede andere, nur immer gedenkbare Entbehrung. Als sie ihre alten Wohnsitze verließen, zogen sie an den Palus Meotis; bald darauf gingen sie über den Tanais; und gleich einem Tod und Verderben drohenden Ungewitter wälzten sie sich jetzt gegen die Ufer der Donau heran.

28. Von dem Kaiser erwartete Theodorich weder Belohlungen, noch aufrichtige Freundschaft; aber Ruhm war für seine Heldenseele ein natürliches Bedürfniß; und kriegerische Thaten, besonders wenn mit großen Gefahren verbunden, hatten für ihn eben so viele Reitze, als ein schwelgendes, thatenloses Leben für einen Kaiser, wie Zeno, nur immer gehabt haben konnte. Als römischer Befehlshaber von Thracien, sagte Theodorich, sey es seine Pflicht, diesem reissenden Strom einen Damm zu setzen. Aber hinter der Donau wollte er den Feind nicht erwarten; an der Spitze seiner Gothen setzte der König über den Fluß, und rückte in angestrengten Märschen den Barbaren entgegen. Die Zuversicht eines erfahrnen Feldherrn ist stets die sicherste Bürgschaft des Sieges. An den Ufern des Boristenes kam es zu einem entscheidenden Treffen. Mörderisch war die Schlacht. Wilder Muth, kriegerischer Ungestümm, und Gewandtheit in den Waffen waren auf beiden Seiten gleich: aber Theodorichs höhere Feldherrnkunde und die nun auch mit römischer Disciplin und Kunst verbundene Tapferkeit der Gothen gaben endlich den Ausschlag. Das gothische Heer erfocht einen vollkommenen Sieg und eine gänzliche, an Vertilgung gränzende Niederlage

Ennod. p. 292—296.

der Feinde war das glänzende Resultat dieses blutigen Tages. Nicht nur als Feldherr hatte Theodorich sich Ruhm erworben, auch als mannhafter Ritter focht er an der Spitze seiner Schwadronen und zwar oft mitten im Gewühl der Schlacht. In einem Zweikampfe mit Libertem, dem Bulgaren-König oder Anführer, verwundete er denselben mit eigener Hand und dieser hatte es blos der Schnelligkeit seines Rosses zu danken, daß er nicht Theodorichs Gefangener ward.

29. Von den Bulgaren hatten jetzt die Römer auf einige Zeit Ruhe; aber furchtbarer als das erstemal werden sie uns schon gleich im Anfange des folgenden Jahrhunderts wieder begegnen; und wir dann leider keinen, die römischen Provinzen gegen die alle Einbildung übersteigenden Verheerungen dieser wilden Horden, schützenden Theodorich finden.

IX.

1. Mit Ausnahme einiger ruhestörender, jedoch mißlungener Versuche der Schismatiker und Irrgläubigen, hatte seit dem Sturz des Basiliscus die morgenländische Kirche eines ununterbrochenen Friedens genossen. Die Häupter der Sekten waren theils verbannt, theils gezwungen, sich zu verbergen; den Kirchen standen nur rechtgläubige Bischöfe vor und diese, vereint unter dem heiligen Panier des Conciliums von Chalcedon, folgten alle einer gemeinsamen Richtschnur des Glaubens wie der Lehre.

2. Aber nur zu geschwind verschwanden wieder diese schönen Aussichten einer noch reizendern Zukunft. Auf die bisherige kurze Ruhe folgten bald neue Stürme, die, wilder und heftiger als je, nicht nur die

Gott so gefällige Eintracht unter den Bischöfen störten, sondern auch die reine Lehre auf das neue wieder verfinsterten, die Grundfesten der morgenländischen Kirche erschütterten und diese endlich gar von der auf einen unzerstörbaren Felsen von Gott selbst gegründeten, römischen Kirche auf lange Zeit losrissen; — und was war die Ursache dieses Gräuels abermaliger Verwüstung? Blos die gereizte Empfindlichkeit, die kleinliche, ja wohl kindische Eitelkeit eines mit Weltsinn erfüllten Prälaten, der, um eine vermeintlich ihm erzeigte Geringschätzung zu rächen, Gott und Dessen heilige Kirche, sein eigenes Gewissen, das Heil seiner Heerde und die Seelenruhe Millionen von Christen, seinem gekränkten Stolz blindlings zum Opfer brachte. — Wie oft wird nicht der kirchliche Geschichtschreiber zu dem schmerzhaften, tief beugenden Geständniß gezwungen, daß von allen Uebeln, welche je über die Kirche kamen oder noch kommeu, sie selbst und nur sie selbst stets die einzige Gebärerin ist.

3. Der fromme Patriarch von Alexandrien, Timotheus Salofaciolus fühlte, daß das Ende seiner Tage nicht weit mehr entfernt seyn könnte. Zärtlichst besorgt für das Heil seiner Heerde, erstreckte sich seine Sorgfalt für dieselbe auch jenseits des Grabes. Ihn, der jetzt schon so nahe an dem Ziele stand, schmerzte daher nichts so sehr, als der Gedanke, daß vielleicht nach seinem Tode die eutychianische Parthei wieder die Oberhand gewinnen und durch freche Umtriebe einen ihrer unseligen Apostel auf den Stuhl des heiligen Marcus erheben könnte. Um das Letzte zu thun, was in seinen Kräften stünde, um einen solchen reissenden Wolf von dem heiligen Oberhirtenamte zu entfernen, schickte er den Oeconom seiner Kirche, den Priester

Conc. t. 4. p. 1052 et 1081. Johannes Talaja nach Constantinopel mit einem Schreiben an den Zeno, in welchem er den Kaiser bat, den etwaigen Unternehmungen der Eutychianer sein kaiserliches Ansehen entgegen zu setzen und überhaupt dafür zu sorgen, daß die Freiheit der rechtgläubigen Katholiken in der Wahl eines neuen Patriarchen von den Feinden der Kirche nicht gestört, mithin kein Anderer, als nur orthodoxer, auf canonischem Wege rechtmäßig gewählter und von rechtgläubigen Bischöfen geweiheter Patriarch ihm zum Nachfolger möchte gegeben werden.

4. Zeno nahm das Gesuch sehr gut auf. Nicht nur an Timotheus, auch an die Geistlichkeit von Alexandrien erließ er kaiserliche Schreiben, worin er die Katholiken zu beruhigen suchte und sie, wenn der vorgesehene Fall eintreten würde, seines kräftigen Schutzes gegen alle ihre Feinde versicherte. Daß es dem Kaiser Ernst dabei war, daran ist nicht zu zweifeln, denn er gab dem Präfekten von Aegypten zugleich Befehl, eine ganze Legion, auf den Fall, wenn eine neue Wahl statt finden würde, zur Sicherheit der Katholiken in Bereitschaft zu halten. Ibid. Mit Timotheus Abgeordneten, dem Priester Talaja schien Zeno ungemein zufrieden, und ertheilte dessen Rechtgläubigkeit, Frömmigkeit und Gelehrsamkeit die ungemessensten Lobsprüche, und zwar nicht nur in seinem Schreiben an den Patriarchen, sondern auch in jenem an die gesammte Geistlichkeit von Alexandrien. Bald darauf, gleich in den ersten Monaten des Jahres 482 starb Timotheus Salofaciolus. Er entschlief sanft und friedlich in dem Herrn, nicht ahndend, welche zerstörende Folgen für seine, wie für alle Kirchen des Morgenlandes sein Tod herbeiführen würde.

5. Sobald der Inhalt der beiden kaiserlichen Schreiben in Alexandrien war bekannt worden, betrachtete man den Talaja als den schon zum voraus bestimmten Nachfolger des Timotheus; die von dem Kaiser jenem ertheilten großen Lobsprüche sah man als eine stillschweigende Aufforderung des Monarchen an, keinen Andern als eben diesen Priester zum Patriarchen zu wählen. Gegen die Person desselben war nichts einzuwenden; seine Sitten waren rein und bei einem völlig tadellosen Wandel, haftete auch nicht der mindeste Flecken auf seiner Rechtgläubigkeit. Alle Stimmen vereinigten sich daher in seiner Wahl und Johannes Talaja ward in Gegenwart aller anwesenden Bischöfe und unter dem frohen Zuruf der sehr zahlreich versammelten Katholiken zum Patriarchen von Alexandrien geweihet.

6. Gleich nach seiner Consecration erließ Talaja die üblichen Synodalschreiben; zuerst an den Pabst, und dann auch noch an einige andere Bischöfe der vornehmsten Kirchen des Orients. Zu gleicher Zeit schrieben an den Pabst die Bischöfe, welche nach vollbrachter Wahl noch etliche Tage in Alexandrien beisammen blieben, und endlich auch der gesammte Clerus der alexandrinischen Kirche.

7. Durch einen sehr verzeihlichen, aber seiner traurigen Folgen wegen höchst unseligen Mißgriff ward das Synodalschreiben an den Acacius in einen Brief an Illus eingeschlossen. Mit diesem stand längst schon Talaja in sehr freundschaftlichen Verhältnissen; er bat ihn also, das eingeschlossene Schreiben dem Acacius zu überreichen und gelegenheitlich denselben in seinen wohlwollenden Gesinnungen gegen ihn noch mehr zu bestärken; seinem Geschäftsträger aber, der die Briefe zu überbringen hatte, gab Talaja die Wei-

sung, in Constantinopel nichts ohne den Rath und die Genehmigung des Illus zu unternehmen.

8. Unglücklicher Weise war Illus schon in Syrien; und der Abgeordnete des Talaja, die von seinem Bischofe erhaltene Weisung zu buchstäblich deutend, reiste daher, ohne zu Acacius zu gehen, sogleich wieder von Constantinopel ab, um in Antiochien oder irgend einer andern Stadt Syriens den Feldherrn aufzusuchen. Ueber diesem Hin- und Herreisen ging natürlich viele Zeit verloren. Acacius erhielt nicht das an ihn gerichtete Synodalschreiben, glaubte sich von Talaja vernachlässiget und ward von diesem Augenblicke an dessen erklärtester Feind. Noch mehr entflammt gegen den Talaja ward Acacius durch den Gennadius, welcher über eine ähnliche Geringschätzung von Seite des Talaja zu klagen, wenigstens seiner Einbildung nach, gegründete Ursache zu haben glaubte. Dieser Gennadius war Bischof von Hermopolis und ein ziemlich naher Anverwandter des verstorbenen Timotheus Salofaciolus.

9. Mit nichts Geringerm, als dem Verlust der bischöflichen Würde sollte Talaja für das an Acacius Stolz begangene Majestäts-Verbrechen büßen. Aber der Patriarch von Alexandrien war einstimmig und durchaus nach den Canons der Kirche gewählt worden. Gegen die Wahl war also eben so wenig etwas einzuwenden, als gegen die Person des Gewählten. Um zu seinem Zwecke zu kommen, mußte Acacius auf Mittel denken, wobei man keiner Untersuchung, keines Conciliums von Bischöfen, sondern blos der Mitwirkung des weltlichen Arms bedurfte. Dem unverständigen Kaiser, über welchen der Patriarch von Constantinopel alles vermochte, ward also vorgespiegelt, daß Peter Mongus eigentlich schon Bischof

von Alexandrien sey; blos wegen Irrthümer, deren man ihn beschuldigt hätte, die jedoch nicht vollkommen erwiesen wären, habe man ihn von seiner Kirche entfernt. Nichts wäre zweckmäßiger, als diesen Peter Mongus seiner Kirche wieder zu geben; denn bei allem Volke ungemein beliebt, würde es nur ihm gelingen, die von der Kirche Getrennten wieder mit derselben zu vereinigen und dem, alle Gemeinden Egyptens und Lybiens, spaltenden Zwiste ein Ende zu machen.

10. Mongus hatte Freunde und Anhänger in Constantinopel; durch diese ließ Acacius ihm unter der Hand wissen, daß, im Fall er, wie man hoffe, von seinen vorigen Irrthümern zurückgekommen wäre und nun das Concilium von Chalcedon anerkennte, er auch nicht, ohne Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges, seine Ansprüche auf den bischöflichen Stuhl von Alexandrien wieder geltend machen könnte. Mongus, der, wenn er anders einen Glauben oder eine Meinung hatte, sehr gerne Beides, des Stuhles von Alexandrien wegen, zehnmal in einem Tage würde verläugnet haben, zeigte sich sogleich bereitwillig, alles zu thun, was man nur von ihm fodern würde. Wirklich kamen auch in Constantinopel bald darauf Abgeordnete von ihm an, an deren Spitze der eutychianische Abt Ammon stand. Acacius nahm sie gastfreundlich auf, stellte sie auch einige Tage nachher dem Kaiser vor, der sie mit vieler Güte anhörte, und überhaupt jetzt dem Mongus eben so geneigt, als gegen den Talaja erbittert zu seyn schien.

11. Der Patriarch von Constantinopel wollte indessen doch den entscheidenden Schritt nicht eher thun, als bis er auch den päbstlichen Hof in sein Interesse gezogen hätte. Auf seinen Antrieb mußte

also der blödsinnige Zeno nach Rom schreiben, in seinem Briefe an den Pabst den Talaja eines Meineides anklagen und in Folge dieser Beschuldigung das Oberhaupt der Kirche bitten, nicht den meineidigen Talaja, sondern den Peter Mongus, welcher seine Irrthümer abgelegt hätte, in der Würde eines Patriarchen von Alexandrien zu bestätigen und in seine Kirchengemeinschaft aufzunehmen *).

*) Zeno und Acacius behaupteten, Talaja habe, während seines letzten Aufenthaltes in Constantinopel, kurz vor dem Tode des Timotheus Salofaciolus, durch einen förmlichen Eid feierlich versprochen, sich nicht um die bischöfliche Würde zu bewerben, und nachher diesen Eid treulos gebrochen. Die ganze Anklage war offenbar eine Erdichtung. Warum sollte man von Talaja einen solchen Eid gefodert haben? Nur bei einem Manne, von dessen bekanntem Stolze, Weltsinn und Mangel an Frömmigkeit sich unerlaubte Umtriebe erwarten ließen, konnten solche Vorsichtsmaßregeln nothwendig seyn; aber daß dieses hier nicht der Fall war, bewiesen die oben erwähnten, an den Timotheus wie an die Geistlichkeit von Alexandrien geschriebenen und mit den größten Lobeserhebungen des Talaja angefüllten Briefe des Kaisers. Diese stehen nicht nur mit der jetzt erhobenen Anklage in dem größten Widerspruch, sondern sie zerstören dieselbe gleichsam von selbst. Zacharias, Evagrius und andere eutychianische Geschichtschreiber erzählen zwar die nämliche Fabel, führen aber keinen andern Beweis dafür an, als eben die von Acacius erhobene Anklage, die erst selbst eines Beweises bedarf und, wie aus den Akten erhellt, nie auch nur von weitem bewiesen ward. Endlich ist es etwas anderes, sich nicht um die bischöfliche Würde b e w e r b e n; und wieder etwas ganz anderes, die bischöfliche Würde a n n e h m e n, wenn sie ohne eigenes Zuthun, durch einstimmige Wahl aller in einem Concilium versammelten Bischöfe angetragen wird. Hatte also auch Talaja — obschon sich das Wie und Warum gar nicht einsehen läßt — jenen Eid abgelegt; so ward er doch dadurch nicht meineidig, daß er sich nachher von den Bischöfen, ohne sein Zuthun zum Patriarchen wählen ließ.

12. Acacius selbst schrieb nicht an den Pabst. Höchst wahrscheinlich war jener damals schon entschlossen, es mit dem römischen Hofe auf das Aeußerste kommen zu lassen; denn, zu schlau um nicht die Abgeschmacktheit der an den Pabst gemachten Foderungen einzusehen, mithin auch schon zum Voraus zu ahnden, was von Rom aus darauf erfolgen würde, konnte er bei dem Briefe, den Zeno auf seinen Rath an Simplicius schrieb, offenbar keinen andern Zweck haben, als den Pabst mit dem Kaiser zu entzweien, diesen gegen das Oberhaupt der Kirche noch mehr zu erbittern und dann, unter dem Schutze und der Mitwirkung der weltlichen Macht, jeden fernern Frevel, wozu der nun einmal gewagte erste Schritt ihn nothwendig führen mußte, sich ungestraft zu erlauben.

13. Kurz vorher, ehe Simplicius den Brief des Zeno erhielt, hatte er auch das Synodalschreiben des Talaja erhalten. Schon im Begriffe, die Wahl desselben zu bestätigen, ward er durch die gegen denselben erhobene Anklage eines Meineids für jetzt noch davon abgehalten; was aber den Peter Mongus betraf; so wollte der Pabst durchaus nichts von demselben wissen. Er antwortete dem Zeno, daß jener Abtrünnige sich solcher groben Verbrechen schuldig gemacht, daß er, wenn seine Wiederkehr in den Schoß der Kirche auch wirklich aufrichtig wäre, doch höchstens blos in die Gemeinschaft der Rechtgläubigen aufgenommen, aber nie zu irgend einer kirchlichen, am wenigsten aber zur Würde eines Bischofs befördert werden dürfte. Zu dem unterliege es auch noch sehr großem Zweifel, ob seine Bekehrung nicht, zeitlichen Vortheils wegen, blos erheuchelt sey; in diesem Falle würde er das ihm anvertraute Oberhirtenamt nur dazu

Conc. t. 4. p. 1032.

mißbrauchen, seine Irrthümer mit desto größerer Freiheit und Kühnheit zu verbreiten, die Kirchen mehr als je zu verwirren und zahllose Seelen in das Verderben zu stürzen. Dieses sey auch wirklich um so mehr zu befürchten, da gerade diejenigen, die ihn am sehnlichsten zu ihrem Bischof wünschten, entweder offenbare Ketzer wären, oder doch wenigstens zu den von der Kirche getrennten Partheien gehörten *). In demselben Sinne schrieb Simplicius auch an den Patriarchen von Constantinopel. Der arglose, fromme Pabst ahndete noch nicht die Schalkheit des Acacius; in seinem Schreiben an ihn, ließ er blos eine kleine aber gewiß sehr gerechte Empfindlichkeit darüber spüren, daß Acacius von dem, was Uebelgesinnte gegen die Kirche von Alexandrien unternehmen wollten, ihm noch keine Nachricht gegeben habe. Er beschwört ihn daher bei der Liebe und Freundschaft, durch welche sie beide mit einander verbunden wären, noch mehr aber bei der großen Verantwortung, welche auf ihm selbst lastete, alles Mögliche zu thun, um den Kaiser auf dem Wege der Wahrheit und Gerechtigkeit zu erhalten und die Kirche gegen die Nachstellungen ihrer Feinde zu schützen.

14. Auf den schwachen Kaiser machte das päbstliche Schreiben den Eindruck, den Acacius schon vorher ganz richtig berechnet hatte. Zeno ward über die abschlägige Antwort des Pabstes auf das höchste entrüstet und, von Acacius noch mehr gereizt, befahl er jetzt ohne weiters dem Dux Pergamus, seinem Statthalter in Aegypten, den Johannes Talaja von seiner Kirche und aus der

*) Dieser Brief ist verloren gegangen und befindet sich nicht unter den auf uns gekommenen Briefen dieses Pabstes.

Stadt zu vertreiben und den Mongus, gegen welchen nicht nur Rom, sondern beinahe alle morgenländische Kirchen den Bannfluch geschleudert hatten, zum Patriarchen von Aegypten einzusetzen.

15. Da ein geheuchelter Eifer für die Vereinigung aller eutychianischen Partheien mit der Kirche die Larve war, hinter welcher Acacius sein unerhörtes Verfahren, welches an Ruchlosigkeit und Frechheit bis jetzt noch nicht seines Gleichen gehabt hatte, zu verstecken suchte; so mußte nun, um diese vorgespiegelte Vereinigung zu bewirken, doch wenigstens etwas von Seite des Patriarchen und des Kaisers geschehen. Nicht minder nothwendig war es ebenfalls, sich jetzt der Rechtgläubigkeit des Mongus, wenn auch nur dem äußern Scheine nach, zu versichern. Zeno hatte bisher sich als einen offenbaren Feind der Eutychianer bewiesen, bei jeder Gelegenheit sie mit Strenge behandelt. Wie durfte er also jetzt, wenn er nicht vor den Augen der ganzen Welt, mit sich selbst in Widerspruch gerathen wollte, einen der bekanntesten Coriphäen eben jener Sekte auf einen der ehrwürdigsten, bischöflichen Stühle erheben, ohne auf ein einziges öffentliches Zeugniß oder Aktenstück sich stützen zu können, welches von der Rückkehr des Mongus zur orthodoxen Lehre nur irgend einen scheinbaren Beweis geliefert hätte. Für Beides wußte Acacius, der von Verbrechen zu Verbrechen hingerissen ward, bald ein seiner vollkommen würdiges Auskunftmittel. Er setzte nämlich eine Art Concordien-Formel auf, ungefähr nach dem Muster der berüchtigten Glaubenserklärung des Basiliscus; und Zeno, der nicht im Stande war, seine eigenen Angelegenheiten zu ordnen, nur eine kleine Provinz mit Klugheit zu verwalten, der in den Händen von Weibern, Verschnittenen, Kämmerlingen, Ministern,

Gothen und Römern nur ein Ball war, den sie sich höhnend gegenseitig zuwarfen, dieser erbärmliche, kraft- und hülflose Mensch wagte es nun, nicht blos mit ungeweihten, sondern völlig besudelten und befleckten Händen, in das furchtbare Regiment der Kirche einzugreifen, und ein Religions-Edikt zu erlassen, welches, bekannt unter dem Namen Henotikon, künftighin die bindende Glaubensnorm aller Christen des Morgenlandes seyn sollte. Von dem Inhalte dieses merkwürdigen Documents eben so lächerlicher als frevelhafter Anmaßung, begnügen wir uns, den Lesern nur das Wesentlichste hier mitzutheilen.

16. Nachdem Zeno, nach Sitte und Brauch, in dem Eingang des Ediktes von seiner Frömmigkeit, seinem Eifer für die Erhaltung der Einigkeit in der Kirche und dem vielen Segen, der deswegen von Oben auf ihn gekommen wäre, das Nöthige abgehandelt hat, sagt er, daß viele Aebte, Mönche und Einsiedler und andere ehrwürdige Männer, in mehrern an ihn gerichteten Bittschriften, eine Vereinigung der Kirchen verlangt und ihn angeflehet hätten, den traurigen Folgen einer Spaltung ein Ende zu machen, wodurch schon so viele der heiligen Sakramente der Taufe und des Abendmahles beraubt und noch überdies eine Menge Mord- und andere Gräuelthaten wären verübt worden. Diesen Bitten sey er gesonnen zu willfahren. Er verordne daher, daß man kein anderes Glaubensbekenntniß annehmen soll, als jenes, welches die 318 Väter in Nicäa verfaßt und die 150 in Constantinopel versammelten Väter bestätiget hätten, welchem auch das Concilium von Ephesus, das den Nestorius und alle dessen Anhänger verdammte, gefolgt wäre. Wir nehmen, fährt der Kaiser fort, auch die zwölf Kapitel des seligen

[margin: Evag. l. 3. c. 14.]

Cyrillus an; und bekennen, daß Jesus Christus unser Herr, der eingeborne Sohn Gottes, selbst Gott, wahrhaft Mensch geworden, seiner Gottheit nach mit dem Vater gleiches Wesens, aber seiner Menschheit nach gleiches Wesens mit den Menschen ist; und daß dieser nämliche Jesus Christus, welcher vom Himmel herabgestiegen, durch den heiligen Geist aus Maria, der Mutter Gottes Fleisch geworden ist, Wunder gewirkt und freiwillig in seinem Fleische gelitten hat, nur Einer und nicht Zwei sey. Wir verwerfen und schließen daher Alle aus unserer Kirchengemeinschaft aus, welche die beiden Naturen in Christo läugnen, oder sie trennen oder mit einander vermischen, so wie auch jene, welche behaupten, daß Christus nur dem Scheine nach Mensch geworden sey. Zeno spricht hierauf Allen jenen das Anathema, welche etwas Anders glauben oder geglaubt haben, sey es auf dem Concilium zu Chalcedon, oder auf irgend einem andern Concilium gewesen. Am Ende fodert der Kaiser Alle, die sich getrennt hätten, auf, sich wieder mit ihm und seiner Mutter, der Kirche zu vereinigen. — Dieß ist Zeno's berüchtigtes Henotikon, das, statt eine Vereinigung zu bewirken, die Kirchen nur noch mehr verwirrte und die Zahl der Sekten vermehrte und nothwendig vermehren mußte, weil es, wie wir gleich zeigen werden, dem gröbsten Dünkel öffentlich huldigte und jeder Ketzerei, jeder verkehrten Meinung Thor und Thüre öffnete. — Das Edikt war gerichtet an die Bischöfe, die Geistlichkeit und alles Volk von Alexandrien, Aegypten, Lybien, und der Landschaft Pentapolis; und wer dasselbe unterzeichnen oder sich dazu bekennen würde, sollte ohne weiteres für ein rechtgläubiges Mitglied der Kirche gehalten werden.

17. Es ist unbegreiflich, wie über den innern Werth dieses monstruösen Kirchen- und Staatsgesetzes noch eine Verschiedenheit der Meinungen hat statt haben können. Da es mit der Lehre der Kirche über das Geheimniß der Menschwerdung nicht im Widerspruche steht; so hielten es einige, wie z. B. Alexander Natalis blos für verwerflich, Andere für ketzerisch; offenbar vereiniget es in sich beide Prädicate. Es ist verwerflich — wenn auch keine apostolische Lehre darin angegriffen oder verkannt wäre — weil es der weltlichen Macht nicht geziemt, einen dogmatischen Gegenstand zu einem Staats- oder Verwaltungsgeschäft zu machen. Das Alberne und Lächerliche einer solchen Verfahrungsweise spricht von selbst, und die subversiven Folgen, welche solche unsinnige Anmaßungen haben würden, sind handgreiflich. Aber es ist nicht blos verwerflich, sondern auch ketzerisch, weil es das Concilium von Chalcedon nicht anerkennt; es ist erzketzerisch, weil es sogar, nur mit andern Worten, den durchaus unkatholischen, das Fundament der Einheit der Kirche und des Glaubens untergrabenden Grundsatz aufstellt, daß ein unter dem Oberhaupte der Kirche rechtmäßig versammeltes Concilium, in dessen Mitte, seinen Verheißungen gemäß, Jesus Christus selbst ist, und welches, eben diesen erbarmungsvollen Verheißungen zu Folge, von dem Geiste der Wahrheit stets in alle Wahrheit geleitet wird, sich demungeachtet habe irren können. Waren die Väter von Chalcedon dem Irrthum unterworfen: welche Bürgschaft haben wir, daß nicht auch jene in Nicäa es waren? Wo und wann wird man alsdann Wahrheit von Irrthum unterscheiden können? welchen Damm jeder neu aufkeimenden Ketzerei entgegensetzen wollen, die, obgleich von 10 oder 20 Concilien verdammt, alsdann dennoch, in der

Voraussetzung, daß alle diese Concilien sich hätten irren können, stets berechtiget wäre, an neue Concilien zu appelliren, bis es endlich der obersten Verwaltungsbehörde gefiele, durch irgend eine in der Weisheit ihrer Schreibstuben gefaßte polizeiliche Verfügung, die ganze Streitfrage zu schlichten. Kurz, Zeno's Henotikon ist nichts als ein ekelhafter Auswuchs profanen, gottlosen Aberwitzes. Von einem stolzen, rachsüchtigen, von Leidenschaft verblendeten Prälaten abgefaßt und einem stupiden, sorglosen Kaiser in Anwendung gebracht, hatte es keine andere Folgen, als daß es die Kirche in den Augen der Schwachen und Unmündigen herabwürdigte, die Leidenschaften noch mehr aufregte, die Köpfe verwirrte und der Sekten und Partheien Zahl bis in das Unbestimmte vermehrte. Wie der Baum an seinen Früchten, wird auch jede Sache am sichersten in ihren Folgen erkannt und gewürdiget.

18. Der eutychianische Abt Ammon nebst den andern Abgeordneten des Mongus zögerten nicht, das Henotikon zu unterzeichnen, und Acacius ging nun ohne weiteres mit diesen anerkannten Eutychianern Kirchengemeinschaft ein, ließ auch den Namen des Mongus, obgleich derselbe jetzt eigentlich noch nicht im Besitze seines Patriarchenstuhls war, schon in den Dyptichen der Kirche von Constantinopel eintragen. Gleich darauf ward Mongus, sobald nämlich der Abt Ammon mit dem Henotikon in Alexandrien angekommen war, und jener es unterzeichnet hatte, von Apolonius, Präfekten von Aegypten und dem Dux Pergamus feierlich inthronisirt. Lib. c. 18

19. Talaja wartete die Ankunft des Pergamus nicht ab; schon unterrichtet von dem Zwecke, den dessen Reise nach Alexandrien hatte, verließ er in der

Stille die Stadt, ging nach Antiochien, appellirte gleich seinem großen Vorbilde, dem heiligen Athanasius an den Pabst und begab sich bald darauf, mit Synodal- und Empfehlungsschreiben von Calandion versehen, selbst nach Rom. Von dem Pabste Simplicius ward er mit brüderlicher Liebe empfangen. Diesem so wie dessen Nachfolger erzeigte Talaja sehr nützliche Dienste, indem er sie, da der Kampf nun einmal begonnen hatte, sowohl von dem Zustande der morgenländischen Kirchen, als auch den Personal-Verhältnissen aller auf die kirchlichen Angelegenheiten einflußreicher Männer, besonders des stolzen und unbeugsamen Patriarchen Acacius, in die genaueste Kenntniß setzte. Sein Vaterland sah Talaja nie wieder; er erhielt von dem Nachfolger des Simplicius das Bisthum Nola und starb ohne den Trost zu haben, das Ende aller Gräuel, welche die Kirchen des Orients verwüsteten, auch nur von weitem sich nähern zu sehen.

20. Mongus hatte die Frechheit, dem Pabste ein Synodalschreiben zu senden; auch an einige andere Bischöfe der vorzüglichsten Kirchen, an Acacius, Calandion von Antiochien und Martyrius von Jerusalem schickte er ähnliche Schreiben; die beiden Letztern nahmen sie nicht an; wohl aber Acacius, der dieselben ohne Verzug beantwortete und nun Kirchengemeinschaft mit dem einging, den er selbst noch vor wenigen Jahren in Rom der abscheulichsten Verbrechen angeklagt hatte: Verbrechen, die ihrer Natur nach jeden, der sich ihrer schuldig gemacht, auf die ganze Lebenszeit der priesterlichen Würde unfähig machen. Hätte Mongus, der eine lange Reihe von Jahren dem eutychianischen Wahn öffentlich gehuldiget, das Ansehen der Kirche verkannt, derselben getrotzt, sich selbst von ihr getrennt und mit Aufruhr

und Mord und dem Blute des heiligen Proterius seine Seele besudelt hatte: hätte dieser große und tief gefallene Sünder auch Beweise aufrichtiger Buße und Reue gegeben; hätte man ihn hierauf in die Gemeinschaft der Rechtgläubigen, (denn etwas Höheres war nicht mehr möglich) erbarmungsvoll aufnehmen wollen; so konnten ihm doch, da der Pabst und die gesammte Kirche den Fluch über ihn ausgesprochen hatten, auch nur der Pabst und die vereinte Kirche die Bande der Excommunication wieder lösen. Aber für Acacius bedurfte es von allem diesem nichts; er brauchte keine Untersuchung, keine Beweise, keinen Pabst und kein Concilium. Die heiligen Canons und Satzungen der Kirche waren ihm blos leere Formalitäten und, der Gunst wie des Schutzes eines bethörten Monarchen versichert, setzte er mit immer steigender Schamlosigkeit sich über Alles dieses hinweg.

21. Mongus gab sich nun alle Mühe, sowohl den Katholiken als allen getrennten Partheien das Henotikon aufzudringen, und diejenigen, welche vorher mit Proterius und Salofaciolus in Kirchengemeinschaft gestanden, die mithin bisher von allem Makel frei gebliebenen Katholiken, hatten nun die Schwachheit, sich auch zur Kirchengemeinschaft mit dem Mongus zu verstehen. Alle orthodoxe Bischöfe und Geistlichen dagegen wurden von Mongus auf alle Weise mißhandelt, ihrer Würden und Aemter entsetzt und nur solche dafür ernannt, welche sich bereitwillig zeigten, Zeno's Glaubensbekenntniß auch zu dem ihrigen zu machen. In der Hoffnung, Schutz an dem kaiserlichen Hoflager zu finden, und das ganze Gewebe der Finsterniß noch nicht genau durchschauend, begaben sich mehrere dieser vertrie-

Lib. c. 18. denen Bischöfe nach Constantinopel, um gegen die Gewaltthaten des Mongus bei Acacius Klage zu führen; aber bald lernten sie ihren Irrthum einsehen; sie wurden von dem Patriarchen auf eine äußerst zurückstoßende Art empfangen, mußten jede Art der Demüthigung und schnöder Behandlung erfahren und sahen sich endlich in Constantinopel noch ungleich mehr, als selbst in Aegypten von Mongus, verfolgt.

22. Dem Mongus wollte es indessen nicht recht gelingen, durch das Henotikon alle Parteien zu vereinigen. Viele der Eutychianer nahmen Anstoß daran, daß Zeno's Glaubensedikt das Concilium von Chalcedon nur stillschweigend berühre, sich nicht deutlich darüber ausspreche, es nicht bestimmt und ausdrücklich verdamme. Der Afterpatriarch, dessen Ansehen und Gunst bei Hofe vorzüglich auf dieser dem Kaiser vorgeschwätzten allgemeinen Vereinigung beruhete, wollte nun um jeden Preis auch die erklärtesten Feinde des Conciliums von Chalcedon gewinnen. An einem hohen Festtage, bei zahlreich in der Kirche versammeltem Volke, ließ er also nach beendigtem Gottesdienste das Henotikon laut ablesen, hielt dann eine sich darauf beziehende Rede und sprach darin dem Concilium von Chalcedon und dem Briefe des heiligen Leo an Flavian feierlich das Anathema; damit noch nicht zufrieden, befahl er die Namen des Dioscorus und Aelurus in die Dyptichen seiner Kirche wieder einzutragen und ging in seiner Vermessenheit endlich so weit, daß er die Gebeine des heiligen Proterius und des frommen Salofaciolus ausgraben und an einem öden, unbesuchten Ort außerhalb der Stadt wieder einscharren ließ.

22. Als Acacius dieses tolle Verfahren erfuhr, ward er über den Mongus nicht wenig aufgebracht. Die Ausführung seines Lieblingsprojektes, nämlich einer Vereinigung aller Partheien, welche dem Acacius, bei allen seinen Gewaltschritten, seinen Verletzungen der Canons, seinem Ungehorsam gegen das Oberhaupt der Kirche rc. stets zum Deckmantel dienen mußte, hatte ihm freilich nicht gestattet, das Concilium von Chalcedon in dem Henotikon öffentlich anzuerkennen; aber da es, wie wir weiter oben schon gezeigt haben, in einer gewissen andern Hinsicht seinem Interesse so ungemein zusagte; so konnte er doch wenigstens nicht zugeben, daß man dasselbe öffentlich verdammte. Ueber das Benehmen des Mongus war er um so mehr entrüstet, als dessen Abgeordnete, besonders der Abt Ammon, ihm im Namen ihres Prinzipalen gerade das Gegentheil versprochen hatten. Um also an Ort und Stelle sich von der Wahrheit oder Unwahrheit der ihm zugekommenen Nachrichten zu überzeugen, schickte Acacius einige seiner Vertrauten nach Alexandrien; aber Mongus machte diesen herrliche Geschenke. Erkaufte Zeugen sagten aus, daß an Allem dem, was man von Mongus nach Constantinopel geschrieben, auch nicht ein einziges wahres Wort sey und Mongus selbst erließ an Acacius ein Rechtfertigungsschreiben, in welchem er den Kirchenrath von Chalcedon bis an den Himmel erhob und ihn ein höchst ehrwürdiges, heiliges Concilium nannte. Auch in seinem Schreiben an den Pabst hatte früher schon Mongus der Kirchenversammlung von Chalcedon in ähnlichen, ehrfurchtsvollen Ausdrücken erwähnt.

23. Acacius, den schwerlich weder der Bericht seiner Abgeordneten, noch das Rechtfertigungsschreiben des Mongus getäuscht haben mögen, war demunge-

achtet sehr froh, seinen Günstling von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen frei sprechen zu können. Aber bei Allem dem ging gerade dadurch der Zweck, den beide verfolgten, völlig verloren. Die Schalkheit des Afterpatriarchen ward ruchbar. Das Anathematisiren des Conciliums von Chalcedon hatte den Katholiken schon die Augen geöffnet; noch mehr empört wurden sie über die Frevel, welche er sich gegen die Leichen zweier Bischöfe erlaubt hatte, deren Andenken von allen Katholiken, gleich dem Andenken zweier Heiligen verehrt ward. Viele verließen also wieder die Kirchengemeinschaft des Mongus; und als jetzt auch die Eutychianer erfuhren, wie wenig sie ihrem bisherigen Oberhaupt trauen dürften, daß es seine Grundsätze und Meinungen blos nach zeitlichen Rücksichten abändere oder gar verläugne und heute heiligspreche, was es gestern verflucht habe; so wollten sie ebenfalls durchaus nichts mehr mit ihm zu thun haben und noch mehr als je erbittert, trennten sie sich jetzt auf immer von seiner Kirchengemeinschaft. Da sie blos durch gleichen Haß gegen das Concilium von Chalcedon bisher unter einander verbunden, übrigens aber in ihren Meinungen und Ansichten mannigfaltig getheilt waren; so bildeten sie nun eine Menge bald mehr bald weniger von einander divergirender Sekten, die ihre eigenen Versammlungen hielten, kein Oberhaupt hatten und die man daher alle mit dem gemeinsamen Namen Acephalen bezeichnete. In Alexandrien und Aegypten gab es also jetzt drei Hauptpartheien. Erstens, die wahren Katholiken, dann die Anhänger des Mongus und des Henotikons und endlich die Acephalen, das heißt, die kein gemeinschaftliches Oberhaupt haben.

24. In seiner schon bekannten Langmuth schrieb Simplicius zu Gunsten des Talaja noch einmal an

Acacius, worauf dieser endlich sein bisheriges sträfliches Stillschweigen brach und dem Pabste ziemlich laconisch antwortete, daß er den Talaja nicht als Bischof anerkenne, den Mongus in seine Kirchengemeinschaft aufgenommen und Beides zwar gegen den Willen und Rath des Pabstes, aber wegen des Friedens in der Kirche und auf Befehl des Kaisers gethan habe.

25. Bevor Simplicius diesen Brief erhielt, hatte er in Erfahrung gebracht, entweder durch Talaja, oder durch Calandion von Antiochien selbst, daß Acacius den berüchtigten Johannes, der vor mehreren Jahren von Peter dem Walker zum Bischofe von Apamea geweihet, jedoch von den Einwohnern dieser Stadt, seines notorisch schlechten Wandels wegen, nicht aufgenommen worden war, der hierauf sich des Stuhles von Antiochien bemächtiget hatte, aber, von einem Concilium seiner Würde entsetzt, auf Befehl des Kaisers von dieser Kirche wieder vertrieben ward: daß Acacius diesen nicht nur seines Glaubens wegen höchst verdächtigen, sondern auch, durch seine bisherige Aufführung, als ein äußerst schlechtes Subjekt allgemein bekannten Johannes zum Bischofe von Tyrus geweihet habe. Acacius machte sich durch diese gesetzwidrige Ordination eines doppelten Verbrechens schuldig. Erstlich erlaubte er sich einen schon so oft und durch so viele Canons verbotenen Eingriff in die Rechte der Kirche von Antiochien, und zweitens beging er, indem er einen verworfenen Menschen einer Kirche zum Oberhirten aufdrang, einen schändlichen Hochverrath an einer durch das Blut Jesu theuer erkauften, christlichen Gemeinde. Wer, gewonnen durch Geld oder andere Vortheile, den Feind heimlich in eine von ihm belagerte Stadt einläßt, gilt in den Augen der ganzen Welt für einen verabscheuungswerthen, des Todes schuldigen Verräther. Welche Strafe

und brandmarkende Benennung verdient erst derjenige, der, um irgend eine niedrige Leidenschaft zu befriedigen, dem Feinde Gottes und der Menschen das ewige Heil und Wohl eines ganzen Volkes verrätherisch in die Hände zu spielen sucht?

26. Längst zwar mit dem zweideutigen Betragen des Acacius höchst unzufrieden, hatte jedoch der sanftmüthige Simplicius bisher noch nicht geahndet, daß der Patriarch von Constantinopel selbst der wahre Mittelpunkt und die einzige Ursache der gegenwärtigen, eben so schändlichen als der Kirche gefährlichen Umtriebe wäre; daher auch die vielen sanft ermahnenden, in den zärtlichsten Ausdrücken abgefaßten Briefe, in welchen, des Wohls der Kirche wegen, der heilige Vater sich oft sogar bis zu Bitten herabließ. Aber immer mehr und mehr mußte jetzt Simplicius der schmerzhaften Ueberzeugung Raum geben, daß Acacius nicht ein heimlicher, sondern offenbarer Feind der Kirche sey, ihre Canons und heiligen Satzungen über den Haufen werfe, die rechtgläubigen Bischöfe verfolge, die Ketzer begünstige und das Erbe des Sohnes Gottes Wölfen und reissenden Thieren preisgebe. Das Oberhaupt der Kirche sah jetzt ein, daß es Zeit sey, sich der von Christo erhaltenen Gewalt zu bedienen; und der fromme Pabst stand schon im Begriffe, gegen Acacius strengere Maßregeln zu ergreifen, als der Tod seinem mühevollen, unter Kampf und Anstrengung durchbrachten Leben ein Ende machte. Simplicius starb im Anfange des Jahres 483; wahrscheinlich an einem der drei ersten Tage des Monates März; und zwar, nachdem lange anhaltende körperliche Leiden seine Geduld und seinen Gott ergebenen Sinn auf mannigfache Weise herrlich bewährt hatten. Begraben ward er in der Kirche zum heiligen Petrus. Fünfzehn Jahre und fünf Monate hatte er mit erleuch-

teter Weisheit das Erbe des Sohnes Gottes verwaltet; und den Heiligen beigezählt, wird sein Fest, dem römischen Martyrologium zu Folge, am 2. März von der Kirche gefeiert. Von den vielen Briefen dieses Pabstes sind die mehresten verloren gegangen, nur siebzehen auf uns gekommen. Unter diesen siebzehen Briefen haben vorzüglich drei die Aufmerksamkeit der kirchlichen Geschichtschreiber erregt; nämlich das päbstliche Schreiben an Zeno, Bischof von Sevilla, welchen der Pabst zum Vikarius des heiligen Stuhles ernannte; damit er auf die Beobachtung der Canons ein wachsames Auge haben möchte; und dann die zwei päbstlichen Breve, wovon eines an den Bischof Johannes von Ravenna und das andere an Gaudentius, Bischof von Aufinium gerichtet ist. Die Veranlassung zu den beiden letztern, so wie deren Inhalt haben wir unsern Lesern schon in dem vorhergehenden Bande bekannt gemacht. B. 16. Abschn. 66. §. 5.

X.

1. Nur wenige Tage blieb der Stuhl des heiligen Petrus erlediget; denn schon am 8. März ward auf denselben erhoben Felix der Zweite *), ein geborner Römer und Großvater des nachher in den Jahrbüchern der Kirche wie in der Weltgeschichte gleich berühmt gewordenen Pabstes, Gregor's des Großen. Murat. ann. d'Ital. a. 492.

*) Gewöhnlich wird dieser Pabst Felix der Dritte genannt, aber, wie es uns däucht, mit dem größten Unrecht; denn jener Felix, welcher Diacon von Rom war und in dem Jahre 355 durch den Einfluß der Arianer zum Gegenpabst des heiligen Liberius gewählt, aber ungefähr 2 Jahre nachher wieder vertrieben ward und noch vor dem rechtmäßigen Pabst Liberius auf einem Landgut mit Tod abging: dieser Felix kann doch unmöglich unter dem Namen Felix des Zweiten in die Reihe der römischen Päbste gesetzt werden.

Ein Beweis, daß Felix, bevor er in den geistlichen Stand trat und Priester der Kirche von Fasciola ward, verheirathet gewesen seyn mußte.

Bar. 483. §. 11, 12, 13, 14.

2. Bei der Wahl war diesmal gegenwärtig Basilius, des Königs Odoakers Präfektus Prätorio von Rom. Neuere Geschichtschreiber wollten daraus schließen, daß die in Partheien getheilte Versammlung leicht eine bestrittene Wahl und diese einen, die öffentliche Ruhe störenden, tumultuarischen Auftritt hätte zur Folge haben können. Andere, wie der Cardinal Baronius, betrachten es als eine ungeziemende Anmaßung der weltlichen Macht, als einen Versuch derselben, die Pabstwahl in Zukunft von ihrem Einflusse und nach und nach endlich gar von ihrer Willkühr abhängig zu machen. Ungleich wahrscheinlicher scheint es uns indessen, daß Basilius, den die Geschichte als einen sehr gottesfürchtigen Mann bezeichnet, blos in Gemäßheit eines, in dem letzten Jahre der Regierung des Simplicius und auf Begehren und mit Genehmigung dieses Pabstes gegebenen Gesetzes bei der Wahlversammlung sich einfand *).

3. Unter Odoakers Herrschaft ward Italien von Barbaren überschwemmt; diese waren durchgängig Arianer; Rom war von ihnen ganz überfüllt, ein Viertel der Stadt von ihnen beinahe ausschließlich bewohnt. Auch fehlte es ebenfalls nicht an Anhängern anderer Sekten, die unter einem arianischen

*) Von dieser bisher ganz ungewöhnlichen Einmischung des Präfekts von Rom in die Wahl eines römischen Bischofs sind die Erzählungen der alten wie neuern Geschichtschreiber äußerst mangelhaft, unbestimmt und unzusammenhängend. Das meiste Licht hat unter den Neuern darüber verbreitet Saccarelli in seiner historia ecclesiastica per annos digesta; T. 10. p. 134. edit. Rom. 1783.

Könige, obschon derselbe die wahre Kirche zu ehren wußte, dennoch mehr als sonst sich nun erlauben zu dürfen wähnten. Der unruhige, die Kirche bei jeder Gelegenheit anfeindende Geist aller Sekten war dem erleuchteten Pabst nur zu sehr bekannt. Nicht ohne Grund befürchtete er also, da er sich an dem Ende seiner Laufbahn fühlte, daß nach seinem Tode die Arianer sehr leicht, durch allerlei Umtriebe, Zwist und Spaltung in der Gemeinde der Rechtgläubigen hervorrufen, die canonische Wahl eines Nachfolgers auf dem Stuhl von Rom gefährden und alsdann die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich entstehenden Unruhen benutzen könnten, um die weltliche Macht eines Fürsten, der ohnehin nicht zu den Söhnen der Kirche gehörte, nur mit desto größerm Erfolge gegen eben diese Kirche zu waffnen. Auf die Veranlassung des Pabstes ward also ein Gesetz gegeben, daß, wenn der Pabst stürbe, die Wahl eines Nachfolgers unter den Augen des Präfekts von Rom und überhaupt ohne dessen Wissen und Mitwirkung nichts bei derselben geschehen sollte. Wahrscheinlich hatten sich auch in der zeitlichen Verwaltung der der römischen Kirche gehörenden Güter und Einkünfte gewisse Mißbräuche eingeschlichen, denen ebenfalls ohne Mitwirkung der weltlichen Macht nicht völlig gesteuert werden konnte. Durch das nämliche Gesetz ward also auch die Veräußerung irgend eines, der Kirche durch Schenkung übertragenen, beweglichen oder unbeweglichen Gutes auf das strengste verboten. Der Verkäufer wie der Käufer sollten Anathema seyn und letzterer — wozu offenbar der Beistand des weltlichen Arms nothwendig war — durch die Gerichte angehalten werden, das gekaufte Gut, ohne irgend einen Ersatz, der Kirche wieder zurückzustellen *).

*) In einem unter Pabst Symmachus im Jahre 502 zu

4. Sobald Felix den päbstlichen Stuhl bestiegen hatte, machte er die Angelegenheiten der morgenländischen Kirche beinahe zum ausschließenden Gegenstand seiner väterlichen Sorgfalt. Da alle Briefe des heiligen Simplicius bisher ohne Erfolg geblieben waren; so hielt der neue Pabst für nothwendig, ein Concilium italienischer Bischöfe zu versammeln. Hier ward beschlossen, unverzüglich Abgeordnete nach Constantinopel zu senden, welche, mit den nöthigen Instruktionen versehen und die Person des Oberhauptes der Kirche repräsentirend, dem immer mehr umgreifenden Uebel, durch gelindere Mittel, zu steuern vielleicht noch im Stande seyn könnten. Zu Legaten wurden gewählt Vitalis und Misenus, der eine Bischof zu Tronto, der andere zu Cuma *); als dritter Legat

Rom gehaltenen Concilium wurde dieses Gesetz wieder aufgehoben, weil im Ganzen doch zu befürchten war, daß der Einfluß der Laien, welche den Canons zu Folge zwar einen Antheil, aber keinen leitenden Antheil an der Pabstwahl haben sollten, am Ende vorherrschend werden möchte; auch schien es, und zwar mit Recht, den damals versammelten Vätern äußerst ungeziemend, daß Laien sich angemaßt hätten, Dienern der Kirche und sogar Bischöfen das Anathema zu sprechen. In Ansehung der Güter, welche der römischen Kirche geschenkt worden, oder noch geschenkt werden würden; so wurde deren Unveräußerlichkeit auf dem nämlichen Concilium durch ein vom Pabste Symmachus erlassenes Decret auf das neue wieder gesetzlich ausgesprochen. Ein Beweis, daß das Gesetz nicht seiner innern Bestimmungen, sondern blos seiner höchst anstößigen, sehr leicht zu gefährlichen Consequenzen führenden, äußern Formen wegen, von den Vätern des Conciliums abgeschafft ward.

*) Beides jetzt zerstörte Städte. Das Andenken von Tronto wird durch den, die Mauern dieser Stadt ehemals bespühlenden Fluß, welcher gleichen Namen führt, noch immer erhalten.

ward ihnen beigegeben Felix, Defensor der römischen Kirche *). Seinen Legaten gab der Pabst Briefe an den Kaiser und den Patriarchen Acacius; sie waren ungefähr des nämlichen Inhaltes und in demselben Geiste der Sanftmuth und zärtlich besorgten Liebe geschrieben, wie jene des heiligen Simplicius; nur ward diesmal Acacius vorgeladen, auf die gegen ihn, bei dem römischen Stuhle, von Taluja eingegebenen Klagschrift zu antworten, auch der Kaiser ersucht, seinen Patriarchen zu nöthigen, der erhaltenen Vorladung Folge zu leisten. Evag. l. 3. c. 11

5. Als die Legaten im Begriffe standen abzu-

*) Das Amt eines defensoris ecclesiae war, nicht nur die Angelegenheiten der Kirche, sondern auch der einzelnen bei derselben angestellten Geistlichen zu besorgen; wurden diese oder ward jene in ihren Rechten gekränkt, so mußten sie bei der weltlichen Obrigkeit die Abstellung solcher gegründeten Beschwerden nachsuchen; fanden sie da kein Recht, so waren sie verpflichtet, sich unmittelbar an den Kaiser zu wenden. Sie waren ferner gehalten, darauf zu sehen, daß die Geistlichen ihre Berufsgeschäfte ordentlich verrichteten und, wenn sie etwas Vorschriftwidriges bemerkten, solches dem Bischofe anzuzeigen. Auch die Copiaten, das heißt diejenigen, welche die Leichen zu beerdigen hatten, standen unter der Aufsicht der Defensores, welchen es ausschließlich zukam, dafür zu sorgen, daß jedem Todten anständiges Begräbniß ward. Ob diese Defensores zu der Geistlichkeit oder zu den Laien gehörten, dies läßt sich nicht bestimmen; indessen ist wenigstens gewiß, daß Geistliche und Laien zu diesem Amte gelangen konnten. — Von diesen Defensoren leitet man gewöhnlich den Ursprung der in dem Mittelalter so sehr bekannt gewordenen Schirmvögte der Kirchen her, welche oft auch Advokaten oder Schutzherrn genannt wurden, größtentheils Edelleute waren, aber leider oft, statt die Kirchen zu schützen, sie vielmehr drängten, drückten und wo sie nur konnten, deren Güter plünderten.

reisen, ward Felix plötzlich gefährlich krank. Er war ein Mann, der das volle Vertrauen des Pabstes besaß, und in der That es auch zu besitzen verdiente. Wir werden gleich sehen, welche traurigen, ja wohl scandalösen Folgen dieser unvorhergesehene, unglückliche Zwischenfall herbeiführte.

6. Die beiden Legaten waren noch unter Weges, als der Pabst von Cyrillus, dem Vorsteher der Acemeten in Constantinopel Briefe erhielt, worin der fromme Abt sich bitter beklagte, daß der römische Hof gegen den Acacius, den einzigen Stifter und Urheber aller Uebel, bisher mit zu großer Schonung und Nachsicht verfahren sey. Nur strenge, durchgreifende Maßregeln, sagte Cyrillus, seyen jetzt eben so nothwendig als heilsam. Da der Brief noch von einigen würdigen Aebten und frommen Klostergeistlichen unterzeichnet war; so schickte Felix seinen Legaten sogleich die schriftliche Weisung nach, bei ihrer Ankunft in Constantinopel nichts ohne vorhergegangene Berathung mit dem Cyrillus zu unternehmen.

7. Den Erwartungen, zu welchen diese apostolische Sendung alle Katholiken in Constantinopel zu berechtigen schien, entsprach leider bei weitem nicht der Erfolg. Wenn die Päbste in andern Zeiten Legaten nach Constantinopel geschickt hatten, so kamen diesen stets der Patriarch an der Spitze der gesammten Geistlichkeit und begleitet von vielen Senatoren und vornehmen Hofbeamten entgegen. Schaarenweise strömte das Volk in festlicher Kleidung ihnen entgegen. Mit Psalmengesang und unter dem Geläute aller Glocken wurden sie empfangen. Statt allem diesem kam jetzt den beiden Bischöfen Misenus und Vitalis ein Trupp Solda-

ten an dem Eingang in die Meerenge — den heutigen Dardanellen — entgegen. Man durchsuchte alle ihre Papiere, nahm davon hinweg, was man wollte, legte hierauf die beiden Legaten in Bande und warf sie in ein unterirdisches Gefängniß in dem Thurm von Abydus.

Theoph. Chr. p. 113. edit. Paris.

8. Rein und schuldlos waren die Legaten in den Kerker getreten; mit befleckter Seele gingen sie aus demselben wieder heraus. Nachdem man sie, mit Eisen beladen, einige Tage allen Arten der härtesten Entbehrungen preisgegeben hatte, wurden ihnen endlich die Bande gelöset, man versprach ihnen ihre Freiheit, bot ihnen Geld und Geschenke und ließ abwechselnd die fürchterlichsten Drohungen und glänzendsten Verheißungen einander folgen. Die Unglücklichen erlagen der Versuchung. Das Wesentlichste ihrer von dem Pabste und dem Concilium erhaltenen Aufträge war, daß sie auf eine allgemeine, unumwundene Anerkennung des Conciliums von Chalcedon, so wie auf Entfernung und Verbannung des Peter Mongus und der übrigen ketzerischen Bischöfe bestehen, und endlich den Kaiser zu bewegen suchen sollten, den Acacius zu nöthigen, der ihm zugekommenen Vorladung gemäß vor dem römischen Stuhle zu erscheinen, um auf die von Talaja gegen ihn eingegebene Klage zu antworten. Von allem diesen thaten sie jetzt gerade das Gegentheil. Nicht nur mit dem Acacius, auch mit den Abgeordneten des Mongus, mithin mit Mongus selbst gingen sie Kirchengemeinschaft ein, erschienen mit ihnen im Allerheiligsten, brachten gemeinschaftlich mit ihnen das hochheilige Opfer dar. Acacius verbreitete nun das Gerücht, daß der Pabst Alles genehmiget, dessen Legaten im Namen des apostolischen Stuhles jeden seiner Schritte sanktionirt

hätten. Geflissentlich ward veranstaltet, daß die Legaten bei jeder Gelegenheit, so oft wie möglich, an der Seite des Patriarchen und in Begleitung mehrerer Eutychianer sich öffentlich zeigten; und die Zuversicht der Schismatiker ging nun so weit, daß sie den Namen des Mongus, den sie aus einem Reste von Ehrerbietung gegen den römischen Stuhl und aus Furcht, die Katholiken zu sehr zu entrüsten, bei Ablesung der Diptychen bisher nur in ganz leisen, kaum vernehmbaren Accenten genannt hatten, jetzt geflissentlich mit erhöheter, volltönender Stimme aussprachen *).

9. Der Anblick dieses unerwarteten Triumphes der Ruchlosigkeit und des so sehr entwürdigten Ansehens des apostolischen Stuhles brach allen Katholiken in Constantinopel das Herz. Keinem fiel es

Card. Bona. rer. liturg. l. 2. c. 12. Ed. Mart. de antiq. eccl. lit. t. 1. part. 1.

*) Schon öfters haben wir der Diptychen erwähnt. Einige Bemerkungen darüber möchten vielleicht hier jetzt nicht ganz überflüssig seyn. — Der Ursprung der Diptychen oder Gedenkrollen ist ungewiß. In den apostolischen Constitutionen geschieht keine Meldung davon. Tertullian, wie auch der heilige Cyprian erwähnen ihrer nur auf eine sehr entfernte Weise; aber Theodoret macht eine nähere, ungleich vollkommnere Beschreibung davon und zwar bei Gelegenheit seiner Erzählung der Schicksale des heiligen Johannes Chrysostomus. Diese Gedenkrollen standen überall bei dem Volke in dem größten Ansehen; ihre Ablesung durfte nicht unterlassen werden, und es begehrte dieselbe stets mit den oft und laut wiederholten Worten: „Dipthycha imponantur amboni." — Sobald man zu lesen anfieng, hörte alles Volk mit der größten Ehrerbietung zu und allgemeine, tiefe Stille herrschte in der ganzen Kirche. Auch der 4 allgemeinen Concilien geschah, bei Ablesung der Diptychen, namhafte Erwähnung, als ein Zeichen, daß sowohl diejenigen, deren Namen abgelesen wurden, als auch die ganze versammelte Gemeinde sich zu dersel-

indessen ein, die Legaten selbst einer wissentlichen, vorsätzlichen Theilnahme an diesen scandalösen Auftritten zu beschuldigen; man hielt sie für getäuscht, auf der finstern Bahn des Truges von dem arglistigen Acacius der Wahrheit entrückt. Viele derselben suchten also, sich den Legaten zu nähern, sie von der wahren Lage der Sachen in Kenntniß zu setzen. Leider war jeder Zutritt zu den beiden Bischöfen den Katholiken in Constantinopel völlig abgeschnitten. Allerlei List ward jetzt versucht, um belehrende Denkschriften ihnen zuzuschicken; man legte sie bald in kleine Körbchen mit Früchten bedeckt, bald auch in Bücher und schickte so sie ihnen zu; ja dem Bischofe Misenus ward sogar eine derselben am hellen Tage, auf offener Straße an das Gewand befestiget. Aber alles war umsonst; die Legaten gefielen sich in ihrer Täuschung; denn in Gold und klingender

---

ben Lehre bekenneten. Da das Volk einen so hohen Werth auf die Gedenkrollen legte; so ergibt es sich von selbst, daß das Eintragen eines Namens in die Diptychen, oder die Hinwegnahme eines solchen aus denselben in jenen Zeiten ein sehr wichtiges Ereigniß war und zwar in dreifacher Beziehung, nämlich: 1. auf das Volk; 2. auf die Ehre desjenigen, dessen Namen eingetragen oder hinweggenommen ward und endlich 3. auf die Orthodoxie des Bischofes selbst, welcher das Eine oder das Andere verfügt hatte, indem er sich dadurch entweder zu einer Lehre bekannte oder dieselbe öffentlich verdammte. — Man hat mehrere Beispiele in der Kirchengeschichte, daß das Auslöschen eines Namens aus den Gedenkrollen eine kirchliche Strafe war, welche auch nach dem Tode noch vollzogen wurde; so wie es auf der andern Seite ebenfalls nicht an Beispielen fehlt, daß man durch Wiedereintragung eines aus den Diptychen vertilgten Namens auch die kirchliche Ehre der Person, welche diesen Namen geführt, wieder herzustellen glaubte; wie dieses in Ansehung des heiligen Johannes Chrysostomus, nach dessen Tode, wirklich geschehen ist.

Münze hatten sie ja längst schon den Lohn dafür in der Tasche.

10. Der fromme und hellsehende Abt Cyrillus ließ sich jedoch nicht täuschen. Mit den treulosen Legaten wollte er nichts zu schaffen haben, schrieb aber dafür sogleich an den Pabst und unterrichtete denselben mit der größten Genauigkeit von dem ganzen schändlichen Betragen seiner Legaten. Damit der Brief nicht unter Weges aufgefangen würde, übergab er ihn dem Simeon, einem Geistlichen seines Klosters und ließ diesen in Begleitung noch einiger anderen Acemeten unverzüglich nach Rom abreisen.

11. Der Verrath an der Kirche war von den beiden Bischöfen Misenus und Vitalis schon vollbracht, als auch der dritte Legat, der Defensor Felix anlangte. Auch ihm wurden am Eingang in die Meerenge alle Briefe und Schriften abgenommen; auch er ward in das nämliche Gefängniß in dem Thurm von Abydus geworfen. Aber eingedenk seiner Würde, und seinen beiden Vorgängern völlig ungleich, ließ Felix weder durch Drohungen sich schrecken, noch durch Versprechungen und gleisnerische Liebkosungen sich gewinnen. Als man sah, daß mit dem unerschütterlich festen, weil unbedingt den Fügungen Gottes sich hingebenden Manne nichts auszurichten wäre, so wollte auch Acacius ihn nicht einmal sehen, vielweniger mit ihm sprechen. Aber die Tugend in Ketten ist oft mächtiger, als das Laster selbst auf dem Throne, und Felix im Kerker schien dem Acacius nun ungleich furchtbarer, als wenn er frei gewesen wäre. Mit ängstlicher Sorgfalt suchte er daher die Anwesenheit desselben der öffentlichen Kunde zu entziehen. Scharf bewacht

und jeder Mittheilung, wie jedes Trostes von Außen beraubt, mußte jetzt Felix mehrere Jahre in einem Kerker schmachten und ward erst lange nachher und nach vielen ausgestandenen harten Behandlungen schmählicher Weise seiner Haft wieder entlassen.

12. Als Misenus und Vitalis wieder nach Rom zurückkamen, war der Pabst von Allem, was vorgefallen war, schon vollkommen unterrichtet. Anfänglich wollten die Legaten ihr Benehmen rechtfertigen; aber eine Wolke von Zeugen und Klägern stand ihnen entgegen; denn außer dem Simeon und den übrigen Geistlichen aus dem Acemeten-Kloster des Cyrillus, welche alle jetzt noch in Rom anwesend waren, hatten indessen auch mehrere Bischöfe Aegyptens und sehr viele eifrige und einsichtsvolle Katholiken aus Constantinopel an den Pabst geschrieben und gegen seine Legaten geklagt; ja sogar das Schreiben, welches diese Letzteren von dem Patriarchen in Constantinopel dem Pabst überreicht hatten, zeugte jetzt gegen sie und schärfte nur noch mehr ihre Verdammniß; denn es war voll der größten Lobsprüche des Mongus, und der übermüthige Acacius erfrechte sich sogar darin zu behaupten, Mongus sey nie rechtmäßiger Weise verdammt, auch nie der bischöflichen Würde entsetzt worden; er habe ihn daher in seine Kirchengemeinschaft aufgenommen und werde jeden davon trennen, welcher nicht ebenfalls mit Mongus in Kirchengemeinschaft treten würde. Am Ende setzte er alles auf die Rechnung des Kaisers; was geschehen sey, sagte er, sey auf ausdrücklichen Befehl des Zeno geschehen. Als aber bald nachher der Kaiser ebenfalls nach Rom schrieb und den Pabst versicherte, daß er nichts ohne den Rath und die Genehmigung seines frommen Patriarchen gethan habe, fühlte der Stolz desselben sich da-

durch wieder geschmeichelt und, seines verderblichen Einflusses sich noch brüstend, stellte er denselben in seinen nachherigen Schreiben nicht im mindesten mehr in Abrede, hatte aber die Frechheit, dem Pabste zu sagen, daß er den Kaiser Nichts als nur Gutes, Löbliches und Treffliches habe thun lassen.

Conc. t. 4. p. 1125.

13. Um das Betragen seiner Legaten zu untersuchen, berief Felix ein Concilium von 64 italienischen Bischöfen. Alle auf diese Angelegenheit sich beziehenden Briefe und Schriften wurden vorgelesen; die gewissenlosen Legaten den Klostergeistlichen des Cyrillus gegenübergestellt und alle Aussagen und Anklagen der letztern durch den Priester Sylvanus, welcher die Legaten nach Constantinopel begleitet hatte, von dem versammelten Concilium bestätiget. Die ganze Vertheidigung des Misenus und Vitalis beruhete jetzt blos auf Herzählung aller der Gewaltschritte, die Acacius sich gegen sie erlaubt, der furchtbaren Drohungen, mit denen er sie geschreckt und auf den augenscheinlichen Lebensgefahr, der sie, wenn sie ihren Aufträgen treu geblieben wären, sich ausgesetzt hätten. Einstimmig ward diese eines jeden Bischofes so höchst unwürdige Vertheidigung von den versammelten Vätern verworfen. Das Concilium sprach den Angeklagten das Urtheil und beide Bischöfe wurden nicht nur ihrer bischöflichen und priesterlichen Würde entsetzt, sondern selbst von der Gemeinschaft der Rechtgläubigen getrennt. Es ward verordnet, daß der Zutritt zu den heiligen Sacramenten ihnen so lange geschlossen bleiben sollte, bis wieder ein katholischer Bischof auf den Patriarchenstuhl von Alexandrien würde erhoben seyn. Leider geschah dieses erst ungefähr 40 Jahre nachher. Aber schon um das Jahr 495 starb Vitalis eines plötzlichen Todes; man betrachtete dieses als ein furchtbares, über ihr verhäng-

tes Gericht Gottes. Misenus ward durch das Unglück seines ehemaligen Collegen so sehr erschüttert, daß er noch in dem nämlichen Jahre sich dem Pabste Gelasius in einem Concilium zu Füßen warf und unter einem Strom von Thränen um Wiederaufnahme in den Schoß der Kirche bat. An der Aufrichtigkeit der Reue und Zerknirschung des büßenden Sünders war nicht zu zweifeln; ihm ward also die, auch selbst wenn sie züchtiget, nur aus Liebe züchtigende Kirche wieder eine zärtliche, liebevolle Mutter. Gelasius hob ihn auf, sprach ihn von dem Bann los und erhob ihn sogar bald darauf wieder zur bischöflichen Würde.

14. Auch das von Simplicius gegen den Peter Mongus gefällte Urtheil ward von den versammelten Vätern auf das neue bestätiget und dem Irrlehrer, dem Theilnehmer an dem Morde des heiligen Proterius, dem Afterpatriarchen, dem unter Schafspelzen in den Schafstall Jesu eingedrungenen Räuber, wie allen seinen Anhängern das Anathema gesprochen.

15. Aber die allerwichtigste Verhandlung des Conciliums war die Verdammung des Acacius. Die furchtbarsten Ankläger des Patriarchen waren unstreitig dessen eigene, in verschiedenen Zeiträumen, nach Rom geschriebenen Briefe. In dem Einen, geschrieben im Jahre 478 an Pabst Simplicius, fodert Acacius den römischen Stuhl zu unerbittlicher Strenge gegen Mongus auf, nennt diesen einen Afterbischof, der nur von einem einzigen und dazu noch ketzerischen, von der Kirche excommunicirten Bischöfe geweihet, gewaltsam in die Kirche von Alexandrien sich eingedrungen hätte; er bezeichnet ihn als einen Mörder, Räuber und Ehebrecher, als einen Verworfenen, der, nicht nur des bischöflichen, wie priesterlichen Amtes unwürdig, auch nicht einmal in die Gemeinschaft recht-

gläubiger Laien verdiente aufgenommen zu werden. In dem andern Schreiben, dem nämlichen, welches die von ihm theils eingeschüchterten, theils bestochenen Legaten nach ihrer Rückkehr von Constantinopel beim Pabste überreicht hatten, nennt Acacius eben denselben Mongus, dessen schwarzen, verworfenen Charakter zu mahlen, ihm vor 5 Jahren auch die dunkelsten Farben noch zu hell schienen, nun einen sehr heiligen Bischof, erhebt dessen Glauben und Tugenden bis in die Wolken und bekennt sich förmlich und öffentlich zur Kirchengemeinschaft, das heißt, zur Gemeinschaft des Glaubens wie der Lehre mit demselben. Was diesem an Frechheit und Schamlosigkeit alles Gedenkbare weit hinter sich zurücklassenden Schreiben in den Augen der Väter jetzt ein noch desto größeres Gewicht geben mußte, war die nun schon von vielen Seiten und aus den sichersten Quellen eingelaufene Nachricht, daß Peter Mongus erst unlängst dem Concilium von Chalcedon, wie dem Briefe des heiligen Leo an Flavian in einer Kirche von Alexandrien öffentlich das Anathema gesprochen habe.

16. Acacius wurde demnach vor dem Concilium angeklagt: mit verstockten und dabei noch mit den größten Verbrechen befleckten Irrlehrern, und zwar mit solchen, welche er nicht nur selbst verdammt, sondern die auf sein eigenes dringendes Ansuchen auch von dem römischen Stuhle verdammt worden, Kirchengemeinschaft gemacht, mehrere wegen Ketzerei und schlechten Wandels von der Kirche ausgestoßene Individuen zu bischöflichen und priesterlichen Würden befördert, gegen die Satzungen des Conciliums von Nicäa sich mehrere Eingriffe in die Rechte fremder Kirchen erlaubt, der von dem apostolischen Stuhle erhaltenen Vorladung keine Folge geleistet und endlich, durch Einkerkerung und Mißhandlung der päbstlichen Lega-

ten, an der Person des Oberhauptes der Kirche selbst unerhörten Frevel begangen zu haben.

17. Alle diese Punkte rechtskräftig zu erhärten, erfoderte es weder viele Mühe noch großen Zeitaufwand. Die Beweise lagen in den schon erwähnten beiden eigenen Briefen des Acacius, ferner in dem vor dem Concilium abgelegten Bekenntniß der päbstlichen Legaten, in der Erklärung der acemetischen Mönche, in dem Zeugniß des Priesters Silvanus und endlich in den vielen, zu verschiedenen Zeiten und von ganz verschiedenen, sich gegenseitig fremden Individuen geschriebenen und doch in Beziehung auf die gegen Acacius erhobenen Klagen vollkommen mit einander übereinstimmenden Briefen.

18. Da alle von zwei heiligen Päbsten an Acacius erlassene Schreiben fruchtlos geblieben; so wäre ein neuer Versuch, den starrsinnigen Patriarchen auf dem Wege der Belehrung und liebevoller Ermahnung zur Besonnenheit zu bringen, thörichte Selbsttäuschung gewesen. Im Namen des Pabstes sprach also das Concilium dem Acacius das Urtheil, entsetzte ihn der bischöflichen wie der priesterlichen Würde und schloß ihn von der Gemeinschaft der Rechtgläubigen aus. Das Urtheil war in Form eines Briefes abgefaßt. Nur Bruchstücke davon sind auf uns gekommen. Es erwähnt aller Verbrechen und Vergehungen des Acacius und schließt endlich mit folgenden Worten: „Dein Erbtheil sey „also mit jenen Verworfenen, deren Vortheile dir „so sehr am Herzen lagen. Wisse demnach, daß du „der bischöflichen Würde entsetzt und von der Ge„meinschaft der Gläubigen ausgeschlossen bist und „weder den Namen noch die Gewalt eines Prie-

Conc. t. 4. p. 1072, 73.

„sters mehr hast; und zwar nach dem Urtheil des „Geistes Gottes, und durch die Macht und das An„sehen des apostolischen Stuhles; so daß Niemand „dich von den Banden dieses Anathemas zu lösen ver„mag.“ — Das Urtheil war von dem Pabste und sieben und sechzig Bischöfen unterzeichnet. Die Unterschrift des Pabstes war: Coelius Felix, Bischof der katholischen Kirche zu Rom. — Der Akt, welcher an den Kirchenthüren angeschlagen wurde, war viel kürzer abgefaßt; er enthielt blos die Verdammung des Acacius; aber am Ende sagt der Pabst: „Wenn also jetzt und nachdem gegenwärtiges Urtheil bekannt gemacht worden, irgend noch ein Bischof, Geistlicher, Mönch oder Laie mit ihm (dem Acacius) in Kirchengemeinschaft beharrt, der sey Anathema und falle dem Gerichte Gottes anheim.“

Ibid. p. 1083.

19. Durch päbstliche Schreiben wurde der Geistlichkeit und dem Volke von Constantinopel, wie auch den Kirchen Syriens, Aegyptens und Bithyniens die Verdammung des Acacius bekannt gemacht. Auch an Zeno schrieb der Pabst; und da, wie es scheint, der Kaiser sich über die bisherige Länge der päbstlichen Briefe beklagt hatte, Felix auch wohl einsah, daß an dem schwachen, von Acacius blindlings beherrschten Kaiser jedes Wort verloren wäre; so meldete er ihm nur in Kürze die Bestrafung der von Acacius verführten Legaten, dann die abermalige Verdammnng des Peter Mongus in einem römischen Concilium und endlich das in eben diesem Concilium gegen Acacius gefällte Urtheil. Er überlasse es nun, setzte Felix hinzu, des Kaisers eigenem Ermessen, ob er lieber mit dem Peter Mongus oder dem Stuhle des heiligen Apostels Petrus in Kirchengemeinschaft vereint seyn wolle *).

*) Dieser ungemein schöne, seines Inhaltes wie anzie-

Dieß war der letzte Brief, welchen der Pabst, so lange Acacius lebte, an den an Geist und Körper gleich kranken Kaiser zu schreiben sich herabließ.

20. Tutus, ein schon betagter Geistlicher und vom Pabste jetzt zum Defensor der römischen Kirche ernannt, erhielt den gefahrvollen Auftrag, nach Constantinopel zu reisen und dem Acacius sein Urtheil bekannt zu machen. Tutus zeigte den besten

---

henden Vortrages wegen, gleich merkwürdige Schreiben des heiligen Felix findet sich nicht in der von Labbeus herausgegebenen Sammlung der Concilien, wenigstens nicht in der venetianischen Ausgabe; wohl aber in der ungleich vollständigern Sammlung des Mansius. — Wäre dieses päbstliche Schreiben nicht ein Werk höherer Erleuchtung; so würden wir es als ein Meisterstück diplomatischer Kunst bezeichnen. Apostolische Würde, hoher Anstand, Gefühl der inwohnenden Kraft, klares, ruhiges Bewußtseyn und ein glühender, jedoch von Weisheit und der größten Besonnenheit geleiteter Eifer für die Heiligkeit der Sache! Dabei so ungemein viele Bescheidenheit, ächt-christliche Demuth und zarte Schonung fremder Schwächen, besonders jener eines Kaisers; und dieß Alles mit so viel Klugheit, Feinheit und Umsicht in der Wendung wie in der Wahl der Ausdrücke, deren jeder noch ungleich mehr sagt, als der todte Buchstabe ausdrückt. Der ernste Ton des Pabstes geht einigemal in eine Art feiner Ironie über, die den Kaiser weder reizen noch beleidigen, wohl aber, wäre er der Belehrung fähig gewesen, durch die aufgestellten Contraste ungleich anschaulicher, als durch jede andere auch noch so logisch geordnete Reihe theologischer Sätze, belehren und überzeugen konnte. — Die ganze diplomatische Geschichte des neuern Europa hat nicht ein einziges, ähnliches Aktenstück aufzuweisen, während jede Sammlung päbstlicher Breven uns eine Menge solcher, die hohe, in jedem Jahrhundert sich gleichbleibende Weisheit Roms bewährender Urkunden vorlegt.

Mansi sac. conc. ampliss. Coll. t. 7. p. 1065 et 66. edit. Flor.

Willen, benahm sich auch auf seiner Reise mit so vieler Klugheit, daß er den am Eingange der Meerenge kreuzenden Wachtschiffen glücklich entkam. Aber in Constantinopel angelangt, fand er durchaus keine Möglichkeit, Zutritt zu dem Patriarchen zu erhalten. Acacius sah wohl voraus, was aus Rom gegen ihn ergehen müßte. Er war also fest entschlossen, nichts, was von daher kommen würde, anzunehmen und hatte überhaupt schon solche Vorkehrungen getroffen, daß es wirklich menschlicher Weise nicht einzusehen war, wie irgend jemand ihm Etwas aus Rom und am wenigsten ein päbstliches Schreiben möchte überreichen können. Alle diese Vorsichtsmaßregeln scheiterten jedoch an der Kühnheit und Entschlossenheit einiger acemetischen Mönche aus dem nach dem heiligen Abt Dius genannten Kloster. Am hellen Tage, unter den Augen eines zahlreichen Gefolges und gerade in dem Augenblicke, als der Patriarch unter das prächtige Portal der großen Cathedralkirche trat, befestigten diese furchtlosen Acemeten das Verdammungsurtheil ihm an sein Pallium. Mehrere aus der Begleitung des Acacius, entrüstet über diese, wie sie es nannten, unerhörte Frechheit unbedeutender Mönche, schlugen mit ihren Stäben so gewaltig auf sie los, daß einige schwer verwundet zu Boden stürzten; die übrigen wurden sogleich ergriffen und in Banden gelegt.

Theoph. p. 114. Liberat. c. 18. Nphr. l. 16. c. 17.

21. Daß die frommen Aebte der Klöster von Constantinopel Abschriften von dem Urtheil erhalten und den Inhalt desselben unter der Hand überall bekannt machen würden, daran konnte Acacius nicht zweifeln. Um also den Eindruck zu schwächen oder vielmehr völlig zu entkräften, den dieses auf das Volk machen könnte, suchte er nun auf den nämlichen We-

gen, auf welchen er die Legaten bethört hatte, auch den Tutus zu verführen. Bis auf einen gewissen Punkt gelingt gewöhnlich den Gottlosen Alles, was sie unternehmen. Auch dem Acacius gelang wieder dieser Versuch und Tutus ging mit demjenigen, dem er den Fluch des römischen Stuhles und die von demselben ausgesprochene Verwerfung überbringen sollte, öffentlich Kirchengemeinschaft ein. Alles Gold, was Acacius dem Tutus bieten konnte, wäre diesem jedoch schwerlich zum Fallstrick geworden; blos der Furcht vor den Gefahren, welche sein Leben umschwebten, unterlag der kleinmüthige, des ehrenvollen, weil gefahrvollen, Auftrages so unwürdige Priester. Indessen hatte er doch wirklich Geld von dem Patriarchen bekommen. Ein eigenhändig von ihm an Acacius geschriebener Brief, der die ganze schändliche Verhandlung enthielt, ging für ihn unglücklicher Weise verloren; derselbe fiel in die Hände einiger Aebte und diese schickten ihn sogleich nach Rom an den Pabst.

Conc. t. 4. p. 1064.

22. Felix war nicht wenig bestürzt, als er diese unerwartete Nachricht erhielt und zwar nicht sowohl der Sache selbst wegen, als vielmehr wegen des dadurch abermal gegebenen Aergernisses; nur durch schnelle und strenge Bestrafung des Schuldigen konnte jene gehoben und die Schmach der Kirche wieder getilget werden. Sobald also Tutus in Rom angekommen war, versammelte der Pabst ein kleines Concilium von Priestern seiner Kirche und einigen noch in Rom anwesenden Bischöfen. Dem Tutus ward sein eigenhändig an Acacius geschriebener Brief vorgelegt; er konnte denselben nicht läugnen, vermochte überhaupt nicht sich zu vertheidigen, bekannte reumüthig seine Schuld und daß er Geld und Geschenke von dem Patriarchen erhalten habe. Der Pabst sprach ihm das Urtheil. Seines Amtes als Defensor der Kirche

ward er entsetzt, so wie auch der priesterlichen Würde, und überdieß noch von der Gemeinschaft der Rechtgläubigen getrennt.

23. Acacius, berauscht von der Gunst, in welcher er bei dem Kaiser stand, und daher der Hülfe des weltlichen Arms versichert, setzte nun seiner Frechheit weder Ziel noch Maaß. Von dem gegen ihn gefällten Verdammungsurtheil konnte er kein Geheimniß mehr machen; er protestirte also gegen dasselbe, klagte über Verletzung der Canons und, Frevel auf Frevel häufend, excommunicirte er nun seiner Seits das Oberhaupt der Kirche und nahm dessen Namen aus den Diptychen hinweg. Aus Furcht vor der Tirannei des Zeno trennten beinahe alle morgenländische Kirchen sich von Rom und beharrten in der Kirchengemeinschaft mit dem Patriarchen von Constantinopel *). Eine erfreuliche Ausnahme davon machten jedoch die Bischöfe Illiriens, Calandion von Antiochien und alle in und um Constantinopel liegenden Klöster. Durch ihren Eifer und standhafte Anhänglichkeit zeichneten sich vorzüglich aus die Aebte Rufinus, Hilarius und Thalassus; um keinen Preis wollten sie sich von dem Stuhle des Fürsten der Apostel trennen; Rom war ihnen der Sitz der Wahrheit,

Facund. in Moc. p. 565.

*) Ueber ihre Feigheit machte den morgenländischen Bischöfen der heilige Pabst Gelasius nachher sehr bittere und gewiß nicht minder gerechte Vorwürfe. Dieses päbstliche Schreiben verdient mit der größten Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Jeden, in dem Geiste der Kirche und ihrer heiligen Lehre, forschenden, und in eben dem Geiste alle Ereignisse vergleichenden und beurtheilenden Geschichtschreiber wird es zu manchen seltsamen, aber gewiß höchst wichtigen Betrachtungen führen. In theologischer wie historischer Hinsicht verdient es die größte Beherzigung.

Conc. t 4. 1217 et seq.

der Mittelpunkt der Einheit; dort flammte die ungetrübte, den Erdkreis erhellende Leuchte heiliger Lehre, und nur innigst vereint im Glauben wie in der Liebe mit der römischen Kirche, glaubten sie von dem Pfade der Wahrheit und des Lebens sich niemals verirren zu können.

20. Um so mehr wüthete Acacius jetzt gegen Alle, welche der Gemeinschaft mit Rom nicht entsagen wollten. Aus den Klöstern der Acemeten wurden viele in das Gefängniß geworfen, einige grausam gefoltert, andere sogar getödtet. Mit vollem Rechte zählt Baronius die Letztern den heiligen Märtyrern bei. Alle orthodoxe Bischöfe wurden von ihren Kirchen getrieben, Eutychianer oder andere schlechte Menschen, sobald sie nur dem Acacius huldigten und das Henotikon unterzeichneten, an die Stelle der rechtmäßigen Bischöfe gesetzt. Am schwersten muß der redliche Calendion, Bischof von Antiochien, die Rachsucht des Acacius fühlen. Unter dem Vorwande, daß er die Empörung des Leontius und Illus begünstiget, ward er nicht nur seiner bischöflichen Würde entsetzt, sondern überdieß noch in die wildeste, kaum bewohnbare Einöde der großen Oasis verbannt. Die vertriebenen Bischöfe flohen nach Italien; mit brüderlicher Liebe nahm Felix sie auf, und unter den Stufen des päbstlichen Thrones fanden nun alle diese frommen Bekenner jene Ruhe und jenen himmlischen Frieden wieder, welchen die Welt nicht zu geben vermag und der nun auf lange Zeit aus ihrem unglücklichen Vaterlande entflohen war *).

Baron. 484 §. 34.

*) Da die Anzahl der standhaften Bischöfe, jener Bischöfe, welche das Ueberirdische und Ewige dem Zeitlichen und Vergänglichen vorzogen, nur sehr klein

Boileau hist. ecc. t. 12. l. 25.

21. Aber am allertollsten ging es jetzt in Aegypten zu. Alexandrien war der Sitz der Zwietracht, und das ganze Land ein wahrer Tummelplatz völlig entzügelten, ketzerischen Uebermuthes. Peter Mongus erlaubte sich Gewaltthätigkeiten, welche Spuren des Wahnsinnes nicht undeutlich verriethen. Um den Patriarchen von Constantinopel bekümmerte er sich jetzt wenig und, wie es scheint, auch nicht viel mehr um des Kaisers Henotikon. Die wahren Katholiken, obschon der Zahl nach sehr schwach, faßten endlich den Entschluß, mit den Waffen in der Hand sich ihren Drängern und Treibern zu widersetzen. Es kam zu einem förmlichen, kleinen bürgerlichen Krieg; Blut floß auf beiden Seiten. Ein gewisser Niphalius, Abt eines Klosters, ging nach Constantinopel, um den Kaiser zu bitten, diesen Unordnungen ein Ende zu machen. Zeno schickte einen Tribun seiner Leibwache nach Alexandrien, nicht blos um den Aufruhr zu unterdrücken, sondern um auch alle Ursachen zu künftigem Aufruhr, welche hier doch offenbar blos in Glaubensstreitigkeiten lagen, auf immer zu entfernen, nebenbei aber auch dem Mongus einen derben Verweis zu geben, daß er dem kaiserlichen Vereinigungs-Edikt bisher so wenig Achtung bezeiget habe. Des

---

war; so ist es Pflicht, ihre glänzenden Namen, durch die Nacht aller Jahrhunderte hindurch, in stetem Andenken zu erhalten. Theophanes hat sie uns aufbewahrt; sie heißen: Nestor von Tarsus, Cyrus von Hierapolis, Johannes von Cyrrhus, Romanus von Chalcis, Eusebius von Samosata, Julianus von Mopsuesta, Paulus von Constantine, Manus von Himera und Andreas von Theodosiopolis. — Ehre und Preis diesen frommen Bekennern. Sit memoria illorum in benedictione et nomen eorum permaneat in aeternum.

Eccl. 46.

erhaltenen, sonderbaren Auftrages suchte der Officier sich so gut zu entledigen, als er es vermochte. Er zankte und drohete, ließ manche einsperren und andere wieder tüchtig abprügeln, und als alle diese militairischen Ueberredungskünste nichts fruchten wollten, ging er wieder nach Constantinopel zurück. Der Kaiser gab jetzt dem Arsenius, Statthalter von Aegypten, den Auftrag, mit dem Abt Niphalius nach Alexandrien zu gehen, das nöthige Ansehen wieder dem kaiserlichen Einigkeitsedikt dort zu verschaffen und wo möglich dadurch eine vollkommene Glaubensvereinigung zu bewirken. Arsenius war ein sehr verständiger Mann; er wählte daher den mildern Weg der Belehrung und Ermahnung. Alle streitenden Partheien wurden vorgerufen, Conferenzen gehalten, Disputationen angestellt und vom Morgen bis zum Abend disputirt, gestritten und gezankt. Arsenius war unermüdlich, aber bei allem dem sah er sich doch nach mehreren Wochen um keinen Schritt weiter, als er bei seiner Ankunft gewesen war. Der verständige Statthalter hielt also für das beste, das ganze saubere Stück Arbeit der höchsten Weisheit des Kaisers selbst zu überlassen, und schickte, ohne lange anzufragen, aus jeder Parthei Einige unter guter Bedeckung nach der Hauptstadt. Nun fing auch in dem kaiserlichen, wie in dem bischöflichen Palaste in Constantinopel das Conferiren und Disputiren an; besonders war das Concilium von Chalcedon das Kapitel, welches täglich an die Tagesordnung kam; nach der Länge und Breite ward es commentirt, ungemein viel Gelehrtes darüber geschwätzt und zwar so methodisch, daß man gleich in den ersten Tagen die volle Ueberzeugung hatte, man würde nie und in alle Ewigkeit nicht damit zu Ende kommen. Auf den Rath des Acacius ließ also Zeno alle Partheien, wovon die Eutychianer, nach ihren verschiedenen Abarten schon

allein wenigstens ein halbes Dutzend ausmachten, wieder nach Hause gehen. Statt die Gemüther zu nähern, waren dieselben jetzt nur noch weiter von einander entfernt und die Katholiken, weil Zeno die Eutychianer in jenen Conferenzen offenbar begünstiget hatte, mehr als je erbittert. Die Unordnungen und Unruhen, denen man hatte steuern wollen, dauerten also nach wie vor noch lange Zeit in Alexandrien fort.

22. Nicht viel besser sah es auch in den mehrsten andern Kirchen aus, besonders in Antiochien, wo der berüchtigte, von dem Pabste und mehrern Concilien verdammte Peter der Walker mit seinem neuen Trisagion den alten Unfug trieb *). Für die wahren Katholiken war es ein Herz zermalmender Anblick. Durch päbstliche Schreiben an verschiedene Gemeinden suchte Felix sie zu trösten, zu stärken und in der Beharrlichkeit zu erhalten. Indessen war das kostbare Erbe Jesu Christi zerrüttet; Räuber, Mörder und falsche Propheten hatten sich in dasselbe getheilt; und dieser unselige Zustand der Spaltung und des Zwistes, während welchem jeder ketzerische Wahn weiten und freien Spielraum hatte und die Ungerechtigkeit überall triumphirte, dauerte nun gegen 35 Jahre, nämlich bis zu dem Regierungsantritt des Kaisers Justinus in dem Jahre 518.

---

*) Empörend ist die Erzählung der andern sacrilegischen Handlungen, deren dieser Elende sich schuldig machte. Unter Anderm vertrieb er den rechtmäßigen Bischof von Hierapolis und weihete an dessen Stelle einen gewissen Xenaja, einen bekannten Taugenichts und der, wie behauptet wird, sogar nicht einmal getauft war.

XI.

1. Während dem Satan, wie wir gesehen, nach unerforschlichen, stets anbetungswürdigen Rathschlüssen Gottes, die Macht gelassen ward, die einst mit so herrlichen Früchten prangenden Kirchen des Morgenlandes jetzt immer mehr zu verwirren und zu verwüsten, erregte dieser Feind Gottes und der Menschen auch gegen Afrika's Kirchen wieder eine der grausamsten und blutigsten Verfolgungen. Grauenvoll sind die Scenen, welche wir jetzt an der Seele des Lesers müssen vorübergehen lassen, und wir müssen gestehen, daß es uns unmöglich seyn würde, auch nur einen Augenblick bei dem scheußlichen, empörenden Gemälde der mehr als satanischen Grausamkeit eines wahnsinnigen Tyrannen zu verweilen, wenn uns nicht auf demselben, trotz seines höllischen Colorits, auch wieder eine Menge himmlischer Gestalten begegneten, und unsere trauernden Blicke von dem besudelten Schauplatz satanischer Gräuel hinweg, zu Sions heitern, lichtvollen Höhen emporrichteten. Welche übermenschliche Größe wahrer, christlicher Heldenseelen! Helden, wie selbst die Heroenwelt der Dichter sie uns nicht zu bieten vermag. Welche übernatürliche Standhaftigkeit im Tode wie unter den ausgesuchtesten Martern! Welch stilles, Gott ergebenes Dulden! Welche kindliche, unbedingte Ergebenheit in den heiligsten Willen Gottes! Welch innerer Friede, welche Sanftmuth und Heiterkeit der Seele selbst bei den unmenschlichsten Mißhandlungen! — Von arianischen Pfaffen und Henkersknechten umgeben, erblikken wir zwar auf dem Vordergrund des Gemäldes den Wütherich und dessen zahllose Schlachtopfer; aber im Hintergrunde sehen wir den offenen Himmel; wir hören den Lobgesang der Vollendeten und vergessen über dem himmlischen Halleluja den schnell vorüber-

gehenden Jubel der Hölle, die hier wie überall am Ende doch wieder den Triumph der Kirche zu verherrlichen gezwungen wird.

2. Nach einer fünfzigjährigen Regierung war Genserich in dem Jahre 478 oder 79 in einem Alter von 88 Jahren mit Tode abgegangen. Als er starb, stand er, wie Menschen zu urtheilen pflegen, auf dem höchsten Gipfel von Größe, Ruhm und Macht. Der glänzendste Erfolg hatte alle seine Unternehmungen gekrönt. Was er mit dem Schwerte einst erobert, hatte er eine lange Reihe von Jahren hindurch gegen die vereinten Anstrengungen der beiden römischen Reiche zu behaupten gewußt, dem neu gegründeten vandalischen Staat in seinem Innern Festigkeit und Stärke, in seinen äußern Verhältnissen ein gefürchtetes, oft vorherrschendes Ansehen gegeben, und der letzte mit Zeno geschlossene Friede hatte ihm endlich den ruhigen, nun nicht mehr blos auf Waffengewalt, sondern in dem Recht selbstgegründeten Besitz seiner Eroberungen zugesichert.

3. Welchen Schimmer indessen auch eine solche Regierung um sich verbreiten mag; so können wir doch nicht läugnen, daß, wenn wir mit einiger Aufmerksamkeit, oder gar erleuchtet von dem Lichte des Evangeliums, das ganze Privat- und Regenten-Leben des Genserich durchgehen, wir auch nicht einen einzigen Zug darin entdecken, welcher auf irgend eine ächte Heldentugend hindeuten könnte. Durch Ermordung seiner Neffen und deren Mutter bahnte er sich den Weg zum Thron und durch Ströme von Blut der Edelsten seines Volkes suchte er das Andenken an diese Gräuelthat zu vertilgen. Seine von mehrern, jedoch nur neuern Geschichtschreibern so hoch gepriesene Staatsklugheit war offenbar nichts als ein förmliches,

auf Grundsätze reducirtes System von Treulosigkeit, Meineid und Trug, und seine eigene persönliche Größe bestand blos theils in der Schwäche seiner Gegner, theils vorzüglich in der Erbärmlichkeit eines ganz in Fäulniß übergegangenen Jahrhunderts, welches ihm stets und so oft er es nöthig hatte, Verräther und schlechte, feile Seelen lieferte, die er sich mit seinen zusammengeraubten Schätzen, zu den schändlichsten und niederträchtigsten Zwecken erkaufen konnte. Seine unmenschlichen Behandlungen der Katholiken und die blutigen Verfolgungen, die er durch förmliche Edikte gegen sie ausschrieb, wird wenigstens auch nicht einmal eine ganz gemeine Staatsklugheit rechtfertigen wollen. Wie ganz anders benahm sich diesfalls nicht der große Theodorich in Italien; er schützte seine Arianer, beherrschte aber mit nicht weniger Milde und Gerechtigkeit auch seine katholischen Unterthanen; und die Folge davon war, daß Gothen, Römer und Italiäner ihm und seinem Hause ergeben blieben; anstatt daß die lange unterdrückten, gequälten und grausam verfolgten Katholiken in Afrika, als endlich die Stunde der Erlösung schlug, aus allen Kräften zum Untergang und völligen Sturz des vandalischen Reiches mit dem glänzendsten Erfolge mitwirkten.

4. Das einzige Lobenswerthe, was man von Genserichs Regierung sagen kann, ist, daß er Besonnenheit genug hatte, dem belehrenden Winke zu folgen, den die Natur selbst jedem Beherrscher jener Länder ertheilt. Von Carthago's Macht war die Grundlage von jeher das Meer; und so oft carthaginiensische Flaggen gebietend auf demselben weheten, war in jeder Periode Carthago auch groß, mächtig und reich. Genserich wendete daher ungeheuere Summen auf den Bau und den Unterhalt

zahlreicher Flotten; seine Seearsenäle waren stets reichlich gefüllt, in allen afrikanischen Häfen herrschte ununterbrochene Thätigkeit und der größte Theil seiner Flotte war stets auf den ersten Wink zum Auslaufen bereit. Seine, lange Zeit hindurch, jedes Jahr regelmäßig unternommenen Seeräuber-Züge übten unaufhörlich seine Matrosen, verschafften ihm eine Menge tüchtiger Seeleute und vermehrten eben so sehr seine Marine, als das geraubte Gut, welches seine Schiffe nach Carthago brachten, seine Schatzkammer bereicherten. Als das Ungeheuer, welches, weil es sein Sohn war, ihm in der Regierung folgte, aus Geiz die Marine völlig vernachlässigte, schwand auch sogleich wieder Carthago's Macht und das Reich ward die Beute des ersten Eroberers, welcher es zu erobern sich die Mühe nehmen wollte, nachdem vorher schon die ganze Macht des vandalischen Reiches nicht mehr im Stande gewesen war, auch nur einige mauritanische Stämme, welche gleich unter Genserichs Nachfolger das vandalische Joch abgeworfen und der Gebirge Auras — nur 13 Tagreisen von Carthago entfernt — sich bemächtiget hatten, wieder zum Gehorsam zu bringen.

5. Auf dem Throne folgte dem Genserich also dessen ältester Sohn Hunerich. Seiner wilden bestialischen Natur nach, so wie in mancher andern Beziehung, war er ein eines solchen Vaters vollkommen würdiger Sohn, nur mit dem Unterschiede, daß jener mit vieler Kriegskunde eben so viel Muth, und persönliche Tapferkeit verband; dieser aber, träg und feig, blos den Frieden liebte, weil er den Krieg fürchtete und jener ihm volle Muße gewährte, so recht im eigentlichen Sinn der Henker jener zu werden, welche zu beherrschen er im Zorne Gottes war berufen worden.

6. Um seine neu angehende Herrschaft zu befestigen, heuchelte Hunerich in den ersten Wochen Sanftmuth und Milde. Da jedoch grausame Hinrichtungen zu seinen Lieblingsergötzungen gehörten; so ließ er einstweilen gegen die von den Arianern wie von den Katholiken gleich verabscheute Sekte der Manichäer strenge Nachforschungen anstellen und alle, welche als solche ergriffen wurden, auf dem Marktplatz von Carthago lebendig verbrennen.

7. Bald ward ihm die Rolle des guten Fürsten, die er spielen wollte, lästig; er warf also die unbequeme Larve ab und zeigte sich von jetzt an in seiner wahren Gestalt. Die ersten Opfer, welche seiner feigen Grausamkeit bluten mußten, waren die Glieder seines eigenen Hauses und mit diesen die treuesten, bewährtesten Diener seines Vaters. — Kurz vor seinem Tode hatte Genserich, wahrscheinlich um seine eigene Usurpation dadurch zu rechtfertigen *), ein Familien-Gesetz gemacht, welchem zu Folge der Thron nicht nach dem Recht der Erstgeburt in gerader Linie erblich, sondern dem jedesmal ältesten Prinzen des königlichen Gesammthauses gehören sollte. Dieses unnatürliche Gesetz beschleunigte den Untergang von Genserichs Hause. Um seinem Sohne Hilderich die Thronfolge zu sichern, ließ Hunerich, seines Bruders Theodorichs ältesten Sohn, einen edeln, hoffnungsvollen Jüngling, ermorden und dessen Mutter, blos weil sie eine Frau von Verstand und vielem Geist war, ersäufen. Theodorich ward hierauf in

Vict. Vit. I. 1

*) Der Leser wird sich aus dem 16. Bande der Geschichte der Religion Jesu erinnern, daß Genserich, um sich den vandalischen Thron zuzueignen, die Söhne seines älteren Bruders Gunderich ermorden und deren Mutter ersäufen ließ.

eine der wildesten Einöden des Mohrenlandes verbannt. Alle Güter und Einkünfte des unglücklichen Prinzen wurden eingezogen; um eine mit unsäglichen Mühseligkeiten verbundene Reise über endlose Sandwüsten zu machen, ward ihm nicht einmal ein Pferd und noch viel weniger ein Diener gegeben; in Banden und gleich dem niedrigsten Verbrecher mußte er die lange Reise zu Fuß machen. Uebermenschliches Elend wartete auf ihn an dem Ort seiner Verbannung und Theodorich, welcher das, was ihm auf Erden das theuerste war, mit eigenen Augen hatte erwürgen sehen müssen, erlag bald diesen wiederholten Schlägen des Schicksals und überlebte kaum um ein Jahr die Ermordung seiner Gemahlin und seines ältesten Sohnes *). Theodorich hinterließ zwei erwachsene Töchter und noch einen kleinen Sohn von sehr zartem Alter. Das Kind und die Prinzessinnen ließ Hunerich auf Maulesel packen und Gott weiß wohin abführen. Was aus ihnen geworden ist, weiß man nicht; aber nie kamen sie mehr zum Vorschein und es ist wohl möglich, daß der Wütherich sie unter Weges hatte heimlich erwürgen lassen.

8. Eine Menge Grafen und Edeln wurden nun, wegen gezeigter Anhänglichkeit an den unglücklichen Theodorich, unter allerlei erlogenem Vorwand verhaftet, gefoltert, ihrer Güter beraubt und theils verbannt, theils öffentlich hingerichtet. Unter diesen Letztern befand sich auch der Arianer-Patriarch Jokun-

Gesch. d. R. I. B. 16. Absch. 29. §. 19.

*) Welche Theilnahme uns auch die traurige Geschichte dieses Theodorichs einflößen mag; so dürfen wir doch weder der von eben diesem Prinzen an dem heiligen Armogast begangenen Grausamkeit vergessen, noch in dem Unglück, das ihn und sein Haus traf, die strafende Hand der göttlichen Gerechtigkeit verkennen.

dus, der seine Theilnahme an dem traurigen Schicksal des Theodorischen Hauses auf dem Scheiterhaufen büßen mußte. — Genserichs Vertrauter und ältester Minister hieß Heldika. Es war ein ehrwürdiger, in allen Geschäften äußerst erfahrner Greiß; noch wenige Minuten vor seinem Hinscheiden hatte der sterbende König ihn dringend seinem Sohne und Nachfolger empfohlen. Auch dieser treue, um Genserichs Haus so wohl verdiente, alte Diener, dessen graues Haupt allein schon hätte Schonung gebieten müssen, ward jetzt gleicher Ursache wegen ergriffen und auf dem Markte von Carthago öffentlich enthauptet. Gamuth, Heldika's Bruder, hatte sich in eine Kirche geflüchtet. Auch bei den Arianern war die Kirche eine geheiligte Freistätte, welche selbst ein Tyrann nicht wagen durfte zu verletzen. Hunerich versprach also dem Gamuth seine Begnadigung; schonte daher auch seines Lebens; verdammte ihn aber zu schweren, öffentlichen Arbeiten, zog alle seine Güter ein, ließ ihn jeden Monat bis auf das Gebein öffentlich geisseln, und für seine ganze Nahrung ihm nur über den andern Tag ein Stück hartes, schimmeliches Brod mit halb faulem Wasser darreichen. Gamuth hatte eine starke Seele und einen nicht minder starken Körper; keine, auch nicht die harteste Behandlung konnte seinen Muth beugen; alles ertrug er mit Starkmuth, und hatte endlich das Glück, nach dem Tode des Tyrannen, dessen Grausamkeiten Gottes Erbarmungen ein baldiges Ziel setzten, seine Freiheit und mit dieser wieder einen Theil seiner Güter zu erhalten. Ganze Haufen anderer, weniger bedeutender Männer und Frauen, worunter auch sehr viele arianische Priester, wurden, weil sie dem Andenken des unglücklichen Theodorichs und seiner Familie eine Thräne oder auch nur einen halb lauten Seufzer geschenkt

hatten, theils verbrannt, theils den wilden Thieren vorgeworfen.

9. Genton, Hunerichs dritter noch vor dem Vater verstorbene Bruder, hatte vier Söhne hinterlassen. Der älteste, Godagises, ward jetzt von seinem grausamen Oheim ebenfalls verbannt und so hart behandelt, daß er bald darauf starb. Gentons drei übrigen Söhnen, Gontamond, Thrasimond und Galarid war gleiches Loos bereitet; aber Hunerich, dessen Feigheit seiner Grausamkeit bisweilen einige Schranken setzte, fürchtete den ohnehin schon so sehr gereizten Unwillen der Nation; verschob also die Hinrichtung seiner Neffen und starb, bevor er noch sein blutiges Vorhaben hatte ausführen können.

XII.

1. Daß unter dem Thron eines solchen Tyrannen, wie für die Völker, so vorzüglich auch für die afrikanischen Kirchen nur Elend und Jammer hervorquellen würde: dieß war leicht vorauszusehen. Viele erleuchtete Bischöfe sahen auch wirklich den kommenden Sturm voraus und suchten nun um so mehr ihre Gemeinden zu dem bevorstehenden Kampf zu stärken, als Gott selbst durch eine Menge wunderbarer Zeichen und Gesichte einige Zeit vorher seine wieder nahenden Gerichte verkündiget hatte. Viktor Vitensis *), selbst Augenzeuge aller Gräuel dieser Verfolgung und der

*) Dieser Viktor Vitensis und der eben so redliche als verständige Procopius werden jetzt unsere vorzüglichsten Führer. Letzterer ist zwar bei weitem nicht so umständlich; das Gemälde, welches er aufstellt, ist nur in allgemeinen Umrissen entworfen; aber kenntlich genug gezeichnet, um die Erzählung des Viktors in allen ihren Theilen vollkommen und genügend zu bestätigen.

nachher ebenfalls noch gewürdiget ward, in Banden und Schmach die Gottheit Jesu Christi furchtlos zu bekennen, erwähnt in seinem Buche: de persecutione vandalica mehrerer dieser wunderbaren Erscheinungen. Wir begnügen uns, dem Leser hier nur zwei davon mitzutheilen, deren Deutung, leicht und anschaulich, sich gleichsam von selbst darbietet.

2. Bei nächtlicher Weile sah ein frommer Diacon sich in einem Gesichte plötzlich in die, durch ihre Größe und Schönheit berühmte und nach dem heiligen Faustus genannte Kirche von Carthago versetzt. Der Tempel Gottes war herrlich geschmückt, zahllose Kerzen flammten auf dem Hochaltar, eben so viele Lampen beleuchteten alle Theile der Kirche; kostbare Teppiche zierten die Seitenwände und gedrängte Schaaren frommer Christen, alle weiß gekleidet, füllten den innern Raum. Der feierliche Gottesdienst begann; Hymnen und Psalmen wurden gesungen und die himmlischen Harmonieen, welche in diesen geheiligten Hallen ertönten, erhoben auf Flügeln der Andacht jedes Herz zur Anbetung, zu feurigem Dank und Preis des Ewigen. Der fromme Diakon war ausser sich vor Freude. Jetzt wollte er in den himmlischen Chor mit einstimmen; aber plötzlich erlöschten alle Lichter; Musik und Gesang verstummten; ein bewaffneter Schwarm wilder Aethiopier und Mohren drang in die Kirche und zerstiebte, gleich einem Sturmwinde, in einem Augenblick die ganze heilige Versammlung. Finsterniß und eine schauervolle Stille umgaben jetzt den Diacon; aus dem Innersten seines tief bewegten Herzens flehete er nun zu Gott, daß die vorige Feier wieder beginnen, die Verherrlichung seines allerheiligsten Namens nicht auf immer unterbrochen bleiben möchte. Jetzt ward ihm ein zweites Gesicht und er sah nun den nämlichen, nach dem heiligen Faustus benannten,

hatten, theils verbrannt, theils de
vorgeworfen.

9. Genton, Hunerichs dritt
Vater verstorbene Bruder, hatte vi
lassen. Der älteste, Godagises, w
nem grausamen Oheim ebenfalls
hart behandelt, daß er bald darauf
den übrigen Söhnen, Gontamond,
Gelarid war gleiches Loos bereitet
dessen Feigheit seiner Grausamkeit
Schranken setzte, fürchtete den oft
gereizten Unwillen der Nation; ver
richtung seiner Neffen und starb,
blutiges Vorhaben hatte ausführen

XII.

1. Daß unter dem Thron ein
nen, wie für die Völker, so vorzü
afrikanischen Kirchen nur Elend un
quellen würde: dieß war leicht vora
erleuchtete Bischöfe sahen auch wirkli
Sturm voraus und suchten nun
Gemeinden zu dem bevorstehenden
als Gott selbst durch eine Menge
und Gesichte einige Zeit vorher sein
Gerichte verkündiget hatte. Viktor
Augenzeuge aller Gräuel dieser W

*) Dieser Viktor Vitensis und der eb
ständige Precopius werden jetzt
Führer. Letzterer ist zwar bei weit
lich; das Gemälde, welches er a
gemeinen Umrissen entworfen; abe
zeichnet, um die Erzählung des
Theilen vollkommen und genügend

XI.

1. Während dem Satan, wie wir gesehen, nach unerforschlichen, stets anbetungswürdigen Rathschlüssen Gottes, die Macht gelassen ward, die einst mit so herrlichen Früchten prangenden Kirchen des Morgenlandes jetzt immer mehr zu verwirren und zu verwüsten, erregte dieser Feind Gottes und der Menschen auch gegen Afrika's Kirchen wieder eine der grausamsten und blutigsten Verfolgungen. Grauenvoll sind die Scenen, welche wir jetzt an der Seele des Lesers müssen vorübergehen lassen, und wir müssen gestehen, daß es uns unmöglich seyn würde, auch nur einen Augenblick bei dem scheußlichen, empörenden Gemälde der mehr als satanischen Grausamkeit eines wahnsinnigen Tyrannen zu verweilen, wenn uns nicht auf demselben, trotz seines höllischen Colorits, auch wieder eine Menge himmlischer Gestalten begegneten, und unsere trauernden Blicke von dem besudelten Schauplatz satanischer Gräuel hinweg, zu Sions heitern, lichtvollen Höhen emporrichteten. Welche übermenschliche Größe wahrer, christlicher Heldenseelen! Helden, wie selbst die Heroenwelt der Dichter sie uns nicht zu bieten vermag. Welche übernatürliche Standhaftigkeit im Tode wie unter den ausgesuchtesten Martern! Welch stilles, Gott ergebenes Dulden! Welche kindliche, unbedingte Ergebenheit in den heiligsten Willen Gottes! Welch innerer Friede; welche Sanftmuth und Heiterkeit der Seele selbst bei den unmenschlichsten Mißhandlungen! — Von arianischen Pfaffen und Henkersknechten umgeben, erblikken wir zwar auf dem Vordergrund des Gemäldes den Wütherich und dessen zahllose Schlachtopfer; aber im Hintergrunde sehen wir den offenen Himmel; wir hören den Lobgesang der Vollendeten und vergessen über dem himmlischen Halleluja den schnell vorüber-

gehenden Jubel der Hölle, die hier wie überall am Ende doch wieder den Triumph der Kirche zu verherrlichen gezwungen wird.

2. Nach einer fünfzigjährigen Regierung war Genserich in dem Jahre 478 oder 79 in einem Alter von 88 Jahren mit Tode abgegangen. Als er starb, stand er, wie Menschen zu urtheilen pflegen, auf dem höchsten Gipfel von Größe, Ruhm und Macht. Der glänzendste Erfolg hatte alle seine Unternehmungen gekrönt. Was er mit dem Schwerte einst erobert, hatte er eine lange Reihe von Jahren hindurch gegen die vereinten Anstrengungen der beiden römischen Reiche zu behaupten gewußt, dem neu gegründeten vandalischen Staat in seinem Innern Festigkeit und Stärke, in seinen äußern Verhältnissen ein gefürchtetes, oft vorherrschendes Ansehen gegeben, und der letzte mit Zeno geschlossene Friede hatte ihm endlich den ruhigen, nun nicht mehr blos auf Waffengewalt, sondern in dem Recht selbstgegründeten Besitz seiner Eroberungen zugesichert.

3. Welchen Schimmer indessen auch eine solche Regierung um sich verbreiten mag; so können wir doch nicht läugnen, daß, wenn wir mit einiger Aufmerksamkeit, oder gar erleuchtet von dem Lichte des Evangeliums, das ganze Privat- und Regenten-Leben des Genserich durchgehen, wir auch nicht einen einzigen Zug darin entdecken, welcher auf irgend eine ächte Heldentugend hindeuten könnte. Durch Ermordung seiner Neffen und deren Mutter bahnte er sich den Weg zum Thron und durch Ströme von Blut der Edelsten seines Volkes suchte er das Andenken an diese Gräuelthat zu vertilgen. Seine von mehrern, jedoch nur neuern Geschichtschreibern so hoch gepriesene Staatsklugheit war offenbar nichts als ein förmliches,

auf Grundsätze reducirtes System von Treulosigkeit, Meineid und Trug, und seine eigene persönliche Größe bestand blos theils in der Schwäche seiner Gegner, theils vorzüglich in der Erbärmlichkeit eines ganz in Fäulniß übergegangenen Jahrhunderts, welches ihm stets und so oft er es nöthig hatte, Verräther und schlechte, feile Seelen lieferte, die er sich mit seinen zusammengeraubten Schätzen, zu den schändlichsten und niederträchtigsten Zwecken erkaufen konnte. Seine unmenschlichen Behandlungen der Katholiken und die blutigen Verfolgungen, die er durch förmliche Edikte gegen sie ausschrieb, wird wenigstens auch nicht einmal eine ganz gemeine Staatsklugheit rechtfertigen wollen. Wie ganz anders benahm sich diesfalls nicht der große Theodorich in Italien; er schützte seine Arianer, beherrschte aber mit nicht weniger Milde und Gerechtigkeit auch seine katholischen Unterthanen; und die Folge davon war, daß Gothen, Römer und Italiäner ihm und seinem Hause ergeben blieben; anstatt daß die lange unterdrückten, gequälten und grausam verfolgten Katholiken in Afrika, als endlich die Stunde der Erlösung schlug, aus allen Kräften zum Untergang und völligen Sturz des vandalischen Reiches mit dem glänzendsten Erfolge mitwirkten.

4. Das einzige Lobenswerthe, was man von Genserichs Regierung sagen kann, ist, daß er Besonnenheit genug hatte, dem belehrenden Winke zu folgen, den die Natur selbst jedem Beherrscher jener Länder ertheilt. Von Carthago's Macht war die Grundlage von jeher das Meer; und so oft carthaginiensische Flaggen gebietend auf demselben weheten, war in jeder Periode Carthago auch groß, mächtig und reich. Genserich wendete daher ungeheuere Summen auf den Bau und den Unterhalt

zahlreicher Flotten; seine Seearsenäle waren stets reichlich gefüllt, in allen afrikanischen Häfen herrschte ununterbrochene Thätigkeit und der größte Theil seiner Flotte war stets auf den ersten Wink zum Auslaufen bereit. Seine, lange Zeit hindurch, jedes Jahr regelmäßig unternommenen Seeräuber-Züge übten unaufhörlich seine Matrosen, verschafften ihm eine Menge tüchtiger Seeleute und vermehrten eben so sehr seine Marine, als das geraubte Gut, welches seine Schiffe nach Carthago brachten, seine Schatzkammer bereicherten. Als das Ungeheuer, welches, weil es sein Sohn war, ihm in der Regierung folgte, aus Geiz die Marine völlig vernachlässigte, schwand auch sogleich wieder Carthago's Macht und das Reich ward die Beute des ersten Eroberers, welcher es zu erobern sich die Mühe nehmen wollte, nachdem vorher schon die ganze Macht des vandalischen Reiches nicht mehr im Stande gewesen war, auch nur einige mauritanische Stämme, welche gleich unter Genserichs Nachfolger das vandalische Joch abgeworfen und der Gebirge Auras — nur 13 Tagreisen von Carthago entfernt — sich bemächtiget hatten, wieder zum Gehorsam zu bringen.

5. Auf dem Throne folgte dem Genserich also dessen ältester Sohn Hunerich. Seiner wilden bestialischen Natur nach, so wie in mancher andern Beziehung, war er ein eines solchen Vaters vollkommen würdiger Sohn, nur mit dem Unterschiede, daß jener mit vieler Kriegskunde eben so viel Muth, und persönliche Tapferkeit verband; dieser aber, träg und feig, blos den Frieden liebte, weil er den Krieg fürchtete und jener ihm volle Muße gewährte, so recht im eigentlichen Sinn der Henker jener zu werden, welche zu beherrschen er im Zorne Gottes war berufen worden.

6. Um seine neu angehende Herrschaft zu befestigen, heuchelte Hunerich in den ersten Wochen Sanftmuth und Milde. Da jedoch grausame Hinrichtungen zu seinen Lieblingsergötzungen gehörten; so ließ er einstweilen gegen die von den Arianern wie von den Katholiken gleich verabscheute Sekte der Manichäer strenge Nachforschungen anstellen und alle, welche als solche ergriffen wurden, auf dem Marktplatz von Carthago lebendig verbrennen.

7. Bald ward ihm die Rolle des guten Fürsten, die er spielen wollte, lästig; er warf also die unbequeme Larve ab und zeigte sich von jetzt an in seiner wahren Gestalt. Die ersten Opfer, welche seiner feigen Grausamkeit bluten mußten, waren die Glieder seines eigenen Hauses und mit diesen die treuesten, bewährtesten Diener seines Vaters. — Kurz vor seinem Tode hatte Genserich, wahrscheinlich um seine eigene Usurpation dadurch zu rechtfertigen *), ein Familien-Gesetz gemacht, welchem zu Folge der Thron nicht nach dem Recht der Erstgeburt in gerader Linie erblich, sondern dem jedesmal ältesten Prinzen des königlichen Gesammthauses gehören sollte. Dieses unnatürliche Gesetz beschleunigte den Untergang von Genserichs Hause. Um seinem Sohne Hilderich die Thronfolge zu sichern, ließ Hunerich, seines Bruders Theodorichs ältesten Sohn, einen edeln, hoffnungsvollen Jüngling, ermorden und dessen Mutter, blos weil sie eine Frau von Verstand und vielem Geist war, ersäufen. Theodorich ward hierauf in

Vict. Vit. I. 1

*) Der Leser wird sich aus dem 16. Bande der Geschichte der Religion Jesu erinnern, daß Genserich, um sich den vandalischen Thron zuzueignen, die Söhne seines älteren Bruders Gunderich ermorden und deren Mutter ersäufen ließ.

eine der wildesten Einöden des Mohrenlandes verbannt. Alle Güter und Einkünfte des unglücklichen Prinzen wurden eingezogen; um eine mit unsäglichen Mühseligkeiten verbundene Reise über endlose Sandwüsten zu machen, ward ihm nicht einmal ein Pferd und noch viel weniger ein Diener gegeben; in Banden und gleich dem niedrigsten Verbrecher mußte er die lange Reise zu Fuß machen. Uebermenschliches Elend wartete auf ihn an dem Ort seiner Verbannung und Theodorich, welcher das, was ihm auf Erden das theuerste war, mit eigenen Augen hatte erwürgen sehen müssen, erlag bald diesen wiederholten Schlägen des Schicksals und überlebte kaum um ein Jahr die Ermordung seiner Gemahlin und seines ältesten Sohnes *). Theodorich hinterließ zwei erwachsene Töchter und noch einen kleinen Sohn von sehr zartem Alter. Das Kind und die Prinzessinnen ließ Hunerich auf Maulesel packen und Gott weiß wohin abführen. Was aus ihnen geworden ist, weiß man nicht; aber nie kamen sie mehr zum Vorschein und es ist wohl möglich, daß der Wütherich sie unter Weges hatte heimlich erwürgen lassen.

8. Eine Menge Grafen und Edeln wurden nun, wegen gezeigter Anhänglichkeit an den unglücklichen Theodorich, unter allerlei erlogenem Vorwand verhaftet, gefoltert, ihrer Güter beraubt und theils verbannt, theils öffentlich hingerichtet. Unter diesen Letztern befand sich auch der Arianer-Patriarch Jokun-

---

*) Welche Theilnahme uns auch die traurige Geschichte dieses Theodorichs einflößen mag; so dürfen wir doch weder der von eben diesem Prinzen an dem heiligen Armogast begangenen Grausamkeit vergessen, noch in dem Unglück, das ihn und sein Haus traf, die strafende Hand der göttlichen Gerechtigkeit verkennen.

esch. d. R. S. 16. Absch. 29. §. 19.

hus, der seine Theilnahme an dem traurigen Schicksal des Theodorischen Hauses auf dem Scheiterhaufen büßen mußte. — Genserichs Vertrauter und ältester Minister hieß Heldika. Es war ein ehrwürdiger, in allen Geschäften äußerst erfahrner Greiß; noch wenige Minuten vor seinem Hinscheiden hatte der sterbende König ihn dringend seinem Sohne und Nachfolger empfohlen. Auch dieser treue, um Genserichs Haus so wohl verdiente, alte Diener, dessen graues Haupt allein schon hätte Schonung gebieten müssen, ward jetzt gleicher Ursache wegen ergriffen und auf dem Markte von Carthago öffentlich enthauptet. Gamuth, Heldika's Bruder, hatte sich in eine Kirche geflüchtet. Auch bei den Arianern war die Kirche eine geheiligte Freistätte, welche selbst ein Tyrann nicht wagen durfte zu verletzen. Hunerich versprach also dem Gamuth seine Begnadigung; schonte daher auch seines Lebens; verdammte ihn aber zu schweren; öffentlichen Arbeiten, zog alle seine Güter ein, ließ ihn jeden Monat bis auf das Gebein öffentlich geisseln, und für seine ganze Nahrung ihm nur über den andern Tag ein Stück hartes, schimmeliches Brod mit halb faulem Wasser darreichen. Gamuth hatte eine starke Seele und einen nicht minder starken Körper; keine, auch nicht die harteste Behandlung konnte seinen Muth beugen; alles ertrug er mit Starkmuth, und hatte endlich das Glück, nach dem Tode des Tyrannen, dessen Grausamkeiten Gottes Erbarmungen ein baldiges Ziel setzten, seine Freiheit und mit dieser wieder einen Theil seiner Güter zu erhalten. Ganze Haufen anderer, weniger bedeutender Männer und Frauen, worunter auch sehr viele arianische Priester, wurden, weil sie dem Andenken des unglücklichen Theodorichs und seiner Familie eine Thräne oder auch nur einen halb lauten Seufzer geschenkt

hatten, theils verbrannt, theils den wilden Thieren vorgeworfen.

9. Genton, Hunerichs dritter noch vor dem Vater verstorbene Bruder, hatte vier Söhne hinterlassen. Der älteste, Godagises, ward jetzt von seinem grausamen Oheim ebenfalls verbannt und so hart behandelt, daß er bald darauf starb. Gentons drei übrigen Söhnen, Gontamond, Thrasimond und Galarid war gleiches Loos bereitet; aber Hunerich, dessen Feigheit seiner Grausamkeit bisweilen einige Schranken setzte, fürchtete den ohnehin schon so sehr gereizten Unwillen der Nation; verschob also die Hinrichtung seiner Neffen und starb, bevor er noch sein blutiges Vorhaben hatte ausführen können.

XII.

1. Daß unter dem Thron eines solchen Tyrannen, wie für die Völker, so vorzüglich auch für die afrikanischen Kirchen nur Elend und Jammer hervorquellen würde: dieß war leicht vorauszusehen. Viele erleuchtete Bischöfe sahen auch wirklich den kommenden Sturm voraus und suchten nun um so mehr ihre Gemeinden zu dem bevorstehenden Kampf zu stärken, als Gott selbst durch eine Menge wunderbarer Zeichen und Gesichte einige Zeit vorher seine wieder nahenden Gerichte verkündiget hatte. Viktor Vitensis *), selbst Augenzeuge aller Gräuel dieser Verfolgung und der

*) Dieser Viktor Vitensis und der eben so redliche als verständige Procopius werden jetzt unsere vorzüglichsten Führer. Letzterer ist zwar bei weitem nicht so umständlich; das Gemälde, welches er aufstellt, ist nur in allgemeinen Umrissen entworfen; aber kenntlich genug gezeichnet, um die Erzählung des Viktors in allen ihren Theilen vollkommen und genügend zu bestätigen.

nachher ebenfalls noch gewürdiget ward, in Banden und Schmach die Gottheit Jesu Christi furchtlos zu bekennen, erwähnt in seinem Buche: de persecutione vandalica mehrerer dieser wunderbaren Erscheinungen. Wir begnügen uns, dem Leser hier nur zwei davon mitzutheilen, deren Deutung, leicht und anschaulich, sich gleichsam von selbst darbietet.

2. Bei nächtlicher Weile sah ein frommer Diacon sich in einem Gesichte plötzlich in die, durch ihre Größe und Schönheit berühmte und nach dem heiligen Faustus genannte Kirche von Carthago versetzt. Der Tempel Gottes war herrlich geschmückt, zahllose Kerzen flammten auf dem Hochaltar, eben so viele Lampen beleuchteten alle Theile der Kirche; kostbare Teppiche zierten die Seitenwände und gedrängte Schaaren frommer Christen, alle weiß gekleidet, füllten den innern Raum. Der feierliche Gottesdienst begann; Hymnen und Psalmen wurden gesungen und die himmlischen Harmonieen, welche in diesen geheiligten Hallen ertönten, erhoben auf Flügeln der Andacht jedes Herz zur Anbetung, zu feurigem Dank und Preis des Ewigen. Der fromme Diakon war ausser sich vor Freude. Jetzt wollte er in den himmlischen Chor mit einstimmen; aber plötzlich erlöschten alle Lichter; Musik und Gesang verstummten; ein bewaffneter Schwarm wilder Aethiopier und Mohren drang in die Kirche und zerstiebte, gleich einem Sturmwinde, in einem Augenblick die ganze heilige Versammlung. Finsterniß und eine schauervolle Stille umgaben jetzt den Diacon; aus dem Innersten seines tief bewegten Herzens flehete er nun zu Gott, daß die vorige Feier wieder beginnen, die Verherrlichung seines allerheiligsten Namens nicht auf immer unterbrochen bleiben möchte. Jetzt ward ihm ein zweites Gesicht und er sah nun den nämlichen, nach dem heiligen Faustus benannten,

herrlichen Tempel ganz verödet und zerfallen und Ziegen und Schweine darin weiden *). — Viktor Vitensis betheuert, daß einige Zeit nachher, als die ersten Spuren einer neuen Verfolgung fühlbar wurden, der nämliche, anspruchslose und durchaus keines Betruges fähige Geistliche diese Erscheinung, in seiner Gegenwart, dem Erzbischofe von Carthago, dem heiligen Eugenius erzählt habe.

3. Daß Druck und Verfolgung die Kirche Jesu stets läuterten, daß sie, wie aus einem glühenden Ofen, stets nur noch reiner und bräutlicher geschmückt aus demselben hervorging, und die erkalteten Herzen dadurch nur zu neuem Eifer und neuer Liebe wieder entflammt wurden: dieß beweiset die Geschichte aller Völker und Zeiten. Auch die afrikanische Kirche bedurfte jetzt einer solchen Reinigung. Ein anderer Priester sah sich daher in einem Gesichte auf die Spitze des nicht sehr fern von Carthago gelegenen Berges Zikus entrückt. Der Tag war heiter, die Luft klar und rein. Aber wie erstaunte nun jener nicht, als er hier einen ungeheuern, bis an die Wolken aufgethürmten Haufen von Getreide erblickte. Während er sich so des gesegneten Vorraths freute, hörte er von ferne das Rauschen eines furchtbaren Sturmwindes; bald hatte dieser das Getreide erreicht und nahm nun alles darin befindliche Stroh mit sich in den Lüften hin-

*) Dieses ging buchstäblich in Erfüllung, als bei immer zunehmender Verfolgungswuth, Hunnerich den Katholiken alle Kirchen nahm und es jedem Vandalen erlaubt, ja wohl es ihm als ein Verdienst angerechnet ward, katholische Kirchen, welche man den Arianern nicht übergeben, oder zu irgend einem andern öffentlichen Gebrauch bestimmt hatte, nach Herzenslust zu plündern, zu entweihen und zu zerstören.

weg. Um sehr vieles sank jetzt schon der Kornhaufe zusammen; aber nun erschien ein Mann in glänzendem Gewand und von majestätischer Gestalt; mit furchtbarem Ernste untersuchte dieser auf das neue wieder den noch vorhandenen Vorrath und nahm nur die wohl genährten, körnigen Aehren aus demselben heraus; alles Uebrige verschwand auf den Hauch seines Mundes und das Häuflein der abgesonderten, kornreichen Halmen war nun ungemein klein. — Drangsale und Verfolgungen, mögen es nun blutige Verfolgungen, oder Verfolgungen bittern Hohnes und noch grausamern Spottes seyn, werden immer die Zahl der freudigen, weil demüthigen Bekenner des Namens Jesu vermindern; aber die wenigen Auserwählten werden dann auch um so mehr an Kräften einer andern Welt erstarken; wohlduftender wird dem Ewigen ihr Opfrr seyn, allmächtig ihr zu seinem Thron aufsteigendes Gebet, segenreich für sie selbst, noch segenreicher für den ganzen von Adams sündigem Geschlechte bewohnten Erdkreis *).

---

*) Läge Gottes großes Tagebuch vor unsern Blicken geöffnet; wäre es uns gegönnt, das verborgene, von dem Finger der Allmacht geordnete und von unendlicher Weisheit und erbarmender Liebe stets unterhaltene, so unendlich manigfaltig in einander greifende Räderwerk der göttlichen Weltregierung zu durchschauen, wie ganz anders würde uns nicht die Geschichte, und wie anbetungswürdig die von dem Leichtsinn stets übersehenen und doch schon hier in der Zeitlichkeit so oft und so unumwölkt sich manifestirenden Gerichte Gottes erscheinen; wie würden wir dann oft nicht staunen bei der Ueberzeugung, daß nicht die in Stein und Erz eingegrabenen und von Schmeichelei und Knechtsinn der Zeitgenossen gewöhnlich mit allem Reiz der Darstellung geschmückten Großthaten dieses oder jenes Helden oder Staatsmannes es waren, sondern daß nicht selten blos

4. Durch die anscheinende Milde Hunnerichs waren die Katholiken im Anfange nicht wenig getäuscht worden; schon träumten sie von einer schönen, immer noch heiterer werdenden Zukunft, und hatten daher sogar an Orten und in Gegenden, wo es ihnen unter Genserich verboten war, gottesdienstliche Versammlungen gehalten; aber gar schien ihnen die volle Sonne

---

das fromme Gebet eines unbekannten, in völliger Abgeschiedenheit von der Welt lebenden Einsiedlers, oder eines gottseligen, vielleicht verkannten, ja wohl verachteten Priesters, oder vorzüglich auch einiger in heiliger Genossenschaft mit einander vereinten, nur Gott und dem Heil ihrer Mitmenschen lebenden Brüder es war, welchem eine Stadt, eine Provinz, selbst ein ganzes Land ihre Erhaltung, ihren blühenden Wohlstand und vielleicht gar die verlängerte Dauer ihrer Existenz und Unabhängigkeit zu danken hatten. Wer von dem religiösen, das heißt, einzigen wahren Standpunkte aus, mit ruhigem Blicke die Weltgeschichte, und das, dem Anscheine nach, so verwirrte, wilde und, trotz seiner scheinbaren Mannigfaltigkeit, doch in ermüdender, sich stets wiederholender Einförmigkeit, erscheinende Drängen, Treiben und Mühen der Völker und Menschen betrachtet; dem wird immer klarer und anschaulicher, was heilige Kirchenväter und besonders der gelehrte, so höchst ehrwürdige Theodoret schon vor fünfzehn hundert Jahren ahndeten und in unsern Zeiten einer der erleuchtetsten und salbungsvollsten Redner, von heiliger Stätte, so oft und laut verkündigte: die Welt ist nur für die Auserwählten Gottes geschaffen; ist ihre von Ewigkeit vorausgesehene, von Ewigkeit bestimmte Anzahl voll, dann ist auch die Fülle der Zeiten da; und das ganze, Jahrtausende hindurch gespielte Drama, mit aller, seit dessen Anbeginn, darin aufgehäuften Weisheit (!) und Thorheit der Menschen, endiget dann mit jener, Himmel und Erde erschütternden Catastrophe, welche der Mund der ewigen Wahrheit, wie der Geist Gottes in heiligen Büchern, uns eben so belehrend als warnend vorausgesagt hat.

der Hoffnung aufzugeben, als Hunnerich, durch ein königliches Edikt, die Erlaubniß ertheilte, den ungefähr schon seit zwanzig Jahren verwaißten bischöflichen Stuhl von Carthago wieder zu besetzen.

5. Diese ganz unerwartete Begünstigung erwarb den Katholiken die so eben erst an Hunnerichs Hofe

---

Diese Wahrheit, wie wenig sie auch mit einer der jetzt beliebigen Ansichten sich vertragen mag, führt uns auf eine andere Betrachtung, wovon, weil sie der gegenwärtigen Zeit angehört, jetzt ebenfalls hier eine kleine, vorübergehende Erwähnung geschehen mag. — Wie mancher frommen Seele nämlich entfällt nicht, bei dem täglichen Anschauen des beinahe überall vollendeten Triumphes der Irreligiosität und Ruchlosigkeit fast aller Muth, wenn sie zu Folge der Anordnungen und Ermahnungen unserer heiligen Kirche sich aufgefodert fühlt zu beten für die Bekehrung zahlloser Sünder, frecher, den Namen Jesu lästernder Ungläubigen, für Ausrettung schnöder Irrlehren und Vertilgung aller, die Menschheit nur in Wahn und Verderben stürzenden neuen Doktrinen? Muß sie sich oft nicht gleichsam erdrückt fühlen unter dem Arm des in seinen zerstörenden Wirkungen sich so übermächtig kundthuenden Zeitgeistes? wird sie nicht sogar in Versuchung gerathen, zu zagen und zu fürchten, daß das Maß des Jahrhunderts voll und Gott mit demselben schon in das Gericht eingegangen sey? — So verzeihlich auch von einer gewissen Seite diese Kleinmüthigkeit seyn könnte; so liegen ihr doch mehrere falsche Ansichten, ja selbst Mangel an lebendigem Glauben zum Grunde. Für und wegen der Auserwählten, bemerkten wir so eben, sagen erleuchtete Männer, sey die Welt nur da; für sie und wegen ihrer wird dieselbe also auch nur erhalten; wenn aber das Gebet der lebendige und belebende Odem des ganz in Gott ruhenden Christen ist; so ist es auch eben daher jenes Alles durchströmende, himmlische Feuer, das jedes Unreine verzehrt, Alles erhält, jeden Fluch von der Welt abwendet, ja selbst ihn oft in Segen verwandelt. In dem, mit reinem und demüthigem Herzen Betenden

angelangte Gesandtschaft des Kaisers Zeno. In allen Verträgen mit den Römern hatte Genserichs arglistige Staatsklugheit stets einige strittige Punkte unerörtert gelassen; an einem scheinbaren Vorwande zu einem neuen Kriege sollte es ihm zu keiner Zeit fehlen. Jeder Friedensschluß war daher blos ein Waffenstillstand, und da Genserichs lauernder Auf-

---

betet der Geist Gottes; und was vermag gegen Diesen, mit allen seinen Gaukeleien jenes erbärmliche Phantom, das man Zeitgeist nennt, das nur Verachtung verdient, nur eines kleinen Kampfes bedarf und, gleich einem nächtlichen Dunstgebilde, bei dem ersten Strahl wiederkehrender göttlicher Gnade, sogleich zerrinnt. Endlich ist es eine ungemein tröstliche, kräftigende und herz-erhebende Wahrheit, daß in Gottes großer Haushaltung, der ein so unendlich weiser, unendlich liebender, unendlich heiliger Hausvater vorsteht, Nichts, durchaus Nichts, auch nicht das Allermindeste verloren gehen kann. Jeder aus tief bewegter Brust zu dem Allerbarmer sich emvordrängende Seufzer: daß Gott nämlich sein Antlitz wieder möchte leuchten lassen über der verfinsterten, trauernden Erde, daß Er den Verheerungen des Unglaubens ein Ziel setzen, daß er sein Reich, das Reich der Wahrheit und Gerechtigkeit, das heißt, unsere heilige Kirche immer mehr verbreiten und verherrlichen, und endlich, daß Er mit seinem göttlichen Lichte die vielen Tausenden unserer unglücklichen Brüder erleuchten möge, die noch immer wandeln in Finsterniß und in den Schatten des Todes: jeder, sage ich, solcher von heiliger Furcht und wahrer Liebe zu Gott und den Menschen erpreßter Seufzer wird und muß vor dem Throne des Alliebenden Erhörung finden; nie wird er fruchtlos verhallen, stets ein Same des Heils für Viele werden und Früchte bringen, von denen wir freilich hier auf Erde nichts wissen, sie nicht einmal ahnden können, die wir aber ganz gewiß einst jenseits des Grabes mit heiligem Frohlocken einerndten werden. Qui seminant in lacrymis, in exultatione metent!

merksamkeit nicht leicht eine günstige Conjunktur entging; so wurden die Römer gewöhnlich, wenn sie es am wenigsten vermutheten und am wenigsten eines kräftigen Widerstandes fähig waren, oft Mitte in ihrem erträumten Frieden, von den Vandalen feindlich überzogen. Auch in dem letzten kurz vor seinem Tode mit Zeno geschlossenen Friedensvertrage hatte Genserich verschiedene und zwar nicht unbedeutende Punkte, wie z. B. seine Ansprüche auf die Allodialverlassenschaft Valentinians des Dritten, wieder unerledigt gelassen. Aber Krieg lag gar nicht in der Politik seines Nachfolgers und was die Römer bisher stets von Genserich hatten befürchten müssen, befürchtete jetzt seiner Seits auch Hunnerich von den Römern. Ungemein erfreut war er daher, als er hörte, daß Alexander, erster Hofbeamte der verwittweten Kaiserin Placidia, als römischer Gesandter mit einem glänzenden Gefolge angekommen wäre, theils um ihm im Namen des Kaisers zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, theils auch um, durch Beseitigung aller zwischen beiden Höfen noch schwebender Discussionen, dem unlängst geschlossenen Frieden größere Festigkeit und Dauer zu geben. Die Unterhandlungen waren bald beendiget. Hunnerich bewilligte alle Foderungen des Zeno; verbarg aber weislich seine Nachgiebigkeit, die nur in seiner Feigheit ihren Grund hatte, unter einem erlogenen Gefühle von Dankbarkeit wegen der Großmuth, mit welcher man, wie er sagte, seine Schwägerin, die Prinzessin Placidia an dem Hofe von Constantinopel behandelt habe. Indessen kam wirklich ein dauerhafter Friede zu Stande. Die beiden Monarchen machten sich wechselseitig prächtige Geschenke; ein festes Band der Freundschaft schien beide zu umschlingen und Alexander benutzte diese glückliche Stimmung des Vandalen-Königs, um im Namen seines Herrn für die Katholiken größere Be-

günstigung und völlige Religionsfreiheit zu erbitten. Auch diese Bitte ward von Hunnerich gewährt; feierlich gelobte er Duldung der katholischen Religion, gerechte Behandlung seiner katholischen Unterthanen und erließ nun, als einen Beweis seiner Freundschaft und hohen Achtung für den Kaiser, das so eben erwähnte Edikt wegen Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles von Carthago.

6. Unbeschreiblich war der Jubel der Katholiken bei dieser Nachricht. Viele derselben, besonders die jüngern, hatten in ihrem ganzen Leben noch keinen Bischof gesehen. An jedem Festtage, bei jedem feierlichen Gottesdienste hatten bisher stets wehmuthsvoll die Blicke der Katholiken sich auf den in der Hauptkirche nun schon so lange leer und öde stehenden bischöflichen Stuhl gerichtet; und die ganze, einst so blühende und noch immer so zahlreiche Gemeinde, weil ohne Oberhirten, betrachtete sich als eine unglückliche, verlassene, jedem Feinde preisgegebene Heerde. Aber eben desto größer war jetzt auch ihre Freude, den alten, ehrwürdigen, bischöflichen Thron, gegen alle Erwartung, in seinem ganzen vorigen Glanze, sich wieder erheben zu sehen.

7. Von allen Gegenden strömte katholisches Christenvolk zur Wahl des neuen Bischofes nach Carthago; gegenwärtig dabei waren auch die Meisten der andern noch vorhandenen, afrikanischen Bischöfe. Als man aber wirklich zur Wahl schreiten wollte, erschien ganz unvermuthet Hunnerichs Kanzler, Vithared in der Versammlung und las ein königliches Edikt ab, welchem zu Folge, die Befugniß, einen Bischof in Carthago zu wählen, so wie überhaupt die ungestörte Uebung ihres Gottesdienstes den Katholiken nur unter der ausdrücklichen Bedingung gestattet werde, daß

auch in dem ganzen römischen Reiche gleiche Begünstigung den Arianern müßte zu Theil werden; diese sollten künftighin das Recht haben, in Constantinopel wie in allen übrigen Städten, Bischöfe und Priester anzustellen, Kirchen zu erbauen, in allen Sprachen das Volk zu lehren, mit einem Wort, ihren den Sohn Gottes lästernden Wahn ganz ungestört und mit aller Bequemlichkeit zu verbreiten. Sollten diese Bedingungen nicht erfüllt werden, so würde der König den Bischof, den man jetzt wählen möchte, sammt der ganzen Geistlichkeit nach dem Mohrenlande transportiren lassen.

8. Wie vom Blitze getroffen, standen die Bischöfe; die heller Sehenden betrachteten jetzt alles, was bisher scheinbar zum Besten der Katholiken geschehen war, blos als ein Werk der Arglist, um sie nachher, unter einem desto schicklichern Vorwande, nur desto schonungsloser verfolgen und mit einem Scheine von Recht aller ihrer Kirchen berauben zu können. Was jetzt zu thun sey, war leicht einzusehen; unter zwei Uebeln mußte das kleinste gewählt werden; und dieß war unstreitig, daß man die Versammlung sogleich trenne, keinen Bischof wähle und die Kirche von Carthago noch ferner der Leitung des unsichtbaren obersten Hirten überlasse.

9. Alexander, Zeno's Gesandter, welcher natürlicher Weise sich ebenfalls in der Versammlung befand, nahm jedoch die Protestation der Bischöfe nicht an; er gab ihnen zu verstehen, daß der König, blos um seine arianische Geistlichkeit zufrieden zu stellen, diese Bedingungen hinzugefügt habe; auf der Erfüllung derselben, wovon er die Unmöglichkeit selbst einsehe, werde er keineswegs bestehen; auch Hunnerichs Kanzler, Vithared schien kein großes Gewicht

darauf zu legen. Als das Volk, das von Freude berauscht ohnehin keiner Belehrung fähig war, von allem diesem Kunde erhielt, begehrte es mit Ungestüm und selbst mit einer Art von Trotz, daß man ohne weiters zur Wahl jetzt schreiten möchte. Viktor Vitensis und noch einige andere der Klügern der Bischöfe waren gezwungen, nachzugeben; und so ward nun, am 18. Junius 481, Eugenius von der Geistlichkeit und dem Volke einstimmig zum Bischof von Carthago gewählt.

10. Scheint es auch, menschlichen Ansichten nach, ein sehr gewagter Schritt gewesen zu seyn, daß man, ohne über die von Alexander gegebene Aeußerung eine sichere Bürgschaft zu haben, dennoch einen Bischof wählte, und dadurch die Erfüllung der in dem Edikt enthaltenen Bedingungen gleichsam stillschweigend gelobte; so kann man bei Allem dem doch die Hand der Vorsehung dabei nicht verkennen. Eine bessere, gottgefälligere, heiligere Wahl hätte man nicht treffen können. Eugenius, der nachher selbst die Palme eines Bekenners errang und von der Kirche den Heiligen zugezählt ward, war unstreitig in jeder Hinsicht der schweren, ihm auferlegten Bürde vollkommen gewachsen. Vereint sah man in ihm alle höheren evangelischen Tugenden mit den trefflichsten Eigenschaften des Geistes wie des Herzens. Gelehrt, weise, verständig und mit der Gabe der Beredtsamkeit geschmückt, voll des lebendigsten Glaubens, stets unbedingt in den Willen Gottes ergeben, nach Erforderniß der Umstände und seines heiligen Amtes bald kühn und unbeugsam, bald sanft und nachgebend, der Vater aller Bedrängten und Nothleidenden, der Freund und Rathgeber eines Jeden aus seiner Gemeinde ohne Unterschied des Standes und der Verhältnisse, mit dem Frohen sich erfreuend, mit dem Trauernden

weinend, kurz Allen Alles, weil seine an der Liebe Gottes erglühete Nächstenliebe alle Menschen mit gleicher Zartheit umfaßte, weihete Eugenius, bei Tage wie bei Nacht, jeden Augenblick seines Lebens blos den Pflichten seines hohen Berufes. Weil einfältigen Herzens, hatte er nur einen Zweck, nämlich die Ehre Gottes und der Menschen Heil; weil reinen und lautern Willens, verfehlte er nie die Mittel, sich stets seinem heiligen Zwecke, so viel als möglich, zu nähern. Eben so sehr für das zeitliche, wie für das geistige Wohl seiner Heerde besorgt, überstieg seine Wohlthätigkeit gegen Dürftige wahrhaft alle Begriffe, wie jede Erwartung. Die unter Genserich hart gedrückten, oft verfolgten und des Ihrigen beraubten, katholischen Gemeinden Afrika's waren in ihrem zeitlichen Wohlstand ungemein zurückgekommen; der Armen gab es eine Menge, der Bemittelten nur Wenige, der Reichen gar keine und was die einst so reichen Einkünfte der Kirche von Carthago betraf, so waren diese längst schon, ohne irgend einen Ersatz, von Genserich eingezogen worden. Aber dieses allgemein gesunkenen, oder vielmehr völlig zerstörten Wohlstandes ungeachtet, verwendete Eugenius ungeheure Summen zum Wohl der leidenden, von einem Tyrannen grausam gegeisselten Menschheit. Unter den drückendsten, unseligsten Zeitverhältnissen mußte er immer das hiezu nothwendige Geld herbeizuschaffen. Ohne Hülfe, und zwar ohne schleunige Hülfe ging kein Nothleidender von ihm, obschon er selbst oft nicht hatte, wovon er am folgenden Tage leben mochte. Wunderbar segnete Gott oft die Milde seines Knechtes. Ohne zu wissen, woher und von Wem, erhielt Eugenius nicht selten ungemein bedeutende, zu solchen wohlthätigen Zwecken bestimmte Geschenke; und tief mußte jedesmal schon die Sonne unter dem Horizont stehen, wenn er die Vertheilung des erhal-

tenen Geldes bis zu dem folgenden Tage verzögerte. Der heilige Pabst Gelasius nennt Eugenius, in einem seiner Briefe, einen großen, von oben erleuchteten Bischof, und der heilige Gregor von Tours, der ihn als eine der größten Zierden des priesterlichen Standes darstellt, sagt von ihm, daß er ein Mann von wunderbarer Heiligkeit und mehr als menschlicher Weisheit und Klugheit gewesen sey.

11. Der Glanz so vieler Tugenden, im Gewande der Demuth und kindlichen Einfalt, gebot unwillkührliche Ehrfurcht; nicht blos von den Katholiken, auch selbst von den Arianern ward Eugenius geliebt und bewundert. Aber eben dieses erregte den Neid der arianischen Priesterkaste, vorzüglich des Cyrilla, welcher dem mit dem Scheiterhaufen hingerichteten Jocondus in dem Patriarchenamt gefolgt war. Nie fühlt das Laster sich mehr beschämt, als wenn die Tugend ihm schweigend den Spiegel vorhält; und so ward Eugenius bald ein Gegenstand des unversöhnlichsten Hasses des gesammten arianischen Pfaffenthums.

12. Seine schändlichen Zwecke unter einer, wenigstens in den Augen eines Arianers, frommen Besorgniß versteckend, stellte Cyrilla dem König vor, daß die geheuchelte Frömmigkeit des Eugenius und die allgemeine Verehrung, die er durch seine gleißnerischen Künste erworben, bald alle Kirchen der Arianer veröden würden; es wäre die höchste Zeit, diesem verderblichen Spiele ein Ende zu machen. Hunnerich, welcher seine an seiner Familie wie an seinen Umgebungen verübte Grausamkeit durch religiösen Fanatismus, mithin durch neuen Frevel, theils wieder gut zu machen, theils vielleicht gar zu heiligen glaubte, gab den Verläumdungen seiner Pfaffen wil-

kiges Gehör. Die Folge davon war ein königlicher Befehl, welcher dem heiligen Eugenius verbot, in der Kirche seinen bischöflichen Thron zu besteigen, dem Volke zu predigen und weder einem Manne noch einer Frau, welche in vandalischer Tracht erscheinen würden, den Eintritt in die Kirche zu gestatten.

13. Aus Verachtung gegen die Römer, hatten die Vandalen, seit der Eroberung Afrika's und troß ihrem nun schon so lange dauernden Verkehr mit den Römern, auch nicht das Mindeste von dem römischen Costüme angenommen. In vandalischer National-kleidung mußten daher stets Alle, welche zum Hofe gehörten, so wie alle im Dienste des Königs oder des Staates stehenden Beamten erscheinen. Aber unter den Letztern befanden sich viele Eingeborne, sogar nicht wenige Römer; alle diese gehörten zu der Gemeinde des heiligen Eugenius, und das unnatürliche Gebot des Königes hatte keinen andern Zweck, als diese im Dienste des Hofes stehenden Katholiken von den Sacramenten, wie von jeder andern gottesdienstlichen Verrichtung zu entfernen und, aller geistigen Nahrung beraubt, nach und nach für den arianischen Wahn zu gewinnen.

14. Man weiß nicht, was Eugenius auf den ersten, ihn selbst betreffenden Theil des königlichen Gebotes erwiederte; aber in Ansehung des letztern ließ er dem König sagen, daß der Tempel des dreieinigen Gottes jedem offen stünde und daß es niemand gezieme, am wenigsten einem Bischofe, diejenigen, die das Haus Gottes mit Ehrfurcht betreten wollten, daraus zu vertreiben. Hunnerich ließ nun alle Zugänge zu der Kirche mit Schergen besetzen; diese führten lange Stäbe, an deren Ende ein krallenförmiges Eisen befestiget war, und sobald sie jemand in van-

tenen Geloes bis zu dem folgenden Tage verzögerte. Der heilige Pabst Gelasius nennt Eugenius, in einem seiner Briefe, einen großen, von oben erleuchteten Bischof, und der heilige Gregor von Tours, der ihn als eine der größten Zierden des priesterlichen Standes darstellt, sagt von ihm, daß er ein Mann von wunderbarer Heiligkeit und mehr als menschlicher Weisheit und Klugheit gewesen sey.

11. Der Glanz so vieler Tugenden, im Gewande der Demuth und kindlichen Einfalt, gebot unwillkührliche Ehrfurcht; nicht blos von den Katholiken, auch selbst von den Arianern ward Eugenius geliebt und bewundert. Aber eben dieses erregte den Neid der arianischen Priesterkaste, vorzüglich des Cyrilla, welcher dem mit dem Scheiterhaufen hingerichteten Jocondus in dem Patriarchenamt gefolgt war. Nie fühlt das Laster sich mehr beschämt, als wenn die Tugend ihm schweigend den Spiegel vorhält; und so ward Eugenius bald ein Gegenstand des unversöhnlichsten Hasses des gesammten arianischen Pfaffenthums.

12. Seine schändlichen Zwecke unter einer, wenigstens in den Augen eines Arianers, frommen Besorgniß versteckend, stellte Cyrilla dem König vor, daß die geheuchelte Frömmigkeit des Eugenius und die allgemeine Verehrung, die er durch seine gleisnerischen Künste erworben, bald alle Kirchen der Arianer veröden würden; es wäre die höchste Zeit, diesem verderblichen Spiele ein Ende zu machen. Hunnerich, welcher seine an seiner Familie wie an seinen Umgebungen verübte Grausamkeit durch religiösen Fanatismus, mithin durch neuen Frevel, theils wieder gut zu machen, theils vielleicht gar zu heiligen glaubte, gab den Verläumdungen seiner Pfaffen wil-

liges Gehör. Die Folge davon war ein königlicher Befehl, welcher dem heiligen Eugenius verbot, in der Kirche seinen bischöflichen Thron zu besteigen, dem Volke zu predigen und weder einem Manne noch einer Frau, welche in vandalischer Tracht erscheinen würden, den Eintritt in die Kirche zu gestatten.

13. Aus Verachtung gegen die Römer, hatten die Vandalen, seit der Eroberung Afrika's und trotz ihrem nun schon so lange dauernden Verkehr mit den Römern, auch nicht das Mindeste von dem römischen Costüme angenommen. In vandalischer Nationalkleidung mußten daher stets Alle, welche zum Hofe gehörten, so wie alle im Dienste des Königs oder des Staates stehenden Beamten erscheinen. Aber unter den Letztern befanden sich viele Eingeborne, sogar nicht wenige Römer; alle diese gehörten zu der Gemeinde des heiligen Eugenius, und das unnatürliche Gebot des Königes hatte keinen andern Zweck, als diese im Dienste des Hofes stehenden Katholiken von den Sacramenten, wie von jeder andern gottesdienstlichen Verrichtung zu entfernen und, aller geistigen Nahrung beraubt, nach und nach für den arianischen Wahn zu gewinnen.

14. Man weiß nicht, was Eugenius auf den ersten, ihn selbst betreffenden Theil des königlichen Gebotes erwiederte; aber in Ansehung des letztern ließ er dem König sagen, daß der Tempel des dreieinigen Gottes jedem offen stünde und daß es niemand gezieme, am wenigsten einem Bischofe, diejenigen, die das Haus Gottes mit Ehrfurcht betreten wollten, daraus zu vertreiben. Hunnerich ließ nun alle Zugänge zu der Kirche mit Schergen besetzen; diese führten lange Stäbe, an deren Ende ein krallenförmiges Eisen befestiget war, und sobald sie jemand in van-

dalischer Tracht erblickten, der in die Kirche gehen wollte, fuhren sie ihm mit diesen Krallen in die Haare und rissen ihn so gewaltsam zu Erde, daß nicht nur das Haar, sondern auch die ganze Kopfhaut an dem Kralleninstrument hangen blieb. Der Anblick der auf solche Weise geschundenen Köpfe, wovon das in Strömen herabfließende Blut sogleich die ganze Figur entstellte, war mehr als gräßlich; nur von der Hölle inspirirte Henkersknechte konnten ihn ertragen. Viele der Unglücklichen verloren ihre Augen, nicht Wenige ihr Leben an den Folgen dieser satanischen Behandlung.

15. Indessen war dieses nur das Vorspiel einer Verfolgung, die bald allgemein werden, über alle Glieder, über alle Söhne und Töchter der Kirche sich erstrecken sollte. Durch Vertilgung des größten Theils seines eigenen Hauses, durch Ermordung der Edelsten und Angesehensten aus seiner Umgebung glaubte Hunnerich einen Thron, den er doch sobald wieder verlieren sollte, nun hinreichend befestiget. Seine ganze Wuth wendete sich jetzt gegen die Kirche des Sohnes Gottes. Durch ein königliches Edikt ward allen in den Diensten des Königes stehenden Beamten befohlen, sich noch einmal taufen zu lassen und zu der arianischen Lehre zu bekennen. Diejenigen, welche sich diesem Befehle nicht fügen würden, sollten ihre Aemter nebst allen damit verbundenen Vortheilen verlieren. Ohne zu zaudern und sich lange zu besinnen, legten alle Katholiken ihre Stellen nieder; nicht eines Einzigen Standhaftigkeit ward durch den Verlust einer zeitlichen Würde erschüttert. Jetzt befahl Hunnerich, auch das Vermögen derselben einzuziehen. Dieses neue Drangsal vermehrte nur noch die hohe Freudigkeit der Rechtgläubigen; sie wußten ja, welchen überschwänglichen, bleibenden Ersatz sie für den flüchtigen Besitz einiger vergäng-

lichen Güter erhalten würden. Aber die Gott gefällige Ergebung, mit welcher diese Katholiken den Verlust ihrer zeitlichen Ehren und Güter ertrugen, zog neue Gnaden auf sie herab. „Ich will," sprach einst der Herr zu dem hochbegnadigten Paulus, „ihm zeigen, wie viel er um meines Namens willen leiden soll." Hunnerich, durch die Standhaftigkeit dieser Auserwählten beschämt und daher nur noch mehr gegen sie erbittert, sprach ihnen jetzt als Widerspenstigen das Urtheil, verdammte sie zu schwerer, knechtischer Arbeit und ließ sie allesammt in die weiten Ebenen von Utika abführen. Hier sollten sie, die bis jetzt an alle Bequemlichkeiten eines genußreichen Lebens gewohnt waren, nun den brennenden Strahlen der glühenden afrikanischen Sonne ausgesetzt, ohne Labung und Stärkung, Frucht schneiden und die härtesten Arbeiten in dem Felde verrichten. Unter ihnen befand sich ein Mann von vornehmem Stande, dessen vor einigen Jahren durch einen Schlagfluß völlig gelähmte Hand nach und nach gänzlich verdorret war. Blos mit einer Hand die ihm aufgelegte Arbeit zu verrichten war unmöglich; es war zu hoffen, daß man sich seiner erbarmen und ihn verschonen würde; aber statt Nachsicht ward ihm nur noch schnödere Behandlung, und selbst das Unmögliche unter Androhung der grausamsten Strafen von ihm gefodert. Jetzt fielen alle Bekenner, deren Loos der unglückliche Bruder theilte, auf offenem Felde auf ihre Kniee, hoben ihre Hände zum Himmel und flehten um Heilung der verdorrten Hand. Das Gebet liebevoller, brüderlicher Theilnahme, ausgesprochen in vollem Vertrauen zu Dem, der die Quelle aller Liebe und aller damit verbundenen, schönen sympathetischen Gefühle ist, ward auf der Stelle erhört und, unter den Augen der arianischen Wächter

und Zuchtknechte, die kranke, lahme, völlig verdorrte Hand plötzlich wieder vollkommen gesund.

16. Die vorzüglichsten Gegenstände der Grausamkeit des Vandalen waren die Bischöfe, Priester, Diaconen und andere Diener der römischen Kirche. Aber Furcht vor dem Kaiser Zeno setzte seiner Wuth jetzt noch einige Schranken; zudem theilte ihm seine arianische Geistlichkeit ihr Besorgniß mit, daß man auch den vielen in den morgenländischen Provinzen noch zerstreuten Arianern wohl gleiches Schicksal bereiten möchte. Hunnerich sann also auf Mittel, unter irgend einem, einen Schein von Recht und Gerechtigkeit tragenden Vorwande, alle katholischen Priester und Geistlichen zu vertilgen. Auf seinen Befehl wurden in Carthago und andern Städten des Reiches alle Gott geweiheten Jungfrauen zusammengetrieben und eingesperrt. Von arianischen Pfaffen wurden sie befragt über den unerlaubten, schändlichen Umgang, welchen katholische Priester und Geistlichen bisher mit ihnen gepflogen hätten; alle diese Schandthaten sollten sie jetzt frei und offen bekennen, dann würden sie für ihre Person von dem Könige begnadiget werden. Die holden, schuldlosen Seelen, keines Verbrechens sich bewußt, hatten auch keines zu gestehen. Nun ward die Folter mit allen ihren sinnreich ausgedachten, mannigfaltigen Qualen und Martern angewandt. Heisse, glühende Blechscheiben wurden ihnen auf die Brüste, auf den Unterleib, an die Hüften und auf den Rücken gelegt. Mit schweren Gewichtern an den Füßen, wurden sie an Winden in die Höhe gezogen, und völlig entblößt, so lange und so grausam mit Ruthen gepeitscht, bis ihr Gebein sichtbar ward und der Arm ihrer Henker ermüdete. Aber Gott ist stark in den Schwachen. Alle diese zarten,

dem Anschein nach so schwachen Jungfrauen gingen siegreich aus dem Kampfe hervor und in dem Munde keiner Einzigen ward eine Lüge oder ein falsches Zeugniß erfunden. O, Ihr glücklichen Töchter! auserwählt, dem Lamme einst zu folgen, wohin es geht und jenes Lied zu singen, welchem die Himmel lauschend horchen und das nur jene hundert, vierzig tausend, mit dem Blute des Lammes erkauften Seelen zu singen im Stande sind. — Mehrere dieser Gott geweiheten Jungfrauen gaben unter den Händen ihrer Peiniger den Geist auf.

17. Hunnerichs grausamer, jedoch' gänzlich mißlungener Versuch war nun ein glänzender, laut sprechender Beweis der jungfräulichen Reinheit der katholischen Geistlichkeit; aber schuldig oder unschuldig: sie sollten nun einmal alle vertilget werden. Unter dem Vorwand, daß sie gegen das Edikt seines Vaters, auf verschiedenen den Vandalen zugehörigen Ländereien, gottesdienstliche Versammlungen gehalten hätten, wurden nun mehrere Bischöfe und eine Menge Priester, Diaconen, Lectoren ꝛc. sammt allen ihren männlichen Anverwandten und Angehörigen, in Allem mehr als fünf tausend Personen, in die schrecklichen Wüsteneien Mauretaniens verbannt. Viktor Vitensis sagt, daß, ohne bis zu Thränen gerührt zu werden, auch der gefühlloseste Barbar den Jammer dieser Unglücklichen nicht hätte ansehen können. Unter ihnen befand sich eine große Anzahl kränklicher, ganz gebrechlicher und größtentheils hochbetagter Greise; unter Andern auch der heilige Felix von Abirita. Schon 44 Jahre hindurch hatte dieser höchst ehrwürdige Greis, unter zahllosen Gefahren und Mühseligkeiten das bischöfliche Amt verwaltet; in Jahren schon sehr weit vorgerückt, war er jetzt durch eine lange an-

haltende Gichtkrankheit des Gebrauches aller seiner Glieder und sogar der Sprache beraubt. Viktor Vitensis und noch einige andere Bischöfe, welche diesmal noch verschont geblieben waren, ließen dem König den hülflosen Zustand dieses schon ganz nahe am Rande des Grabes schwankenden Greises vorstellen; sie baten ihn in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken, doch erlauben zu wollen, daß Felix die wenigen schmerzvollen Tage, die ihm noch übrig wären, in irgend einem entlegenen Winkel von Carthago durchleben dürfte. „Wenn er „sich nicht auf dem Pferde halten kann, „so binde man ihn mit Stricken an einen „Ochsen, der ihn dahin schleife, wohin ich „ihm zu gehen gebiete," war die einzige Antwort, welche die flehenden Bischöfe von dem Wütherich erhalten konnten. Wie einen Waarenballen banden also die Barbaren den heiligen Greis auf ein Maulthier und schleppten ihn so einige Tage mit sich fort; aber Gott machte dessen Leiden ein Ende und Felix starb, bevor er noch die Grenzen Mauretaniens erreicht hätte.

18. Sämmtliche Verbannte wurden zuerst nach Sicque gebracht. In dieser Stadt mußten sie warten, bis die Mauren ankamen, welche sie hier übernehmen und an den Ort ihrer Verbannung in die Wüste abführen sollten. Diese ließen indessen sehr lange auf sich warten; aber dafür waren desto früher zwei vandalische Grafen aus Carthago angekommen, welche von Hunnerich den Auftrag erhalten hatten, wenigstens einen Theil der Verbannten durch Versprechungen und schmeichelnde Worte zum Abfall zu bewegen; aber die frommen Bekenner ersparten ihnen großmüthig jeden Aufwand von Beredtsamkeit; denn sobald sie die Absicht der beiden Grafen merkten, un-

terbrachen sie dieselben in ihrer Rede und erklärten ihnen mit der größten Festigkeit, daß sie stets einen dreieinigen Gott bekennen und anbeten und ihre Ueberzeugung, daß Jesus Christus wahrer Gott und gleiches Wesens mit dem Vater sey, um keinen Preis in der Welt verläugnen würden.

19. Mit den Priestern wurden, wie wir wissen, zugleich auch deren Verwandte und Angehörige verbannt. Unter diesen befanden sich viele Knaben von noch sehr zartem Alter. Die Mütter waren ihnen bis Sicque gefolgt. Einige davon stärkten ihre Kinder im Glauben und priesen sich glücklich, treue Bekenner und vielleicht künftige Märtyrer geboren zu haben; Andere, von sinnlichem Mitleiden hingerissen, suchten im Gegentheil durch Liebkosungen und die zärtlichsten Bitten ihre Kinder zu überreden, sich von den Arianern noch einmal taufen zu lassen. Diese unchristlichen, ja wohl unnatürlichen Mütter wurden jedoch durch die unerschütterliche Standhaftigkeit ihrer Kinder beschämt. Sichtbar waltete Gottes Barmherzigkeit über diesen zarten, schuldlosen Geschöpfen und Er, der göttliche Kinderfreund, der einst die Kleinen zu Ihm zu führen befahl, sorgte jetzt ebenfalls dafür, daß das ewige Heil auch nicht eines Einzigen derselben in dem sacrilegischen Taufwasser der Arianer zu Grunde ging.

20. Anfänglich hatte man die Bekenner in ziemlich geräumige und gesunde Gefängnisse vertheilt. Die in Sicque wohnenden Katholiken durften sie besuchen, ihnen Trost und Labung bringen, auch war es dem Bischofe Viktor und noch einigen andern die Verbannten begleitenden Priestern erlaubt, täglich in die Gefängnisse zu gehen, Betstunden darin zu halten und das hochheilige Meßopfer dar-

zubringen. Leider war diese schonende Behandlung nicht von langer Dauer. Man brachte alle Verbannte in einen andern, in Ansehung des Raums mit der ungeheuern Anzahl der Gefangenen, in gar keinem Verhältnisse stehenden, engen, düstern Kerker. Um den Unglücklichen allen Trost von Aussen und jede Erquickung zu entziehen, würde keiner ihrer Glaubensgenossen mehr zu ihnen gelassen. Hier gebrach es ihnen an Allem, an Luft, Licht, Nahrung und Raum. Gleichsam schichtenweise auf einander gepackt, waren sie so enge zusammengepreßt, daß sogar der freie Gebrauch ihrer Glieder gehemmt ward. Wer auf der Erde lag, hatte Mühe wieder aufzustehen, und wer stand, fand nicht, wo er sein ermüdetes Haupt niederlegen könnte. Selbst zu gewissen dringenden menschlichen Bedürfnissen war, aus Mangel des Raums, kein bestimmter Platz angewiesen. In wenigen Tagen waren die Kleider der Gefangenen mit stinkendem Unflath bedeckt; die Luft ward verpestet; eine Menge durch Fäulniß erzeugtes Ungeziefer vermehrte die Qual, und ansteckende Seuchen, eine nothwendige Folge dieser graunvollen Behandlung, rafften viele der Bekenner dahin. Viktor, der mit vielem Gelde und durch große Geschenke die Wachen bewog, ihm, während die Vandalen schliefen, den Kerker zu öffnen, erzählt, daß er bis an die Kniee in dem Koth hätte waten müssen, daß er gegen Würmer und anderes Ungeziefer sich kaum hätte schützen können, und daß der pestilenzialische Gestank, der diese Modergrube erfüllte, ihm beinahe den Athem benommen hätte.

21. Der Tag zum Aufbruch nach der Wüste rückte endlich heran. Es war ein Sonntag, an welchem den Bekennern die Thore ihres Kerkers

geöffnet wurden; bleich, abgezehrt, den Schatten ähnlich und mit von Unrath triefenden Kleidern gingen sie aus der Modergruft hervor; aber demungeachtet bemerkte man an ihnen auch nicht die mindeste Spur von Niedergeschlagenheit, kein Zug ihres Gesichtes ward zum geheimen Verräther irgend einer kleinmüthigen oder zagenden Empfindung; mit lauter Stimme sangen sie Psalmen und Hymnen und zeigten durch ihre Freudigkeit, wie tief sie es fühlten, welche hohe Begnadigung es sey, um des Namens Jesu willen Hohn, Schmach und Qual zu leiden.

22. Wo der Zug hinkam, strömten der heiligen Bekennerschaar alle Rechtgläubigen entgegen; sie trugen brennende Kerzen in den Händen, legten jenen ihre Kinder zu Füßen, baten um ihren Segen und riefen in kläglichem Tone ihnen zu: „Ach! „was wird aus uns Elenden jetzt werden, da Ihr „auf immer euch von uns trennt und nun hingehet, „die Krone der Auserwählten zu empfangen. Wer „soll in Zukunft unsere Kinder taufen, wer unsere „Buße annehmen? Wer wird jetzt das Wort Got„tes uns verkündigen, Wer das geheimnißvolle „Opfer für uns darbringen und endlich, wenn wir „sterben, uns beerdigen?“

Man bemerkte eine Frau, welche einen Sack auf dem Rücken trug und ein Kind an der Hand führte, „Laufe, laufe, mein kleiner Freund!“ rief sie öfters dem Kinde zu: „sehe jene glänzende Schaar heiliger Bekenner, wie sie ihrer Krone entgegen eilen.“ — Viktor und die andern die Bekenner begleitenden Geistlichen wollten sie davon abhalten, ihr das zarte Alter ihres Kindes vorstellend: „Nein, nein,“ erwiederte das fromme Weib, „ich bin

eine nahe Anverwandte des verstorbenen Bischofes von Zurita, dieser Kleine ist mein Enkel und ich führe ihn dahin, wo er Sicherheit finden und nicht in die Gewalt reissender Wölfe fallen kann." — Auch der gottselige Bischof Cyprianus von Unizibir in der Provinz Byzacene kam herbei zu stärken seine leidenden Brüder durch Worte himmlischen Trostes; das Loos der Bekenner schien ihm beneidenswerth; mit der Siegespalme geschmückt, sah er sie schon am Ziel ihrer Laufbahn; aber über sich selbst vergoß er Thränen, weil er jetzt nicht der Gefährte ihrer Leiden und ihrer Qual, sondern blos ihr Tröster zu seyn von Gott wäre gewürdiget worden. — Schon in dem folgenden Jahre ward der Wunsch des frommen Bischofes erfüllt.

23. Diese rührenden Beweise gottgefälliger Ergebung und gegenseitiger Liebe erbitterte nur noch mehr das gefühllose Herz der Arianer. Mit thierischem Muthwillen ließen sie die Rechtgläubigen zurücktreiben; bemerkten sie jedoch, daß diese den Bekennern einige Geschenke machen wollten; so ließen sie es zwar zu, raubten aber gleich darauf den armen Gefangenen, was das fromme Mitleiden ihrer Glaubensgenossen ihnen geschenkt hatte.

24. Mit unmenschlicher Eile ward nun der Marsch fortgesetzt; und je mehr Ehrerbietung das noch immer hie und da zusammenlaufende Christenvolk den Bekennern erzeigte, desto grausamer wurden sie von ihren arianischen Treibern mißhandelt. Konnten Greise und Kinder aus zu großer Ermüdung nicht mehr fortkommen; so stach man sie mit Wurfspiesen, oder warf Steine nach ihnen, um sie so zum weitern Vorrücken zu nöthigen. Erlagen endlich mehrere den vielen schon ausgestandenen

Mühseligkeiten, fielen sie ganz entkräftet zu Boden; so mußten die Mohren, auf Befehl der Vandalen sie an den Füßen zusammenbinden und gleich Schlachtvieh hinter sich herschleifen. Aber bald waren auch die rauhen und steinigen Wege von dem Blute dieser Märtyrer gefärbt. Der Eine hatte den Kopf zerschmettert, der Andere die Seiten aufgerissen, den Leib ganz zerfleischt, jeder einige seiner Glieder völlig verrenkt; viele hauchten unter dieser Marter ihr Leben aus, und wurden, wo immer es möglich war, von den Gefährten ihrer Leiden, oder vielmehr von ihren Kampfgenossen längs dem Wege begraben.

25. Als die Verbannten an dem Ort ihrer Bestimmung ankamen, war ihre Anzahl schon um Vieles vermindert; zu ihrer Nahrung erhielten sie jetzt blos ungekochte Gerste, welche ihnen zu gewissen Zeiten des Tages, gleich den Saumthieren, vorgeschüttet wurde; aber auch diese karge Nahrung ward bald nicht mehr gereicht, und es ihnen nun selbst überlassen, dafür zu sorgen, wie sie auf einem ungebauten, völlig wüsten Boden ferner ihr Leben fristen möchten. In der Gegend gab es viele Scorpione und andere giftige Thiere. Eine leider oft und häufig gemachte Erfahrung hatte den Biß oder Stich dieser Thiere als tödtlich erwiesen; und es darf daher nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß keinem der hieher verbannten treuen Knechte Gottes jemals der Biß dieser Insekten schädlich ward. Das Andenken aller dieser Bekenner und Märtyrer, mit Einschluß jener, welche nachher noch von Hunnerich, unter einer eben so grausamen Behandlungsweise, in die nämlichen Wüsten verbannt wurden, ehrt die Kirche, dem römischen Martyrologium zu Folge, am 12. October.

XIII.

1. Was bis jetzt geschehen, war indessen blos der erste Akt des blutigen Schauspiels, das mit zunehmender Grausamkeit nun in einer Reihe immer grauenvollerer Scenen, während Hunnerichs ganzer Regierungszeit ununterbrochen fortspielen sollte. Von dem, wo möglich, ihn selbst noch an Grausamkeit übertreffenden Patriarchen Cyrilla gegen die Kirche des Sohnes Gottes immer noch mehr entflammt, beschloß der König, die katholische Religion sammt dem ganzen katholischen Clerus in seinem Reiche zu vertilgen. Die Art von Furcht oder Achtung vor dem Kaiser Zeno, welche in dem vorigen Jahre Hunnerichs fanatische Wuth noch einigermaßen zurückhielt, hatte sich jetzt schon um Vieles vermindert; aber desto mehr machte die sehr bedeutende, große Anzahl seiner eigenen katholischen Unterthanen ihm Mäßigung und Schonung zum Gesetze. Ohne einen, wenn auch noch so schlechten Vorwand zu haben, wollte er also doch nicht gegen sämmtliche Bischöfe aller afrikanischen Kirchen verfahren. Wie es scheint, hoffte er das Volk leicht täuschen zu können, denn in der Auffindung eines solchen Vorwandes zeigten, wie wir gleich sehen werden, sowohl Er selbst als Cyrilla weder Verstand noch großen Scharfsinn.

2. Am Himmelfahrtstage (19. Mai 483) erhielt Eugenius, da er gerade in der Kirche das heilige Opfer darbrachte, durch den Kanzler Vithared ein königliches Edikt, worin Hunnerich erklärte, er sey nicht mehr gesonnen, das bisherige Scandal länger in seinen Staaten zu dulden, und befehle daher, daß alle Homousianische Bischöfe sich am 2. Februar kommenden Jahres in Carthago

einfinden sollten, um in einer Unterredung mit den ehrwürdigen Bischöfen des Landes, den Grund ihrer homousianischen Lehre aus den heiligen Schriften zu erweisen. Vithared ließ das Edikt dem in der Kirche versammelten Volke laut vorlesen; auch wurden Abschriften davon, auf königlichen Befehl, an alle Bischöfe der übrigen afrikanischen Kirchen gesandt.

3. Die Absicht des Königs und seines Cyrilla lag nun unverhüllt am Tage. Das Edikt sollte die Bahn zu einer allgemeinen Verfolgung ebenen. Den Worten des Königes im Eingange seines Rescripts, daß er nämlich das bisherige Scandal nicht ferner mehr zu dulden gesonnen sey, konnte man unmöglich eine andere Deutung geben, als daß Hunnerich die katholische Religion, mithin auch alle katholischen Bischöfe, Priester und andere Geistlichen in seinem Reiche zu vertilgen gesonnen sey. Eben so klar war es, daß die in dem Edikt erwähnte Unterredung blos ein verrätherisches Spiel seyn sollte, welches man mit den katholischen Bischöfen treiben wollte. Es war nämlich vorauszusehen, daß man Alles blos auf einen grammaticalischen Wortstreit zurückführen würde, und da wirklich das Wort homousios in den heiligen Schriften nicht anzutreffen ist; so war auch an einem für alle Katholiken höchst traurigen Resultat einer solchen Unterredung gar nicht mehr zu zweifeln.

4. Der heilige Eugenius durchschauete den ganzen teuflischen Plan; niemand war daher mehr als er über das Edikt bestürzt. Mit einigen gerade in Carthago anwesenden Bischöfen, worunter auch Viktor sich befand, berathete er sich, was in dieser äußerst gefährdeten Lage zu thun sey. Es ward beschlossen,

daß Eugenius den König in einer in den ehrerbietigsten Ausdrücken abgefaßten Vorstellung bitten sollte, zu der beschlossenen Unterredung, da die darin zu behandelnden Fragen von der größten Wichtigkeit für die Gesammtkirche wären, auch die Bischöfe jenseits des Meeres zu berufen. Hunnerich ließ dem Eugenius sagen, er möge nur dafür sorgen, daß der ganze Erdkreis sich seiner Herrschaft unterwerfe, dann werde er ihm auch seine Bitte gewähren. Eugenius erwiederte, man möchte doch nicht das Unmögliche von ihm fodern; wollte aber der König an die mit ihm befreundeten Monarchen schreiben; so würden diese gewiß ihm mehrere ihrer Bischöfe senden; auch Er seiner Seits sey bereit, an das Oberhaupt der Kirche zu berichten, und an seine Mitbrüder im heiligen Amte, jenseits des Meeres zu schreiben; an fremden Bischöfen bei der Unterredung würde es alsdann gewiß nicht fehlen. — Dieser Schritt des heiligen Eugenius war sehr reif überdacht; gelang es dem klugen Bischofe, die Erfüllung seiner Bitte von Hunnerich zu erlangen; so konnte man mit Recht von den, dem eisernen Scepter Hunnerichs, nicht unterworfenen Bischöfen ein ungleich freimüthigeres Bekenntniß, eine ungleich weniger umwundene Darstellung des wahren Lehrbegriffes der katholischen Kirche erwarten; auch war zu hoffen, daß die fremden Bischöfe, selbst Zeugen der an den Katholiken verübten Grausamkeiten, die Kunde davon bald in der ganzen Welt verbreiten würden; von dem Eifer katholischer Monarchen und deren wirksamen Dazwischenkunft, zu Gunsten ihrer verfolgten Glaubensgenossen, wäre alsdann Vieles oder Alles zu erwarten gewesen. Des heiligen Eugenius Vorschlag ward jedoch von Hunnerich verworfen; denn ihm war es ja nicht um Erkenntniß der Wahrheit, sondern blos um einen Vorwand zur Ausrottung der Katholiken zu thun.

5. Indessen rückte der zu Eröffnung der Conferenzen bestimmte verhängnißvolle Tag immer näher heran. Aber jetzt gefiel es der erbarmenden Liebe Gottes, durch ein offenbares, unter den Augen einer zahlreichen Gemeinde gewirktes Wunder, den Glauben derjenigen zu stärken, die nun bald gewürdiget werden sollten, um das Bekenntniß seines allerheiligsten Namens willen, Bande, Schmach, Folter, ja selbst den Tod zu leiden. — Seit vielen Jahren lebte in Carthago ein an beiden Augen stockblinder Mann, Namens Felix. In einem nächtlichen Traumgesichte ward diesem befohlen, zu dem Bischofe Eugenius zu gehen und zwar um die Stunde der Weihe des heiligen Taufwassers; um Auflegung der Hände sollte er ihn bitten; sehend würde er dann werden. Felix stand sogleich auf, um zu thun, wie ihm befohlen war. Geleitet an der Hand des Knaben, der ihn gewöhnlich durch die Straßen von Carthago führte, kam er in der, nach dem heiligen Faustus genannten, prachtvollen Kirche zu Eugenius. Der Bischof stand gerade im Begriffe, in die Taufkapelle zu gehen. Felix warf sich ihm zu Füßen, erzählte die Erscheinung, der er gewürdigt worden und zwar, weil er es das erstemal für Täuschung und Spiel der Phantasie gehalten, in drei aufeinander folgenden Nächten; er bat ihn, durch Auflegung seiner heiligen Hände die Finsterniß zu zerstreuen, welche schon seit so vielen Jahren ihn umnachte. „O mein Sohn!“ erwiederte Eugenius, „wie sehr irrest du dich, wenn du glaubest, daß ich „Macht habe, Wunder zu thun. Ich bin ein elender „Sünder, zur Strafe meiner Vergehungen von Gott „aufbewahrt für die gegenwärtigen, schweren, verhängnißvollen Zeiten.“ Felix ließ jedoch mit Bitten nicht nach. In der Kirche hatte der festliche Gesang schon begonnen; die heiligen Ceremonien sollten jetzt ihren Anfang nehmen. Eugenius hatte keine Zeit

Vict vit. l. 2 p. 30, 31. edi Ruin.

mehr zu verlieren. Den mit Bitten nicht nachlassenden Felix nahm er also mit sich in die Taufkapelle, sprach die vorgeschriebenen Segnungen über das Wasser aus, ertheilte Vielen die heilige Taufe und erhob dann in stillem Gebete sein Gemüth zu Gott. Nachdem Eugenius einige Minuten gebetet hatte, richtete er sich auf und sprach zu dem neben ihm stehenden Felix: „Mein Sohn, ich habe dir schon gesagt, daß ich elender Sünder nicht Macht habe, Wunder zu thun; aber ich habe für dich zu Gott geflehet; dein starker lebendiger Glaube hat dir geholfen." Der Bischof machte nun das Zeichen des heiligen Kreuzes über den blinden Felix und sogleich wurden beide Augen ihm geöffnet.

6. Der wieder sehend gewordene Felix war ausser sich vor Freude; sein, gegen den, dessen Gott sich als seines Werkzeuges bedient hatte, nun ganz von Dankgefühl überströmendes Herz fand nicht Worte, seine Empfindungen laut werden zu lassen. Aber mit frommem und freudigem Ungestümm drängten sich jetzt Alle, welche in der Kapelle waren, an den Felix heran; Eugenius befürchtete, derselbe möchte erdrückt werden; er ließ ihn also nicht von seiner Seite, nahm ihn mit in die Kirche, und führte ihn mit eigener Hand an den Altar. Hier legte Felix seine Opfergabe nieder und nun ließ der Bischof die Geschichte dieser neuen Erbarmungen Gottes der versammelten Gemeinde bekannt machen. Unbeschreiblich war der Jubel der Katholiken: „Lob, Preiß und Ehre dem großen, „starken Gott, der seine hienieden gedrückte, ver„folgte, geängstigte Kirche nicht verläßt, sie nie „verlassen hat und bis an das Ende der Welt nie „verlassen wird," so rief jetzt, wie mit einer

Stimme, die von heiliger Begeisterung ergriffene, zahlreiche Versammlung.

7. Bald ward das Wunder in der ganzen Stadt ruchbar. Hunnerich ließ den Felix vor sich bringen, forschte genau nach allen Umständen des wunderbaren Ereignisses, bald drohend, bald schmeichelnd, in der Hoffnung, irgend einen Schein zu finden, das Wunder nach seinen Ansichten zu erklären. Aber Felix sagte die reine Wahrheit, erzählte Alles, wie es sich wirklich zugetragen hatte. Jedem Kinde war der blinde Felix bekannt; seine bisherige Blindheit konnten und mußten alle Einwohner der Stadt bezeugen, und daß er nun vollkommen sehend war, davon war ebenfalls ganz Carthago jetzt Zeuge. Man sollte glauben, ein so wunderbar zückender Strahl göttlichen Lichtes hätte auch in der dichtesten Finsterniß leuchten, auch das verstockteste Gemüth erweichen müssen. Kann es einen stärkern, überzeugendern Beweis von der Göttlichkeit der katholischen Kirche geben, als die, ununterbrochen in allen Jahrhunderten und auch jetzt noch, ihr inwohnende wunderthätige Kraft *)? Aber des Königs

*) Die Bestimmtheit, mit welcher wir uns in dem Laufe unserer Geschichte schon öfters über Wunder ausgedrückt haben, sollte beinahe die Bemerkung überflüssig machen, daß es nicht der Heilige, wie hoch begnadigt er auch seyn mag, selbst nicht die Kirche des Sohnes Gottes sey, welche Wunder zu wirken im Stande sind; dieß vermag Gott allein; nur Er ist der starke, wunderbare Gott. Wenn aber auf das Flehen Eines seiner treuen Knechte — und wenn dieser betet, so betet, kraft der unter den Heiligen bestehenden Gemeinschaft, auch die ganze heilige Kirche mit ihm — der Ewige sich zu außerordentlichen Krafterweisungen herabläßt; so bestätiget und besiegelt Er eben dadurch den Glauben

Herz blieb jeder Einwirkung göttlicher Gnade verschlossen und Cyrilla und die übrigen arianischen Pfaffen nahmen zu dem, in ähnlichen Fällen, von Heiden und Ketzern schon so oft gebrauchten Mittel ebenfalls ihre Zuflucht; sie schrieben nämlich Alles den Zauberkünsten des Eugenius zu, und so ward Hunnerich nur noch ergrimmter gegen den heiligen Bischof und dessen schuldlose Heerde.

XIV.

1. Sämmtliche Bischöfe Afrika's, so wie auch der den Vandalen unterworfenen Inseln, waren, wie der König es geboten hatte, am 1. Februar 484 in Carthago versammelt. Leiden und tiefer Kummer hatten sichtbare Furchen auf allen Gesichtern gezeichnet; aber sie trauerten nicht wegen sich selbst, sondern über ihre verlassenen Kirchen, welche jemals wieder zu sehen sie jetzt wenig oder gar keine Hoffnung hatten. Indessen wurden die Conferenzen dennoch nicht an dem bestimmten Tage eröffnet. Hunnerich und Cyrilla wollten erst nach den gelehrtesten und unerschrockensten unter den katholischen Bischöfen forschen; diese sollten alsdann von den übrigen getrennt, von den bevorstehenden Conferenzen ausgeschlossen werden. Schon früher, nämlich gleich nach Bekanntmachung des königlichen Zusammenberufungs-Edikts, hatte Hunnerich mehrere sehr gelehrte, der heiligen Bücher wie der Schriften der Väter vorzüglich kundige Bischöfe,

---

der Betenden und eine Stimme aus geöffnetem Himmel erklärt dann, daß die Weise, wie der Allerhöchste verehrt werde, die einzige wahre Ihm wohlgefällige Weise der Verehrung sey.

und welchen der unwissende Patriarch Cyrilla und dessen noch unwissendere, weder der lateinischen noch griechischen Sprache kundigen Bischöfe auch nicht von weitem gewachsen gewesen wären, unter nichtigem Vorwande verhaften, jedem 150 Stockprügel geben und dann als Verbannte in die Wüste abführen lassen. Aehnliches grausames Spiel sollte auch jetzt wieder mit den Bischöfen getrieben werden. Unter mancherlei erlogenen Beschuldigungen wurden jeden Tag wieder Bischöfe verhaftet, schändlich mißhandelt, in finstere Kerker geworfen oder verbannt. Den Beschluß dieser Gräuelscenen machte die Hinrichtung des heiligen Lätus, Bischofes von Nepta, welchen der Tyrann auf dem Marktplatz von Carthago lebendig verbrennen ließ. Der Zweck dieser unerhörten Grausamkeiten war, alle übrige Bischöfe durch Schrecken so zu zermalmen, daß keiner in den bevorstehenden Colloquien den arianischen Bischöfen zu widersprechen, oder noch viel weniger die Lehre seiner heiligen Kirche mit festem Sinne zu bekennen den Muth haben möchte. — Der verworfene Tyrann wußte nicht, daß das Blut der Märtyrer den Weinberg des Herrn jedesmal nur noch mehr befruchte.

2. Endlich nahmen die Conferenzen ihren Anfang. Unter einem Baldachin, auf einem mehrere Stufen erhabenen Sitz saß Cyrilla, von königlichen Trabanten umgeben. Ihm zur Seite rechts und links saßen arianische Bischöfe; aber für die katholischen waren keine Sitze, weder Stühle noch Bänke bereitet. Gegen diese allen Anstand verletzende Einrichtung hätten die rechtgläubigen Bischöfe protestiren können, aber sie thaten es nicht und beobachteten ein würdevolles Stillschweigen, um den Arianern nicht Gelegenheit zu geben, ihnen den

Vorwurf zu machen, daß sie unwesentlicher Formen wegen die Unterredung unterbrochen hätten. Ein königlicher Geheimschreiber las eine Schrift ab, welche mit den Worten begann: „der heilige Patriarch Cyrilla sagt,“ hier fielen die rechtgläubigen Bischöfe ein und fragten, mit welchem Rechte Cyrilla sich die Würde und den Titel eines Patriarchen beilege. Jetzt entstand ein fürchterlicher Lärm unter den Arianern; mit Schmähworten und Verunglimpfungen jeder Art ward die Frage der Bischöfe beantwortet. Diese foderten nun, daß man, wie noch bei allen ähnlichen Unterredungen geschehen wäre, auch Schiedsrichter ernennen, oder wenigstens, wenn man dieses nicht thun wollte, doch allen Laien ohne Unterschied, als Zeugen, den Conferenzen beizuwohnen gestatten sollte. Diese so gerechte, in der Natur der Sache liegende Foderung ward mit hundert Stockprügeln erwiedert. Der heilige Eugenius rief laut aus: „O, du mein Gott! der du die Gerechtigkeit liebst und die Ungerechtigkeit hassest, du siehest, wie schändlich und grausam wir hier unterdrückt werden.“

3. Die katholischen Bischöfe begehrten von Cyrilla, daß er nun die Propositionen bekannt machen möge, worüber er von ihnen Aufklärung verlange. Der Afterpatriarch entschuldigte sich, daß er, weil der lateinischen Sprache unkundig, in kein weitläufiges Reden sich einlassen könne, sie möchten jetzt nur den Gebrauch des Wortes ὁμοουσιος aus den heiligen Schriften rechtfertigen, oder, sich stützend auf die Concilien von Rimini und Seleucia, auf welchen, wie sie sagten, tausend Bischöfe versammelt gewesen wären, jenes Wort hier öffentlich und förmlich verdammen *).

---

*) Die Concilien von Rimini (damals Ariminium) und

4. Um Verwirrung zu vermeiden und ihren Gegnern auf Alles mit der gehörigen Würde und

---

Seleucia wurden unter dem gekrönten Arianer, Constantius in dem Jahre 359 gehalten. Anfänglich hatte in Seleucia ein allgemeines Concilium sich versammeln sollen; aber dieses lag nicht in dem Interesse der Arianer; der von ihrer Parthei völlig beherrschte Kaiser befahl also, daß das allgemeine Concilium sich in zwei besondere Concilien theilen und Rimini der Versammlungsort der abendländischen, Seleucia aber jener der morgenländischen Bischöfe seyn sollte. In Rimini kamen mehr als 400 abendländische Bischöfe zusammen; der größte Theil derselben war rechtgläubig und die arianische Parthei zählte nur 80 ihrer Anhänger unter denselben. Der Wahn der Arianer, sowohl der Anomäer (Erzarianer) als Halbarianer, ward also auf diesem Concilium verdammt, das nicänische Glaubensbekenntniß aber auf das neue bestätiget und die Gleichheit des Wesens des ewigen Sohnes mit dem ewigen Vater deutlich und unumwunden ausgesprochen; endlich wurden darauf auch noch die damaligen vornehmsten Häupter der arianischen Parthei des heiligen Amtes entsetzt. Leider verließ bald darauf die Bischöfe der Geist, der sie bisher beseelet und geleitet hatte. Sie ließen sich von den Arianern bethören, beseitigten den Ausdruck gleiches Wesens und unterschrieben ein arianisches Glaubensbekenntniß. Aber als dieses geschah, hatte die Versammlung von Rimini schon aufgehört, ein rechtmäßiges Concilium zu seyn; denn erstens fehlte ihm die thätige Theilnahme des Oberhauptes der Kirche, indem die päbstlichen Gesandten, gleich nach Aufrechthaltung des nicänischen Glaubensbekenntnisses und Verdammung der Arianer, das Concilium für beendiget gehalten und Rimini verlassen hatten. Zweitens fehlte den Bischöfen jetzt auch die so durchaus nothwendige Freiheit der Berathung. Constantius hatte ihnen Zuchtmeister geschickt und ihnen sagen lassen, daß sie so lange in Rimini eingesperret bleiben würden, bis sie jenes Glaubensbekenntniß unterzeichnet hätten; sogar mit Kerker und Landesverweisung erfrechte man sich,

Ruhe zu antworten, hatten die katholischen Bischöfe zwölf aus ihrer Mitte gewählt, die im Namen aller

ihnen zu drohen. Indessen würden selbst diese Drohungen die, nach beendigtem Concilium, von dem Kaiser noch in Rimini eingesperrt gehaltenen Bischöfe nicht geschreckt haben. Zu List und Trug mußten die Anomäer, wie gewöhnlich, wieder ihre Zuflucht nehmen. Man legte den rechtgläubigen Bischöfen ein Glaubensbekenntniß vor, dem Scheine nach ganz katholisch, jedoch so verfänglich abgefaßt, daß die Arianer den Ausdrücken einen ketzerischen, das heißt, ihren Sinn unterschieben konnten und wirklich auch nachher unterschoben. Als aber die Bischöfe, nachdem sie schon zu ihren Kirchen zurückgekehrt waren, hörten, welche verkehrte Deutung man dem von ihnen unterzeichneten Glaubensbekenntniß gab; so nahmen, nach dem Zeugniß des Pabstes Liberius, dieselben ihre Unterschriften wieder zurück, und erklärten, daß sie getäuscht worden und nie gesonnen gewesen wären, Etwas zu unterschreiben, das sie nicht mit der Lehre der Kirche und dem nicänischen Glaubensbekenntniß für vollkommen übereinstimmend gehalten hätten. — Was das sogenannte Concilium von Seleucia betrifft; so ist dieses Afterconcilium unter aller Kritik. Mehr als hundert und sechzig Bischöfe waren nicht auf demselben; größtentheils waren es Erzarianer und Halbarianer; die letztern machten die Mehrzahl aus; der rechtgläubigen Bischöfe waren es nur 10 oder 15, worunter auch der heilige Hilarius, ein abendländischer Bischof, welcher dieser Versammlung nur deswegen beiwohnte, weil er gerade damals als ein Verbannter in Phrygien lebte. Das eben so saubere, gleich in dem folgenden Jahre in Constantinopel gehaltene Concilium muß blos als eine Fortsetzung des von Seleucia betrachtet werden. Man kann nichts richtigeres und besseres davon sagen, als was der heilige Gregor von Nacianz davon sagte, der es mit der Verwirrung von Babel verglich und mit dem hohen Rath der Juden unter dem Hohenpriester Kajaphas. Päbstliche Abgeordnete waren nicht dabei; aber zügellos herrschten dafür auf demselben Gewalt, freche Willkühr und des unverständigen Kaisers wandelbare Laune.

Uebrigen sprechen sollten. Von oben gestärkt und von göttlichem Lichte erleuchtet, fingen diese nun an zu erweisen, daß, wenn auch nicht der Ausdruck, doch die dadurch bezeichnete Sache in den heiligen Schriften vollkommen gegründet wäre. Mit einer Gelehrsamkeit, welche ihre schwachen Feinde zu Schanden gemacht haben würde, wollten sie jetzt über die in den Evangelien enthaltene, von den Aposteln gepredigte und durch heilige Ueberlieferung ununterbrochen in allen Kirchen gelehrte Consubstanzialität des ewigen Sohnes mit dem ewigen Vater sich verbreiten; aber Cyrilla, den die Festigkeit und der hohe Muth, womit diese Männer sprachen, ganz aus aller Fassung setzten, und der überhaupt die rechtgläubigen Bischöfe ungleich besser, als er geglaubt hatte, zu dem Kampfe vorbereitet fand, suchte nun um jeden Preis der Unterredung eine andere Wendung zu geben. Die elendesten Ränke und erbärmlichsten Schikanen wurden angewendet, die Bischöfe bei jedem Wort unterbrochen, die widersinnigsten Einwürfe gemacht, höchst alberne, ganz fremdartige Gegenstände betreffende Fragen eingemischt und jeden Augenblick übertäubendes, nichts als Schmähungen und Drohungen vociferirendes Geschrei erhoben. Die katholischen Bischöfe, die alles vorausgesehen hatten, waren auch auf diesen Fall vorbereitet. Als sie sahen, daß man sie weder zum Worte kommen, und noch vielweniger die Lehre ihrer Kirche in ihrem Zusammenhange und mit der ganzen Stärke aller derselben zum Grunde liegenden Beweise, wollte vortragen lassen; so übergaben sie, bevor die Versammlung sich trennte, ein vollständiges, mit Bibeltexten und den stärksten Beweisen belegtes Glaubensbekenntniß. Aus schwachen Gründen schreiben Einige dasselbe dem Viktor Vitensis zu. Mit ungleich größerm Rechte wird der heilige Eugenius als Verfasser desselben genannt. Eine Abschrift davon

schickten die Bischöfe, durch eine eigene Deputation, am folgenden Tag, wo nicht an den König selbst, — welches mit Gewißheit nicht behauptet werden kann — doch wenigstens an Cyrilla *).

5. Der Afterpatriarch eilte jetzt, dem König zu berichten, daß das Betragen der Bischöfe von der Art gewesen, daß gar keine ruhige und gründliche Discussion hätte statt haben können; man sehe offenbar, daß sie, weil außer Stande, ihre Lehre zu beweisen, blos durch allerlei Künste der vom König befohlenen Unterredung auszuweichen suchten; auch machte man es ihnen zu einem Hauptverbrechen, daß sie sowohl

*) Das hier obenerwähnte Glaubensbekenntniß ist sehr weitläufig; es füllt Victors ganzes drittes Buch: de persecutione Vandalica. Nicht mit Unrecht schreibt man es dem heiligen Eugenius zu; besonders da Hunnerich dem Bischofe von Carthago namentlich befohlen hatte, in Uebereinstimmung mit allen katholischen Bischöfen seines Reiches, ihm Rechenschaft über deren Glauben zu geben. Es enthält zwar nur Schriftstellen und keine Zeugnisse der Väter; aber dieß geschah deswegen, weil die Arianer vorzüglich darauf bestanden, daß das Wort ὁμοούσιος oder — wenn anders das Begehren der Arianer einen Sinn haben sollte — daß der rechtmäßige Gebrauch dieses Wortes in den heiligen Schriften gegründet sey. Da aber nachher die arianischen Bischöfe sich auf die Concilien von Seleucia und Rimini beriefen; so vermuthet der gelehrte Bischof Speroni in seinen Anmerkungen zu Godeau's Kirchengeschichte, daß Eugenius, in einem nicht auf uns gekommenen Nachtrag zu diesem Glaubensbekenntniß, nach kurzer historischer Darstellung der Ereignisse auf jenen Concilien, auch den daher geleiteten Einwurf der Arianer, durch Zeugnisse der Väter, die sich desselben Wortes bedient hatten, befriedigend widerlegt habe. Wie dem aber auch seyn mag; so ist das hier in Rede stehende Glaubensbekenntniß des hohen Geistes eines heiligen Eugenius vollkommen würdig.

während der gepflogenen Conferenz, als auch in ihrem abgegebenen Glaubensbekenntniß, sich katholische Bischöfe genannt hätten.

6. Wie es scheint, war zwischen Hunnerich und Cyrilla Alles längst schon verabredet. Es erschien demnach jetzt unverzüglich ein königliches Edikt, welches die katholische Religion aus dem ganzen vandalischen Reiche auf immer verbannte. An einem und demselben Tage wurden alle Kirchen der Katholiken in Afrika geschlossen, die Einkünfte derselben, wie jene der Bischöfe eingezogen, oder arianischen Kirchen und Bischöfen zugetheilt. Unter den schwersten Stra-

---

Es enthält zuerst eine Erklärung von dem einigen Wesen Gottes in drei Personen; dann werden die Gründe angegeben, warum man sich des Wortes ὁμοουσιος und ὁμουσια bedienen müsse; es wird aus der heiligen Schrift die Consubstanzialität des Sohnes mit dem Vater erwiesen, und daß in Christo zwei Naturen sind; es wird dargethan, warum der nicht gezeugte Vater und gezeugte Sohn gleiches Wesens sind und daß das Wesen Gottes untheilbar ist, zugleich wird auch sehr schön und genügend entwickelt, warum die Zeugung des Sohnes vom Vater dem menschlichen Verstande nie deutlich erklärt werden könne. Endlich verbreitet sich die treffliche Schrift sehr ausführlich über die Gottheit des heiligen Geistes und beweiset, daß dem Vater und Sohne der heilige Geist gleich ist und unter dem einigen Namen Gott alle drei Personen begriffen sind. Das herrliche Bekenntniß schließt mit folgenden rührenden Worten: «dieß ist unser Glaube, der, gegründet auf das Zeugniß der Evangelisten und Apostel, in allen Kirchen und rechtgläubigen Gemeinden auf dem ganzen Erdkreise von jeher erkannt und gelehrt ward und bis an das Ende der Zeiten erkannt und gelehrt werden wird. Fest und unwandelbar wollen wir durch des allmächtigen Gottes Gnade bis an das Ende unsers Lebens darin beharren.

sen ward den Bischöfen verboten, Priester oder andere Geistliche zu weihen, und diesen wie den Bischöfen unter Todesstrafe untersagt, irgend eine heilige Handlung zu verrichten. Alle Katholiken wurden für unehrlich erklärt, unfähig, zu irgend einem obrigkeitlichen Amte zu gelangen, Testamente zu machen, Erbschaften anzutreten oder Zeugniß vor Gericht abzulegen; und endlich alle Befehlshaber und Gerichtshöfe angewiesen, gegen die Anhänger der homousianischen Lehre, wenn sie sich nicht auf das neue wieder taufen lassen und zu der arianischen Kirche übertreten würden, alle die von den früheren römischen Kaisern, gegen mancherlei Ketzer und Ketzereien, erlassene Strafedikte in Anwendung zu bringen. Von jetzt an waren in dem ganzen Reiche Verhaftungen, Beraubungen, Folter, Hinrichtungen und Verbannungen an der Tagesordnung. Hunnerichs Edikt machte keine Ausnahme weder des Standes, noch des Geschlechtes oder Alters; die Verfolgung war allgemein und erstreckte sich über Geistliche und Laien, über Männer und Frauen, über Greise und Jünglinge und selbst über kaum noch lallende Säuglinge.

7. Um die wahren Anbeter der Gottheit Jesu gleichsam mit Einem Schlag zu zerschmettern, theils auch damit den Räubern ja nichts von der Beute entging, ward das Edikt ganz im Geheimen an die verschiedenen Provinzialbehörden geschickt und jeder derselben der Tag, ja beinahe die Stunde bestimmt, wann dasselbe in Vollzug gesetzt werden und die allgemeine blutige Proscription beginnen sollte.

8. Von Allem diesem wußten indessen die in Carthago versammelten Bischöfe noch nichts. Hunnerich wünschte sehnlichst, wenigstens den Schein einer Rechtfertigung seiner Grausamkeiten darin zu finden,

daß er die Bischöfe beschuldigen könnte, durch sträfliche Ausflüchte sich den von ihm angeordneten Conferenzen entzogen zu haben. Bevor also obiges Edikt in Carthago bekannt gemacht ward, ließ Hunnerich, durch Obades, einen seiner vornehmsten Hofbeamten, den Bischöfen wegen der Hartnäckigkeit, mit welcher sie, wie man sie beschuldigte, sich einer Unterredung mit den arianischen Bischöfen weigerten, die bittersten Vorwürfe machen, schickte hierauf Gerichtsdiener und Schergen in ihre Wohnungen, ließ ihnen Alles, was sie mitgebracht hatten, ihr Geld, ihr Pferd, ihre Kleidungsstücke — nur was sie auf dem Leibe hatten, ward ihnen gelassen — hinwegnehmen, und dann von allem entblößt zur Stadt hinausjagen. Zugleich ward in allen Quartieren der Stadt und in der ganzen Gegend ein königlicher Befehl bekannt gemacht, wodurch unter der Strafe, lebendig verbrannt zu werden, jedem Einzelnen, wie jeder Familie verboten ward, einen katholischen Bischof aufzunehmen, ihm Nahrung zu reichen oder irgend eine Hülfsleistung zufließen zu lassen. — So, hoffte der Tyrann, würden die Bischöfe genöthiget seyn, sich zu zerstreuen, die Gegend von Carthago eilend zu verlassen, dadurch der, wegen Unfähigkeit eine Unterredung zu bestehen, gegen sie ausgestreuten Verläumdung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit geben und, des schon erlassenen Proscriptions-Edikts völlig unkundig, zu ihren Kirchen zurückkehren *).

*) Das Mißhandeln, Verbannen oder Hinrichten eines einzelnen Bischofes in einer Stadt konnte kein sehr großes Aufsehen erregen. Aber gegen einige hunderte, an einem und demselben Ort versammelte, durch graues Haar und bekannten tadellosen Wandel, ausgezeichnete Männer so zu wüthen, wie Hunnerich zu wüthen gesonnen war; dieß mußte nothwendig eine, jedes Herz empörende Scene herbeiführen, und einer solchen auszuweichen, waren jetzt der Wunsch und die Absicht des gefühllosen Vandalen.

9. Aber in der, bei heiligem Streben, alles überwindenden, alles erduldenden Beharrlichkeit, selbst unter dem grausamsten tyrannischen Druck, liegt die wahre Größe einer christlichen Heldenseele. Keiner der edeln Bekenner wollte daher von dannen weichen, keiner seinen boshaften Feinden eine Veranlassung geben, das Volk glauben zu machen, sie wären, weil unfähig ihre heilige Lehre zu erweisen, vor einer Unterredung mit ihren Gegnern geflohen. Ohne Obdach, ohne Nahrung, ohne gegen die Stürme der Witterung hinreichend schützende Kleidung, völlig hülflos und von allen Menschen verlassen, irrten jetzt einige hundert Bischöfe, worunter viele hochbetagte, hinfällige Greise sich befanden, mehrere Tage und Nächte längst den Mauern von Carthago umher. Ein Zufall führte endlich den König, der gerade auf die Jagd reiten wollte, ihnen entgegen. Kühn traten sie vor denselben: „welches Unrecht," fragten sie den Wütherich, „haben wir begangen, welches Verbrechens kann man uns überführen, das eine eben so unmenschliche als unerhörte Behandlung verdient hätte?" Der Anblick so vieler ehrwürdigen, durch Leiden und tiefen Gram durchschimmerten Gestalten ergriff auf einen Augenblick die Seele des Tyrannen; Repercussionen eines schauernden Gewissens wurden in allen seinen Zügen sichtbar; aber eben deswegen ward er jetzt nur desto wüthender. Ohne die flehenden Bischöfe einer Antwort zu würdigen, befahl er den ihn begleitenden Reitern seiner Leibwache, auf sie einzusprengen; dieß geschah; viele, besonders der Greise und Kranken wurden über den Haufen geritten und nicht Wenige durch der Pferde Hufschlag gefährlich verwundet.

10. Hunnerich hatte sich jetzt selbst überzeugt, daß die ganze zahlreiche Schaar der Bischöfe lieber

unter freiem Himmel umkommen, als die Mauern von Carthago verlassen würde. Er befahl demnach, sie wieder in die Stadt zurückzubringen und in einem sehr geräumigen, aus den Ruinen eines ehemaligen Götzentempels bestehenden Gebäude zu versammeln. Hier ward den Bischöfen ein zusammengerolltes Papier vorgezeigt und von ihnen verlangt, daß sie eidlich geloben sollten, Alles zu erfüllen, was auf demselben geschrieben stünde. Im Namen ihrer Brüder im heiligen Amte antworteten die Bischöfe Hortulanus und Florentius. Sie fragten die königlichen Beamten, ob man sie denn für vernunftlose Wesen halte, um ihnen zuzumuthen, eine Schrift zu beschwören, deren Inhalt ihnen unbekannt wäre. Man sagte ihnen, daß die Schrift nichts enthalte, als eine eidliche Versicherung von Seite der Bischöfe, daß sie nach des Königes Tod dessen Sohn Hilderich als Beherrscher des vandalischen Reiches erkennen und weder unmittelbar noch mittelbar, durch verrätherische in das Ausland geschriebene Briefe, dessen ruhige Thronbesteigung stören wollten; würden sie diesen Eid leisten, so werde auch der König ihnen erlauben, wieder zu ihren Kirchen zurückzukehren und ihr bischöfliches Amt in ungestörter Ruhe zu verrichten.

11. Unter den Bischöfen waren jetzt die Meinungen getheilt. Viele glaubten den Eid schwören zu müssen, vorzüglich deswegen, damit sie den Rechtgläubigen keine Veranlassung gäben, ihnen einst den Vorwurf zu machen, daß blos die Weigerung der Bischöfe, einen an sich erlaubten Eid zu schwören, den Verlust und die Zerstörung aller katholischen Kirchen herbeigeführt hätte.

12. Aber alle jene, welche die wechselnden Launen des Tyrannen und dessen Treulosigkeit kannten,

und daher die ihnen gemachte Zumuthung nur für eine arglistige, ihnen gelegte Schlinge hielten, weigerten sich standhaft, den gefoderten Eid zu schwören. Da sie, ohne den König zu beleidigen, den Grund ihrer Weigerung nicht angeben konnten; so sagten sie blos, daß das Evangelium ihnen das Schwören verbiete. Die Namen derer, die sich zum Schwören bereitwillig zeigten, wie auch jener, welche sich dessen weigerten, wurden von den Beamten des Königs aufgezeichnet, beide Theile aber sogleich von einander getrennt und in zwei verschiedene Gefängnisse abgeführt.

13. Nachdem man sie einige Zeit in dem Kerker hatte schmachten lassen, kam endlich die königliche Entscheidung. Nach Tyrannen Art höhnte Hunnerich noch der unglücklichen Schlachtopfer seiner Grausamkeit. Denen, welche hatten schwören wollen, ward angedeutet, daß der König, weil sie etwas hätten thun wollen, was das Evangelium ihnen verbiete, sie für unwürdig erkläre, je wieder zu ihren Kirchen zurückzukehren; an den Orten, wohin er sie verbannen würde, sollte es ihnen blos erlaubt seyn, als Sclaven und Knechte das Land zu bauen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie weder Psalmen sängen, noch in Gesellschaft Anderer beteten, noch ein Buch zum Lesen bei sich führten, am allerwenigsten aber sich erkühnten, die Sacramente zu spenden, oder Weihen zu ertheilen. — Den Andern aber, welche den Eid abgelehnt hatten, ward gesagt: Da Ihr Hunnerichs Sohn nicht als rechtmäßigen Thronerben erkennen wollet; so ist der König gezwungen, Euch als Feinde seines Hauses zu betrachten. Euer Urtheil ist daher ewige Verbannung nach der Insel Corsica, wo Ihr, als Sclaven und Knechte, das für die königlichen Flotten nöthige Schiffbauholz fällen werdet.

14. Die Zahl der zu einer Conferenz mit den Arianern in Carthago versammelten Bischöfe belief sich nach dem Zeugniß des Victor Vitensis auf 466. Von diesen war schon Einer (Lätus) den Märtyrertod gestorben und ein Anderer zu lebenslänglicher Arbeit in den Bergwerken verdammt worden. Jetzt wurden 46 nach Corsica und 302 nach verschiedenen Gegenden in Africa verbannt. Nur 28 retteten sich durch die Flucht; aber — o, der ewigen Schmach! — 88 schätzten ihr vergängliches, spannenlanges Leben höher, als das Heil ihrer Seelen, fügten sich dem Willen des Königes und fielen von der Kirche ab. Uebersehen wir hier nicht leichtsinnig die furchtbaren, aber gerechten Gerichte Gottes. Die Geschichte bemerkt, daß alle diese Unglücklichen, noch ehe sie den wahren Glauben verloren, auch schon die Lauterkeit des Herzens und die einem jeden Priester so sehr geziemende jungfräuliche Reinheit des Körpers verloren hatten.

15. Unter den nach den Wüsten Afrika's Verbannten traf das härteste Loos die beiden heiligen Bischöfe, Eugenius und Habetdeum. Beide wurden der Gewahrsam des arianischen Bischofes Antonius von Tamalluma übergeben und in die, nicht ferne von dieser Stadt, gegen die Gränzen der Provinz Tripolis sich hinstreckende Wüste verbannt. Antonius war einer der wüthendsten Arianer. Von Schergen und Soldaten begleitet durchzog er die Provinz, ließ überall die Rechtgläubigen ergreifen, warf sie in Kerker, ließ Viele bis auf den Tod geisseln, Andere auf die Folter legen, und weidete dann seine Blicke an den Qualen der Unglücklichen, die nicht selten in den ausgesuchtesten Martern, unter den Händen ihrer Henker den Geist aufgaben. Victor sagt, daß es ihm unmöglich sey, alle die Gräuelthaten zu erzählen, die dieses wilde, nach dem Blute der Katholiken lechzende

Ungeheuer in Tamallumа und der ganzen umliegenden Gegend begangen habe.

16. Antonius hatte sich in den Kopf gesetzt, den Bischof Habetdeum, es koste auch was es wolle, für seinen arianischen Wahn zu gewinnen. Durch die gröbsten Mißhandlungen und die härtesten Entbehrungen suchte er also dessen Standhaftigkeit zu erschüttern. Als er sah, daß alle seine Bemühungen, seine drohenden wie schmeichelnden Worte fruchtlos verschwendet wären, ließ er ihm eines Tages Hände und Füße mit starken Stricken binden, den Mund fest zustopfen und goß dann ein ganzes Becken voll Wasser über ihm aus. Nachdem dieses geschehen war, ließ er ihn wieder losbinden, und begrüßte ihn als seinen Bruder: „Jetzt,“ sagte er zu dem Bischofe, „hast du die wahre Taufe erhalten, bist ein Christ und Einer der Unserigen, und ich zweifle nun nicht mehr an deiner Bereitwilligkeit, dich dem Willen unsers Königes zu fügen.“ Der fromme Habetdeum verwies dem Antonius seine Niederträchtigkeit wie seinen Unverstand. „Meinen Körper und dessen Gliedmaßen,“ sagte er zu ihm, aber nicht meinen freien Willen hast du binden und fesseln können. Wisse also, daß die Handlung, die du so eben vorgenommen, nichts als ein ruchloses, das heilige Taufsacrament nachäffendes, leeres Spiel war. Da der Bischof jedoch besorgte, daß dieser Vorgang, entstellt und mit Lügen verbrämt, zu den Ohren der Rechtgläubigen gelangen und diese in ihrem Glauben schwankend machen könnte; so setzte er eine förmliche Protestation auf und schickte solche an die nächst gelegenen Gemeinden. Doch auch damit war der für das Heil seiner Glaubensgenossen besorgte Bischof noch nicht zufrieden. Ein noch öffentlicheres Bekenntniß seines Glaubens glaubte er ablegen

zu müssen. Er verließ also und zwar, weil ohne Erlaubniß, sogar mit Gefahr seines Lebens, den Ort seiner Verbannung, ging nach Carthago und überreichte dem König eine Klagschrift gegen Antonius. „Mit Ergebung und freudigem Sinn," sagt Habetdeum in seiner Schrift an den König, „haben wir Alles, was die Welt zu geben vermag, uns nehmen lassen. Jede Beraubung, jede auch noch so harte Entbehrung, jede auch noch so grobe Mißhandlung haben wir geduldig ertragen; selbst wenn man uns martert und tödtet, erlauben wir uns keine Klage; aber dafür glauben wir uns auch zu der Foderung berechtiget, daß man uns wenigstens in unserem heiligen Glauben, für welchen wir Alles geopfert, und für den wir unser Leben hinzugeben jede Stunde bereit sind, unangetastet lasse." Der Bischof erzählt hierauf die Gewaltthat des Antonius und bittet den König, seinen arianischen Bischöfen zu verbieten, sich ferner gegen die Katholiken ähnlichen Unfug zu erlauben. Hunnerich ließ dem Habetdeum sagen: Er habe dergleichen Sachen der weisen Einsicht seiner frommen Bischöfe überlassen; habe er sich über Etwas zu beklagen, so möge er an diese sich wenden. Habetdeum hielt dieses für überflüssig; zufrieden, ein schönes Bekenntniß abgelegt zu haben, glaubte er kein Wort mehr über die Sache verlieren zu müssen, kehrte also an den Ort seiner Verbannung zurück und übergab sich selbst wieder auf das neue der Gewahrsam seines Drängers.

17. Beinahe noch härter und gefühlloser behandelte Antonius den heiligen Eugenius. In einen engen, dunkeln Kerker ließ er ihn werfen, nur schlechte und äußerst sparsame Kost ihm reichen und verbot dabei auf das strengste, irgend Jemand zu ihm

zu lassen; Alles menschlichen Trostes wollte er den frommen Dulder berauben. Aber der heilige Eugenius bedurfte nicht des Trostes von Menschen; er erfuhr jetzt, was jeder erfahren kann, der, allen Trost der Welt und selbst seine Freunde verschmähend, nur bei Dem einen lindernden Balsam sucht, Der allein der Seele Ruhe und Friede geben kann und nach trüben Stunden der Prüfung auch Beides stets in reichem, überschwänglichem Maße wieder gibt.

18. Zu den Qualen einer harten Gefangenschaft gesellte Eugenius noch eine Menge der strengsten Bußübungen. Auch in dem Kerker trug er stets ein härnes Unterkleid, fastete ganze Tage hindurch, durchwachte manche Nacht im Gebet, und schlief, wenn er seinem völlig erschöpften Körper einige Ruhe gönnte, in einem Sack auf harter, feuchter Erde. Diese strenge Lebensweise zog ihm endlich eine tödtliche Krankheit zu. Die Gicht hatte alle seine Glieder, selbst die Zunge gelähmt; sprachlos lag er auf dem Boden und mit jedem Augenblick erwartete man seinen Tod. In diesem Zustand besuchte ihn Antonius; ob derselbe vielleicht an den letzten Zuckungen des von ihm erwürgten Schlachtopfers seine Augen noch weiden wollte: dieß lassen wir dahin gestellt seyn; aber um die Leiden des Sterbenden zu verkürzen, befahl Antonius, ihm eine große Quantität des stärksten Weinessiges einzuschütten. Dieß geschah und Eugenius ward nun gerade dadurch, zum größten Erstaunen aller Umstehenden, wunderbarer Weise plötzlich wieder vollkommen gesund.

19. Bevor Eugenius an den Ort seiner Verbannung abgeführt worden, hatte er noch Mittel gefunden, mehrere Sendschreiben an seine, tief um ihn trauernde Gemeinde zu erlassen. Gregor von Tours

Gregor. Tour. Hist. Franc. l. 2. c. 2.

hat uns einen dieser Briefe aufbewahrt; derselbe ist ein feuriger Erguß eines liebevollen, vor jeder seiner Gemeinde drohenden Gefahr zärtlich bangenden Herzens. Er belehrt, ermahnt, tröstet und stärkt; und mit seiner geliebten Gemeinde völlig identificirt, sind alle ihre Leiden auch seine Leiden, ihr Kampf auch sein Kampf, aber auch der Sieg und die ihn einst krönende Herrlichkeit sind sein eigener Sieg, seine eigene Herrlichkeit. Indessen müssen wir doch bemerken, daß dieser Brief, den wir bei Gregor von Tours finden, höchst wahrscheinlich von dem heiligen Eugenius nicht jetzt, sondern erst bei seiner zweiten Verbannung geschrieben ward.

Tillm. Mem. ecc. t. 16. p. 570.

20. Nach der Entfernung des heiligen Eugenius ward auch die gesammte, zahlreiche Geistlichkeit der ganzen Diöcese von Carthago verbannt. Mit Einschluß der Kinder *) und Chorknaben belief sie sich auf mehr als 500 Individuen. Bevor sie an die verschiedenen Orte ihrer Verbannung abgeführt wurden, machte man noch einen Versuch, durch Folter, Stockstreiche, blutige Geisselung und mancherlei andere Qualen, sie wo möglich zum Abfall zu bewegen. Den Vorsitz bei dem Gericht, dem dieses höllische Geschäft übertragen war, führte ein gewisser Elpidiphorus, ein Apostat und seit seiner Apostasie einer der grimmigsten Feinde der Rechtgläubigen. Als nun auch an den Diacon Muritta, welcher schon

*) Nach damaligem, in der Kirche eingeführtem Brauch, wurden sehr oft Kinder schon zu Lektoren geweihet; wie wir dieses auch aus dem Leben des heiligen Euthymius ersehen, der als ein Kind von 3 Jahren von dem Bischofe von Melitene zum Lektor geweihet ward.

während der Verfolgung des Genserichs dreimal als ein starkmüthiger Bekenner war erfunden worden, jetzt ebenfalls wieder die Reihe kam, und die Richter dem hochbetagten Manne befahlen, sich zur Geisselung zu entkleiden; zog der ehrwürdige Greis unter seinem Gewande Taufwindeln hervor, legte sie vor den Augen des zahlreich den Richterstuhl umstehenden Volkes auseinander und wandte sich dann mit folgenden Worten an den Präsidenten des Gerichts: „Siehe hier, o Elpidiphorus! die Windeln, in welche ich selbst dich legte, als du, eingetaucht in die Quelle des Heiles, ein Kind Gottes und seiner heiligen Kirche, meinen Armen anvertraut wardst. Vor dem Richterstuhl des unerbittlichen Richters werden einst diese Tücher gegen dich zeugen; sie werden dich anklagen, daß du dieses reine, hochzeitliche Gewand der Unschuld von dir geworfen und dich dafür mit dem Kleide der Schande und des Fluches bedeckt hast." — Elpidiphorus erblaßte auf seinem Sitze und vermochte nicht zu antworten; aber ruhig und seines abermaligen Sieges schon gewiß, legte der gottergebene Diacon nun seine Kleidung ab und bot seinen entblößten Rücken den Streichen seiner Peiniger dar. Nachher wurde er noch auf die Folter gespannt und, als er auch hier bei seinem Bekenntniß beharrte, den Uebrigen, welche gleiche Feuerprobe schon bestanden hatten, zur Verbannung zugesellt.

21. Teucarius, ebenfalls ein Abtrünniger, war ehemals mit dem Unterricht der Chorknaben beauftragt gewesen. Die Fähigkeiten eines Jeden waren ihm genau bekannt. Den arianischen Pfaffen zeigte der Verräther nun zwölf von diesen Knaben an, welche durch vorzügliches musikalisches Talent und den reinen Silberklang ihrer Stimmen

einst eine Zierde der arianischen Kirche werden könnten. Es ward beschlossen, mit ihnen eine Ausnahme zu machen und sie nicht in die Verbannung gehen zu lassen. Als die Kinder dieses hörten, umklammerten sie weinend und schreiend die Kniee ihrer Gefährten; man schlug mit Stöcken und Spiesen auf sie drein; aber umsonst, sie betheuerten, sich lieber erwürgen als ihren väterlichen Freunden entreissen zu lassen. Alles Sträuben half indessen nichts; man führte sie wieder nach Carthago zurück. Um sie zu bewegen, sich noch einmal taufen zu lassen, wurden wieder die gewöhnlichen Künste der Verführung angewandt. Als alle Lockungen und Versprechungen nicht fruchten wollten, schritt man zu beliebtern Mitteln. In unterirdischen Löchern wurden sie eingesperrt; man ließ sie den bittersten Hunger leiden; über den andern Tag wurden sie bald gegeisselt, bald mit Ruthen gestrichen oder mit Stäben geschlagen. Aber Gott ist stark in den Schwachen; und in dem Munde der Unmündigen weiß Er sich sein Lob zu bereiten. Bei jeder auch noch so grausamen Züchtigung riefen die Kinder aus, man könne ihren Leib zerfleischen, sie selbst sogar tödten; aber nie würden sie ihren heiligen Glauben verläugnen, nie dem, bei ihrer Taufe, mit Gott und seiner Kirche eingegangenen Bunde untreu werden. Man war endlich gezwungen, von ihnen abzulassen; und nun faßten diese Kleinen den Entschluß, sich nie mehr von einander zu trennen; von jetzt an wohnten sie beisammen, aßen miteinander und sangen gemeinschaftlich Psalmen und frohe Lieder zum Preise des dreieinigen Gottes. An ihrem Wandel erbauete sich die ganze Stadt, so wie sie schon vorher an ihrem, von so zartem Alter gar nicht zu erwartenden standhaften Bekenntniß sich erbaut hatte; und man nannte sie forthin blos die zwölf kleinen Apostel von Carthago.

22. Von der Geistlichkeit verbreitete sich die Verfolgung über das gesammte Volk, über Afrikaner, Römer und Vandalen, kurz, ohne Unterschied der Nation, über Alles, was katholisch war. Königliche Beamten, wahre Diener der Hölle, wurden von Hunnerich nach allen Provinzen des Reiches geschickt, mit dem Befehle, keines Standes, Geschlechtes oder Alters, ja selbst nicht des Säuglings zu schonen. Auch der Verfolgungswuth der arianischen Afterbischöfe ward ein gleicher, unbegrenzter Spielraum eröffnet. In dem ganzen Reiche gab es jetzt keine Stadt, kein Dorf, kein Haus und kein Familienkreis, die nicht Wehklagen und Jammergeschrei erfüllt hätten *). Numidische Reiter sprengten auf allen öffentlichen Heerstraßen umher; wer nicht von einem arianischen Bischofe oder Priester einen Freischein als einen Beweis vorzeigen konnte, daß er die arianische Taufe erhalten habe, ward aufgegriffen und in die nächste Stadt vor den Richtstuhl geschleppt, wo stets unmenschliche Mißhandlung, Folter, Geisselung, ja nicht selten der Tod seiner harrten; kurz wer das Zeichen des Thiers nicht an seiner Stirne trug, konnte weder kaufen noch verkaufen, weder reisen noch ruhig in seinem Hause mehr wohnen.

23. Die afrikanischen Christen waren jetzt nicht mehr jenes in den schändlichsten Lüsten versunkene Volk, welches sie vor der Ankunft des Genserichs in Afrika gewesen waren. Die im Gefolge des Einfalles der Vandalen über sie hereinbrechenden, furchtbaren Strafgerichte Gottes hatten ihnen zur Buße und heil-

*) .... ut nulla remansisset domus et locus, ubi non fuisset luctus et ejulatus, ut nulli cetati, nulli parceretur sexui. Vict. Vit. l. 5.

samen Besserung gedient. An die Stelle jener lasterhaften Zügellosigkeit, von welcher Salvian damals ein so abscheuerregendes Gemälde entwarf, waren wieder Tugend und Frömmigkeit getreten. Alle katholische Gemeinden und vorzüglich deren Geistlichkeit zeichneten sich aus durch tadellosen Wandel; Zucht und Ordnung herrschten in dem Innern der Familien und Keuschheit und Schamhaftigkeit waren wieder die steten Gefährtinnen und Hüterinnen des weiblichen Geschlechtes.

24. Aber gerade diese Tugenden mußten gleichsam jetzt selbst an den Grausamkeiten der wüthenden Arianer Theil nehmen. Ehrbare Matronen, züchtige Jungfrauen, deren keusches Gesicht ein nur etwas freier Blick schon mit glühender Schamröthe überzogen hätte, wurden nun bedrohet, auf öffentlichem Markt von dem Henker nackt ausgezogen und, entblößt von jedem schützenden Gewand, dem Pöbel zur Schau gestellt zu werden. Durch eine solche infame Bedrohung suchte man unter andern auch eine sehr vornehme, durch Geburt, Stand, Schönheit und Tugend ausgezeichnete Dame, Namens Dionysia zu schrecken; aber das edle Weib blieb standhaft; jedoch bat sie die Richter, daß man sie auf alle andere beliebige Weise martern und peinigen und nur jenes, ihrem Geschlechte so heilige Naturgefühl ehren möchte, welches ja selbst die verfolgenden Heiden nie oder nur selten verletzt hätten. Dionysias Bitte entflammte die Frevler nur zu noch größerm Frevel. Unter dem schallenden Gelächter wilder Henkersknechte ward ihr das züchtige Gewand vom Leibe gerissen, sie selbst auf eine Tribüne gestellt und Stunden lang ganz nackt den geilen Blicken eines rohen, gaffenden Pöbels, und was noch grausamer war, dem bübischen Muthwillen der Henkersknechte preisgegeben. „Diener des Sa-

tans", sagte jetzt Dionysia zu diesen, „Ihr glaubt mich zu beschämen und durch das Gefühl meiner Schmach zu vernichten; aber wisset, daß Alles, was ihr zu meiner Beschämung und Erniedrigung zu thun glaubt, mir in den Augen des Himmels nur zu einer noch desto größern Verherrlichung dient." Dionysia wurde hierauf mit Ruthen so grausam gepeitscht, daß von ihrem zarten Körper das Blut stromweise herablief; aber kein Laut des Schmerzens entfuhr der Brust der frommen Dulderin; unverwandt waren ihre Augen auf ihr noch sehr junges Söhnchen gerichtet, welches man so eben auch den Händen der Peiniger übergeben hatte. Der Knabe hieß Majoricus und schien, als er die Marterwerkzeuge sah, furchtsam zurückzubeben. Dionysia warf einen strafenden Blick auf ihn, rief ihm aber dann wieder in den rührendsten Ausdrücken mütterlicher Zärtlichkeit zu, er möchte doch seiner Mutter sich erbarmen, des in der katholischen Kirche, unter den Augen des dreieinigen Gottes geschlossenen Taufbundes jetzt eingedenk seyn; sie flehete laut zu Gott um Kraft und Stärke für den Knaben. Majoricus, von oben gekräftiget, verlor plötzlich alle Furcht, fühlte sich sogar stark genug, seinen Peinigern zu trotzen, übergab sich willig ihren Peinigungen und dankte Gott, daß er gewürdiget werde, um des allerheiligsten Namens willen gemartert zu werden. Das noch sehr zarte Alter des Knaben unterlag jedoch bald der raffinirten Grausamkeit seiner Henker; unter ihren Händen gab Majoricus den Geist auf und errang nach kurzem, aber glorreichem Kampf die Krone des Märtyrthums. Jetzt entließen die Schinderknechte auch die Mutter. Am ganzen Körper zerfleischt und von Blut triefend warf sich Dionysia auf den entseelten Leichnam ihres Sohnes, küßte dessen Wunden, pries sich glücklich die Mutter eines Märtyrers zu seyn, trug ihn hierauf

nach Hause und begrub ihn in ihrem Garten. Nach diesem, in zweifachem schweren Kampfe, errungenen Siege lebte Dionysia noch mehrere Jahre; aber ihr Leben war ganz und ungetheilt ihrem Gott geweihet; täglich betete sie mehrere Stunden über dem Grabe ihres Sohnes, und erbauete nun eben so sehr, durch ihre weit umher leuchtende Frömmigkeit, alle Rechtgläubige, als sie dieselben durch ihr schönes, unter Schmach und Marter abgelegtes Bekenntniß erbauet hatte.

25. Das heldenmüthige Beispiel, mit welchem Dionysia ihren Glaubensgenossen zu Vita vorangegangen war, stärkte und ermunterte noch mehrere Andere in dieser Stadt zu gleicher Nachfolge. Dativa, eine Schwester der Dionysia, Emilianus, ein Arzt, Leontia und Tercia, zarte Jungfrauen, Bonifacius von Sibida und noch einige andere besiegelten mit ihrem Blute das freudige Bekenntniß ihres heiligen Glaubens. Das Andenken aller dieser Märtyrer und Bekenner von Vita ehrt die Kirche, nach den Martyrologien des Usuardus und Adon, am 6. December.

26. Aehnliche christliche Heldinnen gab es auch in noch mehrern andern Städten. Unter denselben erwähnt Viktor Vitensis vorzugsweise einer, wegen ihrer Sanftmuth und stillen Eingezogenheit, allgemein geehrten Matrone, Namens Dagila, Gattin eines königlichen Mundschenken. Schon während der Verfolgung unter Genserich hatte sie einigemal herrliches Bekenntniß abgelegt. Jetzt ward sie auf das Neue wieder vor den Richtstuhl geschleppt. Wie Dionysia, erduldete auch sie mit gottgefälliger Ergebung jede, das weibliche Zartgefühl empörende Schmach. Nachdem man sie mehrere Tage nacheinander öffentlich

bald mit Ruthen gepeitscht, bald gegeisselt, bald wieder mit Stöcken geschlagen hatte, ward sie endlich in eine der wildesten Einöden verbannt. Voll hoher Freudigkeit, für die Ehre ihres göttlichen Erlösers solcher Schmach und solcher Leiden gewürdiget zu werden, verließ sie mit einer Standhaftigkeit, wie nur die Religion Jesu sie zu geben vermag, ihren Gatten, ihre Kinder, ihre Verwandten, kurz Alles, was noch ihr Leben, oder vielmehr den hereinsinkenden Abend ihres Lebens hätte verschönern können. An dem Orte ihrer Verbannung war sie jedes menschlichen Umganges, jeder Hülfleistung, jedes Trostes, jeder Linderung ihrer Leiden beraubt. Aber stark durch den, für Welchen sie Alles verlassen hatte, erhob die heilige Dulderin sich über jede Schwachheit der menschlichen Natur. Ein ununterbrochener, himmlischer Friede wohnte von nun an in ihrer Brust; Tröstungen, wie die Welt sie nicht zu geben vermag, strömten von Oben in ihr frommes Herz, und die leere Wüste, welche sie umgab, ward ihr bald so theuer, daß, als man einige Zeit nachher ihr einen ungleich weniger öden, ungleich weniger freudenleeren Ort zu ihrer Verbannung anweisen wollte, sie diese Gunstbezeigung durchaus nicht annahm. Die Seligkeit, sagte sie, welche sie in ihrer Einöde genossen, habe ihr dieselbe so werth gemacht, daß sie solche auch nicht gegen die anmuthigste und reizendste Gegend von Carthago vertauschen möchte.

27. Je vornehmer eine Matrone oder Jungfrau war; je mehr die eine oder andere durch Geburt, Stand, Tugend und körperliche Wohlgestalt sich auszeichnete, desto mehr entflammte sie auch gewöhnlich die Wuth der Verfolger. Viktoria, jung, schön und die tugendhafte, keusche Gattin eines der angesehensten Männer von Cusula wurde auf dem

Marktplatz, mit schweren Gewichten an den Füßen, an einem Schnellgalgen in die Höhe gezogen. Hier sollte sie hangen bleiben, bis entweder der Tod erfolgen oder sie zu der arianischen Taufe sich bequemen würde. Es dauerte nicht lange, so kam auch Viktoria's Gemahl herbei. Von ihren beiden, noch ganz kleinen Kindern führte er das eine an der Hand, das andere, einen Säugling und der Mutter Liebling hatte er auf dem Arme. Aber Viktoria's Gatte war ihrer nicht würdig; in der heißen Stunde des Kampfes war er von dem heiligen Glauben abgefallen. Ein Blick der Verachtung, den Viktoria ihm zuwarf, schien sein Innerstes zu durchbohren. Was nur immer Liebe und Zärtlichkeit ihm eingeben konnten, sagte er der Gattin, um sie zu bewegen, sich den Befehlen des Königs zu fügen. Wolle sie sich auch nicht eines tief von Kummer gebeugten Gatten erbarmen, so möchte sie doch eingedenk seyn der zarten Geschöpfe, welche sie noch vor kurzem unter ihrem eigenen Herzen getragen, denen sie selbst das Daseyn gegeben hätte. Als Viktoria fühlte, daß die zärtlich klagende Stimme eines, ihrem Herzen bisher stets so theuern Gatten sie vielleicht erweichen könnte, stopfte sie sich mit beiden Händen die Ohren zu und wandte ihre Blicke von ihm hinweg. — Beinahe schon einen ganzen Tag hatte die Märtyrin in dieser qualvollen, schwebenden Stellung zugebracht; ihre physischen Kräfte, völlig erschöpft, erlagen endlich dem Uebermaß der Schmerzen. Die Schulterknochen waren ganz auseinandergerissen; der Kopf war eingesunken; das Auge erstarret, kein Zeichen des Lebens mehr vorhanden. Da die Henkersknechte dieses sahen, ließen sie sie wieder herab. Aber auf einmal kehrte jetzt neue Lebenskraft in den, wie jedermann glaubte, völlig entseelten Körper zurück. Ohne einer Hülfsleistung zu bedürfen, stand Viktoria

von der Erde auf, fühlte sich gesund und am ganzen Leibe vollkommen geheilt. Sie betheuerte nachher, daß ihr, wie in einem Traumgesichte, eine über alle menschliche Vorstellung erhabene Frau, voll hoher Majestät erschienen sey; mit unbeschreiblicher Holdseligkeit habe sich diese zu ihr geneigt, und sie mit ihrer Hand berührt, worauf sie sogleich, vollkommen gekräftiget, aus ihrem Todesschlummer wieder erwacht sey.

Ruin. Vand. pers. hist. p. 187.

28. Viktorianus, Proconsul von Afrika *), stand seiner Redlichkeit und großen Einsicht wegen in vorzüglicher Gunst bei dem König. Durch einen Vertrauten ließ Hunnerich ihm sagen, daß, wenn er sich wieder taufen lassen wollte, er ihn zum mächtigsten und reichsten Mann von ganz Afrika machen würde. „Der König," gab Viktorianus zur Antwort, „kann mich verbrennen, oder den wilden Thieren vorwerfen, oder auf irgend eine andere Weise meinen Körper peinigen lassen; alles dieses vermag er zu thun; aber meine Seele zu morden, dieß steht nicht in seiner Gewalt, und nie wird es ihm gelingen, böte er mir auch alle Schätze seines Reiches, mich zu bewegen, die meinem göttlichen Erlöser geschworne Treue zu brechen, und das nach dem heiligen Taufbade erhaltene Kleid der Unschuld gegen vergänglichen Reichthum zu vertauschen." Diese kühne, aber einem ächten Jünger Jesu so sehr geziemende Antwort setzte den Tyrannen in Wuth. Unter den grausamsten Martern mußte Viktorianus mit seinem Leben für dieses schöne Bekenntniß büßen. Die Hinrichtung

*) Nach der Eroberung Afrika's hatten die Vandalen größtentheils die römische Form der Verwaltung, und daher auch sehr viele Benennungen höherer wie niederer Staatsbeamten beibehalten.

dauerte einige Stunden; mehrere Henkersknechte waren dabei beschäftiget und Viktor erzählt, daß Viktorian erst, nachdem er die unerhörtesten Qualen ausgestanden, seinen Geist aufgegeben habe.

29. Zwei Brüder von Aquáregiá in der Landschaft Byzacene wurden nach Tombaja, dem Hauptort der Provinz, gebracht. Hier baten sie ihre Richter oder Henker, daß man sie doch mit einander und zu gleicher Zeit den ihnen bestimmten Märtyrertod möchte leiden lassen. Ihre Bitte ward ihnen gewährt. Mit Steinen an den Füßen, wurden sie durch Ziehrollen in die Höhe gezogen. Sie waren verurtheilt, in dieser schwebenden Stellung entweder zu sterben, oder ihren Glauben zu verläugnen. Schon beinahe einen ganzen Tag hatten sie gehangen; als der Eine, von Schmerz überwältiget, sich zu ergeben versprach. Da der Andere dieß hörte, rief er ihm zu: „Hast du vergessen, was wir erst gestern uns unter den Augen Gottes gegenseitig versprochen haben? Vor dem Richterstuhl des Ewigen werde ich vielleicht schon nach einigen Stunden erscheinen; aber sey versichert, daß, wenn du jetzt untreu wirst, ich alsdann selbst dein heftigster Ankläger dort seyn werde.“ Diese Worte wurden für den Kleinmüthigen Worte des Heils; sie belebten auf das Neue seinen Muth, entflammten aber auch um so mehr die Wuth der Richter und umherstehenden Arianer. Die Henkersknechte wetteiferten jetzt mit einander in der Erfindung neuer Methoden ihre Schlachtopfer zu zerfleischen. Glühende Platten, eiserne Nägel, Zangen, kurz Alles ward angewandt. Aber wunderbarer Weise versagten jetzt die Marterwerkzeuge ihre gewöhnliche Wirkung, und nicht die mindeste Spur einer Verwundung ward auf den Leibern der Bekenner bemerkt. Alles staunte oder erschrack; sogar die Henkersknechte weigerten sich des

fernern Dienstes, wenigstens bei diesen beiden Brüdern, ließen sie daher ohne weiters herab und jagten sie fort. „Wozu," sagten sie, „sollen wir uns hier noch länger abmühen; statt durch die ausgesuchtesten Qualen diese Leute zu unserer Religion zu bekehren, kräftigen und stärken wir sie nur in der ihrigen und machen, daß auch die Andern uns immer nur noch mehr trotzen."

30. Zu Tuburda in der proconsularischen Provinz lebte ein vornehmer und reicher Römer, Namens Severus oder Severanus. Edel durch seine Geburt, noch edler durch die Hoheit seines Geistes, war er die Zierde und der Wohlthäter der ganzen Provinz. Schon unter der vorigen Regierung hatte er gezeiget, was ein Mann von hohem religiösen Charakter vermag; er trotzte den Befehlen des Despoten, der ihm das Geheimniß eines Freundes entreissen wollte. Weder konnten Drohungen ihn schrecken, noch glänzende Verheißungen ihn verführen; er bestand sogar alle Qualen der Folter und brachte es endlich so weit, daß selbst Genserich seine Tugend und Standhaftigkeit bewundern mußte. Jetzt ward Severanus gewürdiget, unter grauenvollen Martern die Gottheit Jesu zu bekennen und dieses schöne Bekenntniß mit seinem Tode zu versiegeln. Nachdem man ihn auf der Erde liegend lange geschlagen und durch die zahllosen Stockschläge alle Theile seines Körpers gleichsam gerädert hatte, ward er mittelst einer Art von Flaschenzug in die Höhe gezogen und dann auf einmal so schnell wieder herabgelassen, daß er mit der ganzen Gewalt der Schwere seines Körpers auf die Erde stürzte. Dieses Heraufziehen und Hinabstürzen ward lange wiederholt. Als er noch immer athmete und die Peiniger zuletzt selbst des satanischen Spieles überdrüssig wurden, banden sie ihm die Füße mit Stricken und schleif-

ten ihn so lange auf rauhem und steinigem Boden, bis er endlich den Geist aufgab. Der Anblick des entseelten, völlig geschundenen, zerfleischten, durch die gräßlichsten Wunden entstellten Leichnams war so zurückschreckend, daß selbst wüthende Arianer ihn nicht zu ertragen vermochten; nur die Hölle und ihre in alle Geheimnisse der Finsterniß eingeweihten Diener konnten noch ihre Augen daran weiden.

31. So gerne wir auch unsern Lesern den fernern Anblick solcher grauenvollen Scenen ersparen möchten; so dürfen wir doch eines der merkwürdigsten Ereignisse während dieser Verfolgung, nämlich die wundervolle Geschichte der Bekenner von Tipasa (heut zu Tag Tifas) nicht mit Stillschweigen übergehen.

32. Die Stadt Tipasa in der Mauretania Cäsarensis *) lag an der Seeküste. Zur Zeit des vandalischen Reiches war sie ziemlich bevölkert und durch den Seehandel, den sie trieb, in blühendem Wohlstande. Hunnerich hatte beschlossen, einen arianischen Bischof dahin zu schicken. Sobald die Einwohner von Tipasa Kunde davon erhielten, ging Alles, was sich einschiffen konnte, zur See und floh nach Spanien; nur diejenigen, denen die Mittel zur Flucht fehlten, blieben zurück. Als Bulimandes, der ernannte arianische Bischof, ankam, fand er die Stadt schon ziemlich entvölkert; aber auch die Wenigen, welche zurückgeblieben waren, weigerten sich nicht nur standhaft seiner Kirchengemeinschaft, sondern flohen vor ihm, wie vor der Sünde, sobald sie ihn nur von weitem erblick-

*) Mauretania Cäsarensis, welches, als Rom noch eine Republik war, das zweite oder westliche Numidien genannt wurde, entspricht in unserer neuesten Geographie dem gegenwärtigen Staate von Algier.

ten. Bulimandes war vorher Secretär bei dem Afterpatriarchen Cyrilla gewesen. Bei diesem klagte er also über die Widerspenstigkeit seiner neuen Diöcesanen. Cyrilla, welcher ohnehin den König immer zu noch größerer Grausamkeit gegen die Rechtgläubigen ermunterte, schilderte demselben jetzt alle Einwohner von Tipasa als offenbare Empörer, für welche keine Züchtigung, keine Strafe hart genug seyn könnte. Hunnerich, eben so entrüstet über die Flucht Vieler seiner Unterthanen als über die Hartnäckigkeit der Zurückgebliebenen, fertigte sogleich einen Comes nebst einer Schaar Soldaten dahin ab, mit dem Befehle, allen Einwohnern von Tipasa und der ganzen umliegenden Gegend die rechte Hand abhauen und die Zunge aus dem Hals schneiden zu lassen.

33. Durch Soldaten ließ der Comes bei seiner Ankunft alle Landbewohner in die Stadt hineintreiben und sie zugleich mit den Bürgern von Tipasa an mehreren öffentlichen Plätzen versammeln. Ihre Anzahl war sehr beträchtlich und in den Menäen der Griechen wird gesagt, daß sie sich auf Tausende belaufen hätte. Den Unglücklichen ward das gegen sie gefällte Urtheil verkündiget, jedoch mit dem Beisatze, daß Begnadigung finden sollte, wer sogleich und ohne zu zögern zu der arianischen Kirche übergehen würde. Unter der so zahlreichen Menge fand sich auch nicht ein Einziger, der an seinem heiligen Glauben hätte zum Verräther werden wollen. Schonungslos ward also an Allen ohne Ausnahme der unmenschliche Befehl des Tyrannen vollzogen. Aber jetzt gefiel es auch dem Ewigen, sich in seinen treuen Knechten wunderbarer Weise zu verherrlichen. Alle, welchen man die Zungen ausgeschnitten hatte, sprachen nach dieser grausamen Verstümmelung noch eben so laut, noch eben so deutlich und geläufig, als sie

auch vorher gesprochen hatten. Ja sogar ein Taubstummer, der vorher nur unarticulirte Töne hervorzubringen vermochte, erhielt nun plötzlich das Geschenk der Sprache, und lobte und prieß mit lauter Stimme die Güte seines Gottes, der ihm das, was er Ihm zum Opfer gebracht, nun hundertfach wiedergegeben hätte.

34. Sehr viele dieser Bekenner fanden bald darauf Gelegenheit, aus dem vandalischen Reiche zu entfliehen, zerstreuten sich über den ganzen Erdkreis, lebten noch lange Jahre und waren eben so viele wandelnde, lebendige Denkmäler der Erbarmungen Gottes, dessen Wunder und Allmacht sie in allen Ländern, wohin sie hinkamen, verkündigten. Ungefähr sechzig derselben kamen nach Constantinopel, fanden dort ehrenvolle Aufnahme, reichlichen Unterhalt und kehrten, selbst als die Verfolgung aufgehört hatte, nicht mehr in ihr Vaterland zurück. Unter diesen waren mehrere Bischöfe und viele Geistliche, unter andern auch der Subdiacon Reparatus, der wegen seiner hervorleuchtenden Frömmigkeit öfters in den kaiserlichen Palast berufen und dann stets von Zeno und dessen Gemahlin, so wie von dem ganzen Hofe mit zuvorkommender Auszeichnung behandelt ward. Auf ihn vorzüglich berufet sich Viktor Vitensis bei der Erzählung dieser außerordentlichen Geschichte. „Man gehe," sagt der Bischof von Vita, „nach Constantinopel; dort wird man in dem kaiserlichen Palast den Subdiacon Reparatus finden, der, obschon er keine Zunge hat, wie jedermann durch eigenen Augenschein sich überzeugen kann, dennoch so deutlich und vollkommen, wie jeder Andere spricht."

35. Ueber der Aechtheit dieses unerhörten Er-

eignisses schwebt nicht der mindeste historische Zweifel. Schon des frommen und gelehrten Viktors Zeugniß allein könnte uns genügen; aber dasselbe wird noch durch die übereinstimmende Erzählung aller gleichzeitigen und bald darauf blühenden Geschichtschreiber bestätiget. Die wunderbare Begebenheit wird uns erzählt von Evagrius dem Scholasticer; es erzählen sie uns ferner der redliche und unbefangene Procopius in seiner Geschichte des vandalischen Krieges, der so besonnene, wahrheitliebende Comes Marcellinus in seiner Chronik. Noch eine Menge anderer Urkunden, wie z. B. die Briefe Gregors des Großen, erwähnen derselben und enthalten unwiderlegbare Beweise ihrer Aechtheit. Wir haben noch eine Verordnung von dem Kaiser Justinian (edictum perpetuum), in welcher ebenfalls derselben erwähnt wird, und worin der Kaiser erklärt, daß er selbst noch zwei jener Bekenner gekannt, sie gesehen und ohne Zunge sprechen gehört habe. Unter den Wolken von Zeugen und Zeugnissen ist vorzüglich merkwürdig jenes des Aeneas von Gaza. Derselbe war ein Anhänger der Platonischen Schule, mit Gelehrsamkeit geschmückt, frei von Leidenschaft, jedem Partheigeiste fremd und daher kalt und ruhig in seinem Urtheil. Er blühete noch unter der Regierung des Kaisers Zeno. In seiner, in Form eines Dialoges (Theophrast) verfaßten Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele und Auferstehung des Leibes, erzählt auch Er diese, der ganzen damaligen Welt bekannte und nur durch ein offenbares Wunder göttlicher Allmacht zu erklärende Erscheinung. „Ich selbst" — dieß sind seine eigenen Worte — „ich selbst habe sie „gesehen, mit ihnen gesprochen und sie sprechen ge„hört. Ich war begierig zu untersuchen, ob allenfalls, „nach dem Verlust des Sprachorgans, diese deutliche „und vernehmbare Sprache durch irgend ein anderes

„Mittel erzeugt würde. Ich ließ ihnen also den „Mund öffnen; denn meinen Ohren allein wollte ich „nicht trauen; auch meiner Augen glaubte ich mich „bedienen zu müssen; und nun sah ich, daß ihnen „wirklich die Zunge aus der Wurzel herausgerissen „war. Ich war außer mir vor Erstaunen. Unbe„greiflich ist es, nicht blos, daß sie ohne Zungen re„den, sondern nach einer so grausamen Operation „auch nur noch leben konnten." Diesem Aeneas von Gaza verdanken wir auch noch einen Andern, nicht wenig merkwürdigen Umstand, den Viktor mit Stillschweigen übergeht. Alle nämlich, welche ohne Zunge redeten, erhielten erst drei Tage nachher, als ihnen dieselbe ausgerissen worden war, die Gabe der Rede wieder. Wahrscheinlich wollte Gott ihre Geduld und Ergebung prüfen; aber wie zu jeder Prüfung, gab Er ihnen auch zu dieser seine Gnade; sie widerstrebten dieser Gnade nicht, und wurden nun über alle Hoffnung vor den Augen der Welt und Nachwelt verherrlichet. — Nur Zweien, welche den Reitzen der Wollust weniger, als den Martern zu widerstehen vermochten, wurde die Gabe, ohne Zungen zu reden, nach ihrem Falle sogleich wieder entzogen.

36. In den Annalen der Völker gibt es manche Begebenheit, die, obschon sie den gewöhnlichen Pfad der Wahrscheinlichkeit verläßt, dennoch, weil auf unwiderlegbare Zeugnisse gestützt, allgemein angenommen, allgemein als Wahrheit geglaubt wird. Vollkommener historisch begründet, durch glaubwürdigere Zeugnisse bestätiget, mit mehreren Urkunden belegt, als die Wundergabe der ohne Zeugen redenden afrikanischen Bekenner, gibt es in der ganzen Geschichte keine andere historische Thatsache. Das Wunder und Zeichen geschah nicht an einem Einzigen; es geschah

nicht im Dunkeln und Verborgenen; sondern an sehr Vielen und vor den Augen der ganzen Welt. In Constantinopel, der Hauptstadt und dem größten Schauplatz der damaligen Welt, wandelten ihrer gegen sechzig umher; und da sie größtentheils ein hohes Alter erreichten; so war das Wunder eine lange Reihe von Jahren hindurch der ruhigen und kaltblütigen Untersuchung aller denkenden Köpfe, aller Neugierigen, aller Partheien und Sekten überlassen; aber auch nicht eine einzige Stimme erhob sich dagegen; und wer jetzt eine, ein ganzes Jahrhundert hindurch, von der ganzen Welt, von allen Ständen und Menschenklassen, von der Kirche, von den Geschichtschreibern, Philosophen, Dichtern, ja von der gesetzgebenden Gewalt selbst anerkannte historische Thatsache verwerfen will, der muß auch den Muth haben, wenn er anders sich selbst consequent bleiben will, die ganze Weltgeschichte, mithin die ganze, stufenweise Entwickelungsgeschichte aller Staaten und Völker, als eine leere völlig realitätslose Fiktion zu verwerfen *).

*) Selbst Gibbon kann nicht umhin, dieses Wunders zu erwähnen; aufrichtig und mit lobenswerther Treue führt er alle dafür sprechende Zeugnisse an, gesteht deren historische Glaubwürdigkeit ein, und findet nichts, wodurch dieselben entkräftet werden könnten. Um aber doch etwas darüber zu sagen, macht er am Ende seiner Erzählung noch nachstehende Bemerkung: « Allein das hartnäckige Gemüth eines Ungläubigen wird durch einen geheimen, unheilbaren Argwohn geschützt und selbst durch den scheinbarsten Beweis eines Anastasianischen Wunders nicht erschüttert werden. » — Wenn freilich die Geschichtschreiber nur Bemerkungen machten, welche ungefähr von dem nämlichen Scharfsinn zeugten; dann wäre es unstreitig besser, wenn sie sich gar keine erlaubten, und blos die Thatsachen sprechen ließen. Ist Gibbons Reflexion etwa vernünftiger, als wenn Jemand sagte: «obschon die Sonne jetzt im Mittagskreise stehet, und bei reinem, unum-

37. Ganz Afrika, so weit nämlich Hunnerichs Scepter reichte, war durch dessen fanatische Wuth in eine grauenvolle Folterkammer und Mordgrube verwandelt. Mit lechzender Zunge schlürften die Arianer das Blut der Katholiken; überall floß es stromweise; Gräuelthaten folgten auf Gräuelthaten; und es wird nicht ohne Grund behauptet, daß die Verfolgung unter Hunnerich, weil in einem engern Spielraume eingeschlossen, noch ungleich wüthender und blutiger war, als selbst jene unter Kaiser Diokletian. — An Grausamkeit übertrafen den Hunnerich noch seine tölpischen, unwissenden Pfaffen. Aus den Städten und Dörfern waren viele der Rechtgläubigen entflohen, um in Bergen und Wäldern, Klüften und Felsen sich vor ihren Drängern

wölkten Himmel, die ganze Gegend herrlich beleuchtet, ich mithin diesen oder jenen Gegenstand nicht nur deutlich sehen, sondern ihn auch betasten und beinahe mit allen meinen Sinnen ergreifen kann; so will ich doch, weil ein geheimer, unheilbarer Argwohn mich schützt, lieber die Augen zumachen, und dann behaupten, daß der Gegenstand gar nicht da sey.» — Ueberhaupt, wer noch nicht weiß, was reflektirender Aberwitz ist, kann dieses bei Gibbon lernen; er darf nur dessen Bemerkungen über religiöse oder kirchliche Angelegenheiten zusammenreihen. Dieser Geschichtschreiber, dem es übrigens an Talent und großer Gelehrsamkeit nicht fehlte, wird stets auffallend seicht, verworren, unbestimmt und fällt mit sich selbst in Widerspruch, sobald er von religiösen Dingen spricht. Sein Geist, blos geübt in Vergleichung und Beurtheilung irdischer Verhältnisse, ist für das Höhere durchaus unempfänglich; blos im Stande, mit seinen Kräften das Zeitliche zu umfassen, vermochte er nicht, sich zu dem Göttlichen, Ewigen emporzuheben; wie hätte er demnach dieses, man will nicht sagen, mit heiligem Aufschwunge, sondern nur einigermaßen mit gehöriger Würde und Größe behandeln können?

zu verbergen. Von Schergen und Soldaten begleitet und selbst bewaffnet, durchzogen nun sogenannte arianische Priester die Provinzen; und was den Spähern der weltlichen Macht, und der herumstreifenden numidischen Reiterei entgangen war, hatte jetzt nicht selten das Unglück, in die Klauen dieser Ungeheuer zu fallen. Besonders war Kinderraub an der Tagesordnung; aber blos um den schuldlosen Geschöpfen die sacrilegische, zweite Taufe zu geben und sie dann in die Rollen der arianischen Gemeinden eintragen zu können. Solche Zwangstaufen wurden auch auf Erwachsene angewandt. Man band denselben Hände und Füße, stopfte ihnen den Mund zu und begoß sie mit Wasser. Protestirten sie nachher gegen diese nachgeäfften und ihnen aufgedrungenen Taufceremonien, und hielten sich nach wie vor von der arianischen Kirchengemeinschaft getrennt; so wurden sie als Abtrünnige betrachtet, des Todes schuldig erklärt und so lange gemartet, bis sie den Geist aufgaben. Unter denen, welche dergleichen Zwangstaufen erhalten hatten, gab es auch Viele, die, weil schwach an Einsicht und Verstand, nun in der That glaubten, daß sie der arianischen Kirche angehörten, anfänglich voll Verzweiflung darüber waren, aber in dem unseligen Wahn, daß sie nun doch einmal von der katholischen Kirche losgerissen wären, sich nach und nach den täuschenden Verheißungen der arianischen Geistlichen hingaben, und am Ende wirkliche Arianer wurden. Wir werden in der Folge sehen, mit welcher Schonung und zarten Sorgfalt diese Unglücklichen, wie überhaupt alle während der Verfolgung Abgefallenen, von der Kirche, dieser, auch ihre ungerathenen Kinder stets noch zärtlich liebenden Mutter, nachher behandelt wurden.

38. Ihren größten Ruhm setzte die arianische Geistlichkeit darin, für ihre Afterkirche katholische Mönche zu gewinnen. Diesen setzten sie daher auch am heftigsten zu; anfänglich mit Schmeicheleien und lockenden Versprechungen und, wenn diese nicht fruchten wollten, mit allen nur ersinnlichen Martern. — In dem größten Ansehen bei allen Rechtgläubigen stand der heilige Liberatus, Abt eines kleinen in der Nähe von Kapsa gelegenen, aber wegen des musterhaften Wandels seiner frommen Bewohner, im ganzen Lande berühmten Klosters. Hunnerich hatte sich in den Kopf gesetzt, diesen allgemein verehrten Abt sammt seinen Mönchen, es möchte auch kosten was es wolle, arianisch zu machen. Liberatus und die unter seiner Leitung stehenden Mönche, wurden also nach Carthago gebracht. Glänzende Verheißungen und Versprechungen königlicher Gunst- und Gnadenbezeigungen machten, nach altem Brauch, auch hier wieder den Anfang. Dem müßigen Geschwätze machte jedoch Liberatus bald ein Ende. Er erklärte in seinem und seiner Gefährten Namen, daß aller Glanz irdischer Hoheit und irdischen Reichthums sie nie bis zur Untreue gegen ihren göttlichen Erlöser werde verblenden können. Das ehrwürdige Ansehen des Abts und der feste Ton seiner Stimme gaben der Erklärung noch ein größeres Gewicht. Hunnerich sah ein, daß mit glatten Worten nichts auszurichten wäre, schritt demnach zu den gewöhnlichen, uns leider nur zu sehr schon bekannten Bekehrungsmitteln.

39. Alles, was der erfinderische Geist geübter Henkersknechte erfinden konnte, um Menschen zu peinigen, ward nun auf diese sieben Bekenner angewandt. Das Martern dauerte mehrere Tage; aber der christliche Heldenmuth der in Gott ergebenen Dulder trotzte allen Qualen; ihre Standhaftigkeit war nicht zu

erschüttern. Hunnerich, voll Unmuth, daß ein Sieg, mit welchem er sich schon geschmeichelt, und auf welchen Er und seine Afterkirche so stolz gewesen waren, ihm nun abermals entrissen würde, gab Befehl, den Liberatus sammt seinen Genossen gebunden in ein Schiff zu werfen, dieses mit dürrem Holz und brennbarem Stoff anzufüllen und in einer gewissen Entfernung vom Ufer in Brand zu stecken. Eine zahllose Menge Volkes stand am Gestade des Meeres, als die sieben Schlachtopfer dahin gebracht wurden; aber statt, wie der König anfänglich befohlen hatte, sie in dem Schiffe fest zu binden, wurden sie auf demselben an einen Pfahl durch Hände und Füße angenagelt. Das Fahrzeug konnte indessen nicht in Brand gesteckt werden; weder das dürre Holz noch die übrige brennbare Materie wollten Feuer fangen, und brach auch hie und da eine kleine Flamme aus, so erlosch sie sogleich wieder von selbst. Da alle mehrmals wiederholten Versuche, das Schiff mit den Bekennern zu verbrennen, fruchtlos abgelaufen waren, so schlug man endlich diesen mit den schweren, mit Eisen beschlagenen Rudern, die Hirnschale ein; und so wurden diejenigen, die Den als Gott angebetet hatten, welcher für sie und das ganze Menschengeschlecht am Holz gestorben war, nun gewürdiget, ebenfalls durch das Holz vollendet zu werden. Die entseelten Körper wurden in das Meer geworfen. Einen todten Leichnam wirft das Wasser gewöhnlich erst nach einigen Tagen aus; aber die Leiber dieser sieben Märtyrer sanken nicht unter, und vor den Augen alles Volkes spühlten die Wellen sie sanft auf das Ufer hin. Ueber dieses Wunder soll, wie Viktor erzählt, Hunnerich mehr als sonst bestürzt geworden seyn; aber die Rechtgläubigen unter dem Volk, welche Zeugen des glorreichen Todes dieser Märtyrer gewesen waren, wurden dadurch von neuem Muthe beseelt;

mit lauter Stimme sangen sie Lieder ihrer Kirche zum Preis des Ewigen, hoben mit Ehrfurcht die heiligen Reliquien von der Erde auf, und trugen sie in geordneten Reihen und unter anhaltendem Gesang nach dem gewöhnlichen Begräbnißplatz.

40. Die Namen heiliger Märtyrer, deren Opfertod Gott so angenehm war, daß Er selbst sein allerheiligstes Wohlgefallen darüber durch ein doppeltes Wunder zu erkennen gab: die Namen solcher in der Schule Jesu erstarkter Helden verdienen unstreitig der Nachwelt überliefert zu werden; der Bischof von Vita hat sie aufgezeichnet, und sie heißen Bonifacius, Servus, Rusticus, Rogatus, Septimus und Maximus. Hier auf Erden war ihnen auf dem Pfade des Heils, als Abt, der heilige Liberatus vorangegangen; zuerst vollendet, führte er auch den heiligen Reigen an, als die Himmel sich öffneten, und das Lamm, „das von Ewigkeit erwürgt ward, lebte und doch schien als wenn es erwürgt wäre," sie alle mit Kronen unvergänglicher Herrlichkeit schmückte. Das Andenken an den Sieg dieser Märtyrer feiert unsere heilige Kirche am 17. August.

Bossuet sur l'apocalypse

41. Es wäre für den Geschichtschreiber aus jener Periode ein eiteles Unternehmen gewesen, alle Märtyrerakten der ganzen zahllosen Schaar heiliger Blutzeugen und Bekenner sammeln und die Mannigfaltigkeit der Qualen wie die Grausamkeit schildern zu wollen, mit welcher die Arianer, während Hunnerichs Regierung, gegen die wahren Anbeter der Gottheit Jesu ununterbrochen wütheten. Viktor Vitensis sagt, daß man ungeheure Bände damit hätte füllen können, und doch noch nicht Alles erzählt haben würde; er selbst habe nur Ei-

niges davon, und zwar das, wovon ihm alle Nebenumstände vollkommen bekannt gewesen, in seiner Geschichte aufgezeichnet. Selbst viele Jahre nachher, als diese furchtbare Verfolgung längst schon ihr Ende erreicht hatte, stieß man noch überall auf grauenvolle Spuren ihrer beispiellosen Grausamkeit. Es gab in ganz Afrika keine große oder kleine Stadt, kein Flecken oder Dorf, in welchen man nicht Menschen mit abgeschnittenen Nasen und Ohren, oder welchen die Augen waren aus dem Kopf gerissen worden, gefunden hätte. An allen Orten begegnete man Leuten, welchen man während der Verfolgung bald eine Hand, bald einen Fuß, oft auch beide Hände oder beide Füße abgehauen hatte. Aber einen, wo möglich, noch gräßlichern Anblick gewährte die zahllose Menge jener überall umher wandelnden Jammergestalten, welchen die grauenvollen Folterwerkzeuge alle Glieder verrenkt, verdreht, aus ihrem Verband und ihren Verhältnissen gerissen hatten, und deren völlig verrenkten, monstruös über den Kopf hervorragenden Schultern das Andenken an jenes höllische Spiel zurückriefen, an welchem Hunnerichs arianische Henkersknechte sich vorzüglich zu ergötzen pflegten. An langen Stricken nämlich, welche sie an die Gipfel der Häuser befestiget hatten, hiengen sie die Katholiken auf, trieben hierauf zu ihrem Kurzweil die hangenden Körper in der Luft hin und her, und gaben ihnen dann geflissentlich eine solche Richtung und einen solchen Schwung, daß sie mit Gewalt an den Mauern der Häuser anstießen, und bald den Kopf, bald andere Theile des Körpers sich zerquetschten. — In Bergklüften und Felsenhöhlen entdeckte man eine Menge todter Körper von Menschen, die vor der Verfolgung dort Schutz gesucht hatten, bald aber aus gänzlichem Mangel an Nahrung, jammer-

ll hatten verschmachten müssen. In dem Innern
: Wälder fand man eben so häufig Knochen und
:beine von Solchen, die, vor ihren erbarmungs-
en Drängern sich verbergend, ein Raub der mit
:sen im Bunde stehenden, reissenden Thiere ge-
rden waren. Die Wuth des Königs hatte sich
ch und nach seinen arianischen Unterthanen mit-
theilt, Alles Menschengefühl war in ihrer Brust
torben, und von dem mittelländischen Meere bis
seits der atlandischen Gebirgskette wüthete der
ianismus mit einer Grausamkeit, die, weil alle
:griffe, alle menschliche Vorstellung übersteigend,
enbar blos die Wirkung eines höllischen Dämons
m konnte.

42. Als die Verfolgung am heftigsten war und
: Kunde davon auch die Länder jenseits des Meeres
:eicht hatte, erließ der Pabst mehrere dringende
chreiben an Zeno, ihn flehentlichst bittend, sein
iserliches Ansehen zum Besten seiner in Afrika
t beispielloser Grausamkeit verfolgten Glaubens-
nossen zu verwenden. Zeno, obschon mit dem
mischen Stuhle zerfallen, ordnete dennoch eine
ierliche Gesandtschaft nach Carthago. Aber wie be-
ränkt auch Hunnerichs Staatsklugheit seyn mochte;
war ihm doch die Schwäche des byzantinischen Rei-
es unter Zeno's Regierung kein Geheimniß. Statt
is Schicksal seiner katholischen Unterthanen zu lin-
rn; höhnte er jetzt öffentlich das kaiserliche Ansehen,
id verletzte — was auch der schamloseste Tyrann sich
ch nie erlaubt hatte — selbst alle unter Monarchen
vilisirter Völker eingeführte Gesetze des äußern An-
indes. Die Straßen, durch welche die Gesandten
h nach dem Palast begeben mußten, ließ er auf bei-
n Seiten mit Henkersknechten besetzen, Schaffotte
:rin errichten und alle zur Peinigung der Rechtgläu-

digen erfundene Werkzeuge der Folter recht geflissentlich zur Schau stellen. Was die Gesandten dem König gesagt, was derselbe ihnen geantwortet, ist uns nicht bekannt; aber der Erfolg lehrte, daß die Gesandtschaft auch nicht einmal von weitem ihren Zweck erreichte, die Wuth des Tyrannen nur noch mehr entflammte und die Majestät des römischen Namens mit Schmach bedeckte.

43. Aber einem ganzen Volke, wie dem einzelnen Menschen, ist nie die rettende Hand der Allmacht näher, als wenn jeder Strahl der Hoffnung menschlicher Hülfe dahinschwindet. Er, der das tobende Meer in seine Grenzen einschloß, die es nicht zu durchbrechen vermag, setzte diese endlich auch der Wuth eines verworfenen Tyrannen; das Maaß seiner Gräuel war voll, die göttliche Langmuth erschöpft und das Blut der erschlagenen Gerechten schrie um Rache. Gleich schweren Gewitterwolken brachen jetzt nach und nach die furchtbaren Gerichte Gottes über ein Land herein, auf welches die gehäuften Frevel eines Wütherichs den Fluch des Himmels herabgezogen hatten. Eine noch nie erhörte, anhaltende, allgemeine Dürre schlug alle Provinzen; bald entstanden Theuerung und Hungersnoth und endlich Pest und pestartige Krankheiten. Die Aecker versagten ihren gewöhnlichen Tribut, die Bäume ihre Früchte; jeder Grashalm war verbrannt; Menschen und Vieh gingen zu Grund. Auch bei dieser öffentlichen, allgemeinen Calamität blieb Hunnerich seinem Charakter getreu. Als er hörte, daß die Bewohner der nahe gelegenen Provinzen schaarenweise nach Carthago zögen, in der Hoffnung, in den dort aufgeschütteten Getraide-Magazinen einige Fristung ihres Lebens zu finden, schickte er ihnen seine Reiterei entgegen, mit dem Befehle, sie alle ohne weiteres nach Hause zu jagen; mit Lanzen und

Schwertern ward den Unglücklichen der Weg nach ihrer Heimath gezeigt. Umsonst streckten die Hülfsbedürftigen ihre vom Hunger abgezehrten Arme nach ihrem König aus; schwelgend in seinem Palaste, verschloß er sein Ohr dem Jammergeschrei seines Volkes. Viele dieser Unglücklichen starben unter Weges, noch Mehrere fanden in den unnatürlichen Nahrungsmitteln, die ihr Heißhunger verschluckte, ihren Tod. Alle Landstraßen, alle Thäler und Hügel, ja sogar die öffentlichen Plätze in den Städten waren mit Leichen bedeckt. Furchtbar nahm mit jedem Tage die Sterblichkeit zu; viele der bevölkertesten Gegenden wurden in menschenleere Einöden verwandelt; ganze Geschlechter starben aus; im ganzen Reiche gab es keine Familie, die nicht den Tod einiger der Ihrigen zu beweinen hatte; und Hungersnoth und Pest rafften nun noch ungleich mehr Vandalen hinweg, als deren Schwert vorher Katholiken während der Verfolgung erwürgt hatte. Was fliehen konnte, floh nun aus einem Lande, das seinem Gerichte reif war; und da die Verfolgung eigentlich doch noch nicht aufgehört hatte; so benutzten die Rechtgläubigen diese günstige Gelegenheit und verließen, bei der allgemeinen Bestürzung und Verwirrung, einen Boden, auf welchem der Fluch des Himmels lastete, flohen nach Spanien, Gallien und Italien und zerstreuten sich von da, wie wir schon bemerkt haben, in die Provinzen des morgenländischen Reiches.

44. Endlich ergriff die gewaltige Hand des unsichtbaren Rächers den Tyrannen selbst. Eine schreckliche, den Aerzten unbekannte, Krankheit warf ihn plötzlich danieder; Leib, Kopf, Hände und Füße schwollen ihm unnatürlich an; Schmerzen, welche kein Versuch der Kunst auch nur zu lindern vermochte, peinigten ihn Tag und Nacht; Würmer brachen aus dem

Unterleib hervor; unerträglicher Gestank verpestete die Luft und alle Theile seines Körpers löseten sich nach und nach ab. Obgleich noch athmend und lebend, glich er jetzt schon einem scheuslichen, völlig in Fäulniß übergegangenen Cadaver. Zuletzt verlor er den Verstand, — Gregorius von Tours sagt, ein böser Geist habe ihn besessen — stieß Verwünschungen gegen sich aus, zernagte und zerfleischte mit eigenen Zähnen seinen Arm und starb endlich in völliger Räserei. Der letzte Laut, welcher seinen sterbenden Lippen entfloh, war ein gräßlicher Fluch gegen sich selbst. Mit der Hoffnungslosigkeit eines verzweifelnden Frevlers gieng er in die Pforten der Ewigkeit ein, und auf ewig schlossen sich hinter ihm jene der Zeit, der Reue und der Buße. — Am 6. December 484 ward die Welt von dem Ungeheuer befreit, nachdem es 6 oder 7 Jahre geherrscht, das heißt, den Thron entweihet, die Kirche verfolgt und die Menschheit gequält hatte. Unter seiner Regierung erlosch der Glanz des vandalischen Reiches. Die Mauretanier, ein Volk, das selbst den Römern in ihrem größten Verfall nicht furchtbar war, rissen einige, den Vandalen gehörige, Provinzen an sich und trotzten ungestraft dem unmittelbaren Nachfolger desjenigen, der sich einst, und zwar nicht ohne allen Grund, den Herrn der Meere und aller von demselben bespülten Länder genannt hatte.

Greg. Tour. hist. Franc. l. 2. c. 3.

45. In der Herrschaft folgte dem Hunnerich nicht sein ihm so ganz unähnlicher Sohn, der sanfte menschenfreundliche Hilderich. Alles Blut, was der Tyrann vergossen hatte, um seinem Sohne über den Leichen so vieler ermordeten Prinzen und Edeln eine Bahn zum Thron zu öffnen, war fruchtlos geflossen. Noch lebten Gento's Söhne, Gunta-

mund und Thrasimund, und Guntamund, weil der ältere, bestieg nun nach Genserichs Hausgesetz den Thron der Vandalen.

XV.

1. Unter Gundamund, Hunnerichs Nachfolger, hörte zwar die Verfolgung noch nicht auf, war aber jedoch ungleich minder heftig. Erst gegen das Ende seiner Regierung, ungefähr zwei Jahre vor seinem Tode, zeigte Gundamund größere Milde gegen die Katholiken, rief den heiligen Eugenius und die übrigen Bischöfe aus der Verbannung zurück, öffnete alle katholische Kirchen und erlaubte wieder neue Bischöfe zu weihen. Die Verfolgung hatte demnach ein Ende. Als Gundamund starb, hatte er keine volle zwölf Jahre geherrscht, und in der Regierung folgte ihm nun sein zweiter Bruder Thrasimund *).

Baron. ad 487. §. 3. Coenia ant. lect. t. 1. Till. mem. ecc. t. 16. St. Eug. art. 46.

2. Unter allen Prinzen aus Genserichs Dynastie gibt es keinen, welchen man mit Thrasimund vergleichen könnte. Wären seine edeln Anlagen zu entwickelten Fähigkeiten gereift, hätte Ketzer-Fanatismus sie nicht zum Theil erstickt und durch Trug und Arglist den ihm angeborenen Edelsinn befleckt; so würde er alle Eigenschaften eines der trefflichsten Regenten in sich vereinet haben. Aus natürlicher Empfänglichkeit für das Schöne liebte er Künste und Wissenschaften, und diese lohnten ihm dafür, daß sie seine Sitten milderten, seinen Geschmack und seine Empfindungen ver-

*) Procopius und Viktor Tunensis (welchen man ja nicht mit Viktor Vitensis verwechseln muß) nennen diesen Fürsten Thrasamund; Ennodius und das Leben des heiligen Fulgentius aber Thrasimund.

feinerten und über sein ganzes Wesen eine Liebenswürdigkeit verbreiteten, deren Reize durch körperliche Wohlgestalt, männliche Schönheit des Gesichtes und edeln Anstand noch ungemein erhöhet wurden. Unter seinen Vandalen, auch die Priesterkaste nicht ausgenommen, war Thrasimund unstreitig der gelehrteste Mann; aber er war auch mild, herablassend und freigebig und da, wo er dieses nicht seyn wollte, suchte er wenigstens durch den äußern Firniß edelmüthiger Grundsätze zu glänzen.

3. Aber leider haßte dieser von Natur edle Prinz die katholische Kirche und ihre heilige Lehre eben so leidenschaftlich als sein Oheim sie gehaßt hatte und, von blindem Ketzer-Fanatismus hingerissen, würde er vielleicht, gleich Hunnerich, selbst mit Feuer und Schwert gegen sie gemüthet haben, hätten nicht Rücksichten auf seinen eigenen Ruhm ihn davon zurückgehalten; mit dem Brandmale eines Christenverfolgers, wollte er in der Geschichte nicht als ein Ungeheuer der Nachwelt überliefert werden. Statt zu Folter und Henkersknechten seine Zuflucht zu nehmen, bediente er sich also lieber der freundlichern Künste der Verführung. Wer zum Arianismus überging, dem stunden Thrasimunds Schätze offen und der Weg zu den glänzendsten Auszeichnungen und Ehrenstellen war ihm gebahnt. Selbst die gräßlichsten Verbrechen wurden durch Verleugnung des Glaubens gesühnt; aber auch durch diese Aussicht auf Straflosigkeit die größten Bösewichter zu jedem Frevel ermuntert; denn wer durch seine Handlungen und Lebensweise Jesum Christum längst schon verläugnet und gelästert hat, wird wahrhaftig wenig Anstand nehmen, sobald zeitliche Vortheile ihm winken, Ihn auch öffentlich mit dem Munde zu verläugnen. Indessen erlaubte dieser König sich dennoch auch oft harte Maßregeln gegen

Procop. bell. Vand.

Vit. S. Fulg.

die Katholiken; aber dann suchte er stets seine Grausamkeit hinter der Larve der Gerechtigkeit zu verstecken, und seine Arglist oder ein unbesonnenes Wort oder eine unbesonnene Handlung seines Gegners verschafften ihm alsdann bald einen schicklichen Vorwand, denjenigen, den er unterdrücken wollte, im Namen des Gesetzes berauben, verbannen oder tödten zu lassen. Uebrigens ließ er seiner arianischen Geistlichkeit freien Raum, die katholischen Bischöfe und Priester zu plagen und zu mißhandeln, so viel sie nur immer wollte. Der heilige Bischof Faustus hatte vor diesen Menschenquälern nicht einmal in dem Kloster Ruhe, in welches er sich zurückgezogen, nachdem man ihn von seiner Kirche vertrieben hatte; um ihren Nachstellungen zu entgehen, mußte er bald da, bald dort, oft in Wäldern und Felsenhöhlen sich verbergen; aber den heiligen Fulgentius hatte ein arianischer Priester sogar die Frechheit, aus eigener Macht aufgreifen und mit Geiselhieben so grausam zerfleischen zu lassen, daß der Heilige beinahe an seinen Wunden gestorben wäre.

Vit. S. Fulg. c. 8.

Ibid. c. 9.

4. Gleich im ersten Jahre seiner Regierung hatte Thrasimund an vielen Orten die katholischen Kirchen wieder schließen lassen, zugleich auch sehr scharf verboten, neue Bischöfe zu weihen. Aber die Nachfolger der Apostel glaubten nicht, an dieses Gebot gebunden zu seyn; sie ordneten und weiheten demnach überall Bischöfe, wo das Bedürfniß der Rechtgläubigen es nothwendig machte. Als Thrasimund dieses erfuhr, verbannte er alle neu geweihten Bischöfe, wie auch jene, welche sie geweihet hatten, in Allem ungefähr sechszig an der Zahl, theils nach Sardinien und Corsika, theils nach andern Gegenden seines Reiches.

5. Auch den heiligen Eugenius traf jetzt zum zweiten Mal das Loos der Verbannung. Auf das neue hatte er sich wieder den Haß des Cyrilla und der ganzen arianischen Geistlichkeit zugezogen. Durch die Kraft Gottes hatte er seit seiner Rückkehr nach Carthago mehrere auffallende Wunder gewirkt, zwei Blinden das Gesicht und durch Auflegung der Hände vielen Kranken die Gesundheit wieder gegeben. Die Rechtgläubigen hielten ihn für einen Heiligen, und selbst die Arianer erkühnten sich nicht gegen den Mann Gottes zu lästern. Dieß erregte den Neid des Afterpatriarchen; um in gleichen Ruf der Heiligkeit zu kommen, beschloß er also, wenigstens in den Augen des gemeinen Volks ebenfalls den Wunderthäter zu spielen. Von jeher standen Lug und Betrug mit einander in engem Bunde. Um 50 Goldstücke ward also ein elender, und, bei selbst verschuldeter Armuth, zu irgend einem Bubenstück leicht zu erkaufender, unbekannter Mensch gedungen, einige Zeit den Blinden zu spielen und dann, wenn Cyrilla über einen, ihm bezeichneten öffentlichen Platz gehen würde, demselben zuzurufen und ihn im Namen Gottes zu bitten, daß er ihm die Augen wieder öffnen möchte. Tag und Stunde, wann das Possenspiel aufgeführt werden sollte, wurden festgesetzt.

Greg. Tour. list. Fr. l. 2.

6. Als nun, der Verabredung gemäß, Cyrilla zur bestimmten Zeit, in Begleitung vieler arianischen Geistlichen und so recht in der Haltung eines ächten Pharisäers, über einen der besuchtesten, öffentlichen Plätze von Carthago einherzog, fing jener Kerl auf einmal an, mit vollem Halse zu schreien: „Heiligster Cyrilla! erbarme dich meiner, laß mich die Kraft deiner himmlischen Arznei fühlen und befreie mich von der Finsterniß, die mich umgibt."

In einem Augenblick war eine Menge Volkes versammelt. Cyrilla stand still und befahl, den Rufenden herbeizuführen. „Zum Beweise," sagte er nun zu diesem, „daß wir den wahren Glauben haben, soll dir geschehen, wie du verlangst; ich befehle dir, öffne deine Augen und sey sehend!" Aber der bisher sich blind stellende vermochte dieß nicht mehr; er war plötzlich in der That blind geworden. Aber Schrecken und Verzweiflung lös'ten ihm jetzt um so mehr die Zunge. Eben so laut, als er vorher gerufen hatte, schmähete er nun den falschen Propheten, nannte ihn einen Betrüger und bekannte öffentlich vor allem versammelten Volk, daß er, den Betrug mitzuspielen, um 50 Goldstücke sey gedungen worden. Cyrilla und seine Priester eilten, sich so schnell als möglich den Blicken der immer zahlreicher herbeilaufenden Menge zu entziehen; aber der arme Blinde hörte nicht auf, laut zu weinen und zu jammern; lebenslängliche Armuth hielt er jetzt für ein ungleich kleineres Uebel, als für seine ganze Lebenszeit des Lichtes der Sonne beraubt zu seyn.

7. Noch waren viele hundert Menschen um den Unglücklichen versammelt, als — nicht ohne Fügung von Oben — der heilige Eugenius mit den beiden Bischöfen Vindemialis und Longinus den nämlichen Weg daher kam. Einige anwesende Katholiken sagten dieses dem Blinden, ihn ermahnend, sich an diesen frommen Bischof zu wenden, vielleicht daß dieser ihm sein Gesicht wieder geben würde. Der arme Mensch war zu Allem bereit; er bat, daß man ihn zu den Bischöfen hinführen möchte. Als er sie um ihren Beistand anflehete, sagten sie ihm: „Wenn du an Jesum Christum glaubst, wie es sich geziemt, so sind dem, der glaubt,

alle Dinge möglich.“ Aus voller Kehle schrie nun der Blinde: „Wer nicht glaubt, daß Jesus Christus der Sohn Gottes und Er und der heilige Geist gleiches Wesens und einer Gottheit mit dem Vater sind, der soll leiden, was ich jetzt leide.“ Die Bischöfe, mit diesem Bekenntniß zufrieden, wollten nun aus Demuth sich wechselsweise die Ehre überlassen, dem Blinden die Hände aufzulegen; endlich hielten Vindemialis und Longinus sie ihm über den Kopf und Eugenius, die Augen desselben mit dem Zeichen der Erlösung bezeichnend, sprach folgende Worte aus: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, wahren Gottes, den wir bekennen, daß er dreifach in den Personen ist, und diese gleichen Wesens, gleicher Macht und gleicher Gottheit sind, sollen deine Augen dir jetzt geöffnet werden.“ Kaum hatte Eugenius das letzte Wort ausgesprochen, als der Blinde auch vollkommen wieder sehend war. Der Triumph der Rechtgläubigen war nun vollkommen; die Finsterniß des Blinden verglichen sie mit der Blindheit der Arianer, und deren Bosheit gegen die Katholiken mit der Bosheit des gespielten Betruges.

8. Aber jetzt ward auch der Untergang der drei Bischöfe beschlossen. Thrasimund war gerade von Carthago abwesend. Geschäfte seines heiligen Berufes hatten den Eugenius aus der Stadt geführt; als er wieder dahin zurückkehrte, wurde er nahe an den Thoren ergriffen und fortgeführt. Da er noch nicht wußte, wohin man ihn bringen, und ob er seine Gemeinde je wieder sehen würde, so benutzte er einen glücklichen Augenblick, der sich ihm unter Weges darbot und schrieb noch einmal an die Rechtgläubigen von Carthago. Er ermahnte

sie, standhaft bei ihrem Glauben zu beharren, die zweite Taufe, als einen das Sacrament schändenden Gräuel zu verabscheuen und, durch Gebet, Fasten und reichliches Almosen, Gottes Erbarmungen wieder über die Kirchen Afrika's herbeizuführen. Er wisse noch nicht, welches Loos ihn treffen werde; aber Tod oder Verbannung wären ihm gleich willkommen; denn sein Bewußtseyn sage ihm, daß er Alles, was in seinen Kräften gestanden, gethan habe, um seine Gemeinde in dem Glauben zu stärken und für deren ewiges Seelenheil zu sorgen. „Ich bin," schließt er endlich seinen Brief, „schuldlos an dem Verderben derjenigen, welche abfallen werden; aber vor dem Richterstuhl des Ewigen wird dann auch zu ihrer desto größern Verdammniß dieser Brief einst gegen sie zeugen."

9. Eugenius ward vor dem König gebracht; hier fand er auch seinen ärgsten Feind, den Cyrilla. Thrasimund, der sich gar gerne das Ansehen eines großen Theologen gab, befahl beiden, in seiner Gegenwart über die bestrittenen Glaubensartikel zu disputiren. Es geschah, was leicht vorauszusetzen war; vor einem Manne, wie Eugenius, aus welchem der Geist Gottes sprach, mußte der Afterpatriarch bald verstummen. Aber Er und der König wurden nun nur noch erbitterter gegen den heiligen Bischof, und kaum war derselbe wieder nach Carthago zurückgekehrt, als er und die beiden Bischöfe Vindemialis und Longinus auf königlichen Befehl verhaftet und zum Tode durch das Schwert verurtheilt wurden. Vindemialis ward enthauptet und errang die Märtyrerkrone. Ob zugleich mit ihm auch Longinus jetzt vollendet ward, läßt sich mit der nämlichen Gewißheit nicht bestimmen; zwar gibt dem Letztern ein kirchlicher Akt vom Jahre 1404 den Titel

eines Märtyrers; aber das römische Martyrologium erwähnt seiner blos als eines heiligen Bekenners.

10. Der heilige Eugenius kniete schon auf der Erde und bot seinen Hals dem Streiche des Nachrichters dar. Noch einmal ward er befragt, ob er fest entschlossen sey, für seinen Glauben jetzt zu sterben; als er dieses freudig bejahete, ward ihm angekündiget, daß der König ihn begnadiget, aber auf immer nach Gallien verbannt habe.

Ruin. hist. pers. Vand. p. 501 — 505.

11. Eugenius begab sich nach Languedoc an den Ort seiner Verbannung und lebte in stiller und frommer Abgeschiedenheit in der Gegend von Albi. Nicht weit davon, höchstens eine starke Viertelstunde, lag das Grab des heiligen Amarands, eines Blutzeugen während der Verfolgung unter der Regierung des Kaisers Decius. Hier, nah an dem Grabe des heiligen Märtyrers, erbauete Eugenius ein Kloster, auf welches das Gebet des frommen Erbauers den Segen des Himmels sichtbar herabrief. Das Kloster blühete viele Jahrhunderte hindurch und war am Ende des Dreizehnten eine der angesehensten und berühmtesten Abteien des südlichen Frankreichs.

12. Der Bischof von Carthago lebte bis in das Jahr 505. Gott offenbarte ihm den Tag und die Stunde seines Todes und verhieß ihm, daß seine Gebeine neben jenen des Märtyrers, den er bisher so sehr verehrt habe, ruhen sollten. Eugenius begab sich auf das Grab des heiligen Amarands, betete lange und mit Inbrunst auf demselben, breitete dann seine Arme aus, senkte sein Haupt und entschlief sanft in dem Herrn. Das Grabmal des unter Decius erwürgten Märtyrers war ein Gewölbe, eine Art von Grotte; dahin legten nun die Rechtgläubigen, welche,

um dem Begräbniß des heiligen Eugenius beizuwohnen, aus der ganzen Provinz sich versammelt hatten, auch die Leiche desselben. Zu dieser Stätte wallten, mehrere Jahrhunderte hindurch, jedes Jahr fromme Seelen, um den Gedächtnißtag des heiligen Bekenners zu feiern; und die Zeichen und Wunder, welche an seinem Grabe geschahen, beweisen abermals, wenn anders hier noch etwas zu beweisen wäre, die Wirksamkeit der Fürbitte der Heiligen, und wie wohlgefällig es Gott sey, Ihn in seinen Heiligen zu verherrlichen. — In dem Jahre 1404 ließ der Bischof Ludwig von Amboise die Reliquien des heiligen Eugenius, Vindemialis, Longinus und Amarandus aus der Abtei von Viance, mit dem größten Gepränge, nach der Kathedrale von Albi bringen und allda beisetzen. In dem über diese Versetzung in dem nämlichen Jahre ausgefertigten Akt, dessen wir so eben schon erwähnt haben, wird dem heiligen Longinus ebenfalls der Titel eines Märtyrers beigelegt. Dieser Urkunde zu Folge wäre also doch Longinus zu gleicher Zeit mit dem Bischofe Vindemialis zu Carthago enthauptet worden, und der heilige Eugenius hätte dann wahrscheinlich die Leichname beider Märtyrer aus Afrika mitgenommen und an den Ort seiner Verbannung gebracht. — Des heiligen Eugenius erwähnt die Kirche bei Darbringung des heiligen Opfers jedes Jahr am 13. Julius.

13. Thrasimund herrschte 27 Jahre; ununterbrochen dauerte während seiner Regierung die Verfolgung fort, nur bald mehr, bald weniger heftig, je nachdem die wandelbaren Launen des Königs ihm bald geheuchelte Milde, bald wieder an Grausamkeit grenzende Strenge zum Gesetze machten. Uebrigens belief sich auf mehrere Tausende die An-

zahl jener, welche ihres Glaubens wegen entweder das Leben oder einige Glieder ihres Körpers verloren. Eine noch grössere Anzahl ward verbannt und ihrer Güter beraubt, und die Lebensbeschreibung des heiligen Fulgentius, welche sich über die Verfolgung unter Thrasimund sehr umständlich verbreitet, behauptet, daß sie bisweilen eben so blutig und grausam gewesen sey, als sie es nur immer selbst unter Hunnerich gewesen seyn konnte. Der Abtrünnigen gab es daher auch nicht wenige; und unter diesen sogar Geistliche und Bischöfe, welche ihre Ansprüche auf ewige, unvergängliche Güter gegen den Besitz zeitlicher, schnell vorübergehender Güter vertauschten. Hunnerichs und Thrasimunds Henkersknechte konnten nur die Körper tödten; aber wie viele Seelen mag das so leicht hinreissende Beispiel eines abgefallenen Bischofes nicht gemordet haben; besonders in dem Augenblick drohender Gefahr, wo das Fleisch so mächtig gegen den Geist kämpft, und dieser dann mehr als je der Stärkung, nicht blos durch Ermahnung, sondern vorzüglich durch lebendiges, voranleuchtendes Beispiel bedarf!

14. Haß gegen die katholische Kirche war die letzte Empfindung des sterbenden Thrasimunds. Auf seinem Sterbelager, wenige Stunden vor seinem Tode, foderte er noch von seinem Nachfolger, Hunnerichs Sohne, einen feierlichen Eid, daß er die katholische Kirche und ihre Lehre in allen seinen Staaten vertilgen wolle. Aber Hilderichs menschenfreundliches Herz traf ein Strahl göttlicher Wahrheit. Er erkannte seinen und seiner Vorfahren Wahn, schwur den Arianismus ab und trat zum allein wahren, allein seligmachenden Glauben über. Vollständig wäre jetzt der Triumph der Rechtgläubigen gewesen, hätte nicht die Empörung des tückischen Gelimers plötzlich

Vict. Tun. an. 523.

wieder alle ihre Hoffnungen vernichtet. Aber nur kurz war die Herrschaft des Thronräubers, und der Sturz des vandalischen Reiches und die Eroberung desselben durch die Griechen gaben dann auf länger, als ein ganzes Jahrhundert, den Kirchen Afrika's wieder Friede, Ruhe und Sicherheit.

15. Des edeln Hilderichs trauriges Schicksal und die dadurch herbeigeführte Eroberung Afrika's durch Justinian's großen Feldherrn Belisar, werden wir zu seiner Zeit, wann nämlich der Faden der Geschichte uns dahin geführt haben wird, unsern Lesern noch umständlicher mittheilen.

XVI.

1. Wir haben schon gesehen, welchen thätigen und lebendigen Antheil der heilige Pabst Felix, an den Drangsalen seiner in Afrika so grausam verfolgten Söhne und Töchter nahm, mit welchem Eifer er sich für sie bei dem Hofe von Constantinopel verwendete und wie fruchtlos leider alle seine Bemühungen waren. Aber noch mehr ängstigte jetzt sein väterliches Herz das namenlose Unglück jener, welche in dem Kampfe nicht bestanden, von dem Glauben abgefallen waren. Unter diesen befanden sich viele, welche zwar alle Lockungen zeitlicher Vortheile und die glänzendsten Versprechungen nicht hatten verführen können, die jedoch nachher bei dem Anblick grauenvoller Marter zurückbebten, Jesum Christum mit dem Munde verläugneten, mithin nicht sowohl aus eingewurzelter Verruchtheit oder völliger Verdorbenheit des Herzens, sondern blos aus einer, für einen Jünger Jesu zwar höchst schändlichen, aber leider doch immer der menschlichen

Natur anklebenden Schwachheit gefallen waren. So lange Hunnerich lebte, ließ, bei den vielen Hinrichtungen und den täglich sich wiederholenden Gräuelscenen, sie der Schrecken nicht zur Besinnung kommen; aber kaum hatte, nach Gundamunds Regierungsantritt, die Verfolgung etwas nachgelassen, als sie auch sogleich aus ihrer Betäubung erwachten, das Schändliche ihrer Untreue, die Größe ihres Verbrechens erkannten, tiefe Reue darüber fühlten, und ängstlich sich sehnten, in den mütterlichen Schoos der Kirche wieder aufgenommen zu werden.

2. Noch waren die afrikanischen Bischöfe nicht zu ihren Kirchen zurückgekehrt; denn dieß, wie der Leser weiß, geschah erst in den letzten zwei Jahren von Gundamunds Regierung. Niemand war also da, welcher hätte entscheiden können, wie man gegen die Gefallenen, mit steter Hinsicht auf die Grade ihrer Strafbarkeit, sich jetzt zu benehmen habe. Aber Viele der Bekenner, denen das Unglück ihrer gefallenen Brüder und Schwestern jammerte, wendeten sich unmittelbar nach Rom, um bei der römischen Kirche, der Quelle aller Wahrheit, wie aller heiligen und kirchlichen Ueberlieferungen, für jene kranken und tief verwundeten Seelen die erforderlichen Arzneimittel zu finden.

3. Felix säumte nicht, den an ihn gelangten Bitten zu entsprechen. Am 13. März 487 versammelte er in der großen, von Constantin erbauten Kirche ein Concilium. Wie die Wunden der afrikanischen Kirchen könnten geheilt werden: sollte hier entschieden werden. Das Concilium bestand aus 44 Bischöfen und 75 Priestern, sammt deren Diaconen. Unter den Gefallenen befanden sich viele aus den obersten

Klassen der Gesellschaft; aber — was noch viel ärger war, und den Pabst und die in dem Concilium versammelten Väter tief beugen mußte — viele Bischöfe, Priester und Diacone.

4. Die Akten dieses Conciliums sind nicht auf uns gekommen; aber wir haben ein, wahrscheinlich in Gemäßheit der auf dem Concilium gefaßten Beschlüsse, erlassenes päbstliches Schreiben; aus diesem ersehen wir die Resultate der Verhandlungen; auch enthält es alle, in Beziehung auf die Gefallenen jedes Standes, Alters und Geschlechtes, von den versammelten Vätern getroffenen Verfügungen. Diesen zu Folge gab Felix nun folgende Vorschriften: 1) Alle Bischöfe, Priester und Diacone, welche in der Hitze des Kampfes von dem Glauben abgefallen waren, sollen die ganze ihnen noch übrige Lebenszeit in ununterbrochener Buße zubringen, und erst an dem Ende ihres Lebens die heilige Communion, aber blos wie die Laien, erhalten. 2) Die Geistlichen von niederem Range, wie auch die Mönche, Gott geweihten Jungfrauen und übrige Gläubigen, welche, ohne Marter und Qualen erduldet zu haben, von dem Glauben abfielen, sollen nach den Bestimmungen der nicänischen Canons zwölf Jahre Buße thun; würden sie jedoch während dieser Zeit in Todesgefahr gerathen, so könnte ihnen in diesem Fall auch vor dem Ablaufe der Bußjahre die Lossprechung ertheilt werden; waren es aber Folter und Marter, welche sie zum Abfall vermochten, so könnten sie, nach einer Bußezeit von drei Jahren, durch Auflegung der Hände wieder zu dem Empfang der Sacramente zugelassen werden. 3) Gleicher Strafe sind auch jene unterworfen, welche zwar gegen ihren Willen, theils schlafend, theils mit Anwendung äußern Zwanges, getauft wurden, nachher aber mit

freiem Willen sich der Kirchengemeinschaft der Arianer angeschlossen. 4) Kinder, Knaben, wie überhaupt alle noch nicht Volljährigen sollen nach Befund der Umstände und dem Grade ihrer Culpabilität, blos auf einige Zeit unter die Auflegung der Hände, das heißt, in den Stand der Büßenden gesetzt werden; würden sie während dieser Zeit von einer tödtlichen Krankheit befallen; so könnte man ihnen zwar die Lossprechung ertheilen, im Fall der Wiedergenesung aber dürften sie, bis die anfänglich ihnen bestimmte Bußzeit verflossen wäre, blos zum gemeinschaftlichen Gebete der Gläubigen zugelassen werden. Dieses ist das Wesentlichste der auf dem Concilium genommenen Beschlüsse. Hinzugefügt ward noch, daß man in allen hier nicht vorgesehenen Fällen, oder in solchen, welche eine Ausnahme erheischen könnten, sich unmittelbar an den römischen Stuhl zu wenden habe *).

---

*) Der Zustand der Büßenden war in der Kirche mehrere Jahrhunderte hindurch ein sehr strenger, harter, wahrhafter Stand der Buße. Zu einer Zeit, wo der Glaube, noch nicht blos historisch und kalt und todt, sondern lebendig, wirksam und in alle menschliche Verhältnisse eingreifend war; wo ferner die reine, vollkommene Liebe zu Gott, noch nicht zu einem Problem gemacht, die Herzen so vieler Gläubigen entflammte: welchen namenlosen Schmerz, welche tiefe, ihn nie verlassende Traurigkeit mußte zu einer solchen Zeit nicht derjenige empfinden, dem oft auf viele Jahre nicht mehr gestattet ward, den heiligen Sacramenten sich zu nähern, der, ausgeschlossen aus der Gemeinheit der Kirche, nicht mehr in Gemeinschaft mit seinen Brüdern und Schwestern in Christo, Gott öffentlich loben und preisen, nicht in den heiligen Gesang der Kirche mit einstimmen, ihr himmlisches Alleluja nicht nachlallen, auf viele Jahre nicht mehr, mit dem Priester im Geiste vereint, das allerheiligste aller Opfer dem Ewigen darbringen durfte. Wie tief diesen Schmerz viele der Büßenden

XVII.

1. Nicht nur mit heiligen Blutzeugen und glorreichen Bekennern bevölkerte die so lange anhaltende vandalische Verfolgung den Himmel und die Erde;

---

fühlten, dieß bewiesen sie durch das Jammergeschrei, welches sie erhoben, durch die zahllosen Thränen, welche sie vergossen und durch ihr anhaltendes, demüthiges Flehen zu der Kirche, sie doch ja einmal wieder in ihre Gemeinschaft aufzunehmen. — Aber so erdrückend und qualvoll auch ein solcher Zustand schon an sich seyn mochte; so war er demungeachtet noch mit einer Menge anderer Bußübungen verknüpft. Der Büßende mußte auch, die ganze Bußzeit über, eine seinem zerknirschten, gedemüthigten Herzen — denn dieß ward vorausgesetzt — vollkommen entsprechende Lebensweise führen; allen äußern Schmuck mußte er ablegen, nur in einem ganz einfachen, demüthigen Anzug erscheinen; er durfte während seiner Bußjahre nicht freien oder heirathen, nicht selbst klagend vor Gerichte erscheinen, nur vertheidigungsweise, oder wenn er von dem Richter gerufen ward; von der Kirche, welcher er ehemals angehörte und in welche er zu seiner Zeit wieder aufgenommen zu werden hoffen konnte, durfte er ohne Erlaubniß des Bischofes sich nicht entfernen; von allen, auch den erlaubtesten, öffentlichen oder Privat-Ergötzungen mußte er sich entfernt halten; dabei strengen Fasten sich unterwerfen und jeden Tag mehrere Stunden in anhaltendem Gebete verharren. — Daß bei dringenden Fällen die Kirche, auch dann noch liebreich, wenn sie strafen muß, oft mildernde Ausnahmen machte, dieß versteht sich von selbst.

Von einer solchen Buße will man freilich heut zu Tage nichts mehr wissen; aber bedürfen wir derselben jetzt weniger, als ehemals? Hat allenfalls das Verhältniß des Sünders zu der Genugthuung fodernden Gerechtigkeit Gottes sich indessen geändert? Die grenzenlose Schonung und Milde, welche die Kirche sogar gegen öffentliche Sünder jetzt zeigt, ist blos Folge des Zwanges, den man ihr anthat. Allgemeine Lauigkeit,

sie weckte auch eine Menge talent- und geistvoller Männer, welche die heiligen Lehren der Kirche in vielen Schriften mit Kraft und Salbung vertheidigten. Außer dem heiligen Eugenius von Carthago und dem gelehrten Viktor Vitensis, nennen wir unter

---

zunehmender Verfall der Religion, überall gährende Empörung der Gemüther gegen die Kirche selbst; diese und noch andere Ursachen waren es, welche die Kirche zwangen von ihrer frühern, so nothwendigen, so höchst heilsamen Strenge nachzulassen; aber dieß war auch ein wahrer Gottesraub, den man an ihr beging, und nur leichtsinnige Weltlinge können sich schmeicheln, daß sie, durch eben diesen Raub gleichsam bereichert, sich nun in thörichte Sicherheit einwiegen dürften. — Der Charakter der Zeit und unsere öffentlichen, wie Privat-Verhältnisse erlauben freilich jetzt nicht mehr, uns den oben erwähnten Bußübungen früherer Jahrhunderte zu unterwerfen; dieses ist auch nicht geradezu nothwendig; was aber durchaus Noth thut, ist, daß jener Geist ächter Buße und Zerknirschung, welcher die gefallenen Christen ehemals erneuete, auch jetzt noch uns ebenfalls erneue. Jedes Mißgeschick, jedes Leiden, nicht nur ohne zu klagen, sondern selbst dankbar aus der Hand Gottes annehmen; Alles, was man zu dulden hat, dem Allmächtigen als ein Sühnopfer für seine begangenen Sünden darbringen; nicht blos mit den äußern Zeichen einer bald halb erzwungenen, bald nur affektirten Demuth sich begnügen; sondern im Gefühle völliger Zerknirschung die lebendige Ueberzeugung haben, daß man unter allen Menschen der letzte, niedrigste und verächtlichste sey, mithin von gar keinem Menschen beleidiget werden könne, indem wir ungleich größere zeitliche Strafen verdient haben, als alle Beleidiger uns anthun können; nicht jeden Genuß, jede Erholung sich gestatten, wenn man schon durch sein Vermögen in Stand gesetzt wird, sich solche zu erlauben; — (daß von unerlaubten Genüssen hier gar nicht die Rede seyn kann, bedarf gar keiner Bemerkung) — das Almosen nicht blos auf das Entbehrliche berechnen; dem Schlafe oder der Erholung

andern hier noch den Antoninus von Cyrtha, Cerealis von Castela, Victor von Cartenna, Asclepius, Voconius, Vigilius von Thapsus rc. Der größte Theil ihrer Schriften ist zwar verloren gegangen; aber sie erleuchteten viele Jahrhunderte hindurch die

---

jeden Tag doch wenigstens ein paar Stunden entziehen und, täglich eingedenk aller ehemaligen Verirrungen, ein wahrhaft reuiges Herz, dem die Thränenbäche nie versiegen können, vor Gott ausschütten und ohne Unterlaß um Erbarmung zu dem Erbarmer flehen rc., dieß sind wahrhaftig Bußübungen, denen zu jeder Zeit, in jedem Stande und Alter und ohne die allermindeste Verrückung seiner übrigen Verhältnisse, gewiß ein jeder, wenn er nur will, sich unterwerfen kann. Vielleicht mehr als zu jeder andern Zeit bedarf es jetzt einer wahren Buße; besonders seitdem die Welt die Kunst gefunden hat, eine Menge Laster in einem so verführerischen Halbdunkel zu verhüllen, oder gar in ein so mildes, reizendes Licht zu setzen, daß sie am Ende noch selbst die Tugend überglänzen, oder höchstens blos zu leicht verzeihlichen, ja wohl liebenswürdigen Schwachheiten gestempelt werden, denen dann eine unerfahrne Jugend, so wie das durch Gewohnheit schon gefesselte reifere Alter sich sorgenlos hingibt, und selbst der Greis nicht erschrickt, wenn die längst entflohenen Bilder davon bisweilen wieder plötzlich vor seiner Seele erscheinen. Wie zu jeder Zeit, gibt es auch jetzt eine Menge öffentlicher Sünder; derer die da beichten, gibt es auch viele; aber der wahrhaft Büßenden findet man oft keinen Einzigen weit und breit. Wo nur immer eine Freude winkt, da findet man nicht blos leichter zu entschuldigende Jünglinge, sondern stets auch eine Menge reiferer Männer, Greise und betagter Matronen; bis auf den letzten Tropfen sucht jeder den selbst schon zur Neige gehenden Kelch des Lebens zu leeren, und wer nur noch einige Spannen von dem Rande des Grabes entfernt ist, sucht die wenigen Schritte, welche er dahin zu machen hat, noch mit Blumen dieser Welt zu bestreuen. — O, der Thorheit und des Leichtsinnes!

Welt und schärften die Waffen der Rechtgläubigen gegen die ewigen Angriffe ihrer streitsüchtigen, nie ruhenden Gegner. In der Bibliothek der Väter findet man, was von ihren Werken auf uns gekommen ist.

2. Von den Schriften des Vigilius von Thapsus sind, mit Ausnahme eines Werkes gegen den Arianer Varimadus, alle auf uns gekommen; und es unterliegt ebenfalls nicht dem mindesten Zweifel, daß auch jene, welche man ihm, obschon sie seinen Namen nicht führen, dennoch zuschreibt, mit vollem Rechte ihm zugeschrieben werden können. — Es war Sitte zu jener Zeit, polemischen Schriften sehr oft ehrwürdige Namen früherer Jahrhunderte vorzusetzen. Billigen kann man dieses offenbar nicht, und noch viel weniger es gar loben. Es hat immer den Schein eines Betruges, der selbst in dem Drange gefahrvoller Zeiten, oder in dem frommen Zwecke, den die Verfasser dabei beabsichtigten, nur äußerst schwache Rechtfertigungsgründe finden kann. Wer etwas sagt oder schreibt, das nicht wahr ist, der erlaubt sich eine Unwahrheit, und Unwahrheit, von welcher Art sie auch immer seyn mag, geziemt nie einem Sohne der Wahrheit, das heißt, einem Sohne der Kirche. Die Namen, deren man sich mit Vorliebe bediente, waren jene des heiligen Athanasius, Ambrosius, Augustinus, Basilius rc., aber es wird kaum der Bemerkung noch bedürfen, daß diese Gewohnheit, welche man füglicher einen Unfug nennen könnte, eine eben so schädliche als ärgerliche Verwirrung in und unter den Schriften früher blühender Schriftsteller und Kirchenlehrer herbeiführte.

3. Theils um die Wuth der arianischen Verfolger in Afrika nicht noch mehr gegen die Rechtgläubigen zu reizen, theils auch um seine Schriften desto schneller

und allgemeiner zu verbreiten, und dem vielen darin enthaltenen Guten einen desto tiefern und bleibendern Eindruck zu verschaffen, glaubte auch Vigilius von Thapsus jene Freiheit gebrauchen zu dürfen und bediente sich daher ebenfalls bei einigen seiner Bücher der Namen des heiligen Athanasius und Augustinus. Es ist nicht blos eine, an Wahrscheinlichkeit grenzende Muthmaßung, sondern vielmehr eine, bis zur möglich höchsten historischen Evidenz erwiesene Thatsache, daß von dem berühmten, unter dem Namen des heiligen Athanasius (symbolum Athanasii) bekannten Glaubensbekenntniß eben dieser Vigilius von Thapsus der Verfasser sey. Daß der heilige Athanasius dieses Symbolum nicht verfaßt haben konnte, dieß wird jetzt von Niemand mehr bezweifelt. Länger als ein ganzes Jahrhundert nach dem Tode dieses Heiligen war es noch nicht vorhanden. Auf dem Concilium von Chalcedon war es nicht bekannt; auch kannte es eben so wenig Leo der Große; denn würde dieser Pabst in seinen, in Betreff der Beschlüsse des Conciliums von Chalcedon, an den Kaiser Leo erlassenen Schreiben, wo er, zum Beweise der Wahrheit und des Alterthums der katholischen Lehre, alle nur mögliche Zeugnisse aus den Schriften der Kirchenväter zusammenstellt: würde er bei dieser Gelegenheit nicht auch eines Glaubensbekenntnisses erwähnt haben, in welchem die Geheimnisse der Dreifaltigkeit und Menschwerdung so deutlich auseinander gesetzt sind, und das einen so erleuchteten und heiligen Kirchenlehrer, wie Athanasius war, zu seinem Verfasser gehabt hätte? Das Symbolum ist gegen die Nestorianer, Eutychianer und Arianer gerichtet, und war ursprünglich in lateinischer Sprache abgefaßt, mithin offenbar in einer Provinz des ehemaligen weströmischen Reiches geschrieben worden. Die ältesten Manuscripte, welche man davon hat, sind alle aus dem 6ten Jahrhundert;

Ceillier hist. d. aut. sac. t. 16. ch. 17. Till. mem. ecc. t. 16. st. Eug.

kein einziges früheres ist bekannt; aber Vigilius blühete und schrieb am Ende des 5ten und im Anfange des 6ten Jahrhunderts; und die Gleichförmigkeit des Styles und manche Ausdrücke und Gleichnisse, welche auch in den andern Schriften des Vigilius vorkommen, geben uns in diesem gelehrten und frommen Bischof ganz unzweideutig den wahren Verfasser jenes Symbolums zu erkennen. Der einzige Antelmi, obgleich ebenfalls überzeugt, daß dieses Glaubensbekenntniß nicht von dem heiligen Athanasius herrühre, schreibt es jedoch nicht dem Vigilius, sondern Vincenz von Lerins zu. Diese Meinung fand indessen nirgends Beifall und die vereinte Stimme der größten Gelehrten bezeichnet Erstern als den wirklichen Verfasser dieses merkwürdigen Symbolums.

Cave script. eccl. Voss. hist. graec. et lat.

4. Sämmtliche Schriften des Vigilius bestehen: 1) in zwölf Büchern über die heilige Dreifaltigkeit; 2) den Gesprächen des heiligen Augustinus mit Felicianus und Pascentius; 3) einer zweiten Schrift gegen den Varimadus, unter dem Namen des Idacius Clarus; 4) einer Streitschrift gegen Arius, Sabellius und Photinus; und 5) in fünf Büchern gegen Eutyches. Endlich wird ihm auch noch eine, unter den Werken des heiligen Ambrosius befindliche Abhandlung über den Glauben, gegen den Palladius, zugeschrieben; die Gründe, welche der Pater Chifflet dafür anführt, sind jedoch nicht sehr überzeugend. Auch Cassiodor erwähnt noch einer sehr umständlichen Abhandlung des Vigilius über das apocalyptische tausendjährige Reich, welches aber nicht nur nicht auf uns gekommen, sondern dessen Andenken so völlig verschwunden ist, daß man auch in andern Schriften nicht die mindeste Spur mehr davon findet.

Cass. de instit. script. c. 9.

XVIII.

1. Die durch den Stolz und die Herrschsucht eines Einzigen so unverantwortlich verwirrten Angelegenheiten der Kirchen des Orients schienen jetzt auf einmal wieder eine glücklichere Wendung zu nehmen. In den Jahren 488, 489 und 490 gefiel es nämlich dem Ewigen, die vornehmsten Urheber aller Unruhen, die Häupter des Schisma vor seinen Richterstuhl zu fodern. Der furchtbare Ruf erging zuerst an Peter den Walker von Antiochien; ihm folgte, und zwar schon in dem andern Jahre, Acacius von Constantinopel in die Ewigkeit nach, und diesem endlich Peter Mongus von Alexandrien, welcher gegen das Ende des Jahres 490 starb.

2. Nur 3 Jahre hatte, seit seiner zweiten Usurpation, Peter der Walker den Stuhl von Antiochien entweihet. Seine kurze Amtsführung war eine ununterbrochene Kette von Ungerechtigkeiten, schädlichen Neuerungen und schnöder Bedrückung der Rechtgläubigen. Noch kurz vor seinem Tode wollte er auch die Kirche von Cypern seiner Gerichtsbarkeit unterwerfen. Längst schon hatte die Kirche von Antiochien obergerichtsbarkeitliche Rechte über jene von Cypern in Anspruch genommen; aber das Concilium von Ephesus hatte die Frage zu Gunsten der cyprischen Kirche entschieden. Demungeachtet behauptete jetzt auf das neue wieder Peter: Ihm stünde das Recht zu, den Metropolitanbischof von Salamin *) zu weihen. Diesem Ansinnen widersetzten sich die Bischöfe der Insel und nun bewirkte Peter durch Geschenke, die er am Hofe vertheilte, daß Anthemius, damaliger Metropolit von Cypern, den Befehl erhielt,

*) Hauptstadt von Cypern.

sogleich nach Constantinopel zu kommen und dort, in Gegenwart des Kaisers und des Patriarchen Acacius dem Peter von Antiochien Rede zu stehen.

3. Mit der Gabe der Beredsamkeit war Anthemius nicht geschmückt; er war ein schlichter frommer Mann, der in der Einfalt eines demüthigen Herzens mit Eifer seines heiligen Amtes pflegte, zwar in der Gemeinschaft der Orientalen geblieben war, aber an seinem Glauben nicht Schiffbruch gelitten hatte. Ihm bangte bei dem Gedanken, nach Constantinopel gehen zu müssen; den Künsten seines schlauen, arglistigen Gegners fühlte er sich nicht gewachsen. Während diese Sorgen seine Seele ängstigten, erschien ihm in einem nächtlichen Traumgesicht ein Mann von ehrwürdigem, majestätischem Ansehen, der ihm über seinen unmäßigen Kummer einen gelinden Verweis gab, dabei aber zugleich auch die Versicherung, daß er kühn nach Constantinopel reisen könnte; von seinen Feinden würde er dort nicht das mindeste zu befürchten haben. Als Anthemius erwachte, ward seine angstvolle Unruhe durch den Traum nur noch vermehrt. Er begab sich an einen entlegenen, einsamen Ort, brachte den ganzen Tag im Gebete zu und flehete zu Gott, daß, wenn das Gesicht der vorigen Nacht von Ihm käme, Er ihn in den zwei folgenden Nächten der nämlichen Erscheinung würdigen möge. Sein Gebet ward erhört, und als die hehre Gestalt ihm zum drittenmale erschien, hatte er sogar den Muth zu fragen, wer sie sey. „Ich bin," erhielt Anthemius zur Antwort, „Barnabas, ein Zeuge Jesu Christi und von Ihm auserwählt, mit dem Apostel Paulus den Heiden das Evangelium zu predigen. Gehe an den, eine Meile von hier gegen Sonnen-Niedergang gelegenen Ort, den man, weil durch meine Fürbitte allda schon viele wunderbare Heiligungen geschehen

Th. M. Jun. Vict. Tun. §. 30.

sind, den Gesundheitsort nennt, und du wirst zum Wahrzeichen dessen, was ich dir gesagt, dort meine Leiche, nebst dem Evangelium des heiligen Matthäus, das ich mit eigener Hand geschrieben, unter einem Pfirsichbaum begraben finden."

4. Von der Geistlichkeit und seiner ganzen Gemeinde begleitet, begab Anthemius, unter Vortragung des Kreuzes, sich gleich am folgenden Morgen an den ihm bezeichneten Ort. Man fing an zu graben und fand bald, nicht sehr tief unter der Erde, einen länglichen, verschlossenen Kasten; als dieser geöffnet ward, lag ein noch ganz unversehrt erhaltener, einen unbeschreiblichen Wohlgeruch duftender Leichnam darin, und auf der Brust desselben das Evangelium des heiligen Matthäus. Anthemius verordnete sogleich, daß, bis er weitere Verfügung getroffen haben würde, abwechselnd ein Geistlicher seiner Kirche, nebst einigen frommen Männern aus der Gemeinde, bei dem Grabe des Heiligen Tag und Nacht weilen, und unter Gesang und frommem Gebete Gott für diese wunderbare Entdeckung danken sollten.

Theod. lect. — Vict. Tun. — Suid. — Cedr

5. Furchtlos und voll des Trostes reißte nun der Bischof von Salamin, in Begleitung noch einiger andern Bischöfe aus Cypern, an das kaiserliche Hoflager. Das Gerücht von dem wunderbaren Ereigniß eilte ihm voran. Als er in Constantinopel ankam, ward ihm seine Wohnung in dem bischöflichen Palast angewiesen. Auf Befehl des Kaisers mußte Acacius, zur Entscheidung der zwischen den Kirchen von Antiochien und Cypern obwaltenden Streitigkeiten, unverzüglich alle gerade in Constantinopel anwesenden Bischöfe zu einem Concilium zusammenberufen. Als nun Peter seine Ansprüche hauptsächlich darauf begründen wollte, daß die Kirche von Antiochien eine

apostolische, mithin Patriarchalkirche sey, antwortete ihm Anthemius, daß die seinige es nicht minder wäre, und bewies dieses durch die neuliche, wunderbare Entdeckung des Grabes und der völlig unverwesen erhaltenen Reliquie des heiligen Barnabas, von welchem die Kirche von Cypern wäre gegründet worden und unter dessen sichtbarem Schutz sie auch jetzt noch stehe. Anthemius erzählte hierauf die ihm gewordene Erscheinung und Alles Uebrige, was in Folge derselben sich ergeben hatte.

6. Zeno, voll Freude, daß ein für die Kirche so glorreiches Ereigniß sich unter seiner Regierung zugetragen habe, wollte von keinen weitern Debatten mehr etwas wissen, bestätigte auf das neue die Rechte und Gerechtsamen der Kirche von Cypern, befahl dem Walker, sogleich Constantinopel zu verlassen, und verbot ihm auf das strengste, den ehrwürdigen Anthemius ferner noch zu beunruhigen.

7. Aber Anthemius wünschte nun auch zu Ehren des heiligen Barnabas eine Kirche zu bauen. Er trug seinen Wunsch dem Kaiser vor; dieser genehmigte denselben und ließ ihm zu Ausführung seines frommen Vorhabens bedeutende Summen auszahlen; auch die übrigen Großen am Hofe gaben ihm so reichliche Beiträge, daß er, nach seiner Rückreise nach Cypern, über dem Grabe des heiligen Apostels nicht nur in kurzer Zeit eine sehr prächtige Kirche bauete, sondern dazu auch noch ein kleines Kloster für einige Mönche, nebst einem Hospitale für Pilgrime, dessen Besorgung er den Mönchen des Klosters übertrug.

8. Siebzehen Jahre und neun Monate hatte Acacius die Kirche von Constantinopel regiert, als er in der Mitte des Jahres 489 von Gott abgerufen

ward, um über seine Amtsführung eine, gewiß nicht leichte Rechenschaft abzulegen. Der Tod des Patriarchen setzte den Kaiser in keine geringe Verlegenheit. Um weniger in seiner Ruhe gestört zu werden, und nicht jeden Augenblick Aufruhr oder gar Empörung fürchten zu müssen, wünschte Zeno nichts sehnlicher, als die Einigkeit und den Frieden in den Kirchen wieder hergestellt zu sehen. Da er nun wohl fühlte, daß dieses so ziemlich von der guten und zweckmäßigen Wahl eines neuen Patriarchen abhängen könnte; so lag ihm diese ganz ungemein am Herzen. Wir haben oben schon bemerkt, daß, so oft Zeno nach seinem eigenem Kopfe handelte, nie etwas Kluges zum Vorschein kam. Jetzt fiel er gar auf den sonderbaren Gedanken, die Ernennung des neuen Patriarchen dem unmittelbaren Ausspruch des Himmels anheim zu stellen. Zu dem Ende ließ er in einer der Hauptkirchen von Constantinopel ein versiegeltes Papier auf den Altar legen, alle Eingänge der Kirche sorgfältig zuschließen und dann öffentliche Gebete und eine vierzigtägige Fasten anordnen, um von Gott zu erbitten, daß er den Namen desjenigen, den er zum Patriarchen gewählt hätte, durch die unsichtbare Hand eines Engels in jenes versiegelte Papier möchte eintragen lassen. Um seiner Sache gewiß zu seyn, stellte Zeno die Kirche unter die unmittelbare Obhut seines Oberstkämmerlings.

Niceph. h. ec. l. 16. c. 18

9. In einer der Vorstädte von Constantinopel lebte ein, an der Kirche der heiligen Theela angestellter Priester, Namens Fravitas oder Flavitas. Von Jugend auf hatte er einen unbescholtenen Wandel geführt. Jetzt stand er in dem Rufe ausgezeichneter Frömmigkeit, war ein Eiferer für die Wahrheit und schien blos sich um das zu bekümmern, was des Herrn war. Aber anders urtheilen die Menschen und anders

urtheilt Der, welcher die Nieren der Menschen durchschaut. Dieser Fravitas war blos ein getünchtes Grab; der Schalk saß ihm im Herzen; seine Frömmigkeit war geheuchelt und unter dem Gewand der Demuth verbarg er einen grenzenlosen Ehrgeiz.

10. Der Oberstkämmerling, dem der Kaiser die Obhut über die verschlossene Kirche anvertraut hatte, war nach damaliger Sitte der Zeit ein Verschnittener. Aber bekanntlich ist Geiz bei dieser Menschenart gewöhnlich die alles andere überwiegende Leidenschaft. Dem Fravitas war dies nicht unbekannt. Von allen Seiten borgte er daher Geld; ging hierauf bei Nachtszeit zu dem Oberstkämmerling und versprach diesem eine ganz ungeheuere Summe, wenn er ihm zur Patriarchenwürde verhelfen, und seinen Namen in das versiegelte Papier eintragen wollte. Der Verschnittene konnte dem Reize der vielen schimmernden Goldstücke nicht widerstehen. Das Papier ward also geöffnet, der Name des Fravitas darauf geschrieben und dann wieder mit dem kaiserlichen Siegel geschlossen.

11. Auf kaiserlichen Befehl hatten indessen die Einwohner von Constantinopel vierzig Tage gebetet und gefastet. Wir werden gleich sehen, daß dieses mit Gebet verbundene Fasten nicht fruchtlos verloren ging; denn war gleich das Verlangen des Kaisers eine ärgerliche Thorheit, wo nicht gar ein höchst strafwürdiger Frevel; so gefiel es doch dem Allmächtigen, erweicht durch das vereinte Flehen eines ganzen Volkes, dem schändlichen Spiel sehr geschwind ein Ende zu machen, und den erledigten Oberhirtenstuhl wirklich, zwar freilich nicht durch einen von einem Engel geschriebenen Zettel, wohl aber auf eine seiner Weisheit und Erbarmung würdigere Weise zu besetzen. Einstweilen ward Fravitas im Triumphe herbeigeholet

und sogleich auf den erzbischöflichen Thron erhoben. Als einem von Gott selbst auserkohrnen Werkzeuge ließ Zeno ihm ganz ungewöhnlich Ehrenbezeigungen erweisen; denn daß hier ein offenbares Wunder zum Grund liege: dieß ward weder von dem Kaiser noch sonst jemand, als höchstens blos von allen klugen und verständigen Leuten bezweifelt.

12. Fravitas genoß nicht lange die Früchte seines Betruges; er erkrankte plötzlich und starb, nachdem er seine sacrilegische Wahl nicht einmal um drei volle Monate überlebt hatte. Bis an das Ende seiner Tage blieb er ein Schalk; denn kaum durch den Unverstand des Kaisers zum Patriarchen gewählt, schickte er dem Pabste ein Synodalschreiben, worin er ihm seine Wahl kund that, sich zu dem Concilium von Chalcedon bekannte, und von ihm in seine Kirchengemeinschaft aufgenommen zu werden verlangte. Aber zu der nämlichen Zeit sandte er auch ein Synodalschreiben nach Alexandrien, worin er das Concilium von Chalcedon anathematisirte und mit dem, von dreifachem Bannstrahl getroffenen Peter Mongus Kirchengemeinschaft einging. Pabst Felix ließ sich jedoch nicht täuschen; er fragte die Abgeordneten, welche ihm das Schreiben des Fravitas überreicht hatten, ob der neue Patriarch entschlossen sey, die Namen des Elurus, Acacius und Mongus aus den Denkrollen auszustreichen, und sich von der Kirchengemeinschaft des Letztern zu trennen? Als nun die Abgeordneten dem Pabste erwiederten, daß dieses ihnen unbekannt wäre, sie auch hierüber keine Weisung erhalten hätten; so hielt Felix die Confirmation zurück, und erklärte ihnen, daß er nicht eher die Wahl bestätigen, noch mit dem Neugewählten Kirchengemeinschaft eingehen könnte, als bis derselbe diesen von seiner Recht-

Lib. c. 18. Theoph. p. 9[illegible] edit. Paris. 1[illegible]

Evagr. — Lil — Theoph.

gläubigkeit zeugenden Beweis würde abgelegt haben. Felix schrieb jedoch — denn von dem gespielten Betrug konnte der Pabst nichts wissen — einen in sehr gemäßigten, ja wohl liebevollen Ausdrücken abgefaßten, väterlich mahnenden Brief an den Fravitas, desgleichen auch an den Kaiser; aber damit hatte auch der ganze Handel ein Ende; denn bis die Abgeordneten mit den päbstlichen Breven wieder nach Constantinopel zurückkamen, war Fravitas schon todt und Euphemius, ein rechtgläubiger, wahrhaft frommer und erleuchteter Priester auf den nun abermals erledigten Patriarchenstuhl erhoben.

13. Die Paar Monate, während welcher Fravitas die Patriarchen-Würde bekleidet hatte, waren natürlicher Weise lange noch nicht hinreichend gewesen, um die großen Summen, welche er, um zu dieser Würde zu gelangen, geborgt hatte, wieder zurückzahlen zu können. Kaum hatte er also die Augen geschlossen, als auch seine Gläubiger aller Orts ihre klagenden Stimmen hören ließen; da sie wohl wußten, daß der Verstorbene kein eigenes Vermögen besessen habe; so bangte ihnen jetzt für ihre Schuldfoderung. Sie machten bei den Gerichten einen Versuch, ob allenfalls aus den Trümmern wenigstens Etwas noch zu retten wäre. Die Sache ward demnach ruchtbar. Aber aus den Schuldscheinen, welche sie vorzeigten, sah man nun, daß sie alle ohne Ausnahme gerade während der vierzigtätigen Fasten, mithin in der Zeit der durch den Tod des Acacius eingetretenen Vakatur des bischöflichen Stuhles wären ausgestellt worden; dieß erregte Verdacht; Zeno ahndete Betrug und befahl eine Untersuchung. Der Oberstkämmerling gestand sein Verbrechen und der Kaiser, beschämt und entrüstet, entsetzte ihn sogleich seiner Stelle, jagte ihn

von Hofe hinweg, und zwang ihn, die von Fravitas geborgten Summen sammt den Zinsen wieder zurückzuzahlen.

XIX.

1. Die Folge der Ereignisse macht es nothwendig, den Faden der kirchlichen Geschichte auf kurze Zeit abzubrechen, um uns, obgleich nicht ohne eine Art widerlicher Empfindung, noch einmal, jedoch Gott sey Dank, zum letztenmale mit dem blödsinnigen, verdienstlosen Kaiser Zeno zu beschäftigen. Derselbe hatte jetzt sein vier und sechzigstes Jahr erreicht und fühlte, weil sein durch Ausschweifungen entkräfteter Körper ihn täglich daran erinnerte, daß seine Regierung von keiner sehr langen Dauer mehr seyn könnte. Seine Ehe mit Ariadne war unfruchtbar gewesen. Zeno war kinderlos und hatte daher keinen sehnlichern Wunsch, als seinen Bruder Longinus zum Nachfolger zu haben. Aber dieser Longinus, mit welchem wir früher schon unsere Leser bekannt gemacht haben, war, wo möglich, noch ungleich schlechter, als sein Bruder, der Kaiser selbst. So oft also Zeno einen Versuch machte, ihn zum Cäsar zu ernennen, und durch diese Würde ihm die Thronfolge zu sichern, fand er stets in dem Senat, wie in dem geheimen Rath seines Palastes und überhaupt bei allen noch redlichen Männern seiner Umgebung den heftigsten Widerstand; zudem war es ihm auch wohl bekannt, daß sein Bruder, nirgends beliebt, längst schon bei dem Heere, wie bei dem Volk in gleich tiefe Verachtung gesunken wäre. Aber bei Allem dem wollte Zeno dennoch seinen Lieblingsgedanken nicht aufgeben. Sey es nun der Stolz gewesen, die kaiserliche Krone noch einige Zeit in seiner Familie zu erhalten; oder daß vielleicht auch eine vollkommene

Uebereinstimmung der Neigungen, Liebe zum Trunk, Versunkenheit in allen Lüsten, Geiz, Feigheit, Grausamkeit xc., unter beiden Brüdern ein Band knüpfte, das sonst gewöhnlich nur edle und gute Seelen mit einander zu vereinigen pflegt: kurz, Zeno wollte durchaus keinen andern als Longinus zum Thronfolger haben, und da er nicht wußte, wie er seinen Zweck erreichen könnte, nahm er endlich, wie er schon öfters gethan hatte, gar zu Wahrsagerkünsten seine Zuflucht.

2. An dem Hofe von Constantinopel lebte ein gewisser Maurianus oder Marianus, der allem Ansehen nach kein gewöhnlicher, sondern sehr schlauer und feiner Betrüger war. Viele hielten ihn für einen großen, mit den Geheimnissen der Natur vertrauten Weisen, Andere für einen Zauberer; aber der verständigere Geschichtschreiber Manasses nennt ihn einen astrologischen Charlatan. Dem Zeno soll er schon mehrmal verschiedene Dinge vorausgesagt haben. Jetzt fragte ihn der Kaiser, wer nach seinem Tode den Thron von Constantinopel besteigen würde. Der Wahrsager, welchem wahrscheinlich das geheime Verständniß zwischen Ariadne und Anastasius, welches vor einigen Jahren der unglückliche Illus schon geahndet hatte, nicht unbekannt war, antwortete dem Zeno: „Deine Gemahlin und dein Thron werden das Erbe eines Silentiarius werden *).“

Man. brev. hist. p. 61.

---

*) Die Silentiarii bildeten eine Art Wache in dem Innern des Palastes und hatten darauf zu sehen, daß nicht zu viel Geräusch gemacht ward und daß überhaupt jedermann sich mit der, der Nähe des Kaisers, schuldigen Ehrfurcht in dem Palast benahm. Unbewaffnet verrichteten sie ihren Dienst und standen unter der Aufsicht des Oberstkämmerlings. Da unverbrüchliches Stillschweigen über Alles, was sie in dem Palaste sehen oder hören

3. Diese unselige Wahrsagerei ward nun die Veranlassung zu einer ganzen Reihe der ungerechtesten und grausamsten Verurtheilungen. Der Silentiarii gab es viele in dem Palast; und der schlaue Maurianus hatte sich wohl gehütet, den Namen des vermuthlichen Thronfolgers zu nennen. In der Voraussetzung, daß es wenigstens kein gemeiner Silentiarius seyn werde, fiel Zeno jetzt auf den unglücklichen Gedanken, daß das prophetische Wort des Wahrsagers vielleicht gar den Pelagius bezeichnen könnte. Dieser Pelagius war früher wirklich Silentiarius gewesen, aber schon seit mehreren Jahren, seiner Verdienste wegen, zur Würde eines Patriciers erhoben worden. Es war ein edler, gottesfürchtiger Mann. Bei dem Volke stand er in großem Ansehen; denn er liebte Wahrheit und Gerechtigkeit und hatte selbst an einem durchaus verderbten Hofe seine Grundsätze und seinen Charakter fleckenlos zu erhalten gewußt. In den Augen eines argwöhnischen Tyrannen ist ächtes Verdienst gerade das größte Verbrechen; auch erinnerte sich jetzt Zeno, daß, so oft er von der Erhebung seines Bruders gesprochen, eben dieser Pelagius ihn stets durch die kräftigsten Gegenvorstellungen davon abzuhalten gesucht habe. Sobald Etwas die eigene Person des feigen Monarchen betraf, dann galt selbst der leiseste Verdacht schon für Gewißheit; und so ward dann auch jetzt wieder der Untergang eines edeln, schuldlosen Mannes unwiderruflich beschlossen.

4. Man hatte in dem vorigen Jahre den Versuch gemacht — denn was erkühnt man sich nicht unter einer schwachen und dabei noch lasterhaften Regie-

— könnten, ihnen zur Pflicht gemacht war; so bediente man sich ihrer auch bei geheimen Sendungen und andern, unverbrüchliches Stillschweigen erfordernden Aufträgen.

rung! — dem ganz gesunkenen, völlig verschollenen Heidenthum wieder aufzuhelfen. An der Spitze der tollen Unternehmung standen einige heidnische Philosophen, eigentlich wahre Tollhäusler, die aber theils durch elende Blendwerke wahrer oder eingebildeter Zauberei, theils auch durch ihren wortreichen, mystischen Gallimathias sich ein gewisses Ansehen und eine Menge stupider Verehrer erworben hatten. Die Vornehmsten derselben waren Severianus, Heraiscus, Gesius, Zosimus von Ascalon und noch einige andere mehr. Was ihnen einen vorzüglichen Grad von Celebrität gab, war ein öffentlicher Lehrstuhl der Philosophie, den sie in Constantinopel und Athen errichtet hatten. Seit langer Zeit hatte es in der Hauptstadt keine so berühmte und so häufig besuchte öffentliche Schule mehr gegeben. Unreife vorwitzige Jünglinge, aberwitzige Müßiggänger, Phantasten jeder Art strömten von allen Seiten dahin; sie fühlten sich um so mehr angezogen, als die Sophisten ganz trefflich die Kunst verstanden, Schatten für Realitäten zu geben, die einfachsten, bekanntesten Alltagswahrheiten in einen Schwall von Worten und Nebel von Bildern zu verhüllen, stets verborgene Geheimnisse und große Offenbarungen ahnden zu lassen und dadurch einer zuchtlosen Phantasie eine völlige Herrschaft über den Verstand zu verschaffen.

Phoc. p. 104 — 1072. Suid. voce Sever. Ges. Herais. Zos. Cod. Just. l. 6. Tit. 49. leg. 6.

5. Da ihr Ruf immer zunahm und die Anzahl ihrer andächtigen Zuhörer täglich durch neue Ankömmlinge aus den entferntesten Provinzen vermehrt wurde; so glaubten sie endlich in dem Dünkel ihrer eingebildeten Weisheit, etwas Großes unternehmen zu können und bildeten wirklich eine förmliche Verschwörung, welche nichts Geringeres bezweckte, als den Zeno vom Thron zu stürzen, einen andern von dem Geiste ihrer Philosophie beseelten Mann darauf zu erheben, und

durch diesen die zerstörten, in Staub und Moder zerfallenen Götzentempel in ihrem ehemaligen Glanze wieder herzustellen; und da es auch der Astrologen einige unter ihnen gab; so prophezeiheten diese jetzt dem Gesius, daß er selbst der Mann wäre, der von dem mächtigen, allwaltenden Fatum bestimmt sey, einst das Diadem und den Purpur zu tragen.

6. Eine Verschwörung, von Philosophen dieser Art angezettelt und geleitet, mußte nothwendig ein tragisch-comisches Ende nehmen. Severianus, in der Voraussetzuug, daß Ermenreich, Aspars Sohn, noch immer dem Mörder seines Vaters zürnend, eine sich ihm darbietende Gelegenheit der Rache gerne ergreifen würde, hatte die Unbesonnenheit, dem ehrlichen Gothen den ganzen Plan der Verschwörung mitzutheilen; aber Ermenreich wollte mit dem wahnsinnigen Unternehmen nichts zu schaffen haben, ging geradesweges zu dem Kaiser und entdeckte demselben Alles, was er von Severianus gehört hatte. Zeno übergab die Sache seinem Präfektus Prätorio. Viele der Verschwornen retteten sich durch die Flucht; man ließ sie laufen und hielt es nicht der Mühe werth, sie zu verfolgen. Severianus, der entweder nicht Zeit oder Mittel gehabt hatte, zu entfliehen, verbarg sich in dem Hause eines Freundes und starb allda in wenigen Tagen aus lauter Angst. Heraiscus, Gesius, Zosimus und noch einige andere wurden enthauptet. Diese drollige Verschwörung gab Anlaß zu mehrern, zum Theil sehr witzigen Epigrammen, deren spätere Schriftsteller erwähnen, wovon aber keines auf uns gekommen ist.

7. Diesen Vorgang suchte nun Zeno zu benutzen. Unter dem Vorwande, daß Pelagius dem Heidenthum ergeben und in die Philosophenver- Zon. p. 53.

schwörung verwickelt gewesen sey, ließ er ihn verhaften, nach der Insel Panorma bringen und in dem Gefängniß erdrosseln. Als dem Pelagius das Todesurtheil angekündiget ward, und die Henker in das Gemach traten, hob er seine Arme zum Himmel empor und flehete um Rache auf das Haupt seines Mörders: „Gerechter Gott!" rief er aus, „du kennst meine Unschuld und blickest mit Mißfallen herab auf die grausame Art, mit welcher man mich jetzt behandelt. Ich werde hingerichtet, weil ich den Launen eines Tyrannen Einhalt gethan und durch meine Vorstellungen ihn gehindert habe, den Purpur zu schänden und einen Nichtswürdigen damit zu bekleiden. Großer Gott! waffne deine Gerechtigkeit und räche meinen Tod an meinen Mördern." — — Diese letzten Worte in dem Munde eines sterbenden Christen können uns freilich keinen sehr hohen Begriff von dem lebendigen Christenthum desselben beibringen; in der schweren, entscheidenden Stunde hätte er sich erinnern müssen, daß sein für ihn sterbender Erlöser einst am Kreuze noch für seine Feinde gebetet und für viele derselben Verzeihung von seinem himmlischen Vater erflehet habe. — Den entseelten Leichnam des Pelagius warf man in das Meer, und das ganze große Vermögen desselben fiel dem kaiserlichen Fiscus anheim.

Theoph. p. 354.

8. Aber Zeno's von Argwohn gequältes Gemüth war durch den Tod des Pelagius noch nicht beruhiget. Noch über mehrere Andere der reichsten und vornehmsten Senatoren schwebte sein grundloser Verdacht, und alle, die dieser traf, mußten als blutige Opfer desselben fallen. Arcadius Präfektus Prätorio war ein warmer Freund des ermordeten Pelagius gewesen; er war trostlos, als er dessen ungerechte Hinrichtung erfuhr. In einem

Augenblicke seines ihn überwältigenden Schmerzens entfuhren ihm einige harte Ausdrücke gegen die Grausamkeit des Kaisers. Dieß ward dem Zeno hinterbracht, und nun sollte auch Arcadius sterben. Die Trabanten erhielten Befehl, den Präfektus Prätorio, wenn er morgen in den Palast kommen würde, sogleich zu tödten. Wirklich schickte am andern Tag Zeno dem Arcadius den Befehl, unverzüglich zu ihm zu kommen. Aber der Präfekt war von dem mörderischen Anschlage des Kaisers schon heimlich benachrichtiget worden; als er daher die Einladung nach Hofe zu kommen erhielt, zeigte er nicht die mindeste Verwirrung, stieg ganz ruhig in den Wagen und befahl dem Fuhrmann, nach dem kaiserlichen Palast zu fahren. Auf dem Wege dahin lag die große Sophienkirche. Arcadius hatte seinen Plan schon entworfen; als der Wagen an der erwähnten Kirche vorbei rollte, sprang er schnell aus demselben heraus und flüchtete sich in das Heiligthum. Alle Lockungen und die schönsten Versprechungen konnten ihn nicht bewegen, seinen Zufluchtsort zu verlassen; er kannte die Treulosigkeit des Kaisers. Dem Tode war Arcadius auf diese Weise entgangen; aber sein schöner Palast und die darin befindlichen kostbaren Geräthschaften, sammt allen seinen Gütern wurden von dem Kaiser eingezogen.

9. Diese grausamen Hinrichtungen und Beraubungen überlebte indessen der Tyrann nur wenige Monate. Schon seit einiger Zeit war Zeno öftern epileptischen Anfällen ausgesetzt und heftiger als sonst ward er, wenn er berauscht war, von diesem Uebel befallen. Hiezu gesellten sich jetzt noch Augenblicke düsterer Schwermuth, in welchen er das Gespenst des erwürgten Pelagius zu erblicken glaubte, und dann ununterbrochen, mit einem Mark und

Theoph. p. 95. Cod. par. 116.

Bein durchdringenden Schrei des Schmerzens den Namen des Ermordeten ausrief. In der Nacht von dem 9. April 491, als Zeno so eben, und zwar nach seiner Gewohnheit, sehr berauscht von der Tafel aufstand, bekam er abermals einen epileptischen Anfall, aber diesmal so heftig, daß er zu Boden stürzte und, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, auch nicht das mindeste Zeichen des Lebens mehr von sich gab. Die Verschnittenen hielten ihn für todt, meldeten es sogleich der Kaiserin und Ariadne, welche wahrscheinlich froh war, ihres lästigen Gemahls nun mit guter Manier los zu werden, ließ schon mit Anbruch des Tages die vermeintliche Leiche in der größten Stille in der kaiserlichen Gruft beisetzen, hierauf Wachen ausstellen, welche den Befehl hatten, Niemand der Gruft nahen zu lassen; ihnen selbst ward verboten, dieselbe zu öffnen, was auch immer sich allenfalls zutragen könnte.

Zon. p. 54. Cod. p. 355. Manass. p. 62 et 63.

10. Kaum waren vier und zwanzig Stunden verflossen, als die Wächter auf einmal ein fürchterliches Gepolter und Geheul in der Gruft hörten. Zeno, den man lebendig begraben hatte, war von seinem Scheintode erwacht; als er um sich blickte und sah, wo er war, fing er jämmerlich an zu schreien und zu heulen; aber die Wachen, eingedenk des erhaltenen Befehles und wahrscheinlich auch der ihnen versprochenen Belohnung, achteten nicht seines Jammergeschreies, höhnten sogar, wie Cedrenus erzählt *), noch des Unglücklichen und überließen

*) Diesem Geschichtschreiber zu Folge sollen die Wächter, als Zeno sie bat, das Grab zu öffnen, ihm gesagt haben, es sey jetzt zu späte, ein Anderer habe seinen Platz schon besetzt. Zeno antwortete, er frage nichts mehr

ihn seinem schrecklichen Schicksal. Als nach einiger Zeit die Gruft geöffnet ward, sah man, daß er mit seinen Zähnen den rechten Arm sich zerfleischet und einen seiner purpurnen Stiefel angefressen hatte. — Der Gerechte, aber in seiner Gerechtigkeit auch unerbittliche Richter übte an diesem gekrönten Verbrecher das Recht der Vergeltung; den nämlichen schauervollen Tod mußte er sterben, den er selbst einst erbarmungslos den Oheim seiner eigenen Gemahlin hatte sterben lassen.

11. Diese Erzählung des Nycephorus, Cedrenus, und Zonaras, wird jetzt von den neuern Geschichtskundigen bezweifelt, und zwar blos deswegen, weil wir sie nur in den so eben erwähnten, spätern und nicht frühern, zum Theil gleichzeitigen Geschichtschreibern finden. Aber wir müssen gestehen, daß wir diesen Grund nicht hinreichend finden. Erstens ist es

---

nach dem Thron, er bitte, in ein Kloster gebracht zu werden; aber die rauhen Krieger hielten es für gerathener, ihn da zu lassen, wo er jetzt war. Uebrigens müssen wir noch bemerken, daß Cedrenus Manches, was höchst unwahrscheinlich ist, in seine Erzählung mit einflicht. In Ansehung der schweren Beschuldigung, die er und Zonaras gegen Ariadne erheben, fehlt es auch bei Beiden an den nöthigen Beweisen. Ihre Erzählung gründet sich blos auf allgemeine Sage. Des Tyrannen, den sie zum Gemahl hatte, los zu seyn, mochte Ariadne freilich wohl froh seyn; daher ihre Befehle zu schleuniger Beerdigung; aber eben dadurch konnten auch die Wächter, besonders unter einem an sclavischen Gehorsam gewöhnten Volke, bewogen worden seyn, des Rufens und Bittens des wieder erwachten Kaisers nicht zu achten, und zwar in der gar nicht ungegründeten Besorgniß, durch ein entgegengesetztes Benehmen ihrem neuen Herrscher und der Kaiserin mißfällig zu werden, oder vielleicht gar noch etwas Aergeres sich zuzuziehen; daß sie aber ausdrücklichen Befehl dazu sollten gehabt haben: dieß bleibt noch unerwiesen.

eine allgemein angenommene Regel der historischen Kritik, daß das Stillschweigen einiger Geschicht-schreiber nicht die Aussagen Anderer entkräfte, und dann, auch abgesehen davon, daß die spätern Griechen sehr wohl aus Quellen konnten geschöpft haben, welche blos auf sie und nicht auf uns gekommen sind*), und daß gerade die verloren gegangenen, wie die von Photius daraus gemachten Auszüge uns zu glauben berechtigen, oft mehr als die andern auf Pünktlichkeit und Treue Anspruch machen konnten: von allem diesem also abgesehen, kömmt es auch hier nicht blos darauf an, ob ein Geschichtschreiber die Wahrheit wissen konnte; sondern auch ob er dieselbe sagen wollte, oder sagen durfte. Spätere Geschicht-schreiber haben daher nicht selten ungleich mehr Glaubwürdigkeit als die frühern und besonders die gleichzeitigen, denen gebieterische Rücksichten oft die lästigsten Fesseln anlegen**). Stets und zu jeder Zeit, nur im mindern oder höhern Grade, wird die Individualität des Geschichtschreibers von den Ereignissen berührt, die er erzählt. Offenbar lag es hier in dem Interesse nicht nur der Kaiserin und des neuen Kaisers, sondern auch des Hofes und des ganzen Senates, aus der wahren Todesart des Zeno ein Geheimniß zu machen, und jedes davon sich verbreitende Gerücht sogleich zu unterdrücken. Daraus, wie es scheint, ließ es sich

*) Z. B. Males, Candidus, Eustathius, Viktorinus. Von den zwei Erstern haben wir Bruchstücke bei Photius; aber von den beiden Andern, obschon Evagrius auf den einen und Nycephorus auf den andern sich bezieht, ist auch nicht eine Zeile auf uns gekommen. Wie viele Schriften noch anderer Geschichtschreiber können nicht ein ähnliches Schicksal gehabt haben?

**) Man sehe hierüber das V. Heft meiner kathol. Lit. Zeit. 1827, wo ich mich S. 200 u. ff. ziemlich weitläufig über eben diesen Gegenstand verbreitet habe.

also leicht erklären, warum gleichzeitige oder bald darauf folgende Geschichtschreiber von einem Ereigniß keine Erwähnung machen, deren Erzählung sehr leicht nicht gerade die angenehmsten Folgen für sie hätte haben können. — Die über ganzen Völkern und Reichen wie über dem Einzeln stets unsichtbar schwebende Hand der Allmacht durch die bald mehr bald weniger sie verhüllenden Wolken durchblicken zu lassen, und in dem Gewirre menschlicher Begebenheiten den unwandelbaren, sich stets gleich bleibenden Gang unendlicher Weisheit, Güte und Gerechtigkeit, in Leben athmenden Gemälden anschaulich zu machen: dieß ist der schönste und erhabenste Charakter der Geschichte, mithin die heiligste Pflicht des Geschichtschreibers. Ob dieß aber den Ansichten dieser oder jener Zeit angemessen sey: diese Frage mag der untersuchen, dem Lob und Ehre vor den Menschen werther sind, als Wahrheit und seine innere Ueberzeugung.

12. Zeno hatte 17 Jahre und 3 Monate geherrscht *) und ein Alter von 65 Jahren und 9 Tagen erreicht.

XX.

1. In der Herrschaft folgte dem Zeno **Anastasius der Erste**. Dem Leser ist es nicht unbekannt, daß man zwischen Zeno's Gemahlin und diesem Anastasius schon seit mehrern Jahren ein geheimes Verständniß vermuthete. Ariadne war, so lange ihr erster Gemahl lebte, nicht ohne Einfluß, und in dem Palaste selbst hatte sie sich eine mächtige und gefürchtete Parthei zu erhalten gewußt. Der Verschnittene Urbicus, ein schlauer, jeder Intrigue gewachsener Höf- Ced. p. 35

*) Nämlich die Zeit mit einbegriffen, welche er, von Basiliscus verjagt, als Flüchtling auf seinen festen Schlössern in Isaurien zubrachte.

ling, war ihr erster Rath und der Vertraute aller ihrer Geheimnisse. Von seinen Fähigkeiten zu unterhandeln hatte er der Kaiserin schon öftere Beweise gegeben; und auch jetzt war er es wieder, der das freilich sehr leicht zu wendende Volk für den Anastasius gewann und auch den Senat dahin zu stimmen wußte, daß er das Versprechen von sich gab, Ariadne's künftigen Gemahl zum Kaiser zu wählen.

2. Aber dieser Wahl widersetzte sich der Patriarch Euphemius. Anastasius war der eutychianischen Ketzerei nicht blos verdächtig, sondern hatte selbst schon einigemal sprechende Beweise seiner Anhänglichkeit an diese Sekte gegeben. Indessen wußte er doch bald den Patriarchen zu besänftigen, indem er ihm eine eigenhändig unterzeichnete Urkunde ausstellte, worin er feierlich versprach, die Beschlüsse des chalcedonischen Conciliums aufrecht zu erhalten nnd die Kirche gegen Ketzerei und Neuerungen zu schützen.

eod. lect. — ph. — Ced. Vict Tun.

3. Der Erhebung des Anastasius stand nun kein Hinderniß mehr im Wege; und am 11. April riefen ihn der Senat und das Volk zum Kaiser aus. Der Patriarch Euphemius setzte ihm die Krone auf; aber nach Evagrius soll es Ariadne gewesen seyn, welche mit eigenen Händen ihm das kaiserliche Diadem um die Stirne wand. Einige Wochen nachher vermählte er sich mit derselben, ungefähr 40 Tage nach dem Tode ihres ersten Gemahls. Kein Theil des kaiserlichen Brautpaars war mehr in der Blüthenzeit des Lebens; denn Anastasius zählte 60, und Zeno's Wittwe 42 oder 43 Jahre. Das Beilager ward mit den größten Feierlichkeiten begangen. Es fehlte nicht an Festen und festlichen Spielen; sie dauerten zehen Tage; und unter ihrem gefeierten Anführer mußten alle neun Musen sich vereinigen, um den Glanz dieser glückli-

beoph. — Cedr.

en Verbindung zu erhöhen; aber am ungeschickte-
en benahm sich dabei unstreitig die Muse der
)ichtkunst; denn sie [illegible]rglich die verbuhlte Ariadne
it der keuschen, seelenvollen Pulcheria, und den
)ypokrit Anastasius mit dem weisen, des Krieges
nd der Geschäfte kundigen, von dem Geiste hoher
eligiosität durchdrungenen, edlen Marcian, viel-
icht dem größten und liebenswürdigsten aller christ-
chen römischen Kaiser. Das Beste, was bei die-
r Gelegenheit geschah, und auch den Jubel des
rmenden Volkes zum Theil rechtfertigen konnte,
ar, daß der neue Kaiser, um die Feier seiner
ermählung zu erhöhen, sämmtlichen Provinzen
ines Reiches alle Rückstände an den Fiscus erließ.

4. Anastasius war früher nie verheirathet ge-
esen; aber ein außer der Ehe gezeugtes Kind,
ssen Vater er war, bewies, daß Anastasius bei
l der Frömmigkeit, die er öffentlich zur Schau
llte, doch nicht immer den Lockungen der Wollust
iderstand. Sein Aeußeres war wohlgestaltet; er
itte einen hohen, schlanken Wuchs, einnehmende
esichtszüge, eine ziemlich edle Haltung und etwas
hr Gefälliges, sich leicht Anschmiegendes in seinem
inzen Wesen; man gab ihm den Beinamen Di-
)ros, weil seine Augen von verschiedener Farbe
aren; der eine Augapfel soll schwarz, der andere
au gewesen seyn. In Dyrrachium, von ganz
ibekannten, in niederer Verborgenheit lebenden
ltern geboren, war er frühzeitig nach Constanti-
pel gekommen. Hier fand er eine Anstellung un-
r der untern Dienerschaft des Palastes, und konnte
st nach einer ziemlich langen Reihe von Jahren
id nur mit vieler Mühe sich zu der an sich höchst
ibedeutenden Stelle eines gemeinen Silentiarius
iporschwingen. Durch häufiges Kirchengehen, lan-

Cedr. p. 3[illegible]

ges Verweilen in derselben und reichliches Almosen, das er an den Kirchenthüren vertheilte, hatte er den Ruf der Frömmigkeit, und dadurch die Achtung und Liebe Vieler aus dem Volke sich erworben *); aber als einen bekannten Eutychianer — auch seine Mutter und sein Oheim waren Arianer gewesen — wollte Euphemius, sobald er den Patriarchenstuhl bestiegen hatte, ihn nicht mehr in seiner Kirche dulden; er klagte sogar bei dem Zeno gegen ihn, und als der Kaiser den Bischof ermächtigte, ganz nach eigener Einsicht und wie er es für gut fände, den Anastasius zu behandeln, so ließ Euphemius diesem sagen, daß, wenn er, ohne sich förmlich zur katholischen Lehre zu bekennen, noch ferner in seiner Kirche zu erscheinen sich erkühnte, er ihm die Haare würde abschneiden und ihn dann vor den Kirchenthüren dem Volke zur Schau stellen lassen. — Als Zeno's Tod und Ariadne's Gunst dem Anastasius den Scepter des Morgenlandes verschafften, war derselbe noch nicht einmal zur Würde eines römischen Senators gelangt; da er jetzt in sein 61stes Jahr trat, so hatte er schon graue Haare und einen ziemlich kahlen Kopf.

5. Die größte Ehre, welche die Geschichte diesem Kaiser erzeigen kann, ist, daß sie ihn nicht gerade zu den schlechtesten, sondern blos zu den höchst mittelmäßigen Fürsten zählt. Es gebrach ihm zwar nicht gänzlich an guten Eigenschaften. Er war arbeitsam, gönnte seinen Vergnügungen nur wenige Augenblicke und zeigte sogar bisweilen nicht geringe Einsicht in

...hr. Alex. — ...ora. de succ. — Manass. — Theoph. — ...ido — Cedren. — Zon. — Du Cange.

*) Als er, mit den kaiserlichen Insignien geschmückt, zum erstenmal in dem Circus öffentlich erschien, rief ihm das Volk zu: «Anastasius! regiere, wie du bisher gelebt hast.»

Behandlung der Geschäfte; dabei war er oft freigebig, mild, friedeliebend, ein Feind gewaltthätiger Maßregeln, und wir finden wirklich in seinem Leben manchen schönen Zug wahrhaft fürstlicher Großmuth und thätiger Sorgfalt für das Wohl seiner Völker. Aber bei allem dem fehlte es ihm an leitenden Grundsätzen und Festigkeit des Charakters. Jene guten Eigenschaften, welche ihm die Natur gegeben hatte, konnten daher keine tiefe Wurzeln fassen; mit sich selbst lag er unaufhörlich im Widerspruch; was er that, hatte keine Haltung, und mit jeder Tugend, die man an ihm hätte rühmen können, verband er stets auch das ihr entgegengesetzte Laster. So z. B. ließ er heute bedeutende Summen unter den armen und dürftigen Volksklassen austheilen und raubte dann am andern Tage rechtmäßigen Besitzern ihre Güter. In ihrem Wohlstand herabgekommenen Provinzen verminderte er ihre Abgaben; erkundigte sich aber alsdann auch sorgfältig um das Vermögen reicher Privatleute, und wenn diese starben, wußte er immer einen hinreichenden Grund zu finden, mit den Erben zu theilen, und zwar so, daß das größte Loos stets auf die Seite des Fiskus fiel. Aus Schwäche gegen ein Paar unwürdige Günstlinge gab er zu, daß sie und die Ihrigen die Länder, die ihrer Verwaltung anvertraut waren, schamlos drückten und aussaugten; waren nun die Einwohner rein ausgeplündert und völlig verarmt, dann ließ er auf seine Kosten neue Ringmauern um ihre Städte aufführen, und die darin befindlichen, nun halb verödeten öffentlichen Plätze mit Kunstwerken und schönen Bildsäulen zieren. Um die Provinzen, wie er sagte, zu erleichtern, zog er die darin cantonirenden Truppen heraus, zwang aber die Einwohner, ihre bisherigen Naturallieferungen zu sehr hoch angesetzten Preisen,

ihm in baarem Gelde zu zahlen; und die ungeheuern Summen, welche er dadurch gewann, gingen dann nachher gewöhnlich dadurch wieder verloren, daß er, weil er sein Heer vermindert hatte, von den Bärbaren den Frieden erkaufen mußte. Die Katholiken drückte und verfolgte er seine ganze Regierung hindurch; von Natur aus sanft, vergoß er für seine Person zwar kein Blut; sah es aber gerne, oder ließ es wenigstens ungestraft geschehen, wenn die Eutychianer da, wo sie die zahlreichere Parthei ausmachten, sich zusammen rotteten und in wildem Aufruhr oft viele Hunderte der Rechtgläubigen erschlugen. Kurz sein ganzes Leben war ein stetes Schwanken zwischen einigen natürlichen guten Eigenschaften und eben so vielen Untugenden und groben Lastern, wovon unstreitig das größte war, daß er einen Menschen, wie Marinus, zum ersten Minister hatte, und von diesem und dem Kämmerling Amantius, einem Verschnittenen, sich blindlings beherrschen ließ. Diese beiden Menschen, aber besonders Marinus mit seinem Heere von Söhnen, Brüdern, Oheimen und Vettern, waren eine wahre Geisel für die Provinzen, und die Verheerungen der Mazyken, Bulgaren und Perser, welche unter Anastasius Regierung sich öftere Einfälle in das Reich erlaubten, waren noch ungleich erträglicher, als die Verwaltung des Marinus und seiner, stets nur nach Gold und Geld heißhungerigen Familie *).

*) Seinen Verwandten übertrug Marinus vorsätzlich blos die Verwaltung sehr weit entfernter Provinzen, damit die Klagen der unterdrückten, beraubten und mißhandelten Einwohner nicht so leicht zu den Ohren des Kaisers gelangen könnten. Es ist erschrecklich, was die griechischen Geschichtschreiber von den unmenschlichen Ungerechtigkeiten dieser Vampieren erzählen. Sogar bedeutende, in jeder Hinsicht achtungsvolle Män-

6. Natürlicher Weise konnte die Regierung eines solchen Fürsten weder glänzend seyn nach Außen und noch viel weniger sehr beglückend im Innern; und Empörungen, innere Kriege, unglückliche Feldzüge gegen die Perser, verheerende Einfälle der Barbaren, öftere blutige Tumulte in dem Cyrkus, Verwirrung in der Kirche, Verfolgung oder harte Bedrückung der Rechtgläubigen und endlich ein eben so zweck- als ruhmloser Seeräuberzug gegen die Küsten Italiens, sind daher auch die vorzüglichsten Ereignisse, welche jetzt einen Zeitraum von acht und zwanzig Jahren, nämlich von der Thronbesteigung dieses Kaisers bis zu dessen Tode, größtentheils ausfüllen.

7. Das Löblichste, was unter der Regierung des Anastasius geschah, war unstreitig die Abschaffung des Chrysargyrum, einer Steuer, welche alle fünf Jahre nicht nur von sämmtlichen Handelsleuten, wie gering und unbedeutend ihr Handel nur immer seyn mochte, sondern überhaupt von allen erhoben ward, die des Gewinns wegen nur irgend Etwas von Zeit zu Zeit verkauften, mithin selbst von den gemeinsten und ärmsten Bettlern und endlich auch von geschiedenen Frauen, Buhlerinnen und öffentlichen Dirnen, die, den Preis ihrer Schande mit dem Fürsten theilend, sich dadurch ein Recht erkauften, im Angesicht der Kirche und zur Schmach des Christenthums, ihr schändliches Gewerbe öffentlich zu treiben. Diese Steuer bestand schon lange in dem römischen Reiche; zu jeder Zeit ward sie mit erbar-

Evag. l. 3 c. Zon l. 14. p Cedren. p. 157 — Theod. L. Suid. voc Τιμόθεο Assem. l i or. 1. p. 1

ner, erkühnten sie sich aus eigener Macht, unschuldig hinrichten zu lassen; sobald deren Tod ihnen nur wieder eine Gelegenheit verschaffte, ihren unersättlichen Geiz zu befriedigen.

mungsloser Strenge eingefodert; unter den heidnischen Cäsaren wurden nicht selten diejenigen, welche sie durchaus nicht zu zahlen vermochten, als völlig unnütze, dem Staate lästige Sachen ohne weiters in das Meer geworfen; unter den christlichen Kaisern verkauften oft bettelarme Eltern ihre Kinder, um den Foderungen gefühlloser Einnehmer Genüge zu leisten. Man nannte daher diese Abgabe die Steuer des Jammers. Als Theodosius II. die öffentlichen Häuser der Schande schließen und das Gewerb deren Bewohner durch polizeiliche Maßregeln so viel möglich beschränken ließ, ward auch diese Steuer von denselben nicht mehr erhoben, mithin der Fluch, der auf derselben haftete, wenigstens zum Theil gemindert. Aber unter Regenten, wie Basiliscus und Zeno, ward dieselbe, besonders bei der immer zunehmenden Zügellosigkeit einer ungeheuern Hauptstadt, auch wieder von dem Auswurf des weiblichen Geschlechts erhoben; worüber man sich um so weniger wundern darf, als nach dem Zeugnisse mehrerer Geschichtschreiber diese Steuer eine der reichlichsten Quellen des sogenannten Staatseinkommens war *). Anastasius schaffte sie nun in allen ihren Zweigen auf immer ab, und da er befürchtete, daß die Begierlichkeit der zahllosen, dabei angestellten Ober- und Un-

---

Lamprid. in Al. Sev. p. 212.

*) Schon einige der heidnischen Kaiser, wie z. B. Alexander Severus, errötheten über die Natur dieser Steuer; sie verboten daher, dieselbe in den kaiserlichen Schatz zu legen und ließen den Betrag davon zum Unterhalt der öffentlichen Gebäude verwenden. Wenn übrigens der heidnische Geschichtschreiber Zosimus, blos aus Haß gegen Constantin den Großen, diesen Fürsten beschuldiget, die hier in Rede stehende Steuer zuerst eingeführt zu haben; so widerspricht dieser Verläumdung das einstimmige Zeugniß aller übrigen Geschichtschreiber.

Evag. l. 3. c. 40.

tereinnehmer, welche sich gewöhnlich durch die Art der Erhebung dieser Thränensteuer nicht wenig zu bereichern wußten, dieselbe unter seinen Nachfolgern vielleicht wieder in das Leben zurückrufen könnte; so suchte er durch List und unter dem Vorwande, daß es ihn gereuete, sie abgeschafft zu haben, er mithin unter gewissen Modifikationen sie wieder herstellen wolle, sich aller Heberollen, Heberegister, Tabellen, kurz aller sich darauf beziehenden urkundlichen Nachrichten zu bemächtigen. Als er alles beisammen hatte, ließ er den ganzen Plunder öffentlich in dem Cyrkus verbrennen und verbot unter schwerer Strafe, von dem Chrysargyrum je wieder auch nur eine Erwähnung zu machen *). — Wie gehässig diese Abgabe dem Volke gewesen seyn mag, beweisen die unmäßigen Lobsprüche, womit alle griechischen Geschichtschreiber den Anastasius dieser einzigen Handlung wegen überhäufen; sie sprechen davon, wie von einer ganz unerhörten, heldenmüthigen That, über welcher man alle übrigen Fehler, Mißgriffe und Schwachheiten dieses Kaisers vergessen müßte. Was den Anastasius bewog, die so verhaßte Steuer abzuschaffen, war ein Trauerspiel des Timotheus von Gaza; es führte den Titel: das Chrysargyrum, ward von dem Dichter dem Kaiser dedicirt und machte auf diesen einen so tiefen Ein-

*) Wie Zonaras erzählt, so war diese Steuer doppelter Art. Sie ward erstens von allen jenen erhoben, welche zu einer der oben angeführten Klassen gehörten, und dann auch von dem Vieh. Für ein Pferd, Maulthier, wie auch für einen Ochsen, ward eben so viel bezahlt, wie für einen Menschen; etwas weniger für Esel, Kühe und Hunde. — Sogar bis auf die jetzt an vielen Orten Deutschlands eingeführte Hundessteuer bewährt sich der Ausspruch des weisen Salomo: „Nichts neues geschieht mehr unter der Sonne."

druck, daß er sogleich beschloß, dem Scandal auf immer ein Ende zu machen.

8. Auch gegen die Verkäuflichkeit der Staatsämter erließ Anastasius weise Verordnungen, deren wohlthätige Wirkung aber gar sehr dadurch geschwächt ward, daß der Kaiser für seine Person sich nie oder nur sehr selten daran gebunden glaubte.

9. Gleich in dem ersten Jahre seiner Regierung entstand ein furchtbarer Aufruhr in Constantinopel. Die Veranlassung dazu gab wahrscheinlich die gewöhnlich an Wahnsinn gränzende Vorliebe des Hofes und des Volkes für diese oder jene Parthei der Wagenführer. Die Grüne hatte der verstorbene Kaiser Zeno begünstiget; Anastasius erklärte sich jetzt für die Blaue. In dem Cyrkus geriethen die Partheien an einander; die Zuschauer nahmen Antheil an dem Gefecht; die Rennbahn ward mit Todten und Verwundeten bedeckt, und ein Theil des Cyrkus und beinahe ein ganzes Viertel der Stadt wurden ein Raub der Flammen. Ähnlicher Aufstände des für die Spiele des Cirkus leidenschaftlich entflammten Volkes erwähnt die Geschichte noch mehrerer unter der Regierung des Anastasius. In einem derselben wäre der Kaiser beinahe selbst getödtet worden. Ein mit aller Gewalt gegen seinen Kopf geschleuderter Stein flog ihm ganz nahe an den Schläfen vorbei und er entging dem Tode nur durch eine zufällige Bewegung des Körpers *).

---

*) Die Benennung der blauen oder grünen Parthei rührte von den Farben der Kleider her, welche die Wagenrenner trugen. Der Ursprung davon fällt in das graueste Alterthum. Ein gewisser Enemaus soll zuerst die verschiedenen Farben der in der Rennbahn streitenden Wa-

10. Longinus, des verstorbenen Kaisers Bruder, hatte die in Constantinopel liegenden Isaurier in sein Interesse zu ziehen gesucht; aber seine verrätherischen Anschläge wurden bei Zeiten entdeckt; er ward verhaftet, nach Alexandrien geführt und dort zum Priester geweihet. Schade, daß die Geschichte den Namen des Bischofes, der diesem lasterhaftesten aller Menschen die priesterliche Weihe ertheilte, nicht der gebührenden Schmach und dem Abscheu der Nachwelt überliefert hat! Longinus hatte jetzt seine Rolle ausgespielt; von Niemand betrauert aber von Jedermann

---

gen eingeführt haben. Der Streit der Erde und des Meeres sollte dadurch vorgestellt werden. Jene, welche die Erde vorstellten, waren grün, und die für das Meer kämpften, blau gekleidet. In den ältesten Zeiten hatte dieser Wettkampf gewöhnlich am 4. März statt. Wenn die grüne Parthei die Oberhand behielt, so hoffte man auf große Fruchtbarkeit der Erde in selbem Jahre; wenn die Blaue siegte, auf eine glückliche Schiffahrt. Die Landleute nahmen daher ein großes Interesse an der grünen, die Seeleute an der blauen Parthei; dieß der Ursprung der beiden Faktionen, in welche das zuschauende Volk sich theilte. Diese Vorliebe für eine der beiden Partheien und welche sich bald allen Ständen und Klassen in Rom mittheilte, ward unter den Kaisern oft bis zur Wuth entflammt, besonders da diese, jedoch mit Ausnahme der bessern, ebenfalls immer eine der beiden Partheien vorzüglich begünstigten. Mark Aurel sagt in seinen Schriften, daß er es seinem Lehrer zu danken habe, daß er weder ein Prasiner noch Venetianer geworden wäre. Man nannte nämlich die grüne Parthei gewöhnlich auch die P r a s i n i s c h e und die blaue die V e n e t i a n i s c h e. — Da wir leider in der Folge, besonders unter der Regierung Kaisers Justinian, noch öfters von diesen Faktionen und deren furchtbarem Unfug werden zu reden haben, so glaubten wir den Leser mit denselben etwas näher bekannt machen zu müssen.

verachtet, starb er in Alexandrien, nachdem er sieben Jahre das Priesterthum geschändet hatte *).

10. Mit jedem Tage nahm indessen die Frechheit der Isaurier in Constantinopel zu; sie verachteten den neuen Kaiser und äußerten bei jeder Gelegenheit laut und ohne Scheu ihre Gesinnung. Anastasius hielt sie für weniger gefährlich in ihrem Vaterlande als in der Hauptstadt des Reiches; er befahl ihnen also, und zwar ohne irgend eine Ausnahme zu machen, Constantinopel zu verlassen und nach Hause zu ziehen. Aus Thracien und Illyrien hatte man, um auf jeden Fall gefaßt zu seyn, beträchtliche Truppencorps nach Constantinopel kommen lassen. Die Isaurier waren gezwungen zu gehorchen, aber unter lauten Drohungen und Verwünschungen zogen sie durch die Thore der Stadt hinaus.

11. Die Isaurier hatten bisher ein in 5000 Pfund Gold bestehendes jährliches Gehalt von dem Kaiser erhalten. Dieses Gehalt zog Anastasius jetzt ein; aber nun verloren auch die Isaurier alle Geduld, sie griffen zu den Waffen und eine förmliche Empörung brach aus. Mehrere ihrer Landesleute, welche unter Zeno zu den ersten Aemtern des Staates gelangt waren, als Longinus, welcher Magister Officiorum war — den man aber mit Zeno's Bruder nicht verwechseln darf — ferner Indus, Athenodorus, Ninilingus oder Lingus, Statthalter von Isaurien stellten sich an die Spitze der Rebellen. Die festen Berg-

*) So wird diese Geschichte von Theophanes und Zonaras erzählt; diesen widerspricht zwar Evagrius; aber derselbe irret sich, indem er Longinus, Bruder des Zeno, mit einem andern Longinus verwechselt, welcher nachher das Haupt der empörten Isaurier ward.

Theoph. p. 117. ed. Paris. Zonar. l. 14. p. 55. Evagr. l. 3. c. 29.

schlösser Isauriens öffneten von selbst ihre Thore. Alle darin aufbewahrten Schätze des Zeno nebst unermeßlichen Waffenvorräthen fielen in die Hände der Aufrührer, und diese sahen sich dadurch in den Stand gesetzt, mit der größten Geschwindigkeit ein aus Isauriern, Räubern und herumstreifenden Barbaren bestehendes Heer von hundert fünfzig tausend Mann zu bewaffnen und in das Feld zu stellen. Die Empörung hatte jetzt ein furchtbares Ansehen gewonnen. Es war nicht mehr ein vorübergehender Aufstand, blos um dem Kaiser ein Jahrgehalt oder einige Geschenke abzutrotzen; die Rebellen machten Ansprüche auf das Reich selbst; Einen aus ihrer Mitte, einen gebornen Isaurier wollten sie auf den Thron von Constantinopel erheben.

12. Gegen die Aufrührer schickte Anastasius den Kern seiner Truppen. Den Oberbefehl über das Heer übergab er dem Johann, mit dem Beinamen Gibbus (der Buckelige) und Johann dem Scythen. Beide hielt man für die besten Feldherren des Reiches und letzterer hatte in dem Krieg gegen Leontius und Illus schon Proben seines Muthes wie seiner Klugheit gegeben. Weniger bekannt, aber dem Kaiser mit nicht minderer Treue ergeben, war Diogenes, ein naher Anverwandter der Kaiserin, welcher als dritter Feldherr den beiden ersten an die Seite gesetzt ward.

13. Den Lingus oder Ninilingus hatten die Häupter der Empörung einstimmig zum Anführer gewählt. Derselbe war ein tapferer, des Krieges vollkommen kundiger Feldherr; auch in der Verwaltung seiner Provinz hatte er Ehre erworben und stand überall in dem Rufe, jeder Unternehmung wie jedem Geschäfte gewachsen zu seyn. Wegen eines Uebels

über alle Erwartung. Aber von den Isauriern, welche die Wichtigkeit des Besitzes dieser Stadt einsahen, kam unter dem Befehl des Conon ein starkes Corps von den Gebirgen herab, schlug den Diogenes aus dem Felde, jagte ihn in die Stadt zurück und unternahm nun förmlich deren Belagerung. Claudiopolis war mit Nichts versehen. In kurzer Zeit sahen die Römer sich auf das Aeußerste gebracht; nur die Wahl des Todes blieb ihnen noch übrig, entweder vor Hunger zu sterben, oder unter dem Schwert der Feinde zu fallen. Zum Glücke für die Römer hatte Johannes Gibbus bei Zeiten Kunde von ihrer verzweifelten Lage in Claudiopolis erhalten. Mit der größten Anstrengung und durch ungewöhnliche Tapferkeit erkämpfte er sich den Durchmarsch durch einen der Gebirgspässe des Taurus und erschien zur größten Bestürzung der Feinde plötzlich in ihrem Rücken. Sogleich begann ein allgemeines Gefecht. Diogenes machte einen Ausfall und fiel die Aufrührer in der Fronte an, während Gibbus sie in dem Rücken angriff. Lange ward mit vieler Hartnäckigkeit von beiden Seiten gefochten; endlich wurden die Isaurier, nachdem ihr Anführer Conon eine tödtliche Wunde erhalten hatte, in die Flucht geschlagen. Dieser Conon, ein geborner Isaurier, war Bischof von Apamea gewesen; als er von der Empörung seiner Landesleute hörte, verließ er seine Kirche, legte den Harnisch an und ward einer der geschicktesten und kühnsten Anführer in ihrem Heer. Er starb wenige Tage nach der Schlacht an der darin erhaltenen Wunde.

Theoph. p. 118

18. Auch diese Schlacht hatte noch keine bedeutenden Folgen. Die Isaurier zogen sich blos wieder in ihre Gebirge zurück. Zwar waren die Römer Herren von dem ebenen Lande und sie konnten hoffen,

durch Abschneidung der Lebensmittel die Aufrührer zur Unterwerfung zu zwingen. Aber auch dieser Plan scheiterte an der Klugheit der isaurischen Anführer. Athenodorus nämlich und ein anderer Longinus, mit dem Beinamen Selinontis, hatten sich der Stadt Antiochien in Cilicien bemächtiget; dieselbe lag an der Seeküste auf dem Abhange des Berges Cragus. Von hier aus gingen nun bewaffnete isaurische Fahrzeuge in die See, machten Jagd auf alle römische Schiffe, landeten selbst hie und da an den Küsten und kamen stets mit reichen Ladungen an Lebensmitteln wieder zurück. An Subsistenz konnten also die Rebellen in ihren Gebirgen nie großen Mangel leiden. Der Krieg dauerte demnach noch ein Paar Jahre und die Empörung ward erst dann völlig gedämpft, als die Häupter derselben nach mehrern unglücklichen kleinern Gefechten in die Hände der Römer gefallen waren und es endlich dem Johannes Gibbus sogar gelang, sich Antiochiens in Cilicien und des Athenodorus und Longinus zu bemächtigen. Die Anführer der Rebellen wurden theils gleich nach ihrer Gefangennehmung enthauptet, theils in Banden nach Constantinopel gesandt, dort dem Volke zur Schau gestellt und dann ebenfalls hingerichtet; nur der Hauptanführer, der ehemalige Magister Officiorum, Longinus ward nach Nicäa gebracht und allda zu Tode gefoltert.

19. Durch den sechsjährigen Krieg war Isaurien beinahe völlig verwüstet worden. Die Einwohner, welche noch übrig waren, und die das Schwert der Römer verschont hatte, wurden jetzt nach Thracien verpflanzt und das Land durch neue Colonien, welche man dahin sandte, nach und nach wieder bevölkert.

20. Noch während des isaurischen Krieges, oder doch gleich nach Beendigung desselben, fielen auch Saracenen und Araber in Palästina und Syrien, und die Bulgaren in Illyrien und Thracien ein. Die Erstern wurden bald wieder zurückgetrieben; aber die Bulgaren waren diesmal für die Römer ein ungleich gefährlicherer Feind. Ein römisches Heer unter Aristus, Befehlshaber in Illyrien, wurde von den Barbaren gänzlich geschlagen. Der Kern der Truppen und die meisten Unterbefehlshaber waren in dem Treffen geblieben. Die Bulgaren fanden jetzt nirgends mehr Widerstand, durchstreiften Thracien und Illyrien, plünderten alle offene Orte, zerstörten und verbrannten viele Schlösser und Flecken und zogen dann mit unermeßlicher Beute und einer Menge Gefangenen wieder nach Hause. Einige Jahre nachher machten sie einen zweiten Besuch. Thracien und Illyrien waren ohne Besatzung; das ganze kaiserliche Heer stand an den Gränzen Persiens. Mit noch größerer Bequemlichkeit als das erstemal konnten also jetzt die Bulgaren wieder plündern und Alles verwüsten. Da man wußte, daß sie nur der Beute wegen gekommen wären und, sobald ihre Raublust befriediget wäre, wieder zurückkehren würden, so bekümmerte sich der Hof in Constantinopel wenig um einen Feind, der weder seine Hauptstadt bedrohete, noch auf Eroberungen ausging, und Anastasius begnügte sich, nach dem Rückzug der Barbaren, durch Verminderung der Steuern und einige mit ziemlicher Sparsamkeit gemachten Geschenke, den verheerten Provinzen, so viel es vermochte, wieder aufzuhelfen.

21. Ungleich bedeutender und seiner Aufmerksamkeit würdiger schien dem Kaiser ein jetzt ganz unvermuthet ausgebrochener Krieg mit den Persern. Seit dem von Theodosius II. in dem Jahre 441, mit

dem Perser König Isdergerdes geschlossenen Frieden, mithin während eines Zeitraums von 61 Jahren, war das gute Vernehmen zwischen beiden Mächten nicht unterbrochen worden. Ein persischer Krieg war also für die Römer jetzt eine ganz neue Erscheinung. Um aber die Ursachen dieses unerwarteten Friedensbruches recht anschaulich zu machen, wird es nothwendig seyn, den Strom der Begebenheiten einige Schritte wieder aufwärts zu gehen.

XXI.

1. In dem heutigen Chorasan, und nordöstlich von Persien noch weiter hinauf, wohnten die Hajatheliten *), ein zwar kriegerisches, gleichwohl gutmüthiges, Ackerbau treibendes und daher friedliebendes Volk. Die Griechen, die seit ihrer Bekanntschaft mit den Hunnen, alle Völker, die sie nachher noch auf der nämlichen Heerstraße jener ihnen so furchtbar gewordenen Barbaren antreffen, für Hunnen halten, heißen auch die Hajatheliten bald die Cidaritischen, bald die weisen Hunnen. Aber an Sitte, Gewohnheit, Verfassung, Charakter, Gesichtsbildung und Lebensweise, war unstreitig nichts

*) Bei Procopius heißen sie Ephthaliten, bei Agathias Nephthaliten; aber Hajatheliten bei den morgenländischen Geschichtschreibern. Wir sind hierin den Letztern gefolgt, weil sie es doch unstreitig besser wissen mußten, als die, gleich unsern westlichen Nachbarn den Franzosen, alle Namen der Länder, Völker und Städte, nach eigener Manier, verzerrenden und radebrechenden Griechen. Wir werden daher in der Folge die morgenländischen eigenen Namen stets so angeben, wie man sie bei den morgenländischen Schriftstellern findet, jedoch die Abänderungen, welche es den Griechen beliebte zu machen, eingeklammert hinzufügen.

von einander so verschieden, als Hunnen und Hajatheliten. Wohl mag Attila, auf einem seiner Züge gegen das nordöstliche Asien, auf einige Zeit sich dieselben unterworfen und sie den Hunnen, so lange deren Reich bestand, einen Tribut entrichtet haben; aber ein hunnischer Volksstamm waren sie offenbar nie gewesen *).

2. Die Hajatheliten lebten unter einer monarchischen Verfassung. Im Kriege war des Königs Gewalt unumschränkt; aber in Zeiten des Friedens erhielten sie Herkommen und privilegirte Stände in wohlthätigen Schranken. Der Monarch, der, während der Regierung der Kaiser Leo, Zeno und Anastasius, über dieses Volk herrschte, hieß Akaschanaour, ein Fürst, edel und männiglich und, obgleich berechnungsvoll und klug, dennoch wahrhaft, bieder und treu.

3. Auf dem Throne von Persien saß Firouz **) (Peroses), ein äußerst ehrgeiziger, unruhiger Prinz.

*) Ungleich weitläufiger, als andere griechische Geschichtschreiber, spricht Procopius von diesem Volke in dem 3. Kap. des ersten Buches seiner Geschichte von dem persischen Krieg.

**) In der persischen Sprache bedeutet dieß Wort großes Glück, auch Sieg. — — Die vorzüglichsten historischen Quellen sind jetzt theils morgenländische, theils griechische Geschichtschreiber. Wir bemerken hier von der ersten nur jene, aus welchen wir zu schöpfen Gelegenheit hatten; als: Abulfeda's Universalgeschichte, von Reiske übersetzt; ferner Abulfaradsch arabische Geschichte und syrische Chronik; deutsch mit Anmerkungen von Bauer; und endlich Mirkhond bei Texeira, dessen spanische Uebersetzung nachher in das Französische übersetzt, in d'Avitys großem Werke: le monde, ou description générale de ses quatre parties, unter

Mit seinen Nachbarn, den Hajatheliten in ununterbrochene Kriege verwickelt, hatte er endlich in einem Feldzuge das Unglück, von dem besonnenen Akaschanaour in ein, von hohen und steilen Bergen begränztes

---

der Aufschrift: „histoire de Perse" aufgenommen ward. — Von den griechischen Geschichtschreibern sind Procopius de bello persico, Agathias de Imperio Justiniani und Eutychii Patriarchae Alexandrini Annales die reichhaltigsten Quellen. Ungleich kürzer und weniger umständlich und daher auch ungleich minder belehrend sind Theophanes, Evagrius und die spätern griechischen Geschichtschreiber. — Endlich müssen wir noch bemerken, daß zwischen den Berichten der Griechen und Erzählungen der morgenländischen Geschichtschreiber nicht selten der größte Widerspruch herrscht. Indessen ist es, wie es uns scheint, doch nicht so schwer, die einen durch die Andern zu berichtigen und zu ergänzen. Wer einigen historischen Takt hat, wird sogleich fühlen, wo die morgenländischen Schriftsteller sich orientalische Uebertreibungen erlaubten, oder gar in das Romanhafte hinüber schweiften; so wie es auch auf der andern Seite bei den abendländischen Geschichtschreibern gleich bemerkbar wird, wenn sie eigene Begriffe, Ansichten und Nationalvorurtheile in ihre Erzählung übertragen, oder gar gewisse poetische Freiheiten sich erlauben, um Ereignisse so darzustellen, wie sie allenfalls griechischem Stolz, oder vielmehr griechischer Eitelkeit am meisten schmeicheln konnten. Da, wo man auf Lücken in ihren Erzählungen stößt, müssen natürlicher Weise ihren Nachrichten die Berichte der Morgenländer vorgezogen werden, besonders wenn es denselben nicht an Vollständigkeit und dem gehörigen Nexus gebricht. Bei minder bedeutenden Vorfällen, wie z. B. ob der Nachfolger eines Königes dessen Bruder oder Sohn gewesen sey; oder ob die Gemahlin des neuen Fürsten diesen oder jenen Satrapen zum Vater gehabt habe: bei solchen ganz außerwesentlichen Umständen, und um welche auch wohl die Griechen sich wenig bekümmert haben mochten, versteht es sich von selbst, daß den morgenländischen Geschichtschreibern vor den abendländischen der Vorzug gebührt.

Thal gelockt und von allen Seiten von Feinden umringt zu werden. Der Hajatheliten König hatte seine Stellung so trefflich gewählt, daß Firouz ihn nicht zu einem Treffen zwingen konnte, während die Hajatheliten mit Pfeilen und geschleuderten Steinen täglich eine Menge Perser tödteten. Firouz war gezwungen, um Frieden zu bitten. Als Hauptbedingung des Friedens foderte Akaschanaour, daß der persische Monarch, nach Sitte der Hajatheliten, Salz in die Hand nehmen und einen feierlichen Eid schwören sollte, ihr Gebiet nie mehr feindlich zu betreten. Firouz leistete den Eid, erhielt hierauf mit seinem ganzen Heere und allem seinem Gepäcke freien Abzug, und kehrte ruhig in seine Staaten zurück.

4. Tief empfand Firouz die erlittene Schmach. Züge des Edelmuthes lagen nicht in seiner Seele. In seinen Staaten kaum angekommen, sann er sogleich auf Rache. Der Gedanke an die Heiligkeit eines beschwornen Vertrages konnte ihn um so weniger schrecken, da seine Magier ihn — weil sein Stolz es so wünschte — schon zu überzeugen gewußt hatten, daß er an seinen Eid gar nicht gebunden sey. In ganz Persien wurden also größere Zurüstungen als je zu einem neuen Kriege gemacht. Akaschanaour erhielt bei Zeiten Kunde davon. Um seiner Sache gewiß zu seyn, ordnete er eine zahlreiche Gesandtschaft an den persischen Hof. Firouz verschob von einem Tage zu dem andern, den Gesandten Gehör zu geben. Als diese merkten, daß der König unter nichtigem Vorwand sie nur hinzuhalten suche, kehrten viele derselben wieder in ihr Land zurück; nur ein Theil derselben blieb an dem persischen Hoflager, sich noch immer mit dem Gedanken schmeichelnd, daß es ihnen vielleicht am

Ende dennoch gelingen könnte, das gute Vernehmen unter beiden Mächten zu erhalten.

5. Sobald Firouz seine Zurüstungen beendiget hatte, ließ er die zurückgebliebenen Gesandten ermorden und setzte sich dann sogleich mit seinem ganzen Heere in Marsch gegen die nördlichen Grenzen seines Reiches. Bevor er auszog, gab er noch allen Statthaltern in den Provinzen den Befehl, die Christen, welche während seiner Regierung schon mehrere Verfolgungen zu erdulden gehabt hatten, noch strenger zu behandeln, und alle ihre Kirchen in den Städten wie auf dem Lande dem Erdboden gleich zu machen.

6. Als die Hajatheliten von dem feindlichen Anzug der Perser hörten, konnten sie ihren Unwillen gegen ihren eigenen König kaum mehr mäßigen. Die Vornehmsten der Nation erkühnten sich sogar, ihm Vorwürfe zu machen; sie sagten ihm, daß seine unkluge Gutmüthigkeit ihn am Ende noch zum Spielzeug eines treulosen Feindes machen werde. „Was habt Ihr denn," fragte sie Akschanaour, „bis jetzt noch verloren?" „Gerade das," erhielt er zur Antwort, „was bei jeder Unternehmung das Kostbarste ist, die Zeit." — Mit kriegerischem Ungestüm drangen sie nun in ihn, sogleich mit der ganzen waffenfähigen Mannschaft der Nation den Persern entgegen zu rücken. „Nein," sagte Akschanaour, „noch steht das persische Heer auf eigenem Boden. Warten wir, bis Firouz, uneingedenk seines Eides, die Gränzen überschritten hat. Unser Krieg ist alsdann gerecht und nur in einem gerechten Krieg kann man mit Zuversicht auf den Beistand der Götter hoffen."

7. Akaschanaour hatte indessen doch nichts weniger als seine Zeit verloren. Da er den Punkt wußte, auf welchem die Perser in sein Gebiet einbrechen und die Richtung, welche sie ihrem Marsch geben würden; so hatten auf seinen Befehl viele Tausende seiner Unterthanen in einer gewissen, ohnehin schon durch Anhöhen und Waldungen, durchschnittenen Gegend eine Menge sehr tiefer und breiter Graben angelegt, diese mit leichten Baumzweigen und einer dünnen Lage von Erde bedeckt und die vorsätzlich gelassenen, sehr klug gewählten Zwischenräume mit kleinen Stäben bezeichnet. Hieher führte jezt Akaschanaour sein Heer. Die Stellung, welche er nahm, war ganz auf den bekannten, der Besonnenheit selten Raum gebenden Ungestümm des persischen Königes berechnet. Den größten Theil seiner Truppen verbarg er in den Wäldern und hinter den Anhöhen; die übrigen stellte er in einer ungemein ausgedehnten Linie hinter den Gräben auf. Einige Geschwader Reiterei lagerten vor den Gräben und hatten Befehl, sobald sie die Feinde zu Gesicht bekämen, auf dieselben einzusprengen, sich aber ja in kein ernstes Gefecht einzulassen, blos auf Schußweite sich ihnen zu nähern, ihre Pfeile gegen sie abzuschießen, dann schnell ihre Pferde zu wenden und durch verstellte Flucht die Perser in die ihnen bereitete Falle zu locken.

8. Firouz war indessen mit seinem Heere auf der Grenze des Hajatheliter Landes angekommen, aber hier erinnerte er sich auf das neue des feierlichen Eides, den er geschworen hatte, einen gewissen Grenzstein nämlich, welcher beide Gebiete von einander trennte, nie feindlich zu überschreiten. Um seinem zarten Gewissen Genüge zu leisten, ließ er also den Stein sammt der Erde ausgraben, denselben auf

einen Wagen setzen und diesen von jetzt an stets seinem Heere voranführen.

9. Das persische Heer stieß bald auf jenes der Hajatheliten. Die vor dem Graben stehenden Reiterhaufen des Akschanaour thaten, wie ihnen befohlen war. Firouz glaubte sich schon des Sieges gewiß; er sah den feindlichen Vortrab in voller Flucht und das, wie es ihm deuchte, wenig zahlreiche Hauptheer in einer zwar sehr ausgedehnten, aber eben daher äußerst schwachen Linie aufgestellt. Unverzüglich läßt er nun ebenfalls sein Heer in einer gleich ausgedehnten, aber ungleich dichtern Schlachtreihe sich entwickeln; er selbst stellt sich an die Spitze der schwerbewaffneten Reiterei, stürmt mit blinder Wuth auf den Feind los und dem König folgt mit gleichem Ungestümm das ganze persische Heer. Aber in wenigen Augenblicken entsteht in demselben auch jetzt eine furchtbare Verwirrung. Ganze Geschwader persischer Reiterei stürzen in die verdeckten Gräben; die Schlachtordnung der Perser wird dadurch völlig gebrochen und zerrüttet; aus den Wäldern und hinter den Bergen rücken zahlreiche Haufen von Hajatheliten hervor, fallen unter fürchterlichem Kriegs- und Siegesgeschrei den schon in die größte Bestürzung und gänzliche Unordnung gerathenen Persern in die Flanken und den Rücken; und die Schlacht ist nun für diese beinahe in dem nämlichen Momente, in welchem sie begonnen hatte, auch schon so gut als völlig verloren. Was noch fliehen zu können glaubte, suchte durch die Flucht sich zu retten; welchen aber auch diese abgeschnitten war, die fochten mit dem Muthe, den die Verzweifelung gibt, fielen aber bald unter dem Schwerte der ihnen jetzt überall an Zahl weit überlegenen Feinde. In ein paar Stunden war das ganze Schlachtfeld mit Leichen erschlagener und verwundeter Perser bedeckt,

und unter den Getödteten befand sich selbst Firouz, sammt dreißig seiner Söhne, die ihn auf diesem Feldzuge begleitet hatten. Bei dieser Gelegenheit ging die größte und kostbarste, damals bekannte Perle verloren. Firouz hatte sie gewöhnlich in einem seiner Ohrgehänge getragen. Als dieser Verlust bekannt ward, ließ Zeno dem Könige der Hajathaliten eine ungeheure Summe dafür bieten; aber Akaschanaour versicherte, daß er, aller angestellten Nachsuchungen ungeachtet, sie niemals habe wieder finden können.

10. Schaouk, einer der persischen Unterfeldherren, sammelte auf den Grenzen die Trümmer des geschlagenen Heeres, verstärkte es mit einigen Truppen, die er aus den nächst gelegenen persischen Provinzen erhielt und zog damit dem Akaschanaour entgegen, sandte ihm aber zugleich auch Bothschaft: er komme nicht, ihn zu bekriegen, sondern wegen eines dauerhaften Friedens mit ihm zu unterhandeln; er und alle persische Großen hätten dem verstorbenen König den unseligen Krieg mißrathen; da Firouz aber darauf bestanden, so wäre es ihre Unterthanenpflicht gewesen, ihm zu folgen und seinen Befehlen zu gehorchen. Akaschanaour war ein edelmüthiger Prinz. Der Friede kam also bald zu Stande. Alle persische Gefangenen wurden ohne Lösegeld frei gegeben; aber Persien unterwarf sich der Verbindlichkeit eines an den König der Hajathaliten jährlich zu entrichtenden Tributs.

11. Von allen seinen Söhnen hatte Firouz nur die zwei jüngsten, Namens Balasch (Obalas) und Khobad (Cavades), ihrer zarten Jugend wegen, in Persien zurückgelassen. Beide machten jetzt Anspruch auf den Thron des Vaters; aber die persischen Großen, das noch unreife Alter des jüngern Prinzen

berücksichtigend, erkannten den Balasch für ihren König. Dieser Balasch, den die griechischen Geschichtschreiber nicht nur Obalas, sondern bisweilen auch Valens heißen (?) war ein verständiger, gerechter und leutseliger Fürst; bei seiner Thronbesteigung fand er Persien, durch die bisherigen vielen Kriege, völlig erschöpft; um sich wieder erholen zu können, war dem Reich ein anhaltender Friede durchaus nothwendig. Balasch vermied also den Krieg und erfüllte treulich, was man den Hajathaliten in dem letzten, mit ihnen geschlossenen Friedensvertrage versprochen hatte. Aber eben diese Liebe zum Frieden war die Ursache, daß der neue König bei seiner stolzen und kriegerischen Nation bald in Verachtung fiel; besonders vielen Verdruß machten ihm seine Magier und, von Sorgen verzehrt, starb der menschenfreundliche Balasch schon im vierten Jahre seiner eben so kurzen, als unruhigen und mühevollen Regierung.

12. Ihm auf dem Throne folgte jetzt der indessen zum blühenden Jüngling gereifte jüngste Sohn des Firouz. Khobad war ein Prinz von hohem Geiste, voll Feuer und Thatkraft; er verstand und liebte den Krieg und, eifersüchtig auf den Glanz des persischen Namens, hielt er es für schimpflich, daß ein König der Perser einem fremden Volke noch länger zinsbar seyn sollte. Zwischen ihm und den Hajathaliten entstand also ein Krieg. Aber die Lehren der Vergangenheit waren an dem Sohne des Firouz nicht verloren gegangen. Er führte den Krieg mit Umsicht und nach einem festen, von vieler Kriegskunde zeugenden Plan. Anfänglich suchte er ein entscheidendes Treffen zu vermeiden; überwand aber die Hajathaliten in mehrern kleinern Gefechten, überwinterte nach beendigtem Feldzug in ihrem Lande, hatte stets sehr starke, aus Ergänzungstruppen gebildete

Reserven in seinem Rücken und befreiete endlich, durch einen vollständigen, über die Feinde errungenen Sieg, Persien auf immer von dem schmählichen Tribut.

13. Bei den Persern stand jetzt Khobad in dem größten Ansehen. Nach langen und vielen Unfällen hatte er zuerst wieder den Sieg an die persischen Fahnen zu fesseln gewußt, und seine kräftige ungeschwächte Jugend, die jetzt schon so vieler Schimmer umgab, berechtigte zu großen Hoffnungen künftiger, noch weit glänzenderer Erfolge. Aber ein unruhiger und unternehmender Geist bedarf einer ununterbrochenen, starken Nahrung. Aeußere Feinde hatte jedoch Persien jetzt keine zu bekämpfen, und der junge Monarch gab also der Thätigkeit, die er bisher auf dem Schauplatze des Krieges und dem Schlachtfelde entwickelt hatte, eine andere, leider für ihn, wie für sein Volk höchst unglückliche Richtung. Er wollte der Reformator seiner Nation werden und die Perser, sie mochten wollen oder nicht, sollten durchaus von ihm aufgeklärt und glücklich gemacht werden. Religion, Verfassung, Gesetze, Sitten, Gewohnheiten und ehrwürdiges Herkommen wurden demnach über den Haufen geworfen. Was seit Jahrhunderten bestanden hatte, sollte nun nicht mehr bestehen, und was nirgends und nie bestehen konnte, sollte, durch einen Machtspruch der Willkühr, jetzt Bestand und Dauer erhalten.

14. Ein Fürst, den ein gewisser Nimbus kriegerischer Glorie umgibt, darf sich manchen Frevel, manche Gewaltthat erlauben, ohne daß die Geduld seines Volkes sich erschöpft. Aber gerade dieser passive Gehorsam machte jetzt den jungen Despoten immer noch kühner; so daß er endlich, ganz berauscht von dem Taumelkelch seiner Allmacht, gar auf den empörenden Gedanken verfiel, die erste und heiligste

Quelle aller gesellschaftlichen Verhältnisse, wie alles häuslichen Glückes zu vergiften und durch ein allgemein bindendes Gesetz in ganz Persien die Gemeinschaft der Weiber einzuführen *). Viele Proben ihrer stummen Unterwerfung hatten die Perser bisher gegeben; aber diese neue Prüfung war für sie zu stark. Alle Stände der Nation empörten sich gegen den wahnsinnigen Tyrannen. Mehrere Provinzen griffen zu den Waffen und die am Hofe lebenden Großen des Reiches traten zusammen, nahmen den König gefangen, erklärten ihn der Krone für immer verlustig und übertrugen diese dem Giamasp (Zambades), einem Manne von anerkannter Weisheit und unsträflichem Wandel.

---

*) Die Quelle alles Unheils war ein gewisser Mazdeck gewesen, ein Betrüger von nicht gemeiner Art, und daher auch der Stifter einer neuen Sekte in Persien. Er gab vor, hohe Offenbarungen vom Himmel und den Auftrag erhalten zu haben, eine vollkommen geläuterte, ungleich reinere Religion, als die bisherige, einzuführen. Er predigte Gemeinschaft der Güter und der Weiber. Die Anzahl seiner Anhänger war nicht klein; seinen Grundsätzen gemäß war Befriedigung aller Lüste und selbst blutschänderischer Umgang zwischen Bruder und Schwester nicht unerlaubt. Aber Khobad hatte eine Schwester, von deren außerordentlichen Schönheit die morgenländischen Dichter und Romanschreiber nicht genug zu erzählen wissen; und leidenschaftlich für diese entbrannt, verließ Khobad die Religion der Magier, bekannte sich zur Sekte des Mazdeck, nahm diesen an seinen Hof, überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen und unternahm nun gemeinschaftlich mit ihm das fromme Werk der Reformation. — Für jetzt entging der Betrüger der verdienten Strafe; aber unter der Regierung des Nouschirvan, eines Sohnes des Khobad, erhielt der Elende seinen Lohn und ward auf Befehl des Königes hingerichtet.

15. Ueber das Schicksal des entsetzten Königes wollte der neue Regent nichts entscheiden; er berief einen großen Divan zusammen und überließ es dessen Berathung, wie jetzt zu gleicher Zeit den Foderungen der Religion, wie jenen der Staatsklugheit könnte entsprochen werden. Gusanastades, ein sehr vornehmer Perser, trat auf und zeigte der Versammlung ein kleines, sehr scharfes Messer, mit welchem er sich gewöhnlich die Nägel zu kürzen pflegte. „Dieses kleine Werkzeug," sagte er, „kann jetzt, wenn geschickt gebraucht, uns einen größern Dienst leisten, als vielleicht zwanzig tausend wohl bewaffnete Krieger uns zu leisten später nicht mehr im Stande seyn möchten." — Die Glieder des Divans waren in ihren Meinungen getheilt; aber der größte Theil derselben schauderte bei dem Gedanken zurück, seine Hände mit dem Blute eines Zweiges des königlichen Stammes zu beflecken und Khobad ward zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Schloß der Vergessenheit *) verurtheilt.

16. Von allen seinen Unterthanen, von allen seinen ehemaligen Freunden, Günstlingen und Anhängern war der unglückliche König verlassen; nur

*) Nach den Berichten des Procopius und Agathias, wie auch der morgenländischen Geschichtschreiber, ward das Schloß von den Persern deswegen so genannt, weil diejenigen, die man als Gefangene dahin brachte, angesehen wurden, nicht nur als wenn sie gar nicht mehr existirten, sondern auch als wenn sie niemals existirt hätten. Aller Verkehr mit den Lebenden war ihnen abgeschnitten, und es war unter schwerer Strafe verboten, auch nur den Namen eines solchen Gefangenen zu nennen, oder in Beziehung auf denselben irgend etwas zu reden oder zu thun, was denselben wieder in das Andenken der Menschen hätte zurückrufen können.

einen Freund hatte die Vorsehung ihm noch erhalten, und dieser einzige Freund war seine junge, liebenswürdige Gemahlin, die schöne Zarmeher, eine Enkelin jenes Schaouk, dessen Klugheit Persien, nach Firouz Niederlage und Tod, den Frieden mit den Hajatheliten zu danken hatte. Auf das Schloß war die treue Gattin ihrem Gemahl gefolgt, und obschon sie ihm weder schreiben und noch viel weniger ihn sehen durfte, so suchte sie doch mit ihren eigenen Händen alles herbeizuschaffen, was nur immer in seiner traurigen Lage ihm jetzt noch einigen Trost oder einige Bequemlichkeit gewähren konnte. Bald ward der Commandant des Schlosses von den Reizen der jungen Fürstin bezaubert. Um sich ihr gefällig zu erzeigen, gab er ihr die Erlaubniß, an ihren Gemahl zu schreiben. Dieser Begünstigung folgte bald eine noch größere; es ward ihr auch gestattet, ihn zu besuchen. Zarmehers höchster Wunsch war nun erfüllt. Aber die Erfüllung eines Wunsches erzeuget gewöhnlich wieder einen neuen Wunsch, und da alle bisherigen Wünsche der schönen Fürstin von dem von Liebe gefesselten Commandanten waren befriediget worden; so schwangen sich jetzt ihre Hoffnungen selbst bis zu dem Gedanken empor, ihren Gemahl nicht nur aus dem Gefängniß zu befreien, sondern sogar auch wieder auf den Thron von Persien zu erheben. Das Erstere glaubte sie selbst bewerkstelligen zu können; zu dem Andern bedurfte sie einer kräftigen Mitwirkung von Außen.

17. Im Vertrauen auf den Edelmuth eines sehr vornehmen Persers, Namens Seoses; schrieb Khobads Gemahlin an denselben, entdeckte ihm ihren Plan und bat ihn um seine Hülfe. Seoses versprach seinen Beistand; und als die unter Beiden

verabredeten Vorkehrungen getroffen waren, wußte bei einem nächtlichen Besuch die tugendhafte Gattin ihren Gemahl zu bereden, seine Kleider mit den ihrigen zu verwechseln. Die List gelang; ohne erkannt zu werden, entkam in persischer Frauenkleidung der erlauchte Gefangene aus dem Schloß; nicht ferne davon harrte seiner ein von Seoses dahin geschickter Trupp Reiter und von diesen geleitet und unter Weges geschützt, gelangte Khobad glücklich an den Hof des Königes der Hajatheliten.

18. In den ersten Paar Tagen ahndete Niemand auf dem Schloß die Flucht des Königes; denn seine Gemahlin hatte, unter dem Vorwand einer Krankheit, diese Zeit über das Bett nicht verlassen, auch erst nach Sonnenuntergang sich von den Aufsehern im Gefängniß einige Nahrung reichen lassen. Lange konnte indessen der fromme Betrug nicht unentdeckt bleiben; aber für die stille Größe einer weiblichen Heldenseele hatten, wie es scheint, die Perser wenig oder gar kein Gefühl. Mit ihrem Leben büßte die tugendhafte Gattin für die ihren Gemahl erzeigte Treue, und sie ward erdrosselt in dem nämlichen Gefängniß, aus welchem sie ihren Gemahl befreiet hatte.

19. Der ehrwürdige Akaschanaour nahm den flüchtigen Khobad mit allen Beweisen der Ehrerbietung und aufrichtigsten Freundschaft an seinem Hofe auf, versprach ihm zur Wiedererlangung seiner Krone behülflich zu seyn, gab ihm nach einiger Zeit seine Tochter zur Gemahlin und lehnte ihm alles Geld, dessen er zu Ausführung seines Unternehmens nöthig zu haben glaubte. Mit den großen Summen, welche Akaschanaour ihm gab, suchte Khobad einige persische Großen in sein Interesse zu

ziehen; zwischen ihm und mehrern Statthaltern persischer Provinzen entspann sich ein ununterbrochener Briefwechsel; und als Khobad endlich sah, daß sein Anhang in dem Innern des Reiches schon ziemlich mächtig und zahlreich sey; so rückte er an der Spitze von dreißig tausend Hajathéliten in Persien ein.

20. Khobad richtete seinen Marsch zuerst nach jener Provinz, in welcher Gusanastades Statthalter war. An sämmtliche Einwohner der Provinz ließ er einen Aufruf ergehen, in welchem er den bisherigen Statthalter für einen Rebellen erklärte und seiner Würde entsetzte. Demjenigen, fügte der König hinzu, werde er die Statthalterschaft ertheilen, welcher zuerst in seinem Lager erscheinen und auf das neue ihm wieder huldigen würde. Gusanastades hatte bisher zu den mächtigsten Großen von Persien gehört; zahlreicher, als aller Andern, waren seine Anhänger gewesen; auf einmal sah er sich jetzt von allem verlassen. Der Adel der Provinz drängte sich, dem Khobad zu huldigen; aber allen war schon zuvorgekommen ein junger, dem Gusanastades nahe verwandter, persischer Edelmann, Namens Adergunabades. Dem Versprechen des Königs gemäß erhielt dieser nun die Statthalterschaft der Provinz. Gusanastades ward verhaftet und auf Befehl des Königes hingerichtet.

21. Hatten vor einigen Jahren beinahe alle Provinzen sich zu gleicher Zeit gegen den König empört; so wetteiferten sie jetzt mit einander in schneller Unterwerfung. Giamasp entsagte freiwillig seinen Aussprüchen auf die Krone, ward der Freund und Vertraute des Khobad und von diesem, so lange er lebte, mit jeder Auszeichnung königlicher Huld behandelt. — Diese Thronrevolution kostete der Nation

keine Opfer; das Blut keines edeln Persers ward vergossen und Gusanastades war der einzige, der, seines einst gegebenen mörderischen Rathes wegen, das Leben dabei verlor *).

22. Die Schule des Unglücks hatte den Khobad zu einem trefflichen Fürsten gebildet; und obgleich er die häßliche Sekte des Masdeck noch duldete, so hatten doch deren verderbliche Grundsätze keinen Einfluß mehr auf seine Regierung. Den edeln Seoses, dem er gewissermaßen Freiheit, Leben und Krone zu danken hatte, machte er zu seinem ersten Wesir, schenkte ihm sein ganzes Zutrauen und theilte mit ihm gleichsam die Herrlichkeit seines Thrones. Auch seinem großmüthigen Schwiegervater suchte er Beweise seiner Dankbarkeit zu geben; wenigstens die von demselben erhaltenen Summen ihm sobald als möglich wieder zurückzuzahlen; aber leider war seine Schatzkammer erschöpft; und seine Unterthanen jetzt schon wieder mit neuen Abgaben zu belasten, schien ihm eben so unklug als ungerecht. In dieser Verlegenheit richtete Khobad seine Blicke nach Constantinopel; dort in dem

---

*) So erzählt Agathias, dessen Bericht jedoch jener des Procopius widerspricht, welchem zu Folge Giamasp des Gesichtes beraubt und zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt ward. Aber die morgenländischen Erzählungen stimmen mit der Erzählung des Agathias überein, dem übrigens auch noch eine sehr kostbare, dem Procopius unbekannte historische Quelle zu Gebot stand. Ein gewisser Sergius nämlich, welcher sich lange in Persien aufhielt, bei dem König Cosroes in großer Gunst stand, von ihm daher die Erlaubniß erhielt, die königlichen Jahrbücher zu durchgehen, hatte aus denselben Auszüge gemacht und diese nachher dem Agathias mitgetheilt, welcher sie von solchem historischen Werth fand, daß er überall, wo sie von Procopius abwichen, ebenfalls diesen verließ und jenen folgte.

llgem. Weltg. B. 9. Hft. 13.

kaiserlichen Schatz hoffte er zu finden, woran es ihm jetzt so sehr gebrach.

23. In dem zwischen Kaiser Jovian und König Sapor im Jahre 363 geschlossenen Frieden, durch welchen Nisibis von den Römern an die Perser abgetreten ward, wurde festgesetzt, daß eben diese Stadt und deren Gebiet nach hundert zwanzig Jahren an die Römer wieder zurückgegeben werden, diese aber alsdann gehalten seyn sollten, eine bestimmte, sehr bedeutende Summe als Lösegeld an Persien zu bezahlen.

24. In ähnlicher Geldverlegenheit wie die gegenwärtige, hatte vor mehrern Jahren schon Balasch, Khobads Vorfahrer die Auslösung von Nisibis von dem Hofe von Constantinopel gefodert, aber von dem Kaiser Zeno zur Antwort erhalten, daß die Perser zufrieden seyn müßten, wenn er sie noch länger in dem ruhigen Besitz von Nisibis lasse; die Stadt von ihnen jetzt zu kaufen, sey er nicht gesonnen. Persien war damals, wie der Leser weiß, sehr erschöpft und der ohnehin den Frieden liebende Balasch ließ also die Sache auf sich beruhen.

25. Khobad erneuerte jetzt die Foderung seines Vorgängers; aber fest entschlossen, ihr durch die Schrecken seiner Waffen den gehörigen Nachdruck zu geben, ließ er dem Kaiser sagen, daß ein furchtbarer Krieg die unvermeidliche Folge einer abschlägigen Antwort seyn würde. Anastasius hielt dieses für leere Drohungen und sagte den persischen Gesandten, daß, wenn ihr Herr das Geld als ein Anleihen annehmen, mithin die gehörigen Schuldscheine darüber ausstellen und zur Zahlung der jährlichen Zinsen sich verbindlich machen wollte, er ihm das Geld vorstrecken würde; außer dem aber nicht.

26. Khobad war des Krieges nicht unkundig; er verstand es also auch ihn ohne Geld und blos auf Unkosten der Feinde zu führen. In der größten Stille zog er sein Heer zusammen und fiel so plötzlich in Armenien ein, daß die Eilfertigkeit seines Marsches jedem Gerücht von seiner Unternehmung zuvorkam. Keiner der reichen Bewohner dieser Provinz hatte demnach Zeit gehabt, sich und seine Schätze zu flüchten, und Khobad schrieb nun solche ungeheure Brandschatzungen aus, daß ihr Betrag die vorher von Anastasius gefoderten Summen jetzt noch bei weitem überstieg.

27. Da der Krieg nun einmal begonnen hatte, so rückten die Perser vor Amida, der größten und wichtigsten Festung von ganz Armenien. Die Stadt war zwar gut befestiget, hatte aber gar keine Besatzung. Dieß beugte indessen nicht den Muth der Einwohner; sie weigerten sich, die Thore ihrer Stadt zu öffnen und rüsteten sich zu der hartnäckigsten Gegenwehr. Khobad war gezwungen, Amida förmlich zu belagern. Aber bald zeigte es sich, daß die Belagerung sich sehr in die Länge ziehen würde. Ohne Erfolg erschöpften die Perser alle Mittel der damals bekannten Belagerungskunst. Durch glückliche Ausfälle wurden ihre Arbeiten und Belagerungsmaschinen öfters zerstört, und wagten sie einen Sturm, so ward er stets von den tapfern Einwohnern muthig zurückgeschlagen. Ueber drei Monate lagen bereits die Perser vor Amida, und noch sah der König keine Möglichkeit, sich der Stadt zu bemächtigen; und in dem persischen Lager ging schon allgemein die Rede von der ganz nahe bevorstehenden Aufhebung der Belagerung. Aber die Amidener hatten jetzt die Unbesonnenheit, das über der fehlgeschlagenen Belagerung ohnehin schon erbitterte

Gemüth des Königes noch mehr zu reizen. Ihr bisheriger Erfolg hatte ihren Muth geschwellt und trotzend auf die Festigkeit von Amida, erlaubte sich ihr Muthwille jeden Hohn und die größten Beschimpfungen gegen den König. So oft Khobad sich der Stadt näherte, oder auch nur von weitem sich blicken ließ, ergoß sich über ihn von den Mauern herab sogleich ein Strom der niedrigsten und pöbelhaftesten Schmähungen. Diese Frechheit wollten die Perser nicht ungestraft lassen und der König beschloß, die Belagerung, was auch die Folge davon seyn möchte, mit äußerster Anstrengung fortzusetzen.

28. Die Sorglosigkeit der Mönche von Amida ward das Verderben der Stadt; die Vertheidigung eines Thurms war ihnen übertragen worden; bisher hatten sie sich auf ihrem Posten sehr wacker gehalten; aber eines Tages hatte man ihnen, weil es ein Festtag gewesen war, an Wein eine reichlichere Portion, als gewöhnlich, gereicht. Ermüdet von der Arbeit des heißen Tages und durch den häufiger als sonst genossenen Wein berauscht, fiel die gesammte Mannschaft in tiefen Schlaf. Unglücklicher Weise wiederholten die Perser gerade an diesem Thurm den bisher stets fruchtlos gemachten Versuch eines nächtlichen Ueberfalles. Da sämmtliche Wachen schliefen; so erstiegen sie diesmal die Mauern, hieben die aus dem Schlafe aufgeschreckten Mönche zusammen und ergossen sich gleich einem Strome, der seine Dämme durchbrochen hat, in alle Theile der Stadt. Khobad, der den Einwohnern zürnte, ließ anfänglich seine Soldaten rauben und morden, so viel sie nur wollten; aber ein frommer und daher furchtloser Priester trat entschlossen vor den König: „Es geziemt keinem Helden," sagte der Bote Gottes, „diejenigen erwürgen zu lassen, welche keinen Widerstand mehr leisten." — „Aber

warum," erwiederte der König, „haben die Bürger von Amida sich mir widersetzt, warum meinen Zorn gereizt und gegen mich als ihren ärgsten Feind gestritten?" — „Weil," antwortete der verständige Priester, „es Gottes Wille war, daß die Stadt dir, o König! nicht durch das Zuthun ihrer Bürger überliefert, sondern blos der Preis deiner Tapferkeit werden sollte." — Diese sinnige Antwort schmeichelte dem König und sänftigte sein Gemüth. Der Mord- und Raublust seiner Soldaten that er nun Einhalt, ließ die Bürger bei allen ihren Rechten und Freiheiten, befahl die durch die Belagerung zerstörten Mauern und öffentlichen Gebäude auf seine Kosten wieder herzustellen und zeigte sich überhaupt so gütig gegen die Einwohner von Amida, daß sie in ihm mehr einen Wohlthäter als Eroberer erblickten. — Als Khobad mit seinem Heer abzog, ließ er den Glones, einen persischen Unterfeldherrn, mit tausend Mann als Besatzung in Amida zurück.

29. Khobad's ganz unvermutheter Einfall in das römische Gebiet erregte keine kleine Bestürzung in Constantinopel. In der größten Eile ward ein Heer zusammen gezogen und gegen die Perser gesandt; aber es fehlte demselben an thätigen und kundigen Feldherren, und bevor es in Armenien ankam, hatte Khobad die ganze Provinz bereits rein ausgeplündert und mit seinem Heer schon wieder die Winterquartiere auf den Grenzen Persiens bezogen.

30. In dem folgenden Jahre eröffneten die Perser bei Zeiten den Feldzug. Durch seine Kundschafter hatte der König erfahren, daß die römischen Feldherren in Ansehung des zu befolgenden Planes

sehr verschiedener Meinung wären, daher ihre Armee, welche aus 52 tausend Mann bestand, in mehrere Corps getheilt hätten. Das Eine davon führte Hypatius, das Andere Patricius und das Dritte Areobindus. Unstreitig übertraf der Letztere die beiden Erstern bei weitem an Klugheit und Kriegskunde, ward aber auch eben deswegen, und weil er vorzüglich die Gunst des Kaisers genoß, von seinen Collegen beneidet und durch ihre Intriguen in allen seinen Maßregeln durchkreuzt; als dem Jüngsten hatten sie seiner Führung blos ein Corps von 12000 Mann überlassen. Areobindus war also der erste, den die Perser angriffen, und da sie ihm an Zahl ungleich überlegen wären, so ward dessen Heerhaufe gänzlich geschlagen und zerstreut.

31. Hypatius und Patricius hatten indessen ihre Streitkräfte wieder vereint. Khobad beschloß, das vereinte Heer der Römer anzugreifen. Den persischen Vortrab bildete eine Schaar von achthundert Hajatheliten; diese stießen zuerst auf die Römer. Wie es scheint, hatten sie auf ihrem Marsch nicht die nöthige Vorsicht beobachtet, sich zu weit von dem Hauptheere getrennt; von den Römern also von allen Seiten umringt, wurden sie sämmtlich in Stücken gehauen. Hypatius und Patricius ahndeten jedoch nicht die Nähe des persischen Heeres; sie bezogen rückwärts des Schlachtfeldes an einem bequemen Ort ein Lager und überließen sich ganz der Freude über ihren vermeintlichen Sieg. Bald darauf kam Khobad auf der Wahlstätte an. Ein kleiner ganz mit Blut gefärbter Bach ließ ihn gleich errathen, was geschehen war. Aber um so mehr hoffte er jetzt die Römer zu überfallen. Er ließ das Fußvolk zurück, setzte sich blos an die Spitze seiner Reiterei und eilte den Römern entgegen. Er fand sie, wie er

sie zu finden vermuthet hatte. Auch nicht eine Legion stand mehr unter den Waffen. Es war um die Mittagszeit; die Soldaten waren daher mit der Zubereitung ihrer Mahlzeit beschäftiget; die Feldherren und der größte Theil der Officiere lagen an der Tafel und mehrere Tausende aus dem Heer badeten sogar in einem anmuthigen, nahe bei dem Lager vorbeifließenden Strom. Khobad ließ die Römer nicht zur Besinnung kommen. Mit der den Parthern eigenen Schnelligkeit fiel er sogleich mit seiner ganzen Kavallerie über sie her. Die römischen Soldaten hatten kaum Zeit, ihre Kleidung anzulegen und die Waffen zu ergreifen; sich in Schlachtordnung zu stellen, war ihnen nicht mehr möglich; sie fochten nur in einzelnen von einander getrennten Haufen, die aber, weil sogleich von allen Seiten von den Persern umzingelt, größtentheils niedergehauen wurden. Die Römer erlitten eine furchtbare Niederlage; viele Tausende derselben wurden erschlagen, die Uebrigen gefangen oder völlig zerstreuet. Hypatius und Patricius retteten sich durch schleunige Flucht.

32. Nach diesem Sieg überschwemmte Khobad ganz Mesopotamien und dehnte seine Streifereien bis an die Grenzen von Syrien aus. In diesem, wie in dem folgenden Feldzuge fiel jedoch nichts Entscheidendes mehr vor. Die Operationen beider Theile waren ohne Plan und Zusammenhang; alles was geschah, bestand blos in einzelnen kleinen Gefechten, in welchen Römer und Perser mit wechselndem Glücke sich schlugen. Khobad belagerte einigemal Edessa, ward aber jedesmal von dem braven Areobindus, der nach seiner unverschuldeten Niederlage sich in diese Stadt geworfen hatte, gezwungen, die Belagerung sehr bald wieder aufzuheben. Verschiedene minder bedeutende Städte fielen in die Gewalt der Perser, während

auch ihrer Seits die Römer in kleinen Heerhaufen von Armenien aus in das persische Gebiet einfielen und glückliche Streifzüge unternahmen.

33. Ein Einfall mehrerer barbarischer Völker in den nördlichen Theil Persiens nöthigte den König zum Rückmarsch. Er verließ mit seinem Heere Mesopotamien und Armenien, um den neuen Feinden entgegen zu eilen. Die griechischen Geschichtschreiber, die, wie wir schon einigemal bemerkten, überall nichts als Hunnen zu erblicken glauben, nennen auch diese Völker wieder Hunnen. Wahrscheinlich waren es die an dem caspischen Meere herumwohnenden Cadusier, Marder und Tapyrer, arme aber kriegerische Gebirgsvölker, die größtentheils vom Raube lebten und, weil in beinahe unzugänglichen Bergen eingeschlossen, auch nie völlig bezwungen, nur bisweilen die Oberherrlichkeit der persischen Könige erkannten.

34. Die Römer schöpften wieder neuen Muth. Der Kaiser hatte ihnen beträchtliche Verstärkungen an Truppen und Waffen geschickt; den schwachen Corps, welche Khobad in Armenien zurückgelassen hatte, waren sie jetzt weit überlegen; überall drängten sie also dieselben zurück, vereinigten sich dann unter den Mauern von Amida, schlossen die Stadt bald von allen Seiten ein, und fingen nun an, sie förmlich zu belagern. Schon seit zwei Jahren waren die Perser im Besitz von Amida, und Glones, welcher unterdessen Zeit gehabt hatte, die Stadt auf das beste zu befestigen, leistete den tapfersten Widerstand, ward aber, nachdem die Belagerung schon einige Zeit gedauert hatte, bei einem nächtlichen Ausfall verrätherischer Weise in einen Hinterhalt gelockt und sammt seiner aus 200 Reitern bestehenden Begleitung er-

schlagen. Des Getödteten Sohn, ein kühner und feuriger Jüngling übernahm nun den Oberbefehl in der Stadt *). Obschon die Magazine nichts weniger als mit Proviant überfüllet waren; so befahl dennoch der junge Glones, von dem vorhandenen Vorrath einen sehr bedeutenden Theil zu einem gewissen geheimen Zwecke bei Seite zu legen. Bald gebrach es an Lebensmitteln. Die Einwohner wie die Besatzung mußten sich den härtesten Entbehrungen unterwerfen. Aber die Perser verloren dadurch nicht den Muth; Tag und Nacht waren sie auf den Mauern und die Thätigkeit und Besonnenheit des jungen Glones vereitelten alle Angriffe der Feinde. Den Römern dauerte endlich die Belagerung zu lange; die Soldaten murrten laut und die römischen Feldherren brachten nun selbst eine ehrenvolle Capitulation zuerst in Vorschlag. Glones war weit entfernt, den Antrag der Römer zurückzuweisen. Ein Waffenstillstand von einigen Tagen ward geschlossen und die Unterhandlungen nahmen ihren Anfang. Aber nun ließ der schlaue persische Commandant auch sogleich von dem bei Seite gelegten Vorrath sehr reichlich unter die Besatzung und Bürgerschaft vertheilen. Die römischen Unterhändler, welche jetzt ab- und zugingen, erstaunten über den überall sichtbaren Ueberfluß an Lebensmitteln, berichteten es unverzüglich den römischen Feldherren, und diese in der vollen Ueberzeugung, daß dem zu Folge Amida wenigstens für den ganzen Winter verproviantirt seyn müsse, genehmigten nun alle Bedingungen, die der

*) Nicht nur die Statthalterschaften, sondern auch alle nur einigermaßen bedeutende Civil- und Kriegsbedienungen waren bei den Persern erblich; doch so, daß es nicht immer gerade der Sohn des Verstorbenen war, der sie erhielt, sondern auch ein Verwandter desselben, wenn der König es für gut fand, dieselben erhalten konnte.

junge Glones nur immer ihnen vorschreiben wollte. Nicht nur durfte die Besatzung mit ihren Waffen, ihrem Gepäcke und aller während des Krieges gemachten Beute frei abziehen; sondern der Kaiser mußte noch überdieß eilf tausend Pfund Gold an den König von Persien bezahlen, wofür dieser jedoch auch alle übrige eroberten Städte und Schlösser wieder zurückzugeben versprach; endlich ward in Folge dieser Capitulation zugleich auch ein Waffenstillstand auf sieben Jahre geschlossen. Areobindus und mehrere andere edle Römer hofften, daß der Kaiser diesen schimpflichen Vertrag nicht ratificiren werde; aber Anastasius genehmigte alles, sandte außer den eilf tausend Pfund Gold dem König Cabades noch sehr prächtige Geschenke und äußerte den Wunsch, daß der Waffenstillstand in einen dauerhaften Frieden möchte verwandelt werden. Dieser Wunsch des Kaisers ging unverzüglich in Erfüllung und ein zwanzigjähriger ununterbrochener Friede folgte auf den vierjährigen, für das römische Reich wenig ehrenvollen persischen Krieg.

In vier Feldzügen hatten die Römer nicht einen einzigen entscheidenden Sieg erfochten, den Persern nicht eine einzige, von denselben eroberte Stadt durch ihre Waffen wieder entrissen; denn Amida, obschon von einem zahlreichen Heere lange belagert, ward von den Römern nicht erobert, sondern in dem eigentlichen Sinne des Wortes mit Gold von den Persern wieder erkauft.

35. Ein nicht unmerkwürdiges Ereigniß während dieses persischen Krieges dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen; denn alle Geschichtschreiber und zwar ohne Ausnahme erwähnen desselben; auch trug es nicht wenig dazu bei, in den Provinzen, welche größtentheils der Schauplatz des Krieges waren,

schlagen. Des Getödteten Sohn, ein kühner und feuriger Jüngling übernahm nun den Oberbefehl in der Stadt *). Obschon die Magazine nichts weniger als mit Proviant überfüllet waren; so befahl dennoch der junge Glones, von dem vorhandenen Vorrath einen sehr bedeutenden Theil zu einem gewissen geheimen Zwecke bei Seite zu legen. Bald gebrach es an Lebensmitteln. Die Einwohner wie die Besatzung mußten sich den härtesten Entbehrungen unterwerfen. Aber die Perser verloren dadurch nicht den Muth; Tag und Nacht waren sie auf den Mauern und die Thätigkeit und Besonnenheit des jungen Glones vereitelten alle Angriffe der Feinde. Den Römern dauerte endlich die Belagerung zu lange; die Soldaten murrten laut und die römischen Feldherren brachten nun selbst eine ehrenvolle Capitulation zuerst in Vorschlag. Glones war weit entfernt, den Antrag der Römer zurückzuweisen. Ein Waffenstillstand von einigen Tagen ward geschlossen und die Unterhandlungen nahmen ihren Anfang. Aber nun ließ der schlaue persische Commandant auch sogleich von dem bei Seite gelegten Vorrath sehr reichlich unter die Besatzung und Bürgerschaft vertheilen. Die römischen Unterhändler, welche jetzt ab- und zugingen, erstaunten über den überall sichtbaren Ueberfluß an Lebensmitteln, berichteten es unverzüglich den römischen Feldherren, und diese in der vollen Ueberzeugung, daß dem zu Folge Amida wenigstens für den ganzen Winter verproviantirt seyn müsse, genehmigten nun alle Bedingungen, die der

---

*) Nicht nur die Statthalterschaften, sondern auch alle nur einigermaßen bedeutende Civil- und Kriegsbedienungen waren bei den Persern erblich; doch so, daß es nicht immer gerade der Sohn des Verstorbenen war, der sie erhielt, sondern auch ein Verwandter desselben, wenn der König es für gut fand, dieselben erhalten konnte.

hatte, was sie mit ihm vorhatten, ging jetzt aus dem Käfig hervor, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über sie, und jeder erhielt auf der Stelle wieder den freien Gebrauch seiner Arme. Aber aller Muthwille war ihnen nun vergangen; sie senkten ihre Waffen, bezeugten dem Einsiedler, so gut sie konnten, ihren Dank und gingen dann ihres Weges.

37. Die Araber, voll von dem, was sie gesehen hatten und ihnen widerfahren war, erzählten es, sobald sie zu ihrem Corps zurückgekommen waren, ihren Kameraden. Das Gerücht davon gelangte bald zu den Ohren des Anführers der im Heere dienenden arabischen Horden, und Naaman, so hieß dieser Anführer, säumte nicht, alles sehr umständlich dem König zu berichten. Khobad war begierig, den sonderbaren Mann kennen zu lernen. Naaman mußte ihn unverzüglich an den Ort führen, wo die Wohnung des wunderbaren Einsiedlers stand. Als Khobad den Jakob erblickte, fühlte er auf einmal eine, ihm bisher ganz unbekannte Ehrfurcht gegen diesen Mann. Er stieg vom Pferde ab, unterhielt sich lange und sehr freundlich mit Jakob und sagte diesem, bevor er Abschied nahm, daß er sich jetzt, irgend eine Gnade von ihm erbitten sollte; was er nur immer begehren möchte, werde er ihm gewähren. Jakob, der mehr besaß, als alle Könige ihm geben konnten, erbat sich blos von dem König, daß er seiner Einsiedelei alle Privilegien einer Freistätte geben möchte, so daß alle, welche sich während des Krieges hieher flüchten würden, volle Sicherheit für ihre Person, wie für Eigenthum alda finden könnten. Khobad, ganz erstaunt über Jakobs uneigennützige, menschenfreundliche Bitte, gewährte sie auf der Stelle, ließ dem Einsiedler einen förmli-

chen, königlichen Freibrief ausfertigen und an alle Befehlshaber seines Heeres die sich hierauf beziehenden, nöthigen Befehle ergehen.

38. Die öde, einsame Gegend, wo Jakobs Hütte oder Käfig stand, verwandelte sich nun in kurzer Zeit in eine volkreiche, mit Schätzen jeder Art überfüllte Stadt von Zelten und Leimhütten. Das Gerücht von der Jakob dem Einsiedler ertheilten königlichen Gnade verbreitete sich bald in die entferntesten Provinzen. Aus Armenien, Mesopotamien, Syrien, ja sogar aus Palästina, kamen beinahe täglich neue, größtentheils sehr wohlhabende Familien an, um so lange der Krieg dauern würde, sich unter dem Schutze von Jakobs dürftiger Hütte allda anzusiedeln. Was sie von ihren Reichthümern nur immer mitnehmen konnten, brachten sie ebenfalls dahin, und da in dem ganzen Laufe des Krieges dem königlichen Befehle mit gewissenhafter Treue nachgelebt ward, mithin keiner von allen, welche einmal in diesem Zufluchtsort angekommen waren, weder in seiner Person noch in seinem Eigenthum auch nur im mindesten gekränkt wurde; so hatten nun viele Tausende theils ihr Leben, theils die Erhaltung ihres Wohlstandes, blos der ächt evangelischen, nie an sich selbst denkenden Nächstenliebe des frommen Jakobs zu verdanken.

Dieser heilige Einsiedler von Amida, wie er in dem römischen Martyrologium bezeichnet ist, ward nachher von der Kirche den Heiligen zugezählt, und seiner wird noch jetzt, am 6. August jedes Jahres, zur Ehre und zum Preis Gottes unter dem heiligen Meßopfer gedacht.

XXII.

1. Eben so unrühmlich, wie gegen die Perser, fochten die Römer, unter Anastasius Regierung, auch größtentheils gegen die übrigen Feinde des Reiches. Mondo, ein Gothe, hatte sich mit einem Haufen seiner Landesleute in einer verödeten, unbewohnten Gegend jenseits der Donau niedergelassen. Der von diesen Gästen weder mit Fleiß noch mit Sachkenntniß gebauete Boden gewährte ihnen nicht den nöthigen Unterhalt. Mondo bemächtigte sich also mit seinem Anhang einer den Römern gehörenden Festung; machte von da aus glückliche Streifzüge in das umliegende römische Gebiet; und die reiche Beute, welche er jedesmal mitbrachte, vermehrte bald die Zahl seiner Gefährten so beträchtlich, daß er den Titel eines Fürsten annahm, seine Streifereien immer weiter ausdehnte und die Geisel der römischen Unterthanen in jener Gegend ward. Anastasius wollte diesem Unfug ein Ende machen, und schickte den Sabinianus, Sohn des berühmten Feldherrn gleichen Namens, mit einem kleinen, aber auserlesenen Heere von zehn tausend Mann gegen den Mondo. Der ostgothische König Theodorich hatte kurz vorher Pannonien erobert und Sirmium den Gepiden wieder entrissen. Mondo, der sich dem römischen Heere nicht gewachsen fühlte, erklärte sich nun für einen Vasallen des ostgothischen Königes und Pizia, Theodorichs Statthalter in Pannonien, schickte ihm zwei tausend Mann Fußvolk und fünf hundert Reiter zu Hülfe. Bei der Stadt Margus in Niederdacien kam es zu einem Treffen. Das römische Heer ward geschlagen, größtentheils vertilget und Sabinianus gezwungen, sich in der Feste Nato einzuschließen. Um sich an den Ostgothen zu rächen, ließ

Jor. d. reb. Goth. p. 599. Theod. Lect. p. 561.

Ennod. in panegyr Theod. p. 309

Anastasius eine aus 200 kleinen Schiffen bestehende und mit 8090 Soldaten bemannte Flotte gegen die Küsten von Italien auslaufen. Das kleine Heer landete bei Tarent, plünderte die umliegende Gegend, ward aber durch Theodorichs kluge Anstalten bald gezwungen, sich wieder einzuschiffen und kam mit dem Ruhm nach Constantinopel zurück, einige römische Landhäuser auf der Küste von Tarent rein ausgeplündert zu haben. Die Sache ward in der Folge gütlich beigelegt. Mondo blieb ein Vasall oder Unterthan Theodorichs, erhielt aber von diesem den Befehl, die benachbarten römischen Unterthanen ferner nicht mehr zu beunruhigen.

r. reg. c. 48.
rcell. Chr.

2. Zahllose Schwärme mitternächtlicher, noch unbekannter barbarischer Horden brechen ebenfalls in Illyrien ein, verwüsten ganz Macedonien und Epirus, schlagen den Pompejanus, einen Neffen des Kaisers, bei Adrianopel auf das Haupt, dringen hierauf in Thessalien vor und kehren dann mit unermeßlicher Beute und einer ganz unglaublichen Menge von Gefangenen, ungehindert und ungestört über die Donau zurück. Um die Gefangenen loszukaufen, schickte Anastasius an den Präfekten von Illyrien tausend Pfund Gold. Aber die Summme war lange nicht hinreichend; nur wenige jener Unglücklichen wurden dadurch frei; der größte Theil sah sein Vaterland nie mehr wieder; und wenn den Barbaren auf ihrem Rückmarsch die Lust anwandelte, noch hie und da eine Stadt zu plündern, diese aber die Thore schloß und zur Vertheidigung sich rüstete, so rächten sie sich für diese Widersetzlichkeit durch den Tod vieler Tausende ihrer Gefangenen, die sie unter den Mauern der Stadt und im Angesicht deren Einwohner erbarmungslos ermordeten.

arc. Chr.
r. reg. succ.
c. 48.

3. Die Empörung der Isaurier und der Krieg gegen die Perser hatten den Kaiser bisher gezwungen, seine feindseligen Gesinnungen gegen die Kirche zu verbergen. Im Stillen wurden zwar die Eutychianer aller Orten von ihm begünstiget, die Rechtgläubigen unter allerlei Vorwand gedrückt; aber als einen offenbaren Feind der Kirche und ihrer heiligen Lehre zeigte sich Anastasius erst nach dem mit Persien geschlossenen Frieden. Ueber das Gewissen seiner Unterthanen wollte er jetzt unumschränkt gebieten; alle sollten sich zu dem eutychianischen Wahn bekennen. Die Rechtgläubigen wurden daher überall verfolgt, die orthodoxen Bischöfe verbannt und die verwegensten Sektirer den Kirchen als Bischöfe aufgedrungen. Das ganze Reich gerieth darüber in Verwirrung. In einem in Constantinopel deswegen ausgebrochenen Aufstand, welcher drei Tage dauerte, wurden mehr als zehen tausend Menschen erschlagen. Aehnliche tumultuarische Auftritte hatten beinahe in allen Provinzen statt. Ueberall bewaffnete Sektengeist Bürger gegen Bürger und in Alexandrien und Antiochien wütheten Empörung und innere bürgerliche Kriege ein paar Jahre beinahe ununterbrochen fort. Nirgends hatten die Gesetze mehr Kraft; überall ward das Ansehen der rechtmäßigen Obrigkeit verkannt, und das tückische Benehmen des Kaisers und die halben Maßregeln, die er ergriff, waren eher geeignet, die erhitzten Gemüther noch mehr zu erbittern, als sie wieder in die Schranken gesetzlicher Ordnung zurückzuführen *). Die größte Calamität, welche ein Volk

*) In einem Aufstand in Antiochien ward Menas, ein Unterfeldherr des Statthalters von Syrien, der, um den Aufruhr zu dämpfen, mit einigen Truppen herbeigeeilet war, von der Meerzahl überwältiget, der größte Theil seiner Mannschaft erschlagen, er selbst von den

treffen kann, sind sogenannte Religionskriege; jeden Ausbruch entflammter Leidenschaft hält man dann für erlaubt, die schändlichsten Mittel durch den

---

Aufrührern gefangen, grausam am ganzen Leibe verstümmelt, durch die Straßen geschleifet und endlich auf dem Marktplatz aufgehenkt. Zwei große Kirchen, einige prächtige Säulengänge, die Synagoge der Juden, das Prätorium des Statthalters und mehrere andere Gebäude wurden ein Raub der Flammen. Der Aufruhr ward erst dann auf eine kurze Zeit gestillt, als der Comes Irenäus mit einer hinreichenden Anzahl von Truppen in Antiochien einrückte. Aber nun folgte ein anderes, nicht minder widerliches Schauspiel. Gegen eine Menge von Menschen wurden Criminaluntersuchungen verhängt, alle Gefängnisse angefüllt, und blutige Hinrichtungen und neue Verhaftungen waren auf lange Zeit die täglichen Unterhaltungen der Antiochener. — Wegen der unregelmäßigen Wahl eines Patriarchen entstand ein eben so mörderischer Tumult auch in Alexandrien. Der Sohn des Präfekten von Aegypten ward in dem Augenblicke, wo der Vater von der Tribune herab auf den Kaiser eine Lobrede halten wollte, von dem Volke ergriffen und in Stücken zerrissen, und Theodosius, der neu gewählte Patriarch, selbst bald darauf von dem wüthenden Pöbel ermordet. Zwischen den erbitterten Einwohnern und den Truppen des Statthalters wurden in den Straßen förmliche Treffen geliefert. Der Aufstand dauerte beinahe ein Jahr und ward nur durch überwiegende, nach und nach ankommende Militärgewalt gezügelt. Aehnliche, jeden Augenblick mit den wildesten Ausbrüchen drohende Gährung herrschte auch in andern Städten, vorzüglich in Jerusalem und ganz Palästina. Das gewöhnliche Ende davon war zwar freilich, daß eine große Anzahl der Aufrührer mit dem Tode bestraft ward; aber eben diese Hinrichtungen, die das Volk für Justizmorde hielt, erbitterten die Gemüther immer nur noch mehr und nährten den unter der Asche glimmenden Funken; indem ein jeder einsah, daß doch blos Mißbrauch der Gewalt die einzige Quelle aller dieser Tumulte und blutigen Auftritte sey.

vermeintlich heiligen Zweck gerechtfertiget. Aber hiezu gesellten sich jetzt auch noch furchtbare, beinahe alle Provinzen des römischen Morgenlandes durchlaufende, ganze Städte und Gegenden zerstörende Erdbeben, Theurung, Hungersnoth, Pest und ansteckende Seuchen; kurz das ganze Reich war ein weiter Schauplatz des Jammers, des Elendes und der Zwietracht, ein Schauplatz frevelnder Gewalt und zügelloser Wildheit *).

---

*) Seit lange wurden die Provinzen des morgenländischen Reiches nicht durch so viele und so zerstörende Erdbeben heimgesucht, als unter der Regierung des Anastasius. Eines der furchtbarsten war jenes, welches gegen das Ende des Jahres 499 Syrien und die angrenzenden Länder schreckte und eine Menge Städte, Burgen und Dörfer zerstörte. Ganz Neocäsarea in Pontus, mit Ausnahme einer einzigen, Gregor dem Wunderthäter geweiheten Kirche ward in einen völligen Steinhaufen verwandelt. Bei Edessa verschwand plötzlich der Euphrat und man konnte trockenen Fußes durch das Bette des Stromes gehen. Nikopolis, das alte Emaus in Palästina, damals eine ziemlich große und bevölkerte Stadt, verschwand in einer Nacht von dem Erdboden; nur eine einzige Kirche blieb stehen. Alles, was in Nikopolis lebte, Menschen und Vieh gingen zu Grunde; nur der Bischof und zwei seiner Geistlichen wurden gerettet; sie waren nämlich an dem Abend des Tages, auf welchen jene schreckliche Nacht folgte, gerade in die nachher verschont gebliebene Kirche gegangen und zu ihrem Glück alle drei darin eingeschlafen. — Durch ein nicht weniger schreckliches Erdbeben ward auch in dem Jahre 517 ganz Dardanien (heute zu Tage Servien) eine zu jener Zeit sehr bevölkerte Landschaft in Mösien furchtbar verwüstet. Vier und zwanzig Städte und Flecken wurden beinahe bis auf den Grund zerstört; zwei davon mit Allem was darin lebte, von der Erde verschlungen, so daß man auch nicht eine Spur mehr davon erblickte. Alle Berge schwankten; ungeheure Felsenstücke rissen sich los, zermalmten und zerschmetterten alles, was an dem Fuße der Gebirge angebauet war und verwandelten die

Evagr. 3. c. 43. Theoph. 34. 37, 38. Marcell. Chron. ictor Tun. dr. p. 360. Malela 41—43. oseph. Coll. 16. c. 38.

4. In dieser, mit völliger Auflösung drohenden Verwirrung warf Vitelianus, ein Sohn des Patricius und daher Enkel des ehemals so mächtigen und nachher so unglücklichen Aspar, sich zum Vertheidiger der rechtgläubigen Bischöfe auf. Durch mehrere Beweise seines wahren oder scheinbaren Eifers für die katholische Lehre, hatte er die Liebe des Volkes gewonnen. In dem letzten, blutigen Aufstand in Constantinopel hatte das in dem Cirkus zahlreich versammelte Volk öfters laut gerufen, Anastasius sey des Thrones unwürdig; nicht ihn, sondern den Areobindus oder Vitalianus wolle es zum Kaiser haben. Der kluge und bescheidene Areobindus verließ hierauf sogleich Constantinopel, verbarg sich bei einem Freunde in Chalcedon und entzog sich so den fernern Zudringlichkeiten der schwindelnden Menge. Aber in der Seele des Vitalianus hinterließ die flüchtige Scene — denn der Aufruhr, wie schon gesagt worden, dauerte nur 3 Tage — einen tiefen, bleibenden, und wie wir in der Folge noch sehen werden, nie mehr erlöschenden Eindruck. Ehrgeiz und Schwungsucht waren also jetzt die Triebfedern seiner Handlungen; aber das heilige Interesse der Religion war seine Losung, und so strömte das bethörte Volk nun schaarenweise zu seinen Fahnen. In etlichen Tagen — was beinahe unglaublich scheint — sah Vitalianus schon über fünfzig

---

fruchtbarsten Thäler in öde wilde Steingruben. An vielen Orten spaltete sich der Boden, und zwar in einer Länge von 10 bis 12 Stunden. Ein die Luft weit und breit verpestender Schwefeldampf stieg Tag und Nacht aus den Eingeweiden der furchtbar erschütterten Erde herauf, während der unterirdische Vulkan unaufhörlich Feuer und verbrannte Steinmassen auswarf; und es dauerte beinahe zwei Monate, bis er völlig ausgebrannt hatte und die so heftig bewegte Erde alsdann wieder zur Ruhe kam.

tausend Mann in seinem Lager. Die Sorge für Kleidung und Bewaffnung dieses Heeres hatte Anastasius, ohne es zu wissen und zu wollen, selbst übernommen. Er hatte nämlich, kurz bevor er von der Empörung des Vitalianus war unterrichtet worden, den Truppen in Thracien und Illyrien, unter schwacher Bedeckung, sehr bedeutende Vorräthe von Waffen und Kleidungsstücken gesandt; diese waren jetzt unter Weges; mit leichter Mühe bemächtigte sich Vitalianus dieser Zufuhren, und sein Heer war nun in wenigen Tagen vollkommen gekleidet und gerüstet.

5. Schnell wurden Mösien und Thracien von Vitalianus erobert. Ueberall schlug das Volk sich zu seiner Parthei und in kurzer Zeit waren alle festen Plätze beider Provinzen in seinen Händen. Aber auch Anastasius hatte indessen ein Heer von fünf und sechzig tausend Mann zusammengebracht und der dem Leser schon bekannte Feldherr Hypatius, ein Neffe des Kaisers, marschirte mit demselben den Anführern entgegen. In Thracien kam es zu einer entscheidenden Schlacht. Das kaiserliche Heer ward auf das Haupt geschlagen, völlig zerstreut, Hypatius selbst gefangen genommen, in Bande gelegt und in einem eisernen Käfig, zum Hohn des Kaisers, dem siegenden Heere nachgeführt.

6. Ohne fernern Widerstand zu finden, ging nun Vitalianus mit dem Heere auf die Hauptstadt los, durchbrach die lange Mauer und lagerte im Angesicht von Constantinopel. Die Armee der Aufrührer war jetzt so zahlreich, daß Vitalianus seine Quartiere, bei sieben römische Meilen, nämlich von dem Hebdomon bis an das goldene Thor ausbreiten konnte *); so daß dessen Stellung vollkommen paral-

*) Wegen seiner vielen aus Gold gefertigten Verzierungen

lel mit der Grundlinie des Dreiecks, auf welchem die ungeheure Hauptstadt lag, sich nach deren ganzen Länge ausdehnte.

7. Anastasius nahm zu gütlichen Unterhandlungen seine Zuflucht. Mit einem Eide versprach er, alles zu erfüllen, was nur immer Vitalianus zum Besten der Kirche und der rechtgläubigen Bischöfe fodern könnte. Durch glatte Worte war es dem Kaiser schon früher gelungen, die Einwohner von Constantinopel wieder zu besänftigen. Die ganze ungeheure Volksmasse stand ihm also jetzt wieder zu Gebote. Mit seiner erst unlängst zusammengerafften und mit den nöthigen Belagerungsmaschinen noch lange nicht hinreichend versehenen Armee durfte Vitalianus es nicht wagen, die hohen, an sich schon sehr festen und nun vierfach besetzten Mauern von Constantinopel zu stürmen. Er nahm also den Schein an, den Versprechungen des Kaisers zu glauben, hob die Belagerung auf und zog sich mit dem Heere nach Mösien zurück.

8. Es gehörte, wie wir weiter oben schon bemerkt haben, zu den Grundmaximen des Kaisers, daß, so

ward es das goldene Thor genannt. Es war von ungeheurer Größe und mit einer Menge collosaler Bildsäulen und andern schätzbaren Kunstwerken geschmückt. Bei feierlichen Einzügen zogen die Kaiser gewöhnlich durch dieses Thor und eine über eine Stunde lange Straße führte von da gerade zu dem kaiserlichen Palast. Das goldene Thor erregte das Erstaunen aller Fremden, welche nach Constantinopel kamen und gehörte zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten dieser, an Reichthum und Kunstschätzen jeder Art mit dem alten Rom rivalisirenden Stadt. — Man sehe Du Cange descriptio urbis Constantinopolitanae lib. 1. p. 52.

bald ein höheres Staatsinteresse es erfodere, auch der Meineid erlaubt sey. Statt also nur irgend eine der im Vertrage mit Vitalianus eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, eilte Anastasius ein zweites Heer auf die Beine zu bringen. Neue Werbungen wurden angestellt, alle Truppen, über welche er in Asien verfügen konnte, so schnell als möglich zusammengezogen, und Cyrillus, einer der besten kaiserlichen Feldherren, ward zum Oberbefehlshaber über dieselben ernannt.

9. Cyrillus wollte von Vitalianus keinen zweiten Besuch vor den Mauern von Constantinopel erwarten. Er selbst suchte ihn also in dem Herzen von Mösien auf. Die erste und zwar sehr blutige Schlacht, welche geliefert ward, war unentscheidend; jeder Theil schrieb sich den Sieg zu. Aber wie es scheint, erhielt Cyrillus nachher noch einige bedeutende Vortheile über den Vitalianus; denn dieser zog sich mit seinem ganzen Heere in die Gebirgsschluchten des Hämus zurück. Da die zum Kriegführen günstige Jahrszeit vorüber war, so ließ Cyrillus, der den Feind so geschwächt glaubte, daß er nichts bedeutendes mehr würde unternehmen können, sein Heer sehr bequeme, aber daher auch sehr ausgedehnte Winterquartiere beziehen; er selbst begab sich in die Stadt Odessus und überließ sich hier, unbekümmert und sorgenlos, wieder seiner gewöhnlichen schwelgenden Lebensweise.

10. Vitalianus, der noch überall von den Einwohnern in den Provinzen begünstiget ward, erhielt bald Kunde von dem Zustande des kaiserlichen Heeres, von der Sorglosigkeit des Cyrillus und dessen noch viel zu frühe getroffenen Verfügungen. In der größten Eile zog er also seine Truppen zusammen, überfiel ganz unvermuthet die zerstreuten Quartiere des Cyrillus, schlug und zer-

tel mit der Grundlinie des Dreiecks, auf welchem die ungeheure Hauptstadt lag, sich nach deren ganzen Länge ausdehnte.

7. Anastasius nahm zu gütlichen Unterhandlungen seine Zuflucht. Mit einem Eide versprach er, alles zu erfüllen, was nur immer Vitalianus zum Besten der Kirche und der rechtgläubigen Bischöfe fodern könnte. Durch glatte Worte war es dem Kaiser schon früher gelungen, die Einwohner von Constantinopel wieder zu besänftigen. Die ganze ungeheure Volksmasse stand ihm also jetzt wieder zu Gebote. Mit seiner erst unlängst zusammengerafften und mit den nöthigen Belagerungsmaschinen noch lange nicht hinreichend versehenen Armee durfte Vitalianus es nicht wagen, die hohen, an sich schon sehr festen und nun vierfach besetzten Mauern von Constantinopel zu stürmen. Er nahm also den Schein an, den Versprechungen des Kaisers zu glauben, hob die Belagerung auf und zog sich mit dem Heere nach Mösien zurück.

8. Es gehörte, wie wir weiter oben schon bemerkt haben, zu den Grundmaximen des Kaisers, daß, sie

ward es das goldene Thor genannt. Es war von ungeheurer Größe und mit einer Menge collosaler Bildsäulen und andern schätzbaren Kunstwerken geschmückt. Bei feierlichen Einzügen zogen die Kaiser gewöhnlich durch dieses Thor und eine über eine Stunde lange Straße führte von da gerade zu dem kaiserlichen Palast. Das goldene Thor erregte das Erstaunen aller Fremden, welche nach Constantinopel kamen und gehörte zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten dieser, an Reichthum und Kunstschätzen jeder Art mit dem alten Rom rivalisirenden Stadt. — Man sehe Du Cange descriptio urbis Constantinopolitanae lib. 1. p. 52.

hatten. — Ganz nahe bei Constantinopel, in der kleinen Entfernung von ungefähr zwei Stunden, bezogen die Aufrührer ein festes Lager.

12. Vitalianus Flotte war indessen bei weitem nicht so glücklich, wie dessen Landheer; sie ward gänzlich geschlagen, oder vielmehr, man weiß nicht wie, gleich im Anfang des Gefechtes verbrannt. Die gesammte Mannschaft, welche darauf war, fand theils in den Wellen, theils in den Flammen ihren Tod *). Glücklich entkam jedoch das Schiff, an dessen Bord Vitalianus sich befand. An eine förmliche Belagerung Constantinopels war jetzt nicht mehr zu denken. Das Lager ward demnach abgebrochen und Vitalianus zog mit seinem Heere nach Anchialos, einer Stadt an der thracischen Küste.

13. Der Verlust einer Flotte schien dem Vitalianus nicht bedeutend genug, um deswegen allen seinen Hoffnungen zu entsagen. Er gab Befehl,

---

*) Einigen spätern griechischen Geschichtschreibern zu Folge soll man bei dieser Gelegenheit von dem nachher so berühmt gewordenen griechischen Feuer zum erstenmale Gebrauch gemacht haben. Aber diese Angabe unterliegt sehr gegründetem Zweifel. Noch unglaublicher ist die Erzählung des Zonaras; derselbe berichtet, Anastasius habe ungeheuer große, von Proclus, einen atheniensischen Sophisten, verfertigte, metallene Brennspiegel, der Flotte gegenüber, auf den Mauern von Constantinopel aufstellen lassen und diese hätten dann gleich nach Aufgang der Sonne sämmtliche Schiffe des Vitalianus in Brand gesteckt. Man sieht, daß dieß nichts als die alte Fabel von den Brennspiegeln des Archimedes ist, welche jedoch blos von Geschichtschreibern erzählt wird, die erst über vierhundert Jahre nach dem Tode des Archimedes lebten und wovon man in früheren Schriften auch nicht die mindeste Spur findet.

neue Schiffe zu bauen und zeigte überhaupt in seinen Zurüstungen eine solche Thätigkeit, daß dem Kaiser, der seinen zur See erfochtenen Sieg wahrscheinlich blos irgend einem glücklichen Zufall zu danken hatte, vollends aller Muth entfiel. So lange der Krieg dauerte, wankte die Krone auf seinem Haupt und Anastasius wünschte nichts sehnlicher, als dieser peinlichen Unruhe sobald als möglich überhoben zu seyn. Einige Senatoren erhielten also den Auftrag, sich nach Anchialos zu begeben und neue Unterhandlungen mit Vitalianus anzuknüpfen. Ein abermaliger Vertrag kam bald zu Stande. Der Kaiser versprach, alle Eutychianer sogleich von den von ihnen usurpirten bischöflichen Stühlen zu entfernen, die verbannten, orthodoxen Bischöfe ihren ehemaligen Kirchen wieder zu geben und endlich sich unverzüglich an den römischen Stuhl zu wenden und diesen zu bitten, ein allgemeines Concilium zusammen zu berufen, welches dann, unter der unmittelbaren Leitung des Pabstes, in den morgenländischen Kirchen die reine Lehre wieder herstellen, alle übrigen kirchlichen Angelegenheiten den Canons gemäß ordnen und so der gesammten Christenheit des Orients den lange entbehrten Frieden und die so nothwendige Eintracht wieder geben sollte. Zu allem diesem fügte noch Vitalianus die ausdrückliche Bedingung hinzu, daß, weil der Kaiser schon einmal sein Wort gebrochen hätte, er nun nicht allein, sondern auch der ganze Senat und ein Theil der reichsten und angesehensten Einwohner von Constantinopel den Vertrag unterzeichnen sollten. Anastasius, der entweder diese Demüthigung nicht fühlte, oder auch vielleicht mit der Schande schon ziemlich vertraut, sich darüber hinwegzusetzen den Muth hatte, genehmigte auch diesen Punkt und der Vertrag ward nun von allen paciscirenden Thei-

ken mit Freude unterzeichnet. Uebrigens darf man nicht glauben, daß Vitalianus bei diesem Friedensschluß sein eigenes Interesse vergessen hätte. Unter dem Namen eines Geschenkes mußte der Kaiser ihm eine ungemein bedeutende Geldsumme auszahlen, und noch überdieß die Statthalterschaft von Thracien und den Oberbefehl über sämmtliche darin befindliche Truppen ertheilen.

14. Des gefangenen Hypatius ward in dem Vertrage gar nicht erwähnt; zwar hatte anfänglich der Kaiser dem Vitalianus ein Lösegeld von eilf hundert Pfund Gold für seinen Gefangenen bieten lassen; da jener aber das Anerbieten zurückwieß, so war auch weiters keine Rede davon; doch gelang es nachher endlich dem Secondinus, Vater des Hypatius, durch anhaltendes Bitten und manche Thräne, die über die Wange des ehrwürdigen Greises herabrollte, die Freiheit seines Sohnes zu erflehen. Vitalianus begnügte sich mit 80 Pfund Gold; ein sprechender Beweis, daß er blos aus Widerwille gegen den Kaiser, und um diesem seine gegenwärtige Herabwürdigung desto mehr fühlen zu lassen, das von demselben für seinen Neffen ihm gebotene Lösegeld ausgeschlagen hatte.

15. Die Ruhe war also jetzt wieder hergestellt. Vitalianus dankte sein Heer ab und Anastasius dachte nicht von weitem mehr daran, auch nur das Mindeste von dem, was er versprochen hatte, zu erfüllen. Alles blieb beim Alten, und der Triumph der Ketzerei, der Ungerechtigkeit und frevelhaften Gewalt dauerte noch ein paar Jahre fort, nämlich bis zu dem im Jahre 518 erfolgten Tod des Kaisers. Weder die Religion noch die äußere Kirche hatten durch diese Empörung einigen Gewinn. Blos Vitalianus und einige seiner Unterfeldherren bereicherten sich dabei und

neue Schiffe zu bauen und zeigte überhaupt in seinen Zurüstungen eine solche Thätigkeit, daß dem Kaiser, der seinen zur See erfochtenen Sieg wahrscheinlich blos irgend einem glücklichen Zufall zu danken hatte, vollends aller Muth entfiel. So lange der Krieg dauerte, wankte die Krone auf seinem Haupt und Anastasius wünschte nichts sehnlicher, als dieser peinlichen Unruhe sobald als möglich überhoben zu seyn. Einige Senatoren erhielten also den Auftrag, sich nach Anchialos zu begeben und neue Unterhandlungen mit Vitalianus anzuknüpfen. Ein abermaliger Vertrag kam bald zu Stande. Der Kaiser versprach, alle Eutychianer sogleich von den von ihnen usurpirten bischöflichen Stühlen zu entfernen, die verbannten, orthodoxen Bischöfe ihren ehemaligen Kirchen wieder zu geben und endlich sich unverzüglich an den römischen Stuhl zu wenden und diesen zu bitten, ein allgemeines Concilium zusammen zu berufen, welches dann, unter der unmittelbaren Leitung des Pabstes, in den morgenländischen Kirchen die reine Lehre wieder herstellen, alle übrigen kirchlichen Angelegenheiten den Canons gemäß ordnen und so der gesammten Christenheit des Orients den lange entbehrten Frieden und die so nothwendige Eintracht wieder geben sollte. Zu allem diesem fügte noch Vitalianus die ausdrückliche Bedingung hinzu, daß, weil der Kaiser schon einmal sein Wort gebrochen hätte, er nun nicht allein, sondern auch der ganze Senat und ein Theil der reichsten und angesehensten Einwohner von Constantinopel den Vertrag unterzeichnen sollten. Anastasius, der entweder diese Demüthigung nicht fühlte, oder auch vielleicht mit der Schande schon ziemlich vertraut, sich darüber hinwegzusetzen den Muth hatte, genehmigte auch diesen Punkt und der Vertrag ward nun von allen paciscirenden Thei-

ken mit Freude unterzeichnet. Uebrigens darf man nicht glauben, daß Vitalianus bei diesem Friedensschluß sein eigenes Interesse vergessen hätte. Unter dem Namen eines Geschenkes mußte der Kaiser ihm eine ungemein bedeutende Geldsumme auszahlen, und noch überdieß die Statthalterschaft von Thracien und den Oberbefehl über sämmtliche darin befindliche Truppen ertheilen.

14. Des gefangenen Hypatius ward in dem Vertrage gar nicht erwähnt; zwar hatte anfänglich der Kaiser dem Vitalianus ein Lösegeld von eilf hundert Pfund Gold für seinen Gefangenen bieten lassen; da jener aber das Anerbieten zurückwieß, so war auch weiters keine Rede davon; doch gelang es nachher endlich dem Secondinus, Vater des Hypatius, durch anhaltendes Bitten und manche Thräne, die über die Wange des ehrwürdigen Greises herabrollte, die Freiheit seines Sohnes zu erflehen. Vitalianus begnügte sich mit 80 Pfund Gold; ein sprechender Beweis, daß er blos aus Widerwille gegen den Kaiser, und um diesem seine gegenwärtige Herabwürdigung desto mehr fühlen zu lassen, das von demselben für seinen Neffen ihm gebotene Lösegeld ausgeschlagen hatte.

15. Die Ruhe war also jetzt wieder hergestellt. Vitalianus dankte sein Heer ab und Anastasius dachte nicht von weitem mehr daran, auch nur das Mindeste von dem, was er versprochen hatte, zu erfüllen. Alles blieb beim Alten, und der Triumph der Ketzerei, der Ungerechtigkeit und frevelhaften Gewalt dauerte noch ein paar Jahre fort, nämlich bis zu dem im Jahre 518 erfolgten Tod des Kaisers. Weder die Religion noch die äußere Kirche hatten durch diese Empörung einigen Gewinn. Blos Vitalianus und einige seiner Unterfeldherren bereicherten sich dabei und

erhielten am Ende bei dem Friedensschluß noch ungeheure Geldsummen, kostbare Geschenke, beträchtliche Jahrgelder, Statthalterschaften und andere einträgliche Ehrenämter. Aber die Vorwürfe, die solchen Empörern allein gebühren, werden gewöhnlich von dem Unverstand auf die Religion selbst gewälzt: auf jene Religion, deren Geist Demuth, Liebe und Sanftmuth ist, die stets den Frieden bringt und nie Haß, Zwietracht und Krieg erzeugt, wohl aber von der menschlichen Verdorbenheit, die selbst des Heiligsten nicht schont, nur zu oft zum Vorwand und Deckmantel selbstsüchtiger, schändlicher Zwecke mißbraucht wird *).

---

*) Ohne Ausnahme sind nicht alle Religionskriege verwerflich; aber ihrer Natur nach können sie nicht anders, als äußerst selten seyn. In dem Laufe 18 Jahrhunderte gab es nur einen einzigen wahren, ächten Religionskrieg: wir sprechen von den Kreuzzügen. — Wenn auf einmal ein Alles beseelender und belebender Geist, gleich einem Hauch Gottes über ein ganzes Zeitalter und einen ganzen Welttheil hinfährt, und gleichsam einen neuen Schwerpunkt in dem Centrum der Geister bildet; wenn plötzlich eine große Idee, ein erhabener Gedanke, verbunden mit der Allmacht des Gefühles, in der Brust ganzer Völker, wie aller einzelen Menschen sich erhebt, und diese, ohne alle Rücksicht auf irgend eine politische Illusion der Gegenwart, und wie durch den unsichtbaren Impuls eines elektrischen Schlages, insgesammt zu den Waffen greifen, blos um sich und allen folgenden Jahrhunderten das zu erhalten und zu sichern, was der Menschheit das Heiligste, Erhabenste und Wichtigste ist; so wird man doch gestehen müssen, daß ein solcher Krieg von einer ungleich edelern und höhern Natur ist, als wenn man drei Welttheile in Brand steckt, blos weil ein Volk allein und ausschließlich alle wilde Katzen am Notka-Sund, oder alle Stockfische und Häringe auf den Küsten von Neufoundland fangen will. — Aber eine solche erhabene und heilige Idee war es, die den großen

Pabst Gregor VII. und dessen unmittelbare Nachfolger ergriffen hatte, als sie alle Völker und Monarchen des Abendlandes auffoderten, mit Hintansetzung aller kleinlichen, obgleich in andern Zeiten groß geachteten Interessen, ihre gesammten Streitkräfte gegen die bisher stets siegende Fahne Mohameds zu vereinigen. Ein größeres, würdevolleres und erhabeneres Schauspiel, als die beiden Kirchenversammlungen von Piacenza und Clermont, hat die Weltgeschichte schwerlich mehr aufzustellen. Der Pabst an der Spitze einer langen, Ehrfurcht einflößenden Reihe von Erzbischöfen, Bischöfen, Prälaten und Doktoren; Kaiser, Könige, Fürsten und Herzoge; die Blüthe der Ritterschaft des ganzen Abendlandes; viele Tausende des hohen und niedern Adels, Dynasten, Grafen, Ritter und Edeln mit ihren, mit Sieg und Ruhm gekrönten, stolz in den Lüften wehenden Panieren; das zahllose, von allen Seiten und aus fernen Gegenden herbeigeströmte Volk; dann die ächte, antike Majestät, welche die ganze ungeheure Versammlung umgab; die Ruhe und Stille — Beweise innerer Kraft — welche in den Verhandlungen herrschten und nur bisweilen von dem weit erschallenden, wiederholten frohen Zuruf der unermeßlichen, aber wahrhaft begeisterten Menge unterbrochen wurden. — — Alle die Zahllosen, die damals in den Feldern von Piacenza und Vezelai versammelt waren, beseelte nur ein Geist, nur ein Gedanke, nur ein Wunsch; und diesen Geist, diesen Gedanken, diesen Wunsch theilte mit ihnen die ganze über den Erdkreis verbreitete Christenheit! — — Aber wahrhaftig nicht deswegen riß jetzt, wie Anna Commena sich eben so schön als kräftig ausdrückt, ganz Europa sich von seinen Wurzeln los, nicht deswegen wälzte es sich über Asien hin, um allenfalls Herr aller Pfeffer- und Gewürzsäcke von Ostindien zu werden. Es galt etwas Höheres; es galt die für Zeit und Ewigkeit entscheidende Frage, ob die Kreuzfahne des Erlösers der Fahne Mohameds, oder diese dem Evangelium weichen müsse. Schon einmal hatten die Sarazenen, denen zu jener Zeit, von den Ufern des Indus bis an die Säulen des Hercules, beinahe ein Drittel des bewohnten Erdkreises huldigte, jene Bergkette überschritten, welche Spanien von Frankreich trennt, waren über die Dordogne gegangen, hatten den

mächtigen Herzog von Aquitanien in die Flucht geschlagen, ihre Streifzüge bis an Burgunds Gränze ausgedehnt und Frankreich und Italien zugleich in Schrecken gesetzt. Ohne die Schlacht bei Poitiers, ohne Carl Martels und seiner Franken Tapferkeit würde es damals schon in ganz Europa nur einen Koran und keine Bibel mehr gegeben haben. Noch war die Gefahr nicht vorüber. Von den durch innere Kriege geschwächten Mohamedanern in Spanien war zwar nichts mehr zu befürchten; aber desto furchtbarer war der Andrang der Sarazenen in Osten. Um ein Unglück abzuwenden, dessen für Europa zerstörende Folgen gar keiner menschlichen Berechnung mehr unterlagen, war es durchaus nothwendig, den Islamismus in dem Mittelpunkt seiner Macht anzugreifen, ihm Aegypten, Syrien und Palästina zu entreissen und durch Beherrschung der Pässe von Cilicien, dem bisher unaufhaltsam alles fortreissenden Strom einen festen nicht zu durchbrechenden Damm entgegen zu setzen und so der Christenheit ihr wichtigstes Bollwerk, Constantinopel noch ferner zu erhalten. Herrlich, groß und erhaben war diese Idee, würdig des gemeinschaftlichen Vaters der Christenheit, umfassend, was der Menschheit das Heiligste seyn muß: Religion, Kirche, Staat, Verfassung, Freiheit des Geistes, sammt allen Blüthen und künftigen Früchten europäischer Cultur! — Zwar führten die Kreuzzüge nicht zu dem ersehnten Resultat. Es lag nicht in dem unerforschlichen Plane der Vorsehung; aber dieß mindert nicht das Großartige, wahrhaft Heroische des mit hoher Weisheit alle Interessen des gesammten Christenvolkes, umfassenden Entwurfes. Immerhin bleibt die Idee davon groß, erhaben und heilig, und die hohe Begeisterung, von welcher alle Völker des Abendlandes ergriffen waren und die ungeheure Thatkraft, welche sie entwickelten, zeugen von einem Stoff und einer Größe in dem Mittelalter, für welche die gegenwärtige durch den ekelhaftesten Egoismus verkrüppelte Politik längst schon den Maßstab verloren hat. Freilich ward Palästina, das Land der Wunder und heiligen Offenbarung, leider durch die Kreuzzüge keine Domaine der Christenheit; aber demungeachtet erndeten der einzelne Kreuzfahrer wie alle abendländische Nationen, welche daran Theil

nahmen, dennoch frühzeitig die herrlichsten Früchte ihres hohen religiösen Sinnes; denn jedem Einzelnen, der blos, um den Namen Jesu zu verbreiten und zu verherrlichen, das Kreuz sich aufheftete, Weib, Kind, Vaterland und Alles, was ihm theuer war, verließ und dann im Kampfe für den Gekreuzigten als ein sich selbst darbringendes Opfer fiel, diesem ward jenseits ein nie verwelkender Siegeskranz zu Theil; und den Völkern, aus deren Mitte die Kreuzheere auszogen, ward durch die, über alle Zweige der Cultur wie des ganzen, öffentlichen und häuslichen Lebens, sich erstreckenden, so ungemein wohlthätigen und beglückenden Folgen dieser Züge, mehr als zehnfach, ja wohl in überschwänglicher Fülle dafür gelohnt. — Die erbärmlichen, selbstsüchtigen, dabei noch auf äußerst schwankenden Calculs beruhenden, kleinlichen Zwecke, welche es, in Beziehung auf die Kreuzzüge, den neuern Geschichtschreibern jenen großen Päbsten unterzuschieben beliebt, verdienen keine Erwähnung und noch viel weniger eine Widerlegung; aber sie passen vollkommen zu dem Geiste eines Zeitalters, das, nicht nur selbst klein, höckerich und selbstsüchtig, nun auch allen Glauben an wahre Größe und höhere Tugend zu verlieren beginnt. — Die Kreuzzüge allein waren demnach seit Gründung des Christenthums ein ächter, wahrer Religionskrieg; allen übrigen, obschon sie in der Geschichte diesen Namen führen, lag stets einzig und allein irgend ein verkappter politischer, zeitlicher Zweck zum Grunde. Die Hugenottenkriege z. B. in Frankreich waren kein Religionskrieg, sondern blos ein Krieg mit den Hugenotten, aber wegen eines offenbar vor Augen liegenden, durchaus politischen Zweckes; und selbst die Sekte und deren irrige Lehre waren nur eine von weitem mit dazu Veranlassung gebende Nebensache. Eben so war es auch mit dem sogenannten Religionskrieg in Deutschland und allen andern minder merkwürdigen Kriegen dieser Art. Der große Haufe aus allen Ständen und Klassen hat gewöhnlich nur wenige Begriffe, die noch überdieß, weil meistens vag und unbestimmt, nur gar zu geschwind in einander fließen, und dann sich selbst entstellen und verwirren. Von jeher war demnach nichts leichter, als sich der Wörter gleich einer falschen Münze zu bedienen, um das

Theod. Lect. p. 595. Chron. Alex. p. 764. Anon Vales. p. 484. Zon. p. 47. Cedr p. 362. Theoph. p. 141

16. In Ansehung der Todesart des Kaisers Anastasius sind die Berichte der Geschichtschreiber sehr verschieden. Einige erzählen, man habe ihn am Morgen des 9. Julius 518 todt in seinem Zimmer gefunden; Andere berichten, er sey vom Blitz erschlagen worden; sie setzen hinzu: Wahrsager hätten vor mehreren Jahren schon dem Kaiser vorhergesagt, daß er durch Feuer sterben würde. Um diese Prophezeihung zu entkräften, habe Anastasius ein ungemein starkes, feuerfestes unterirdisches Gewölbe erbauen lassen. Vermöge der Wasserleitungen, welche man aus der großen Cisterne des Palastes durch alle Gemächer dieses Gewölbes geführt hatte, hätte man bei jedem Anschein der mindesten Feuersgefahr den ganzen unterirdischen Palast sogleich unter Wasser setzen können. Da Feuersbrünste, durch Blitzschläge verursacht, nichts seltenes in Constantinopel gewesen wären; so habe der Kaiser, sobald schwere Gewitterwolken sich am Himmel zusammenzogen, gewöhnlich in diesem Gewölbe seine Person zu sichern gesucht. Eines Tages, als man den Donner nur noch von ferne rollen hörte, habe der Kaiser, durch irgend ein dringendes Geschäft aufgehalten, etwas gezögert, sich an seinen gewöhnlichen Zufluchtsort zu begeben; aber das Gewitter, durch einen sich auf einmal erhebenden Sturmwind schnell herbeigeführt, sey nun plötzlich unter furchtbarem

---

gemeine Volk, wenn man eine Rechnung mit ihm abthun zu müssen glaubte, damit zu täuschen oder zu betrügen; und so ward dann, sobald politische Convenienz es so mit sich brachte, gar oft Religionskrieg genannt, was eigentlich nichts als ein oft ganz grober, unedler, dem Interesse der Religion wie der Kirche völlig fremder Conflikt menschlicher Leidenschaften, besonders des Stolzes, der Herrschsucht und der Raubbegierde war.

Krachen, Donnern und Blitzen über dem Palast ausgebrochen und Anastasius, da er schon den Eingang des Gewölbes erreicht hatte, von einem Wetterstrahle getroffen, todt zur Erde gefallen.

17. Einige Zeit vor seinem Tode ließ Anastasius, einer wirklichen oder vorgeblichen Verschwörung wegen, viele sehr bedeutende Männer verhaften und mehrere davon hinrichten. Auch Justinus und Justinianus lagen schon in Banden; aber Anastasius, durch ein nächtliches Traumgesicht geschreckt, schlug alle weitere Untersuchung gegen sie nieder und schenkte ihnen wieder ihre Freiheit. So wenigstens erzählen es Cedrenus und Zonaras und geben dabei deutlich zu verstehen, daß es keine eingebildete, sondern wirkliche Verschwörung gewesen sey.

18. Anastasius starb im 88sten oder 89sten Jahre seines Alters und im 28sten seiner Regierung. In der Kirche der heiligen Apostel fanden seine Gebeine ihre Ruhestätte, neben dem Grabe seiner Gemahlin, welche er nur um 3 Jahre überlebt hatte *). Stille und ohne alles Gepränge ward er zur Erde bestattet und sein Leichenbegängniß ward blos durch die zahllosen, lauten Verwünschungen merkwürdig, welche das

*) Trotz Allem, was man der Kaiserin Ariadne zum gerechten Vorwurf machen kann, muß die unpartheiische Geschichte dennoch gestehen, daß sie nie die religiösen Irrthümer des Anastasius theilte, nie zu irgend einer Sekte sich hinneigte, im Gegentheil oft ihren ganzen Einfluß anwandte, um das Herz ihres Gemahls zu lenken und wenigstens die Uebel zu mindern, welche sie nicht völlig zu heben vermochte; trefflich unterstützt hierin ward sie von Magna, die, obgleich eine Schwester des Anastasius, dennoch stets der Kirche und deren heiligen Lehre treu blieb.

herbeigelaufene Volk gegen denjenigen ausstieß, dessen Leiche man jetzt zu Grabe trug. Unter seinem Nachfolger ward sogar sein Name in den Diptychen ausgestrichen, und in einem päbstlichen an den Kaiser Michael III. gerichteten Breve setzt Pabst Nicolaus der Erste ihn den grausamsten Christen-Verfolgern unter den heidnischen Kaisern an die Seite. In der Kirchengeschichte steht sein Name gebrandtmarkt und auch bei den griechischen Profangeschichtschreibern ist derselbe größtentheils ein Gegenstand des Abscheues. Neuere Geschichtschreiber suchen ihn zwar zu rechtfertigen; und warum nicht? haben ja sogar Tiberius und Nero ihre Vertheidiger gefunden, warum sollte Anastasius, der doch diesen noch um vieles vorzuziehen ist, nicht auch die seinigen finden? Wie aber dem auch seyn mag; so ist wenigstens doch dieß gewiß, daß Gottes Segen nicht über seiner Regierung waltete; denn verwirrt, zerrüttet und völlig erschöpft, von Barbaren geplündert und gehöhnt, von Gothen und Persern besiegt und gedemüthiget, in seinem Innern, durch Zwietracht, gegenseitigen Haß und die Zügellosigkeit der Sekten und Faktionen immer noch mehr geschwächt, durch bürgerliche Kriege und wüthende Volksaufstände in den grossen Städten, unaufhörlich erschüttert und verwüstet und endlich durch anhaltende furchtbare Erdbeben und schreckliche Landplagen beinahe halb verödet, kurz in dem traurigsten, herabgesunkensten Zustand hinterließ er das römische Reich und zwar nach einer Regierung, deren Dauer doch eine ganz neue Generation hatte aufblühen gesehen. Er mußte überdieß das Reich noch einem Fremden hinterlassen, obgleich er selbst eine zahlreiche Familie und unter dieser drei Neffen hatte, deren jedem er eine Kaiserkrone wünschte, und wovon er blos deswegen keinen zum Cäsar ernannte und diesem die Thronfolge sicherte, weil er alle drei gleich zärtlich liebte, daher Keinem

vor dem Andern einen Vorzug zu geben sich entschließen konnte *).

19. Unter der Regierung des Anastasius ward die berühmte, sogenannte lange Mauer erbauet. Bei den griechischen Geschichtschreibern heißt sie oft die Mauer des Anastasius. In einer Länge von 18 Stunden zog sie sich von einem Meere bis an das andere; sie hatte überall eine Breite von 20 Schuh und war von vielen, in geringer Entfernung von einander erbaueten Thürmen flankirt. Gegen die Einfälle der Barbaren schützte sie nicht nur die Hauptstadt des Reiches, sondern auch die Stadt Selymbria und das ganze umliegende Land in einer Entfernung von ungefähr zwölf bis dreizehn Stunden von Constantinopel. Es war dieß eine herrliche, vielleicht eine der reizendsten Gegenden der Welt, ein fortlaufender Garten, voll der schönsten Naturanlagen, der prächtigsten Sommerpaläste und anmuthigsten Landhäuser.

20. Auch Theodosiopolis, ein unbedeutender

*) Es wird erzählt, daß den Anastasius dennoch einmal die Lust angewandelt habe, einen seiner Neffen zum Cäsar zu ernennen; jedoch immer unschlüssig, welchen er erheben sollte, beschloß er, die Wahl desselben einem Winke des Schicksals zu überlassen. Zu diesem Ende ließ er in seinem Vorgemach 3 Betten aufschlagen, seine drei Neffen zur Tafel einladen und beredete sie dann nach dem Essen, auf den in dem Vorgemach stehenden Betten eine Stunde der Ruhe zu pflegen. In eines dieser Betten hatte Anastasius selbst unter die Kopfkissen eine kleine Krone nebst noch einigen andern kaiserlichen Insignien gelegt. Aber nun traf es sich, daß zwei seiner Neffen sich auf das nämliche Bette legten und so gerade dasjenige, in welchem die Insignien kaiserlicher Würde verborgen waren, unbesetzt blieb.

Tillm. hist. d. Emp. T.

Ort, mit einem auf einem Hügel gelegenen Schloß, verwandelte Anastasius in eine Stadt, umgab sie mit festen Mauern, Gräben und Thürmen und machte sie zu einer bedeutenden Grenzfeste. Die Stadt lag in Großarmenien an der rechten Seite des Euphrats und war von jetzt an gegen Persien eines der stärksten Bollwerke des Reiches. Anastasius wollte ihr seinen Namen geben und nannte sie Anastasiopolis; aber die Macht der Gewohnheit war stärker als der Wille des Kaisers. In offenen kaiserlichen Briefen und andern Urkunden mochte man wohl, so lange Anastasius herrschte, die Stadt auch Anastasiopolis nennen; aber das Volk nannte sie stets Theodosiopolis, und dieser Name blieb ihr noch viele Jahrhunderte, nicht nur bei dem Volke, sondern auch bei Geographen und Geschichtschreibern. Heute zu Tage heißt sie Erzerum, hat noch eine Bevölkerung von ungefähr fünf und zwanzig tausend Seelen und ist der Sitz eines türkischen Pascha und eines armenischen und griechischen Bischofes.

XXIII.

1. Aber von noch ungleich wichtigern, wahrhaft universal-historischen Ereignissen war indessen das Abendland, vorzüglich Italien und Gallien, der heftig bewegte, oft blutige Schauplatz gewesen. Zwei neue Reiche erheben sich dort, ungleich bedeutender und mächtiger, als jene, welche Heruler, Westgothen, Vandalen und Burgunder bis jetzt auf den Trümmern der römischen Weltherrschaft errichtet hatten. Das eine gründete Theodorich, König der Ostgothen; als derselbe nach Italien zog, zählte er vier und dreißig Jahre, verband alle Kraft

der Jugend und die Begeisterung des Helden mit der Reife und Erfahrung des männlichen Alters, und das Reich, dem er seine Entstehung gab, zeigte frühzeitig eine Fülle des Lebens, deren schnelle, beinahe wunderbare Entwickelung kaum mehr in der Geschichte ihres Gleichen hat. Nicht nur Rom und Italien, auch Sicilien, Pannonien, die Länder an der Donau und die Alpen gehorchten den Gesetzen Theodorichs; alle barbarischen Völker buhlten um seine Freundschaft oder seinen Schutz, und aus dem fernen Thule (Scandinavien) kamen Abgeordnete, um durch Darbringung ihrer vaterländischen Produkte, besonders des Bernsteins, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Große Reiche und Staaten keimen meistens sehr langsam, erfordern von der Hand der Zeit eine weise, sorgsame Pflege, treten dann in Blüthe und gelangen gewöhnlich erst ziemlich späte zu jener Reife der Macht, die, weil ruhend auf eigenen, festen Grundpfeilern, auch den Stürmen und Umwälzungen der Zeit zu trotzen im Stande ist. In dem ostgothischen Reiche zeigte sich Alles in unerwartet rascher Entwickelung; Keime, Blüthen, Früchte, Alles zu gleicher Zeit; aber eben daher, und weil blos sich stützend auf die Personalgröße seines Gründers, stürzte es auch beinahe schon wieder über dessen Grabhügel zusammen. — Das andere, das fränkische Reich, gründet Chlodowig, an der Spitze von höchstens fünf tausend Franken; aber in dem nämlichen Alter, in welchem einst Alexander ganz Asien eroberte. Waffenglück und Sieg sind Chlodowigs unzertrennliche Gefährten; er eilet von Eroberung zu Eroberung und bei seinem Tode erstreckt sich sein Reich schon über den größten Theil von Gallien und die Hälfte der alemannischen Länder, und bald darauf, durch Eroberung der noch übrigen westgothischen und burgundischen Provinzen, über ganz Gallien und das ostgothische Allemannien.

Trotz der folgenden vielen blutigen und zerrüttenden Familienkriege, gewinnt das von Chlodowig gegründete Reich unter dessen Nachfolgern immer mehr an innerer Kraft; erhebt sich unter den letztern Merovingern, durch die persönliche Größe seiner Majordome zu einer vorherrschenden Macht, gibt endlich unter Pipins großem Sohne ganz Europa das Gesetz und jetzt, nach beinahe anderthalb tausend Jahren noch immer in jugendlicher Frische grünend, scheint seine Dauer sogar zu dem, durch die Geschichte so oft widerlegten Glauben an die Unsterblichkeit gewisser Staaten auf das neue zu berechtigen. — — Dieß sind die beiden Reiche, die wir jetzt im Abendlande werden entstehen sehen. Treten wir nun näher heran zu den Heldenbildern Theodorichs und Chlodowigs, und erneuern, indem wir ihre Thaten erzählen, das Andenken an eine zwar längst verflossene, aber gewiß eben so kraftvolle, als an historischem Stoffe überschwänglich reiche Periode.

2. Die Leser werden sich erinnern, daß Theodorich, höchst unzufrieden mit dem römischen Hofe, im Jahre 485 plötzlich Constantinopel verließ und nach Nová in Mösien zurückkehrte. Mit Würden, Reichthümern und Wohlthaten jeder Art von dem Kaiser Zeno überhäuft, den verächtlichen Isaurier weder fürchtend, noch auch vieles mehr von ihm hoffend, würde er ihn gerne in seinem Palaste in Constantinopel in Ruhe gelassen haben, wenn nur anders zwischen Gothen und Römern, so lange sie neben und unter einander wohnten, ein dauerhafter Friede wäre möglich gewesen; zudem wollte auch Theodorich seiner Gothen Mannhaftigkeit und kriegerisches Feuer nicht in Sorglosigkeit und träger Ruhe untergehen lassen. An der Spitze eines zahlreichen Heeres erscheint also in dem Jahre 487 Theodorich schon wieder als Feind

Proc. bell. Goth. l. 1. c. 6.

der Römer, bricht in Thracien ein, plündert und verheert die ganze Provinz, marschirt hierauf gegen die Hauptstadt des Reiches und lagert sich in der Gegend von Melantiades, ungefähr fünfzehn römische Meilen von Constantinopel. Am Hofe wie in der Stadt war wieder Alles in der größten Bestürzung; man fürchtete eine förmliche Belagerung. Um so willkommener waren also jetzt dem Zeno die ganz unerwarteten Friedensanträge des gothischen Königes. Theodorich begehrte von dem Kaiser die Genehmigung, wo nicht den Auftrag, mit seinen Nationaltruppen nach Italien zu ziehen, dem Odoaker diesen Theil des ehemaligen römischen Reiches zu entreissen und ihn dann mit höherer Würde, jedoch im Namen oder vielleicht unter der Oberherrlichkeit des Kaisers von Constantinopel zu beherrschen.

3. Die Eroberung Italiens und die Gründung eines gothischen Reiches allda lagen lange schon in dem Plane Theodorichs; aber hiezu bedurfte er die Zustimmung des Hofes von Constantinopel. Nach den damaligen Begriffen, wie wir in der Einleitung zu diesem Bande schon gezeiget haben, ward der römische Kaiser als Oberherr aller von den Barbaren in den römischen Provinzen errichteten Reiche betrachtet. Die Zustimmung des Kaisers war also für Theodorich eine Art von Belehnung; sie gab seinen Ansprüchen einen staatsrechtlichen Titel; sie konnte die Gemüther der Einwohner Roms und Italiens schon einigermaßen zu seinen Gunsten stimmen und verschaffte ihm überhaupt auch noch in mancher andern Hinsicht ein nicht ganz unbedeutendes Uebergewicht über seinen Gegner. Zudem ward auch Theodorich, wenigstens während seines Krieges mit Odoaker, und wovon der Erfolg für jetzt noch sehr zweifelhaft war, von jeder

23*

Besorgniß eines Angriffes von Seite der Römer dadurch völlig befreiet.

4. Aehnliche auf die Eroberung Italiens sich beziehende Anträge hatte Theodorich schon vor einigen Jahren dem Kaiser gemacht. Damals wurden sie zurückgewiesen, aber jetzt mit desto größerer Bereitwilligkeit angenommen. Ein geheimer Vertrag, der lange ein Staatsgeheimniß blieb und dessen wahren Inhalt man nie mit Genauigkeit erfuhr, ward zwischen Zeno und dem König der Ostgothen geschlossen. Theodorich ging auf einige Tage nach Constantinopel, ward von dem Kaiser prächtig bewirthet und kehrte hierauf mit seinem Heere nach Mösien zurück. Den Rest des Jahres, so wie das ganze folgende Jahr brachte Theodorich mit Zurüstungen zur Ausführung seines großen Unternehmens zu *).

5. Seit dem Jahre 476 gehorchten Rom und Italien dem Machtgebote des Odoakers; aber derselbe herrschte mit Weisheit und Milde, schützte seine neuen Unterthanen gegen den Trotz der eingewanderten Barbaren und Miethlinge, suchte, so viel es in seinen Kräften lag, denn Wunder konnte er keine thun, die tiefgeschlagenen Wunden Italiens zu heilen, ehrte Kunst und Wissenschaft, wußte die in der Meinung

*) Nachher gaben die Römer vor, Zeno habe den Theodorich nach Italien geschickt, um dieses Land nicht für sich, sondern für den morgenländischen Kaiser zu erobern. Die Gothen im Gegentheil behaupteten, der Kaiser habe Italien dem Theodorich und dessen Nachkommen förmlich abgetreten. Wir müssen gestehen, daß die Behauptung der Gothen sowohl durch die damaligen Verhältnisse des Zeno und den Zustand seines Reiches, als auch durch das bestimmte Zeugniß des Procopius, eines römischen Geschichtschreibers, kein kleines Gewicht erhält.

aller Völker gegründete antike Würde und Majestät Roms zu achten, gab daher stets den gebornen Römern, besonders wenn Verdienst und Wissenschaft sie schmückten, die größten Beweise seines Zutrauens*), zog sie seinen barbarischen Landsleuten bei allen Gelegenheiten vor und beförderte sie ausschließlich zu den ersten und wichtigsten Aemtern im Staate. Obschon selbst Arianer, vergaß er doch nie die dem Oberhaupt der Kirche gebührende Ehrfurcht, ehrte nicht minder die Bischöfe und übrige Geistlichkeit und betrachtete überhaupt seine Arianer, nicht als eine durch ihn herrschende, sondern blos wegen seiner jetzt in Rom und Italien geduldete Religionsgemeinde.

5. Ungeachtet dieser weisen und gemäßigten Regierung war Italien jetzt dennoch ein Bild des Elendes und traurigsten Verfalles. Krieg, Pest und Hungersnoth hatten zwei Drittel der Bevölkerung des Landes hinweggerafft; Ackerbau, Handel und Gewerbe lagen völlig darnieder; große Strecken Landes blieben ungebaut, und Gegenden, welche ehemals zu den bevölkertesten gehörten, wie z. B. in Aemilien, Toscana und den umliegenden Provinzen, waren jetzt, nach dem Zeugniß des Pabstes Gelasius, eines Zeitgenossen des Odoakers, in beinahe völlig menschenleere Einöden verwandelt. Aber weder Odoaker's Regierung, noch dessen vorgenommene Länderverthcilung waren die eigentlichen Ursachen dieses gänzlichen Verfalls; um die Quellen desselben, aus welchen Brodlosigkeit, Armuth und Elend beinahe mit jeder Generation reichlicher ström-

Ep. ad Andr. bei Baron. 496 §. 36.

*) Von Männern, wie Gennadius Avienus und Cäcinna Basilius, war zwölf Jahre nach einander der consularische Stuhl in Rom besetzt.

ten, genau und nach Wahrheit zu bezeichnen, müßten wir wenigstens um einige Jahrhunderte weiter zurückkehren, und dem Odoaker bleibt immer der Ruhm, das Elend Italiens durch seine Klugheit und Menschlichkeit, so viel er nur vermochte, gelindert zu haben.

6. Gegen eine gewisse, jährlich zu zahlende Geldsumme erhielt Odoaker von den Vandalen die Insel Sicilien wieder zurück; aber Alles was, bei seiner Erhebung, den Römern noch in Gallien von dem Lande zwischen der Rhone und den Alpen gehört hatte, trat er, um seine Kräfte in Italien zu concentriren, an die Westgothen ab. Den Comes Ovidius, einen der Mörder des Nepos, und welcher nach der Ermordung dieses Kaisers sich in Besitz von Dalmatien gesetzt hatte, überwand Odoaker in einer Schlacht und tödtete ihn mit eigener Hand. — Die Rugier, unter deren unmenschlichem Druck die in Norikum wohnenden Römer lange schon seufzten, bedrohten nun auch Oberitalien. Odoaker zog über die Alpen, schlug die Rugier in zwei entscheidenden Treffen und nahm ihren König Fava gefangen. Da aber diese Gegenden außer dem natürlichen Vertheidigungssystem der jetzigen Streitkräfte Italiens lagen, so gab er dieselben auf und verpflanzte die ganze dort angesiedelte Bevölkerung nach Italien, das ohnehin der arbeitenden Hände jetzt so sehr bedurfte, und für welches die einwandernde Colonie gleichsam neues Blut war, das Odoaker in die Adern des veralteten, hinfälligen Staatskörpers goß. Froh folgten die Einwohner Norikums dem Rufe des Königs von Italien; denn aus der ägyptischen Dienstbarkeit, unter welcher sie so lange geschmachtet hatten, waren sie nun erlößt. Vor mehrern Jahren hatte der heilige Se-

Boll. 8. Jan. l. 39, 40, 55.

verinus ihnen diese Befreiung und Verpflanzung schon verkündiget. Sie erinnerten sich jetzt der Prophezeihung des Heiligen, und mit Dank und hoher Ehrfurcht gegen ihn erfüllt, nahmen sie seine Gebeine nach Italien mit. Aber Friedrich, Fava's Sohn, war mit den Trümmern des völlig vernichteten Heeres der Rugier nach Mösien geflohen. An dem Hofe des ostgothischen Königes hatte er Schutz gefunden; und wahrscheinlich war es Fava's Sohn gewesen, welcher den Gedanken an die Eroberung Italiens auf das neue bei Theodorich nicht nur weckte, sondern nur noch mehr ihn darin bestärkte; und so wäre Theodorichs plötzlicher Einfall in Thracien, wovon die Geschichte weder eine Ursache noch Veranlassung anzugeben vermag, blos ein Mittel gewesen, um die Zustimmung des Kaisers zu dem nun fest beschlossenen Zug nach Italien, durch Waffengewalt zu ertrotzen.

7. Im Anfange des Jahres 489 brach Theodorich von Nová auf und richtete seinen Marsch nach Italien. In seinem Heere befanden sich viele angesehene Römer als Freiwillige und unter diesen auch Artemidorus. Derselbe war ein ziemlich naher Anverwandter des Kaisers Zeno; aber voll Enthusiasmus für die Heldentugenden Theodorichs, war er entschlossen, jedes gute wie widrige Schicksal mit demselben zu theilen. Nicht alle Gothen folgten indessen den Fahnen ihres Königes; viele blieben zurück, ließen sich nachher an der Seeküste Thraciens nieder, und machten da ein besonderes, kleines Völkchen aus, welches, weil seine Schwäche fühlend, mit den Römern stets in Freundschaft und gutem Vernehmen lebte *).

*) Von den alten Schriftstellern werden jetzt: Procopius

8. Der Zug der Gothen war eine wahre Völkerwanderung; sie nahmen Weiber, Kinder, Geschwister, Vater, Mutter, ferner all ihr Vieh, Ochsen, Kühe, Rinder, Schafe, sammt allen ihren übrigen Habseligkeiten mit, und der bei den Gothen gewöhnliche, ohnehin schon sehr starke, und jetzt ganz ungeheuer angewachsene Troß von Weibern, Kindern, Greisen, Gepäcke und Wagen gab nun das ächte Bild eines von Grund und Boden losgerissenen, auf Abentheuer und gutes Glück auswandernden Volkes. Die Sorge für ihre Subsistenz, während eines Marsches von mehr denn 700 Meilen, überließen sie dem Zufall, z. B. der Jagd, den Getreide-Vorräthen, welche sie in den Ländern, durch die ihr Weg sie führte, finden würden und endlich auch dem Ertrage ihres eigenen Viehstandes, von welchem sie hofften, daß er es ihnen wenigstens nie an Fleisch und Milch würde mangeln lassen. Freilich bedurfte es zur Unterhaltung eines solchen Viehstandes ganz ungeheurer Quantitäten Futters, und wie es scheint, hatten die schon im Besitze aller Reichthümer und Genüsse Italiens sich träumenden Gothen an diese Kleinigkeit nicht gedacht. — Auch seine Mutter und Schwester, Erelieva und Amalfleda begleiteten den Theodorich auf diesem Zug.

---

de bello Gothico, Jornandes de rebus geticis, Cassiodorii Variarum lib. 12, der Anonymus bei Valesius und endlich des Ennodius panegyr. Theodor. dictus, so wie dessen Vita S. Epiphanii unsere einzigen, aber auch höchst zuverläßigen Führer. Von den Neuern haben wir zu Rathe gezogen: Muratori Annali d'Italia, Gibbon hist. of the decl. etc. Tillmont hist. des Emp.; die allgemeine Weltgeschichte Bd. 17. und Schlosser's Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung.

9. Von Nová in Mösien marschirte das Heer in gerader Linie nach dem adriatischen Meere; da es aber jetzt an einer Flotte gebrach, so mußte es einen ungeheuern Umweg nehmen und durch die Länder mehrerer an der Küste wohnenden Völker ziehen. Die Mühseligkeiten dieses Marsches, welche schon an den Grenzen Daciens anfingen, gehen über alle Beschreibung. Die herrlichen Landstraßen, mit welchen, zur Zeit der römischen Macht die Länder zwischen der Donau und dem adriatischen Meere und längs demselben prangten, waren durch die vielen Züge barbarischer Völker, welche eben diese Provinzen so viele Jahre hindurch zu ihrem gewöhnlichen Tummelplatz gemacht hatten, längst schon von Grund aus zerstört. Durch die unwegsamsten Gegenden, durch Wälder, welche mehrere Tagreisen lang waren, über Gebirge, Flüsse, Moräste und Seen mußten die Gothen mit ihren zahllosen Wagen und ihrem ungeheuren Gepäcke ziehen, und zwar gerade im Herzen eines der strengsten Winter. Bald gebrach es an Lebensmitteln. Sehr oft stellte sich Hungersgefahr, einigemal selbst Hungersnoth ein und Pest und ansteckende Seuchen wurden von jetzt an die steten Gefährtinnen der Gothen auf ihrem Marsche. Wo sie hinkamen, sahen sie sich noch überdieß von Feinden umgeben. Entweder aus dem uncultivirten Nationen eigenen Hange, alle Fremden als Feinde zu betrachten, oder vielleicht auch von Odoaker aufgefordert und dazu bezahlt, verweigerten Gepiden, Heruler und andere barbarische Völker, durch deren Gebiet die Gothen ziehen mußten, ihnen den Durchzug; überall mußte dieser erst erkämpft werden; und Theodorich mußte in mancher blutigen Schlacht siegen, manchen Gefahren sich aussetzen, nicht selten das Murren im eigenen Heere stillen, kurz jede seiner Heldeneigenschaften entfalten, bis er end-

lich, troß aller dieser beinahe unüberwindlich scheinenden Hindernisse, mit seinem Heere an dem Fuße der julischen Alpen anlangte.

10. Gegen alle Erwartung fand Theodorich die Alpen unbesetzt; er benutzte diesen Fehler seines Gegners, ging unverzüglich mit seinen Gothen über die Gebirge, marschirte hierauf nach Aquileja und lagerte nahe bei dieser Stadt hinter dem Isonzo. Hier wollte er seine Truppen, die nach einem solchen ungeheuern Marsch, nach so vielen Gefechten, Anstrengungen und Entbehrungen der Erholung bedurften, einige Zeit ausruhen lassen.

11. Aber auch Odoaker war, sobald er von den Zurüstungen der Gothen sichere Kunde erhalten hatte, indessen nicht müßig gewesen. Er hatte ein zahlreiches Heer zusammengebracht und stand mit demselben jetzt nicht ferne von Aquileja. Odoakers Heer war eine Mischung barbarischer Nationen, Alanen, Gepiden, Heruler, Rugier rc. Alle diese verschiedenen Heerhaufen hatten ihre eigenen Anführer, wovon sogar, wie Ennodius berichtet, einige sich Könige nannten. Aber diese Verschiedenheit der Nationen, aus welchen das Heer bestand, erzeugte auch eine eben so große Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten. Die wilden Horden und ihre Führer folgten oft mehr ihrem kriegerischen Ungestüm, als den Befehlen ihres ungleich kriegskundigern Oberfeldherrn; und da die Abhängigkeit jener Anführer von dem König von Italien nur bedingt gewesen zu seyn scheint; so fehlte es auch bei dessen Heere an jenem kräftigen Impuls, wodurch der Wille eines Einzigen alle Theile einer großen, ohnehin schon schwer zu lenkenden Masse in rasche und schnelle Bewegung setzt. Hierin hatte

Theodorich einen ungemein bedeutenden Vortheil über seinen Gegner.

12. Odoaker wollte dem Feinde keine Zeit lassen, neue Kräfte zu sammeln; er marschirte ihm also entgegen und griff ihn unvermuthet in seiner Stellung an. Wie es scheint, thaten die Truppen des Odoakers nicht ihre Schuldigkeit; die Schlacht ging für ihn verloren und er war gezwungen, mit dem Reste des geschlagenen Heeres sich hinter der Etsch zu verschanzen. — Die Frucht des, von den Gothen mit so vieler Leichtigkeit erfochtenen Sieges am Isonzo war ganz Venetien bis an die Thore von Verona.

13. Aber bald hatte Odoaker sein Heer hinter der Etsch nicht nur wieder ergänzt, sondern durch neue Heerhaufen noch verstärkt, und furchtbarer als vorher erwartete er nun den Feind an den steilen Ufern des reissenden Stroms. Die Schlacht bei Verona ist eine der blutigsten und hartnäckigsten in der ganzen Geschichte der gothischen Kriege. Theodorich hatte eine Ahndung, daß der morgen anbrechende Tag ein heißer, aber auch ruhmvoller Tag für ihn seyn werde. Am Vorabend desselben begab er sich in das Zelt seiner Mutter und Schwester und begehrte von ihnen das prächtige Gewand, welches sie mit eigenen Händen für ihn gewirkt hätten; morgen am Tage der Schlacht wolle er sich damit schmücken: „Unser Ruhm," sagte er zu den beiden Prinzessinnen, „ist gegenseitig und unzertrennlich; die ganze Welt weiß, daß Ihr die Mutter und Schwester Theodorichs seyd; aber auch die ganze Welt fodert von mir, daß ich mich morgen als einen ächten Abkömmling jener Helden, meiner Ahnen, erweise." — Auch in kriegerischen Angelegenheiten waren bei den Deutschen, mithin auch bei

den Gothen die Stimmen der Frauen von hohem Gewicht. Der Vorwurf der Feigheit in dem Munde einer Mutter oder Gattin war für sie ärger als der Tod; aber deren begeistertes Lob für den Sieger auch der süßeste Lohn seiner Tapferkeit. Theodorichs Mutter war eine Frau von hohem Geiste und unerschütterlichem Muthe. In einer Schlacht, so wird erzählt, wurden die Gothen in die Flucht getrieben; Theodorich selbst ward durch einen Schwarm der Fliehenden mitfortgerissen; aber diesen und ihrem Sohne trat nun die Mutter am Eingang des Lagers entgegen, überhäufte sie mit Vorwürfen und trieb sie wieder gegen den Feind zurück. Um die Schmach zu tilgen, um von der Königin Mutter gelobt zu werden, that nun alles Wunder der Tapferkeit; und so ward der den Gothen schon völlig entrissene Sieg auf das neue wieder erkämpft *).

14. Theodorich führte selbst den Vortrab, der aus den Auserlesensten der Seinigen bestand; mit diesen erzwang er den Uebergang über die Etsch und die Gepiden, welche jenseits den Strom vertheidigten, wurden zurückgedrängt. Aber so wie die Gothen nach und nach auf dem jenseitigen Ufer anlangten, wurden sie auch sogleich von den Schaaren des Odoaker angegriffen. Die Schlacht dauerte lange; mit der größten Hartnäckigkeit ward von beiden

---

*) Bei einer andern Gelegenheit, als in dem gothischen Lager die Rede war, sich vor dem Feinde zurückzuziehen und eine bessere, sicherere Stellung zu nehmen, soll sie zu ihrem Sohne höhnisch gesagt haben, sie wisse für ihn keinen sicherern Ort, als unter — ihrem Rocke. Weiter bedurfte es nichts: an einen Rückzug ward nicht mehr gedacht, vielweniger davon gesprochen.

Seiten gefochten. Endlich erklärte sich der Sieg für die Gothen. Odoakers Heer fing an zu wanken und zu weichen; dieß erhöhete den Muth der Gothen; sie verdoppelten ihre Anstrengungen und ein von Theodorich auf diesen entscheidenden Moment weislich aufbewahrtes Reservecorps, das ein paar römische Meilen weiter oben über den Fluß gegangen war und dem Feinde in den Rücken fiel, entschied endlich das Schicksal des Tages. Odoaker ward völlig geschlagen und seine in Unordnung fliehenden Schaaren erlitten jetzt auf der Flucht einen noch weit größern Verlust als in der Schlacht selbst. Theodorich eroberte das verschanzte Lager, machte reiche Beute und eine zahllose Menge von Gefangenen, und nur die einbrechende Nacht, welche die Gothen von fernerer Verfolgung der Feinde abhielt, schützte diese vor völliger Vernichtung.

15. Der Sieg bei Verona war indessen nichts weniger als entscheidend. Mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit sammelte Odoaker noch in der Nacht und am folgenden Tage die Reste seines geschlagenen Heeres, zog sich dann mit ziemlicher Ordnung zurück, warf auf seinem Rückzuge in alle nur einigermaßen haltbare Orte starke Besatzungen, und zwang so den gothischen König, sich blos gegen das mailändische hin auszubreiten, wo freilich Mailand, Pavia und noch einige andere bedeutende Städte dem Sieger ihre Thore öffneten.

16. Durch Kunst und Natur befestiget, war Ravenna eine der stärksten Festungen damaliger Zeit. Dahin begab sich jetzt Odoaker. Das Unglück zweier verlornen Feldschlachten konnte indessen seinen Muth nicht beugen, seine Thätigkeit nicht läh-

men. Ravenna wollte er zu einem Waffen- und Sammelplatz seiner Getreuen machen, und die Bereitwilligkeit, mit welcher Römer, Italiäner und die in Italien zerstreuten Barbaren seinem Rufe folgten, ist der sprechendste Beweis von seiner gemäßigten, klugen und menschenfreundlichen Regierung.

17. Der Kern von Odoakers Truppen bestand in einem, ehemals von Risimer aus mancherlei barbarischen Völkern, errichteten Heerhaufen. Der, welcher diesem Corps vorstand, hieß Tufa, ein erfahrner, in Ricimers Schule gebildeter Anführer. Aber dieser Tufa ward jetzt an seinem Herrn zum Verräther, und ging mit allen unter ihm stehenden Truppen zu den Gothen über. Theodorich war vorsichtig genug, dieses Corps sogleich zu trennen; den größten Theil davon legte er als Besatzung in die Städte, die sich ihm unterworfen hatten; jedoch so, daß seine schon darin liegenden Gothen überall die Mehrzahl ausmachten. Den Ueberrest ließ er unter dem Befehl des Tufa, verstärkte ihn noch mit mehrern, unter der speciellen Leitung ihrer eigenen Anführer, stehenden gothischen Schaaren, und gab ihm den Auftrag, Ravenna zu belagern.

18. Sobald Odoaker die Verrätherei des Tufa erfahren hatte, verließ er Ravenna und marschirte mit seiner indessen gesammelten kleinen Armee nach Faenza. Tufa folgte ihm auf dem Fuße, und schloß ihn in der Stadt ein. Die Belagerung hatte noch nicht lange gedauert, als es den Verräther des begangenen Verrathes schon wieder reuete. Aber es war nicht Scham, oder erwachtes Ehrgefühl, was diese Reue erzeugte. Ein Prinz wie Theodorich, der nachher, als er unumschränkter Herr von Italien war, den Liberius, einen Römer, welcher seinem

Herrn auch im größten Unglück nicht verlassen und ihm bis auf den letzten Augenblick mit unverbrüchlicher Treue und völliger Hingebung seiner eigenen Person gedient hatte, eben deßwegen ungemein hochachtete, dessen öffentlicher Lobredner ward, ihn zu seinem Vertrauten machte und zu den höchsten Würden und Aemtern im Staate erhob: ein solcher edelmüthiger Fürst konnte sich zwar erlauben, von einer Verrätherei, an welcher er keinen Antheil gehabt hatte, den sich von selbst darbietenden Nutzen zu ziehen, aber gewiß nicht den Verräther selbst zu ehren, und noch viel weniger ihn glänzend zu belohnen. Daher jetzt Tufa's Unzufriedenheit mit Theodorich, und sein nunmehriger Entschluß, diesen wieder zu verlassen und zu seinem vorigen Herrn zurückzukehren. Die Gothen, die er bei sich hatte, wußte er unter dem Vorwande einer geheimen Expedition aus dem Lager zu entfernen; aber er gab ihnen falsche Wegweiser, die sie zuerst durch einen beschwerlichen Marsch ermüdeten und dann in einen Hinterhalt führten, wo sie von einigen schon bereit stehenden Schaaren Odoakers sämmtlich zusammengehauen wurden. Als Theodorich diese neue Verrätherei des Tufa erfuhr, befürchtete er, daß die mit demselben zu ihm übergegangenen Truppen nun ihrem Anführer folgen würden; er schickte also an alle gothische Commandanten in den Städten, wo die Ueberläufer als Besatzung lagen, geheime Befehle, worauf sie von den Gothen, und zwar alle an einem Tage ermordet wurden.

19. Selten kömmt ein Unglück allein; beinahe stets in Begleitung noch mehrerer andern nicht minder beugenden Unfälle. Fava's, des letzten Königs der Rugier Sohn war, wie die Leser sich erinnern werden, mit einem sehr zahlreichen Haufen seiner kriegerischen Landsleute dem Theodorich nach Italien ge-

folgt. Ob Odoaker ihn durch Versprechungen zu gewinnen gewußt, oder ob Theodorich durch irgend eine Zurücksetzung ihn beleidiget hatte: dieß läßt sich nicht bestimmen; kurz Friedrich folgte jetzt Tufa's Beispiel und trat mit seiner ganzen ansehnlichen Schaar zu den Fahnen des Königes von Italien über.

20. Durch diese doppelte und zwar so ansehnliche Verstärkung war Odoaker seinem Gegner nun an Streitkräften überlegen. Er verließ also Faenza und erschien wieder in offenem Felde als angreifender Theil. Theodorich, dessen Heer theils durch das ungewohnte Klima, theils durch Abfall und Verrätherei und selbst durch die schon erfochtenen, blutigen Siege ungemein geschwächt war, wagte es nicht, dem Feinde eine offene Feldschlacht zu bieten. Er zog also alle seine Truppen bei Pavia zusammen, verschanzte sich da bis über die Zähne, und ließ zu den an sich schon trefflichen Festungswerken der Stadt noch neue hinzufügen. Ohne Widerstand zu finden, rückte Odoaker mit seinem Heere heran. Was Theodorich erobert hatte, ging nun eben so schnell wieder verloren und alle Städte im Mailändischen und in ganz Ligurien, welche dem Theodorich schon gehuldiget hatten, erkannten nun Odoaker wieder für ihren König und rechtmäßigen Herrn.

21. Theodorichs ganze Herrschaft in Italien war jetzt auf die einzige Stadt Pavia und deren nächste Umgebung beschränkt. Die Lage der Gothen war äußerst bedenklich. Für ihr ganzes Heer und dessen unermeßlichen Troß war Pavia viel zu klein. Es fehlte an Raum; Krankheiten brachen aus; ansteckende Seuchen drohten von ferne; und am meisten war zu befürchten, daß bei einer Belagerung, der man jeden Tag entgegen sah, auch Mangel an Lebensmitteln,

dieser innere und daher gefährlichste Feind jeder belagerten Stadt, sich ebenfalls bald einstellen werde. Wirklich rückte Odoaker, nachdem er sich von Oberitalien wieder Meister gemacht hatte, auch vor Pavia, schloß die Stadt ein und fing an, sie förmlich zu belagern. Aber die Belagerung hatte nicht den mindesten Fortgang. Uneinigkeit unter den vielen barbarischen Volksstämmen, aus welchen sein Heer bestand, hemmte alle Belagerungsoperationen. Nicht selten geriethen die Belagerer unter sich selbst in so heftigen Streit, daß sie zu den Waffen griffen und sich gegenseitig feindlich anfielen; wo es dann stets mehr Todte und Verwundete gab, als wenn die Gothen einen Ausfall gethan hätten. Sehr weislich hielten indessen diese sich ganz ruhig. Theodorich bemerkte die Verwirrung, welche in dem feindlichen Lager herrschte; das wüthende Geschrei und Klirren der Waffen ließen ihn leicht errathen, was darin vorging; er sparte also seine eigenen Kräfte, unternahm keinen Ausfall und überließ es der Thorheit seiner Feinde, sich selbst einstweilen wechselseitig Abbruch zu thun.

22. In dem Augenblicke, wo die Rugier zu dem König von Italien übergegangen waren, war auch die Lage der Gothen äußerst gefährdet; alle Folgen davon waren leicht vorauszusehen. Um diesen vorzubeugen, hatte Theodorich, bevor noch die Belagerung von Pavia begann, Abgeordnete nach Gallien gesandt, um bei den stammverwandten Westgothen Hülfe und Unterstützung zu suchen. In Toulouse herrschte damals Alarich, Eurichs Sohn. Theodorichs Abgesandten fanden bei ihm gute Aufnahme. Alles, was sie verlangten, ward ihnen gewährt; und das, Alarichs Vater vor ungefähr 20 Jahren, von König Widemir zugeführte Corps Ostgothen erhielt Befehl, sogleich aufzubrechen und

seinen bedrängten Landsleuten in Italien zu Hülfe zu eilen.

23. Um die Freundschaft und das gute Vernehmen zwischen ihm und den Westgothen in Gallien nie zu stören, hatte ihnen Odoaker, bald nach Antritt seiner Regierung, Alles, worauf die Römer in der Provence noch Anspruch zu machen hatten, freiwillig abgetreten. Nichts war ihm also unerwarteter, als die gewisse Nachricht von dem zwischen Theodorich und Alarich geschlossenen Bunde und der Ankunft eines gothischen Heeres aus Gallien auf den Grenzen von Italien. Alles hing jetzt davon ab, die Vereinigung beider Heere zu verhindern, zuerst mit weit überlegenen Streitmassen über das neu angekommene Hülfscorps herzufallen, es zu vernichten und dann wieder in die vorige Stellung zurückzukehren. Im Angesicht eines wachsamen Feindes war diese Aufgabe nicht sehr leicht. Odoaker sah dieses wohl ein; er brach daher ganz in der Stille bei Nachtzeit vor Pavia auf, ließ jedoch, um seine Bewegung zu maskiren, eine nicht ganz unbedeutende Truppenabtheilung in dem Lager zurück und zog dann mit dem Hauptheere seinen neuen Feinden entgegen. Aber, wie es scheint, war Odoaker über die Richtung, welche die Gothen ihrem Marsche gaben, schlecht berichtet; er verfehlte die rechten Wege, verlor mehrere Tagmärsche und die Vereinigung der gallischen Gothen mit dem Heere des Theodorich kam glücklich zu Stande.

24. Der ganze Feldzug bekam nun eine andere Gestalt; auch Theodorich ging jetzt in eine der Entscheidung entgegen eilende Offensive über. Die beiden großen Gegner hatten alle ihre Truppen zusammengezogen; sie hatten nicht nöthig, sich lange

aufzusuchen. An den Ufern der Adda nahm Odoaker eine Stellung und hier kam es nun auch bald zur dritten und diesmal wahrhaft entscheidenden Hauptschlacht. Auf seine gut gewählte Stellung zu viel vertrauend, erwartete Odoaker den Angriff der Gothen und verlor dadurch den Vortheil, der stets dem Angreifenden zu Theil wird. Wüthend stürzten Theodorichs Schaaren sich auf den Feind; fühlten aber bald, daß sie es mit Leuten zu thun hätten, die fest entschlossen wären, zu siegen oder zu sterben. In keinem der frühern Treffen ward so lange und mit solcher Hartnäckigkeit und leidenschaftlicher Erbitterung gefochten, als in der, Italiens Schicksal entscheidenden Schlacht an der Adda. An Zahl, Muth und kriegerischer Gewandheit übertraf keines der beiden Heere das andere; an Kriegskunde und persönlicher Tapferkeit keiner der beiden Feldherren den Andern. Aber Gott gibt den Sieg, wem Er will. Ein Corps Heruler, das bis jetzt mit Standhaftigkeit alle Angriffe der Gothen zurückgeschlagen hatte, wird plötzlich von panischem Schrecken ergriffen und zieht sich in Unordnung aus der Schlachtlinie heraus. Odoaker eilt herbei, stellt schnell die Ordnung wieder her und führt die Heruler auf das neue gegen den Feind. Aber die Gothen hatten schon diesen für sie günstigen Augenblick benutzt, und Odoakers Centrum durchbrochen. Die getrennten Flügel gerathen nun auch in Verwirrung, fangen an zu wanken und zu weichen, und bald erfolgt eine allgemeine Flucht. Der Anblick der fliehenden feindlichen Schaaren erhöhet den Muth der Gothen; sie fechten jetzt nicht mehr um den Sieg, sondern blos um den Ruhm des größten Antheils an demselben; vom Verfolgen der Feinde wollen sie gar nicht ablassen und auf eine Weite von zehn römischen Meilen ist die Erde mit

Todten und Verwundeten bedeckt. Odoaker floh nach Ravenna. Mit der Vorsicht eines Feldherrn, der das wechselnde Schicksal der Schlachten kennt, hatte er, im Falle eines Unglückes, Ravenna zum allgemeinen Sammelplatz bestimmt. Was also von seinem Heere dem Schwert der Gothen entrann, warf sich nun ebenfalls in die unbezwingliche Feste.

25. Ohne zu zögern, rückt Theodorich mit seinem ganzen Heere vor Ravenna, schlägt bei dem Orte Pinaja sein Lager auf und eine, in der Kriegsgeschichte höchst merkwürdige, beinahe 3 Jahre dauernde Belagerung nimmt nun ihren Anfang.

26. Durch trefflich angelegte Festungswerke geschützt, und mit Mund- und Kriegsbedürfnissen auf lange Zeit hinreichend versehen, hatte Ravenna auch überdieß noch sehr weitschichtige, starke Verschanzungen, welche der Feind vorher noch gewinnen mußte, bevor er an die eigentliche Belagerung der Stadt denken durfte. Endlich lagen auch einige Kriegsfahrzeuge in dem Hafen und in dem äußersten Fall bot also die offene See dem bisherigen König von Italien ein sicheres Mittel wenigstens zur Rettung seiner eigenen Person. Aber Odoaker war ein Theodorichs Waffen würdiger Gegner; er fühlte sich zwar besiegt, aber noch lange nicht überwunden. Keine Gefahr, keine Beschwerlichkeit scheuend, hatte er, gleich einem Homerischen Helden, nun unaufhörlich die Waffen in der Hand, wagte einen Ausfall nach dem andern, zerstörte die Arbeiten der Belagerer, tödtete ihnen viele Leute, verbrannte einigemal alle ihre aufgehäuften Vorräthe und ließ ihnen keinen Augenblick, weder bei Tage noch bei Nacht, mehr Ruhe. Besonders merkwürdig, und den Gothen Verderben drohend, war der Ausfall in der Nacht vom 14. auf den 15. Juli

491. An der Spitze einer zahlreichen, von dem Muthe ihres Anführers beseelten Schaar war Odoaker schon in das gothische Lager gedrungen; sein Schwert hatte eine furchtbare Niederlage unter den Gothen angerichtet, und Levila, der unerschrockene Anführer der Heruler, war mit einem Theile der Seinigen selbst dem Zelte des Königes schon ganz nahe. Aber die schützende Hand der Vorsehung wachte über Theodorich. Zwei Haufen von Odoakers Leuten stießen aufeinander und hielten bei der Dunkelheit der Nacht sich beiderseits für Feinde. An diesem unglücklichen Zufalle scheitert jetzt das ganze kühne Wagestück. Odoaker wird zum Rückzug gezwungen, und der tapfere Levila, bei dem Uebergang über einen kleinen Fluß, mit einem Wurfspieß getödtet; aber die Gothen hatten einen größern Verlust an Todten und Verwundeten, als sie kaum nach einer verlornen Feldschlacht würden gehabt haben.

27. Bei allem dem verstärkte Theodorich sein Heer beinahe mit jedem Tage; denn da das Glück ihm zur Seite stand, Wind und Wetter ihm günstig waren: so fanden auch die Barbaren in Italien wie in Gallien sich zahlreich bei seinen Fahnen ein. Indessen machten die Gothen vor Ravenna doch immer nur unbedeutende Fortschritte. Theodorich, wohl einsehend, daß die Belagerung sich noch sehr in die Länge ziehen könnte, ließ sein Lager und alle Zugänge zu der Stadt stark verschanzen, und nahm dann einen Theil seines Heeres, mit welchem er in Italien umherzog, um auch die übrigen Städte, in welchen noch feindliche Besatzung lag, sich zu unterwerfen. Nirgends fand jetzt Theodorich mehr Widerstand; nur Cäsena mußte er erstürmen; alle übrigen Städte öffneten von selbst ihre Thore; und in wenig Monaten huldigte ganz Italien, von den julischen

Alpen bis an die Meerenge von Sicilien, dem glücklichen Sieger.

28. Theodorich kehrte hierauf wieder in das Lager von Ravenna zurück. Offenbar war es mehr eine Blokade als eigentliche Belagerung. Aber das Eine wie das Andere hatte selbst den Gothen nun schon viel zu lange gedauert und durch die, alle Beschreibung übersteigenden und jetzt schon in das dritte Jahr dauernden Beschwerlichkeiten ganz abgemattet, wünschten sie allgemein, daß die Stadt durch irgend eine gütliche Uebereinkunft möchte gewonnen werden. Auf der andern Seite war auch in Ravenna des Elendes nicht wenig; der Scheffel Waizen kostete schon sechs Goldstücke und im Namen der unglücklichen Einwohner drang Johannes, Erzbischof von Ravenna, täglich mit Bitten in den Odoaker, daß er sich doch der Stadt erbarmen, ihren Leiden ein Ende machen und seinem Gegner zu einem Vergleich die Hände reichen möchte. Diesen anhaltenden Bitten gab Odoaker endlich nach. Der Erzbischof ward mit Friedensanträgen in das gothische Lager gesandt und in wenigen Tagen kam ein Vertrag zu Stande, welchem zu Folge die feindlichen Könige, ihren bisherigen Zwist völlig vergessend, forthin gemeinschaftlich und mit gleicher und ungetheilter Macht die Provinzen Italiens beherrschen sollten. Dieser Vertrag, von beiden Theilen beschworen, ward am 27. Februar 493 unterzeichnet. Odoaker schickte seinen Sohn als Geisel zu den Gothen und Theodorich hielt am 5. März seinen triumphirenden Einzug in Ravenna.

29. Leider war der Vertrag von kurzer Dauer; und auch der sonst so großmüthige Theodorich ward jetzt ebenfalls ein warnendes Beispiel; wie leicht Ehrgeiz und Herrschsucht selbst eine edle Seele zu Frevelthaten

hinreissen können. Wenige Tage nach seinem Einzug ließ Theodorich den Odoaker zur Tafel einladen. Als dieser gekommen war, schlug jener einen kleinen Spaziergang vor der Tafel in dem Garten des Palastes vor. Der Geladene nahm den Vorschlag an. Gleich Freunden, wandelten beide Könige durch die herrlichen, von Kunst und Natur geschaffenen Anlagen des Gartens; aber kaum hatten sie einen ungemein anmuthigen Lorberhain betreten, als darin versteckte Trabanten von allen Seiten hervorbrachen und den Odoaker unter den Augen Theodorichs ermordeten. Der edle Liberius, der den Odoaker auf diesem unglücklichen Spaziergang begleitete, zog das Schwert, warf sich den Mördern entgegen und vertheidigte bis zum letzten Augenblick das Leben seines Herrn. Geheime Befehle waren ausgefertigt worden, und in der nämlichen Stunde, in welcher Odoaker fiel, wurden auch dessen Anverwandte und mehrere andere aus seiner nächsten Umgebung ermordet. Onoulph, Odoakers Bruder, rettete sich durch schleunige Flucht und erreichte glücklich die Länder jenseits der Donau.

30. Als die Gräuelthat geschehen war, ward gesagt, Odoaker habe den Theodorich ermorden wollen, und dieser, von der Verschwörung gegen sein Leben bei Zeiten benachrichtiget, sey jenem nur zuvorgekommen. Da die Todten sich nicht verantworten können, und ohnehin auch ein Eroberer, dem hundert tausend Krieger zu Gebote stehen, nie Unrecht haben kann; so ward die Beschuldigung geglaubt und dem Himmel noch gedankt, daß er Theodorich geschützt und zum Besten Italiens und der Menschheit dessen Leben erhalten habe.

31. Sicilien, welches die Vandalen an den

Odoaker abgetreten hatten, zeigte einige Lust, sich der Herrschaft des Eroberers zu entziehen. Um die Widerstrebenden durch Waffengewalt sich zu unterwerfen, ließ Theodorich ein ansehnliches Corps Gothen gegen die Meerenge vorrücken und gab Befehl, die zur Ueberfahrt nöthigen Schiffe in Bereitschaft zu halten. Aber der, bald darauf von Theodorich zum Minister erhobene und in dieser Stelle nachher so berühmt gewordene Cassiodorus, welcher einer der größten Grundeigenthümer in Unteritalien war, trat als Vermittler auf, beredete die Sicilianer, dem neuen Könige von Italien zu huldigen und erhielt zur Belohnung dafür die Statthalterschaft von Brutien und Lucanien.

32. Gleich nach der Besitznahme von Ravenna ließ Theodorich, ohne Wissen des Kaisers, sich zum König von Italien ausrufen; schickte aber gleich darauf einen Gesandten nach Constantinopel, ließ seines eigenmächtigen Verfahrens wegen bei dem Kaiser einige Entschuldigungen machen und bat um dessen Bestätigung in der neuen Würde. Anastasius zögerte lange mit seiner Einwilligung und es bedurfte noch mehrerer Unterhandlungen, bis endlich nach ein paar Jahren aus Constantinopel die kaiserliche Bestätigung erfolgte.

XXIV.

1. Bisher sahen wir in Theodorich stets nur den Helden und glücklichen Eroberer; aber nach der Unterwerfung Siciliens hatte er Seelengröße genug, um in der Blüthe seines Alters und mitten im Lauf seiner Siege und seines Glückes das Schwert in die Scheide zu stecken, und wir haben in Zu-

kunst in ihm blos einen Regenten zu bewundern, der, weit hervorragend über sein Zeitalter, eine vier und dreißigjährige Regierung *) gänzlich dem Wohl seiner Völker weihet, für die Ruhe im Westen nicht minder besorgt ist, wie für das Glück und den Wohlstand Italiens, und durch den Schrecken und die Ehrfurcht, die sein Namen einflößt, der geehrte und zugleich gefürchtete Vermittler aller neu errichteten Reiche von Europa wird. Von jetzt an erscheint Theodorich nie mehr an der Spitze seiner Heere. Kriege hatte er wenige mehr zu führen. Um die Uebermacht zu zügeln und die Ohnmacht zu schützen, bedurfte es jedoch bisweilen nachdrucksvoller, von ferne drohender kriegerischer Demonstrationen. In solchen Fällen sandte er alsdann seine Unterfeldherren; leitete aber stets selbst aus seinem Kabinette ihre Operationen mit gewohnter Vorsicht und Kriegskunde.

2. Gleich den mehrsten der letzten Beherrscher Italiens wählte auch Theodorich Ravenna zu seinem Sitze. Nur wenn Kriege unter den benachbarten Staaten die Ruhe von Italien bedroheten, begab er sich auf kurze Zeit nach Verona, theils um dem Schauplatze der Ereignisse näher zu seyn, theils auch um, im Falle eines Bruches, Oberitalien gegen die Anfälle der Barbaren desto kräftiger zu schützen.

3. Seine gothische Nationaltracht vertauschte Theodorich gegen purpurne und römische Gewänder, schmückte sich mit den Insignien seiner königlichen Würde, ordnete seinen Hof nach dem Mu-

*) Wovon jedoch, wie wir bald sehen werden, die letzten paar Jahre leider eine traurige Ausnahme machten.

ster jenes von Constantinopel, und alle Fremden, wovon stets eine große Anzahl selbst aus den entferntesten Ländern sich in Ravenna befanden, bewunderten eben so sehr die Urbanität und herablassende Höflichkeit des Königes, als die wahrhaft orientalische, jedoch mit römischer Eleganz verbundene Pracht seines Hofes.

4. Zum Gesetzgeber fühlte Theodorich in sich keinen Beruf; denn er hatte eine zu hohe Achtung für die bestehenden römischen Gesetze, als daß er den vorhandenen schon ziemlich bedeutenden Vorrath mit einem Wust neuer Gesetze hätte vermehren wollen. In allen seinen Briefen und Befehlen, aus welchen Cassiodors fünf erste Bücher bestehen, wird den Richtern und obrigkeitlichen Personen in den Städten und Provinzen nichts so nachdrücklich empfohlen, als Achtung und genaue Befolgung der römischen Gesetze; diesen waren selbst die Gothen, wenn sie unter Römern wohnten, unterworfen; denn obschon er jenen im Ganzen genommen ihre eigenen Gesetze oder Gebräuche ließ, so standen sie doch in allen, auf das öffentliche oder Privateigenthum sich beziehenden Fällen: als Erbfolge, Vermächtnisse, Verträge, Adoptionen 2c. unter der Herrschaft des römischen Gesetzes; und alle Streitigkeiten und Prozesse zwischen einem Gothen und Römer wurden ohnehin blos nach dem römischen Recht entschieden. Aber nicht nur die römischen Gesetze erhielt Theodorich aufrecht; auch die ganze römische Regierungsverfassung behielt er bei, dieselbe Eintheilung der Provinzen, die nämlichen Würden und Aemter, dieselben Benennungen der Beamten, wie überhaupt die ganze ehemalige Hierarchie in der höhern und niedern Verwaltung. Wir finden daher nach wie vor noch immer den Präfektus Prätorio, den Präfekt

von Rom, den Quästor, Magister Officiorum, die öffentlichen und Privatschatzmeister ꝛc. und in den Provinzen die Consulares, Correktores und Präsides; und nur darin, wie Grotius bemerkt, übertraf Theodorichs Einsicht noch die römische Staatsweisheit, daß er auch in allen kleineren Städten und Flecken Männer von tadellosem Wandel und allgemein bekanntem guten Rufe als Richter anstellte, welche alle, Person oder Eigenthum betreffende Streitigkeiten in dem ihnen angewiesenen kleinen Bezirke zu entscheiden hatten, und von deren Spruch nur in den durch das Gesetz bestimmten Fällen an den entlegeneren, höhern Richter durfte appellirt werden. Für die Einwohner in den Provinzen, die einer Rechtssache wegen, bisher oft aus den entferntesten Gegenden, mit großen Unkosten in die Hauptstadt reisen, und mit einem nicht minder schmerzhaften Zeitverlust mehrere Tage oft Wochen allda verweilen mußten, war dieß eine Wohlthat, welche ganz Italien und alle, Theodorichs Reiche einverleibten Länder dankbar erkannten.

5. Weil Theodorich selbst Verdienste hatte, weil selbst tugendhaft, religiös und rein in seinen Sitten, ehrte er auch fremdes Verdienst und hatte Achtung für Religion, Tugend und Sitte. Daher ertheilte er dem Cassiodor, einem der edelsten und gelehrtesten Römer, die Würde eines Comes, Consuls, Präfektus Prätorio, erhob ihn in den Patricier-Stand und machte ihn zu seinem vertrautesten Rathgeber, das ist in dem eigentlichen Sinne des Wortes, zu seinem ihm dienenden Gehülfen in der Regierung (Minister) *).

*) Einige Jahre nach Amalasuntha's, Theodorichs Tochter Tod, zog Cassiodor vom Hofe und der Welt sich zurück, ward Mönch, und lebte, blos dem Gebete und Betrach-

6. Theodorichs ganze innere Verwaltung hatte keinen andern Zweck, als das Glück seiner Unterthanen; alle Segnungen des Friedens wollte er seinen Völkern verschaffen; unter seinem Scepter sollte ein neues Italien wieder aufblühen. Thätig und wirksam kam diesem edeln Streben Alles entgegen, was nur immer Rom und Italien noch Großes und Gediegenes an Männern hatte: Cassiodor, Boëtius, Symmachus, Ovidius, Liberius und noch andere Römer von nicht minderm gediegenem Gehalt; und Theodorich hatte noch nicht volle zehn Jahre geherrscht, als unter seiner beglückenden Regierung schon alle Städte und Provinzen Italiens eine ganz andere Gestalt gewonnen hatten. Der Ackerbau war auf das neue belebt, die Loskaufung der von den Burgundern in dem letzten Kriege hinweggeführten Gefangenen hatte ihm viele tausend fleißige Hände wieder geschenkt. Eine längst nicht mehr gekannte Regsamkeit zeigte sich im Handel und jedem Zweige städtischer Industrie. Alle mercantilische Verbindungen zu Wasser und zu Lande waren wieder hergestellt und von allen jenen lästigen Zöllen, Visitationen und andern Hemmungen befreit, womit eine auch damals schon bekannte, mit dem

tungen sich überlassend, noch viele Jahre. — Das so oft und überall sich wiederholende Beispiel großer und geistvoller Männer, welche die Welt in allen ihren Verhältnissen, das Leben in allen seinen bunten Scenen mehr als andere kennen gelernt hatten, und nachher in einer einsamen klösterlichen Zelle, die Ruhe ihrer Seele, den Frieden ihres Herzens und das Ziel ihrer Wünsche suchten und auch fanden: dieß Beispiel sollte doch wenigstens nur um etwas die crassen Vorurtheile vermindern, welche so viele Leute aus allen Ständen, aber vorzüglich die Gegner unserer Religion, gegen klösterliche Institute noch immer haben, und besonders jetzt noch unaufhörlich und recht geflissentlich immer mehr zu nähren und zu verbreiten sich bestreben.

Bürger jeden gewonnenen Groschen sogleich theilen wollende Finanzkunst sie beinahe überall zu beschweren sich ein Verdienst macht. Hundert, theils größere, theils kleinere, auf Theodorichs Befehl erbauete und in den Häfen Italiens zweckmäßig vertheilte Kriegsfahrzeuge schützten den Küstenhandel und die Schifffahrt in dem adriatischen und mittelländischen Meere. In allen großen Städten herrschten Ordnung, Ueberfluß und Wohlfeilheit der Lebensmittel und die öffentlichen Lustbarkeiten, obgleich nur matte Nachahmungen der römischen Spiele unter den Cäsaren, gaben ein täuschendes Bild von dem nun unter Theodorichs Regierung zurückgekehrten ehemaligen Luxus und Wohlstand von Italien *).

7. Bei freiem Geist und voller Kraft kann der natürliche Kunstsinn nicht ermangeln, nur entwickeln müssen ihn die Umstände. Als Theodorich nach einer siebenjährigen Regierung zum erstenmale als König von Italien nach Rom kam und das Volk und der Senat ihn als einen zweiten Trajan begrüßte, ward

---

*) In gewöhnlichen guten Jahren galt, unter Theodorichs Regierung, ein Malter Waizen in Italien, nach unserm jetzigen Gelde ungefähr einen Reichsthaler und ein großes Maaß Wein nicht gar $1^1/_2$ Kreuzer. — Da es jedoch glücklicher Weise in jenen Zeiten noch keine Physiokraten und rationelle Nationalöconomisten gab, mithin die sogenannte Evidenz der Vernunft den gehäuften Erfahrungen vieler Jahrhunderte nicht vorgezogen ward; so ließ auch Theodorich in Mißjahren die Getraide-Ausfuhr verbieten und überdieß noch einen Verkaufspreis festsetzen, der, indem er dem Landmann einen erhöheten Gewinn zusicherte, doch auch die übrigen Classen der Staatsgesellschaft gegen den Geist des Wuchers und schändlicher Speculation, folglich gegen unverhältnißmäßige Theurung oder gar drückenden Mangel schützte.

er von den Ueberbleibseln römischer und griechischer Kunst bezaubert; diese wie alle andere Denkmäler der ehemaligen Größe Roms nahm er in seinen besondern Schutz, erließ drohende Edikte gegen jene, welche sie in Zukunft verwahrlosen, verstümmeln oder berauben würden und wieß zu deren Erhaltung und Ausbesserung eine jährliche Summe von 1500 Pfund Gold nebst fünf und zwanzig tausend Ziegelsteinen an. Besondere Beamten wurden angestellt, um über der Vollziehung der königlichen Befehle zu wachen, und geschickte Baumeister besoldet, denen die nöthig erachteten Reparaturen konnten anvertraut werden. — Verona, Pavia, Spoleto, Neapel und alle übrigen größern Städte Italiens wurden von ihm verschönert und mit öffentlichen Gebäuden, neuen Kirchen, Palästen, Bädern, Säulengängen 2c. geziert.

8. Obschon der Wissenschaften, ja selbst des Schreibens unkundig, war Theodorich doch, aus natürlichem Gefühl des Schönen und Edeln, den Künsten und Wissenschaften nicht abhold. Seine Sorgfalt umfaßte daher auch alle römische Erziehungs- und wissenschaftliche Bildungsanstalten. Oeffentliche Lehrer wurden geziemend geehrt und gut besoldet, und in seinen Briefen an seine Verwandten, die fremden Könige, zeigte er oft einen edeln Stolz, über ein Volk zu herrschen, das so viele Gelehrten, Astronomen, Mechaniker und andere ausgezeichnete Künstler aufzuweisen habe. Aber bei allem dem sah er es doch gar nicht gerne, wenn gothische Kinder römische Schulen besuchten, und theils im Scherz theils in vollem Ernste wiederholte er seinen Gothen oft die Bemerkung, daß derjenige, welcher als Kind gewohnt gewesen wäre, die Ruthe des Schullehrers zu fürchten, auch als

Jüngling und Mann nie dem feindlichen Schwert kühn entgegen blicken werde. Indessen war dieß eine Maxime, die blos seine eigenen, in mancher Hinsicht sehr schwierigen politischen Verhältnisse, und nicht rohe Verachtung der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Unterrichts, ihm in den Mund legten.

9. Nicht blos über die Körper, auch über die Herzen seiner neuen Unterthanen wollte Theodorich herrschen; aber indem er die Liebe der Römer und Italiener zu gewinnen suchte, mußte er zugleich nicht minder besorgt seyn, sich ebenfalls der Zuneigung und fernern treuen Anhänglichkeit seiner Gothen zu versichern. Es war nicht leicht, beides mit einer zu vereinigen; was die Sache unmöglich zu machen schien, war die neue Ländervertheilung. Mit Hülfe des tugendhaften und einsichtsvollen Cassiodors löste Theodorich jedoch glücklich die schwerste aller Aufgaben. Unstreitig war nichts billiger, als daß der König seinen Gothen die, im Vertrauen auf sein Glück und seine Großmuth ihm gefolget waren, den heimischen Boden verlassen, und seit vier Jahren jede Mühseligkeit und jedes widrige Geschick mit ihm getheilt hatten, nun auch die Früchte seiner und ihrer Siege genießen ließ. Eine neue Ländervertheilung von mehr als einem Drittel aller Ländereien Italiens unter die Gothen, war also eine von einer imperiösen Nothwendigkeit durchaus gebotene Maßregel. Aber auf der andern Seite war auch ein solcher Eingriff in fremdes Eigenthum wenig geeignet, diejenigen zu gewinnen, die so schwere Opfer jetzt bringen mußten. Theodorichs weiser Minister wußte indessen diese gewaltsame Staatsoperation mit einer solchen berechnenden Klugheit und zarten Schonung zu leiten, daß sie

theils so wenig als möglich für die Römer drückend ward, theils auch deren Interesse mit jenem ihrer Gäste *) noch enger verband. Die Ländereien, welche Odoaker den barbarischen Bundesgenossen vor 14 Jahren gegeben hatte, und die nun diesen wieder entrissen wurden, waren ohnehin beinahe schon hinreichend, die Gothen zu befriedigen, und endlich fanden auch die Römer in den durch Theodorichs Großmuth verminderten Steuern, so wie in den vielen unbebauten Strecken, die sie um ungemein geringe Preise zu ihrem Eigenthum machen konnten, ebenfalls wieder einen nicht unbedeutenden Ersatz für ihren Verlust.

10. Die Römer und Italiener betrachtete Theodorich als den industriellen Theil seines Reiches, und als die eigentlichen Staatsbürger nach allen Klassen, in welche dieselben vermöge des innern Organismus des Staates gewöhnlich geordnet sind; die Gothen aber als sein stehendes Heer, welches, nach den fünfzehn Regionen Italiens, über die Oberfläche desselben vertheilt, Italien gleichsam nur zu seinem Lager hatte. Die Erstern gewann er dadurch, daß er die freie Wirksamkeit eines jeden in der für ihn geeigneten Sphäre nach allen Kräften beförderte. Dem römischen Adel z. B., dessen größter Theil ohnehin große Grundeigenthümer waren, ertheilte er Würden, Titel und Staatsämter und zeichnete ihn durch die Ehre, die er ihm erwieß, vor allen übrigen Ständen aus.

*) Um das Harte der Maßregel unter einem mildernden Ausdruck zu verschleiern, nannte man einen Gothen, welchem ein Römer einen Theil seines Grundeigenthums abtreten mußte, den Gast eben dieses Römers. Natürlich mußte ein solcher Gast, weil ungebeten, gewöhnlich höchst unwillkommen seyn.

Dem Landmanne und Bürgerstande aber verhalf er, indem er dessen Person und Eigenthum schützte, über schnelle und strenge Verwaltung der Gerechtigkeit wachte und alle, die Thätigkeit industrieller Kräfte hemmende Hindernisse zu entfernen suchte, nach und nach zu einem Wohlstande, dessen weder er noch seine Voraltern unter irgend einer der vorhergehenden Regierungen sich seit langer Zeit zu erfreuen gehabt hatten.

11. Um diese wohlthätigen Zwecke zu erreichen, mußte Theodorich der natürlichen Wildheit seiner noch rohen Gothen, besonders den Ausbrüchen des Stolzes, welche der Sieger gegen den Besiegten sich so gerne erlaubt, so viel möglich Einhalt thun. Der Ertrag des Grundstückes, das jedem Gothen zugetheilt worden war, und den er von demjenigen erhielt, der es bauete *), war auch dessen Sold, wofür er auf den ersten Ruf seines Feldherrn zu den Waffen greifen und dessen Fahnen folgen mußte. Ungewöhnliche Dienstleistungen in Friedenszeiten wurden ihm durch Geld oder ein Geschenk an Viktualien vergütet. Aber nur mit Widerwillen unterwarfen sich die Gothen der vom König eingeführten Mannszucht. Um sich also die Gemüther dadurch nicht zu sehr zu entfremden, unterhielt Theodorich unter ihnen stets und ununterbrochen ein lebendiges Bild des Krieges. Waffenübungen, denen der König oft beiwohnte, wurden häufig angestellt. Jedes Jahr ward eine große allgemeine Musterung gehalten, wobei Theodorich, als ihr ihnen schon be-

*) Die Gothen trieben nicht gerne Ackerbau und der Römer, der ein Grundstück an sie hatte abtreten müssen, ward gewöhnlich der Pächter seines ehemaligen und nun an einen Gothen abgetretenen Grundstückes.

kannter ruhmvoller Anführer in gothischer National-tracht erschien, mit der größten Leutseligkeit sich zu jedem Einzelnen herabließ, durch Belohnungen, Geschenke, Beförderungen und mancherlei Auszeichnungen Alle ermunterte, und so ihrer Liebe, ihrer Folgsamkeit und Treue sich jedesmal auf das neue wieder versicherte. Freilich konnte der König nicht gerade immer alle Excesse seiner Gothen gegen die Eingebornen verhindern; aber dann ward auch gewöhnlich der Schuldige bestrafet und, wo dieß gebietender Verhältnisse wegen nicht geschehen konnte, der Gekränkte wenigstens hinreichend entschädiget; und eine vier und dreißigjährige, durch keinen Aufstand, keine innere Unruhe gestörte friedliche Regierung, während welcher ganz Italien auf das neue wieder auflebte, ist der sprechendste Beweis von Theodorichs Weisheit, menschenfreundlichen Grundsätzen und seiner auf richtiger Beurtheilung des Menschen und des Bodens beruhenden Verwaltungskunst *).

12. In Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten war Erhaltung des Friedens, und wo möglich eines allgemeinen Friedens in Westen,

*) Ueber Alles, was in diesem und den vorhergehenden Paragraphen gesagt worden, findet man sehr belehrenden, vollständigen Unterricht bei Cassiodor, dessen gesammelte Briefe sehr kostbare Urkunden sind, aus denen der Geist und das System von Theoderichs Verwaltung recht lebendig hervortreten. Es ist uns unbegreiflich, wie Gibbon sich ein so absprechendes Urtheil darüber hat erlauben können; aber wahrscheinlich erinnerte sich derselbe, daß Cassiodor auch ein kirchlicher Schriftsteller war, und zuletzt gar noch Mönch ward; und diese beiden Umstände waren hinreichend, ihn über die kanzlei-mäßigen Formen, woran es freilich in Cassiodor's Briefen nicht fehlt

Theodorichs leitendes Prinzip. Ihm gebührt der Ruhm, die jeden Verstand so klar ansprechende, wohlthätige Idee eines unter den Mächten zu errichtenden Gleichgewichts vollkommen richtig aufgefaßt und in Anwendung gebracht zu haben. Durch Heirathen knüpfte er mit den mächtigsten, damals herrschenden Königen Familienverbindungen an. Er selbst war in erster Ehe mit einer fränkischen Prinzessin vermählt gewesen; und seine Schwester, seine beiden Töchter und eine Nichte verheirathete er an die Könige der Westgothen, Burgunder, Vandalen und Thüringer. Diese zärteren Familienverhältnisse in Verbindung mit der Glorie seines Namens, mit dem Glanz, den seine frühern vielen Siege noch immer auf ihn zurückstrahlten und endlich mit dem Vertrauen, das seine in Beherrschung eines großen Reiches sich überall beurkunde Weisheit und Staatsklugheit einflößten, machten ihn zum natürlichen Obmann aller jener, an Alter, Erfahrung Macht und Größe weit unter ihm stehenden Monarchen. Mit einer Art von Ehrerbietung wurden seine Ermahnungen und Erinnerungen gehört, oft auch befolgt; und wo dieß letztere nicht der Fall war, da waren einige kriegerische Demonstrationen, die er machen ließ, hinreichend, um Alle sogleich wieder in

---

so übler Laune zu machen, daß er den Charakter und großen Werth derselben ganz verkannte. Wenn übrigens Cassiodor in diesen Briefen den König, in dessen Namen sie geschrieben sind, oft z. B. über das Färben des Purpurs, über Uhren oder andere mechanische Künste, denjenigen an die sie gerichtet sind, einen Unterricht ertheilen läßt, wie heute zu Tage kaum ein Direktor irgend einer polytechnischen Schule ihn zu ertheilen im Stande seyn möchte: so darf man immer, wenn man will, über dergleichen Dinge lächeln; jedoch auch dabei nicht vergessen, daß es wenigstens immer sehr schätzbare Beiträge zur Statistik und Länderkunde jener Zeiten sind.

die Schranken der Mäßigung zurückzuführen. Als z. B. Theodorich seinen Schwiegersohn Alarich; den jungen König der Westgothen, fruchtlos gewarnt hatte, den eroberungssüchtigen Chlodowig nicht zu reizen und jener in der Schlacht bei Vironne gefallen war, und die siegenden Franken nun alles Land bis an die Pyrenäen und die Rhone besetzen wollten; ließ Theodorich sogleich eines seiner Heere bis Arles vorrücken. Diese drohende Stellung hemmte die weitern Fortschritte des Eroberers, und ohne das Schwert selbst zu ziehen, rettete Theodorich seinem Enkel Amalarich einen Theil des väterlichen Reiches. Uebrigens wußte er sehr wohl eigenes Interesse von fremdem zu scheiden; da aber größtentheils das Gesammtinteresse des Abendlandes mit jenem verbunden war; so erlaubte er sich auch da, wo eigenes und fremdes Interesse unvereinbar waren, das Letztere dem Erstern dienend zu unterwerfen. Daher die Besetzung einiger burgundischen Distrikte nach dem Fall des unglücklichen Sigismunds von Burgund. Uebrigens beurkundet nichts besser Theodorichs auf die damalige Lage wohl berechnete Politik, als daß Er, dessen Reich sich von den Ufern der Donau bis an das Vorgebirge Passaro *), und von Sirmich bis an das atlantische Meer erstreckte, mitten unter kriegerischen barbarischen Völkern und ehrgeizigen Königen, dennoch, ohne auch nur ein einzigesmal in einen eigentlichen Krieg verwickelt zu werden, vier und dreißig Jahre hindurch gefürchtet und geachtet herrschte.

13. In dem arianischen Wahn erzogen, hing Theodorich aus Unwissenheit, vielleicht selbst aus sträflicher Unwissenheit, der Ketzerei seiner Väter an. Aber demungeachtet legte er nie eine frevelnde Hand

*) Das äußerste Vorgebirge Siciliens in Südosten.

an das geheiligte Erbe des Herrn *). Seine Mutter ehrte und liebte er deswegen nicht weniger, weil sie sich zu der wahren Lehre bekannte, und einige seiner gothischen Großen, die der katholischen Kirche angehörten, verloren dadurch nicht das Mindeste in seiner königlichen Gunst. Den heiligen Bischöfen Epiphanius und Cäsarius von Pavia und Arles gab er vielfältige Beweise seiner hohen Achtung. An dem Grabe der heiligen Apostel legte er selbst sehr reiche Opfer nieder, und so oft ein Geistlicher vor ihm erschien, fand derselbe stets ehrenvolle Aufnahme. Kurz die Kirche und ihre Diener wurden geehrt, ihre Güter und Immunitäten geschützt und aufrecht erhalten, der öffentliche Gottesdienst mit geziemendem Pomp und Pracht umgeben, und die Katholiken fühlten nicht, daß sie einen Arianer zum Oberherrn hatten.

14. Schade, daß einem so glorreichen, thatenvollen Leben nicht die letzten Jahre desselben entsprachen. Schwarzer Argwohn vergiftete Theodorichs Herz. Er ward Tyrann, unterdrückte die Kirche, warf sogar das Oberhaupt derselben in einen schmählichen Kerker, und befleckte das Ende seiner bisher ruhmvollen Laufbahn durch Härte, Grausamkeit und unschuldig vergossenes Blut.

15. Theodorich starb in dem 71sten Jahre seines Alters. Den physischen Kräften seines ohnehin stark constituirten Körperbaues nach, hätte er vielleicht noch mehrere Jahre leben mögen. Aber wie es scheint — und selbst die Art seines Todes berechtiget zu dieser Vermuthung — verminderte Gott die Zahl seiner Jahre; denn hätte er länger gelebt; so würde er

*) Von der leidigen Beschränkung, unter welcher dieses verstanden werden muß, wird sogleich die Rede seyn.

allem Ansehen nach einer der grausamsten Verfolger unserer heiligen Kirche und der Bekenner ihrer göttlichen Lehren geworden seyn; und man sagt, daß er kurz vor seinem Tode schon mit dem Gedanken umgegangen sey, durch ein förmliches Edikt das Bekenntniß und die Ausübung der katholischen Religion in dem ganzen Umfange seines Reiches zu verbieten. — Was die Welt zu geben vermag, hatte Theodorich genossen: Sieg, Ruhm, Macht, Reichthum und lange Herrschaft. Möge Er, als des Ewigen Wage ihn wägte, doch ja nicht zu leicht darauf gefunden worden seyn*)!

XXV.

1. Seit dem Jahre 463 herrschte Childerich über die salischen Franken in Belgien **). Er hatte seinen

*) Da wir hier den Beruf nicht hatten, die Specialgeschichte von Theodorichs Regierung zu schreiben, so konnten wir uns auch nirgends in ein näheres Detail einlassen. Wir werden aber im Verfolge der fränkischen Geschichte, obgleich erst in dem folgenden Bande, noch einigemal auf Theodorich zurückkommen, und dann noch manchen Zug aus seinem Privat- und Regentenleben und besonders die merkwürdigen letzten Augenblicke seines Lebens in unsere Erzählung einzuflechten Gelegenheit haben.

**) Unser vorzüglichster, oft ausschließlicher Führer ist jetzt der Vater der französischen Geschichte, der heilige Gregor von Tours. Nebst diesem sind es auch noch der Verfasser der Gesta Francorum, Fredegar und Hincmar, welche, obgleich etwas weniger zuverlässig, als der Bischof von Tours, bisweilen doch Umstände berichten, die dieser mit Stillschweigen übergeht, und doch von der Art sind, daß dessen Stillschweigen die übereinstimmenden Zeugnisse der Andern nicht zu entkräften vermag. — Von den Neuern sind vorzüglich zu empfehlen:

Sitz zu Tournai und focht mit vielem Glück gegen die Westgothen, Sachsen und Allemannen, ohne jedoch die ziemlich engen Grenzen seines Reiches dadurch zu erweitern. Im dritten Jahre nach seiner Rückkehr aus Thüringen, kam auch Basina, die Ge-

---

Mascov's Geschichte der Deutschen, besonders in Beziehung auf Alles, was die Allemannen betrifft, und dann Schlosser's, in wenigen Zeilen oft ungemein viel gründlich und tief Gedachtes enthaltende Weltgeschichte, die mehr, wie irgend eine andere, zu weiterm Forschen einladet, und dasselbe auch durch ihre, stets von ungewöhnlichem kritischem Scharfsinn zeugende Angabe der Quellen nicht wenig erleichtert. — **Dubos histoire critique de l'Etablissement de la Monarchie françoise dans les Gaules** verbreitet sehr viel Licht über Gregor von Tours und erklärt oft sehr scharfsinnig manche in in demselben vorkommende, dunkle oder einen scheinbaren Widerspruch mit sich führende Stelle. Zwar fehlt es bei Dubos bisweilen auch nicht an ziemlich seichtem Raisonnement und des Verfassers über alle Vorstellung gehende Redseligkeit und Weitschweifigkeit unterwerfen die Geduld des Lesers nicht selten einer sehr harten Prüfung; aber bei allem dem wird man doch auch oft durch belehrende Resultate gründlicher Forschung und einer sehr judiciösen Critik wieder hinreichend dafür entschädiget. — Auch die **Memoires de l'Academie des inscriptions** enthält über die älteste Geschichte der französischen Monarchie viele sehr lesenswerthe Abhandlungen, unter welchen wir für jetzt jene des Herzogs von Nivernois über Chlodowigs politisches System vorzüglich empfehlen zu müssen glauben. Nur ein in den verwickelten Geschäften des politischen Lebens so vielseitig gebildeter und geübter Staatsmann, wie Nivernois, konnte Chlodowigs Regierungssystem so richtig auffassen und zugleich so anschaulich darstellen, daß man zum Theil auch dadurch schon in Stand gesetzt wird, durch eine alsdann von selbst sich darbietende, ganz natürliche Combination, die vielen Fragen zu beantworten, die man, bei Lesung der alten wie neuern Geschichtschreiber der Regierungsperiode Chlodowigs, stets an sich selbst zu machen gezwungen ist.

mahlin des Basinus, Königes der Thüringer zu ihm nach Tournai. Während seines Aufenthaltes an dem Hofe des thüringischen Königes, wohin er, als seine Franken ihn vertrieben hatten, geflohen war, hatte Basina ihm viel Gutes erwiesen. Als er jetzt die Beweggründe von ihr zu wissen begehrte, warum sie ihren Gemahl verlassen und eine so weite und gefahrvolle Reise unternommen hätte; gab sie ihm zur Antwort: „Hätte ich auf der Welt einen noch schönern, kühnern und edlern Prinzen gewußt, so würde ich diesen selbst jenseits der Meere aufgesucht haben." — Diese Antwort schmeichelte der Eitelkeit des fränkischen Königes, und da Basina ohnehin ein schönes Weib war, so nahm Childerich sie zur Gemahlin. Eine Frucht dieser Verbindung war Chlodowig, der nun, in einem Alter von fünfzehn Jahren, im Jahre 481, seinem Vater in der Regierung folgte.

2. Dem jungen von Ehrgeiz und Eroberungssucht getriebenen fränkischen Fürsten waren die Grenzen des väterlichen Erbes viel zu enge; er dachte also frühzeitig daran, dieselben zu erweitern; und der feste, von einer eben so schlauen als grausamen Politik entworfene Plan, den er dabei vom Anfange bis an das Ende seiner blutigen Laufbahn befolgte, scheint so ziemlich zu beweisen, daß er gleich nach seiner Thronbesteigung mit nichts Geringerem umging, als ganz Gallien einst seiner Herrschaft zu unterwerfen.

3. Aus der Stadt und dem Sprengel von Soissons, und aus den letzten Ueberresten der ehemaligen römischen Besitzungen in dem zweiten Belgien, aus den Städten Rheims, Troyes, Beauvais, Amiens und deren Bezirken, hatte nach dem Untergang des weströmischen Reiches, Syagrius, ein Sohn des edeln Aegidius, einen eigenen Staat sich

gebildet, den er seit dem Tode des Vaters, mit der unbeschränkten Gewalt eines unabhängigen Souverains, unter dem Titel eines römischen Patriciers beherrschte. Syagrius war ein seines großen Vaters würdiger Sohn. Seine Verwaltung war weise und gerecht; besonders stand er bei den Barbaren in Gallien, bei den Franken und Burgundern in großem, wohl erworbenem Ansehen. Sehr oft wählten sie ihn daher zum Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten, brachten solche vor seinen Richterstuhl, und waren dann ungemein erfreut, wenn er ihnen in ihrer eigenen Sprache, welcher Syagrius vollkommen mächtig war, das Recht sprach, ihnen die Gründe seiner Entscheidung auseinander setzte und sie dann diese stets mit ihrem eigenen natürlichen Gefühl der Billigkeit so vollkommen übereinstimmend fanden. Aber dieses allgemeine Wohlwollen der Barbaren gegen den römischen Patricier erregte den Argwohn Chlodowigs; er glaubte befürchten zu müssen, daß Syagrius durch die hohe Achtung, in welcher er bei den Barbaren stand, sehr leicht auch ihm einst noch werden könnte, was dessen Vater Aegidius dem König Childerich gewesen war.

4. Aus einem Briefe des Sidonius an Syagrius, in welchem jener dem Patricier von Soissons, über dessen Talent, nicht nur die Sprachen der Barbaren so geläufig zu sprechen, sondern auch deren Gemüther zu sänftigen und zu gewinnen, sehr viel Schmeichelhaftes sagt und ihn den Amphion der Barbaren nennt, geht mit so ziemlicher Klarheit hervor, daß die in Gallien zerstreuten, unter der Herrschaft der Gothen, Burgunder und Franken wohnenden Römer wirklich auf die große Zuneigung der Barbaren gegen den Syagrius auch in politischer Hinsicht sehr große Hoffnungen setzten und schon von einer Wiederher-

Sid. L. 5. ep.

stellung der römischen Herrschaft in Gallien zu träumen anfingen. Des fränkischen Königes Besorgnisse waren demnach nicht ganz ungegründet, und da ohnehin Ehrgeiz und Eroberungssucht ihn spornten, so ward ein Krieg gegen Syagrius die erste Waffenthat des 20jährigen Chlodowigs.

5. Mit seinen salischen Franken allein, deren ganze waffenfähige, streitbare Mannschaft ihm kaum 4 bis 5000 Krieger stellen konnte, sah Clodowig wohl ein, daß er es mit dem Römer nicht aufnehmen könnte; er wandte sich also an zwei seiner Stammvettern, den Rachnagarius und Chararic, Könige zweier andern fränkischen Stämme, und bat sie um schleunige Hülfe. Als diese theils angekommen, theils um zu ihm zu stoßen, schon auf dem Marsch war, schickte er dem Syagrius einen förmlichen Fehdebrief, in welchem er ihn, nach Art späterer Ritterzeit, aufforderte, den Tag so wie den Platz zur Schlacht selbst zu bestimmen. Den ihm hingeworfenen Fehde-Handschuh hob Syagrius wie ein ächter Römer auf; Zeit und Ort werden bestimmt und es kömmt ungefähr 4 französische Meilen nordwärts von Soissons zu einer entscheidenden Schlacht *). Von den Begebenheiten dieses Tages hat die Geschichte nichts aufgezeichnet; aber wie es scheint, war das Heer des römischen Patriciers eine Mischung aus allen Nationen zusammengeraffter Miethlinge, während unter Chlodowigs Fahnen nur Franken fochten. Syagrius ward geschlagen und floh von dem Schlachtfelde nach Toulouse an den Hof des westgothischen Königes Alarich. Sobald Chlodowig den Ort erfahren hatte, wohin Syagrius geflohen war, ordnete er Gesandte

*) Bei der ehemaligen Abtei Nogent.

an Alarich und verlangte drohend die augenblickliche Auslieferung seines Feindes.

6. Zum Unglück für Syagrius war der tapfere und staatskluge Westgothenkönig Eurich in demselben Jahre gestorben; er fand also dessen Sohn Alarich, damals noch ein Kind, auf dem Thron; und die Westgothen, welche sich vor einem Kriege mit dem ganzen fränkischen Bunde fürchteten, waren feig genug, denjenigen, der um Schutz zu finden, zu ihnen gekommen war, den fränkischen Gesandten auszuliefern. Gebunden ward Syagrius in das fränkische Lager gebracht und Chlodowig ließ ihn, nachdem er sich bald darauf der Stadt Soissons bemächtiget hatte, heimlich in dem Gefängniß erdrosseln. Tournay hörte nun auf Residenz zu seyn, und Soissons ward von jetzt an auf einige Zeit der Sitz des Königes der salischen Franken.

Im Jahre 4

7. Aber nicht blos nach Aussen, auch über seine eigenen Unterthanen suchte Chlodowig die Grenzen seiner Herrschaft zu erweitern. Als ihrem Anführer gehorchten zwar im Kriege die Franken ihrem Könige ohne Widerrede; aber im Frieden war die königliche Gewalt noch sehr beschränkt. Diese Schranken unbemerkt niederzureissen: hiezu schienen Chlodowig ununterbrochene Kriege das sicherste Mittel. In Feldlägern, auf Märschen und vor dem Feinde, war es ihm ein leichtes, durch die coercitive Gewalt militärischer Disciplin, den freien Mann an schweigenden Gehorsam, nach und nach an blinde Unterwerfung zu gewöhnen. Er führte daher bei seinem Heere eine scharfe Kriegszucht ein, und wachte über deren Aufrechthaltung mit jener unerbittlichen Strenge, wovon der Krieg gegen Syagrius eines der merkwürdigsten Beispiele aufstellt.

8. Nach der Schlacht bei Nogent und schon auf ihrem Durchzug durch das römische Gebiet hatten die Franken mehrere Kirchen geplündert und aus einer derselben ein kostbares, künstlich gearbeitetes, goldenes Gefäß geraubt. Die Kirche, welcher dieser Schatz gehörte, lag in dem Sprengel von Rheims. Chlodowig, obwohl noch ein Heide, kannte und ehrte den heiligen Remigius, Bischof von Rheims; und dieser im Vertrauen auf das Wohlwollen des Königs, ordnete einige Geistlichen seiner Kirche an ihn ab, mit der Bitte, das goldene Gefäß der Kirche, welcher es wäre geraubt worden, wieder zurückzugeben. Chlodowig befahl den Abgeordneten, ihm nach Soissons zu folgen. Nach Sitte der Franken ward nach jedem glücklich beendigten Feldzug die gesammte, in demselben gemachte Beute auf einen großen Haufen zusammengetragen und dann durch das Loos, jedoch nach dem Maßstab des Ranges eines jeden, in Gegenwart des ganzen Heeres vertheilet. Dieß geschah nun auch in den Ebenen von Soissons. Bevor man aber diesmal zur Vertheilung schritt, äußerte der König den Wunsch, daß man ein gewisses goldenes Gefäß, welches man aus einer Kirche genommen hätte, nicht mit in die Theilung ziehen, sondern ihm ein freiwilliges Geschenk damit machen möchte; er sey gesonnen, es dem Bischofe Remigius, welcher ihn darum hätte bitten lassen, wieder zurückzuschicken. Alle, die den König umgaben, willigten sogleich in sein Begehren; aber ein nahe dabei stehender Franke trat hervor, hieb mit seiner Franzeska *) auf das

*) Eine Art von Streitaxt, eine Nationalwaffe der Franken, deren Gebrauch einen nervigen Arm erfoderte, und welche die Franken mit vieler Geschicklichkeit zu schwingen wußten. Nähere Belehrung darüber findet man in Ducange Gloss. und in Trevoux großem Wörterbuche.

Gefäß und sagte zu dem König: „hier gebührt dir kein Vorzug, und nichts als was durch das Loos dir zufallen wird, sollst du von der Beute haben." Der König, über diese Frechheit im höchsten Grade beleidiget, hatte doch Selbstbeherrschung genug, um in dem gegenwärtigen Augenblick jede Aufwallung des Zorns zu unterdrücken. Die Theilung ging ruhig vor; und der, welchem das Gefäß zufiel, brachte es willig dem Könige zum Geschenke. Des Königs Wille war zwar jetzt erfüllt; aber auch die Kühnheit des Soldaten, die in Chlodowigs Augen nun schon als ein großes Verbrechen erschien, glaubte er deswegen doch nicht minder bestrafen zu müssen, und zwar auf eine Art, welche seinem ganzen Volke zu einem warnenden Beispiel dienen könnte.

9. In dem Monat März jedes Jahres versammelte sich die ganze Nation der Franken, das heißt alle waffenfähige, streitbare Männer auf einer weiten Ebene. Der König hielt alsdann große Musterung, durchschritt die Reihen der Krieger und untersuchte mit Aufmerksamkeit die Waffen eines Jeden, ob dieselben, brauchbar zum Kampf, in gutem Stand erhalten wären. Dem Gedächtnisse Chlodowigs hatten sich die Gesichtszüge des dreusten Soldaten vom vorigen Jahre tief eingedrückt. Als er an ihn kam, erkannte er ihn auf den ersten Blick; aber nun hatte der König unendlich vieles an den Waffen auszusetzen; überhäufte ihn mit Vorwürfen über seine Nachlässigkeit, sagte, daß weder Lanze, Schwert und Streitaxt etwas taugten und warf die ganze Rüstung auf die Erde. Der Franke, der in diesem Augenblicke nichts erwiedern durfte, bückte sich nun, um seine Waffen wieder aufzuheben; aber in dem nämlichen Augenblicke spaltete ihm auch Chlodowig mit seiner Franzeska den Kopf: „Hier hast du," sagte der König mit donnernder

Stimme, „den Hieb wieder zurück, den du im vorigen Jahre mit deiner Streitart in das Kirchengefäß bei der Beutevertheilung zu Soissons gemacht hast.“ — Die ganze Nation ward bei dieser That von Schrecken und Erstaunen ergriffen, und Chlodowig, diesen Eindruck benutzend, befahl sogleich, daß die Versammlung sich trennen und das Heer aus einander gehen sollte.

10. Von dem an führte Chlodowig stets glückliche Kriege; fiel in dem 10ten Jahre seiner Regierung auch in dem entfernten Thüringen ein, erschlug den König der Thüringer in der Schlacht, unterwarf sich das Land und sicherte sich dadurch die Verbindung mit den alten Sitzen des salischen Stammes *).

*) Es ist schwer zu begreifen, wie die neuern Geschichtschreiber aus Thuringia, Tungria (Tongern) haben machen können. Die Beweise, welche Dubos für die letztere Leseart anführt, sind blos scheinbar; Mich wenigstens haben sie durchaus nicht überzeugen können. Es ist gewiß und keinem fernern Zweifel unterworfen, daß die Franken, als sie ihre alten Wohnorte verließen und nach Gallien zogen, dennoch die Verbindung mit ihren ehemaligen Wohnsitzen nicht aufgaben; zudem waren ja nicht alle Franken, sondern blos ein großer, vielleicht auch der größte Theil der Nation nach Belgien und Gallien ausgewandert; aber eben deswegen erlaubten sich nun auch die Thüringer, deren Land von ungleich größerem Umfange als das heutige Thüringen war, öftere Einfälle in die ehemaligen Sitze der Franken. Um diesen Verheerungen ein Ende zu machen, überzog Chlodowig die Thüringer mit Krieg und zwang sie zur Unterwerfung, welche jedoch nicht gerade von ganz Thüringen, sondern nur von einem Theil desselben zu verstehen ist, und blos in einer Zinsbarkeit, in der Entrichtung eines jährlichen Tributs bestanden haben mag.

Auf der andern Seite war Tongern der Königssitz

11. Eben so thätig und unermüdet, wie in kriegerischen Unternehmungen, war Chlodowig auch in seinen Unterhandlungen mit fremden Höfen. An alle Könige schickte er Gesandte und jene ordneten gleichfalls wieder Gesandte an ihn. Den lebhaftesten Verkehr hatte er mit Gundobald, König von Burgund, und seine Gesandten dahin folgten beinahe einander auf dem Fuße. Einst erzählte einer derselben, der gerade von einer solchen Gesandschaft zurückgekommen war, dem Chlodowig von einer holden Jungfrau, die ganz in der Stille an dem Hofe von Burgund erzogen würde und von deren Schönheit und lebhaftem Geiste er sehr vieles gehört habe; dieselbe sey eine Prinzessin aus dem königlichen Hause, aber eine vater- und mutterlose Waise, und lebe, gleich einer Gefangenen, beinahe in völliger Abgeschiedenheit von der Welt. Es wäre sehr schwer, sie zu sehen, noch schwerer, mit ihr zu sprechen. — Es war dieß die Prinzessin Clothildis, Tochter des burgundischen Königes Chil-

---

eines andern fränkischen Stammes; aber Chlodowig war das Oberhaupt des gesammten fränkischen Bundes. Gegen einen einzelnen Stamm Krieg zu führen; dafür würde Chlodowig jetzt sich wohl gehütet haben; mit seiner Klugheit und Politik wäre es in offenbarem Widerspruch gestanden; denn der ganze Bund, alle übrige Stämme würden sich feindlich gegen ihn erhoben haben. Als er sich zuletzt mächtig genug fühlte und gegen das Ende seiner Regierung alle fränkische Stämme unter seiner Herrschaft zu vereinigen suchte, war Krieg abermals in der Hauptsache nicht das Mittel, dessen er sich bediente, um die übrigen merovingischen Prinzen aus dem Wege zu schaffen und sich zum alleinigen Herrn und König aller Franken zu machen. Ich bin vollkommen überzeugt, daß Gregor von Tours und Fredegar in seinem Epitome nicht Tungria, (Tongern), sondern Thuringia, (Thüringen), haben schreiben wollen und auch wirklich geschrieben haben.

perichs, eines Bruders des Gundobald, den dieser aber vor einigen Jahren ermorden und dessen Gemahlin, Clothildis Mutter, mit einem Steine an den Hals hatte ersäufen lassen.

12. Die Erzählung des Gesandten entflammte Chlodowigs feurige Einbildungskraft; und da die Prinzessin, wie es wenigstens das Ansehen hatte, unter einer Art von Druck lebte, vielleicht selbst harte Behandlung erdulden mußte; so ward nun auch Chlodowigs Rittergeist durch das bezaubernde Bild, das seine Phantasie ihm schuf, um so mehr zur Befreiung der schönen Gefangenen angespornt. Ohnehin ging Chlodowig, obgleich er von einer Beischläferin schon einen Sohn, Namens Theodorich hatte, dennoch längst schon mit dem Gedanken um, durch Heirath mit irgend einem mächtigen Hause, eine seinem Ehrgeiz und seinen Vergrößerungsplanen entsprechende Familienverbindung anzuknüpfen. Seiner, nur in der Wahl noch schwankenden Politik gab nun Liebe eine feste Bestimmung, und so war er jetzt entschlossen, es koste auch was es wolle, der Gemahl der schönen Chlothildis zu werden *).

13. Ein Römer, Namens Aemilianus, ward Chlodowigs Vertrauter. Der König gab ihm den Auftrag, heimlich nach Lyon zu reisen, alles mögliche zu versuchen, um die Prinzessin zu sehen, mit ihr zu reden, ihre Gesinnungen zu erforschen und, wenn er fände, daß diese ihm günstig wären, ihr allerhand

*) Daß der herrschsüchtige, nichts als Krieg athmende und oft von Blut triefende Chlodowig dennoch auch für sanftere Gefühle und zartere Regungen des Herzens empfänglich war: dieß beweißt die Herrschaft, welche Chlotildis, so lange Chlodowig lebte, ununterbrochen über dessen Herz behauptete.

kostbares Geschmeide und vorzüglich einen Ring in seinem Namen zu überreichen.

14. Seines Auftrages entledigte sich Aemilianus mit vieler Klugheit. Als er nicht mehr ferne von der Residenz des burgundischen Königes war, verbarg er sein Gefolg in einem Wald; er selbst hüllte sich in das Gewand eines Bettlers, ging damit in die Stadt und gerade nach dem königlichen Palast. — Wie es noch selbst in den neuesten Zeiten an manchen Orten Italiens der Brauch war, wurden auch damals schon arme oder müde und dürftige Pilger, welche an den Palästen der Großen um eine Wegzehrung baten, in ein besonderes hiezu bestimmtes Gebäude gebracht. Fromme fürstliche, gräfliche oder edle Frauen begaben sich zu gewissen Zeiten des Tages in dieses Gebäude, um die dort angekommenen Armen und dürftigen Fremdlinge zu laben, bisweilen sogar ihnen die Füße zu waschen. Diesen frommen Brauch übten täglich auch Clothildis und ihre Schwester. Als nun Erstere, wie zu den übrigen, auch zu dem verkappten Bettler freundliche Worte redete und ihm ein Almosen reichte, benutzte dieser den günstigen Augenblick, entdeckte der Prinzessin, wer er sey, woher er käme, welchen Auftrag er habe und erlaubte sich endlich die Frage: ob sie sich wohl entschließen könnte, die Gemahlin des großen Frankenköniges, Chlodowigs, zu werden. Mit jungfräulicher Schüchternheit erwiederte Clothildis: „Einer christlichen Jungfrau geziemt es zwar nicht, einen heidnischen Mann zu eheligen; aber ich habe das Vertrauen zu Gott, daß er mir mit seiner Gnade beistehen werde, meinen Gemahl von seinem abgöttischen Wahn zur Erkenntniß des wahren Gottes zu führen." — Höchst erfreut über diese Antwort, überreichte ihr

Aemilian nun die Geschenke und den Ring. Clothildis nahm beides an, zog einen Ring vom Finger und gab ihn Aemilian, mit dem Auftrage, solchen ebenfalls in ihrem Namen seinem Herrn zu überreichen.

15. In größter Eile kehrte jetzt Aemilianus nach Soissons zurück; aber eben so schnell mußte er auch nun gleich wieder nach Lyon zurückreisen; an dem Hofe von Burgund als fränkischer Gesandter auftreten und die Auslieferung der mit Chlodowig verlobten Prinzessin Clothildis von dem König verlangen. Gundebald, welcher befürchtete, daß diese Verbindung ihm und seinem Hause gefährlich werden und Clothildis vielleicht einst durch ihren Gemahl Chlodowig die Ermordung ihres Vaters rächen dürfte, zauderte einen Augenblick mit der Einwilligung; als aber Aemilian erklärte, daß ein furchtbarer Krieg mit den Franken die unvermeidliche Folge einer abschlägigen Antwort seyn würde; so drangen alle Großen am burgundischen Hof in Gundobald, den ehrenvollen Antrag des fränkischen Königs anzunehmen. Chilperichs Tochter ward demnach dem Aemilianus ausgeliefert. Bis Villers, einem Ort in dem Gebiet von Troyes, ging Chlodowig seiner Braut entgegen. Mit einander hielten sie ihren Einzug in Soissons. Mit großem Gepränge hatten die Vermählungsfeierlichkeiten am andern Tage statt, und Chlodowig und Clothildis waren nun Gemahl und Gemahlin. — Für seine treu geleisteten Dienste erhielt Aemilianus nachher die Stadt oder den Flecken Melodunum, den Titel eines Dux und die Statthalterschaft über die ganze dortige Landschaft.

16. Daß ihr Gemahl ein Christ werden möchte, war jetzt Clothildis feurigster Wunsch. Als sie ihren

Erstgebornen zur Welt brachte, gab Chlodowig es zwar zu, daß er getauft ward; aber das Kind, dem man den Namen Jugomer gegeben hatte, starb gleich nach empfangener heiligen Taufe. Dieß machte den König dem Christenthum wieder abhold; denn weil man seinen Sohn, sagte er, nicht den Göttern seiner Nation, sondern einem fremden Gott geweihet habe, deßwegen sey er gestorben. Demungeachtet vermochte Clothildis so viel über das Gemüth ihres Gemahls, daß er, als sie ihm einen zweiten Prinzen gebar, es abermals erlaubte, denselben zu taufen. Auch dieses Kind erkrankte plötzlich nach empfangener heiligen Taufe; aber Gott erhörte diesmal das Gebet der Königin; der Prinz genaß und erhielt den Namen Chlodemir.

Alle Bemühungen der Königin, ihren Gemahl von dem Wahne seines Götzendienstes zu überzeugen, blieben indessen fruchtlos. Clothildis bedurfte hiezu des kräftigern Beistandes von oben, und dieser ward endlich ihrem frommen Verlangen gewährt.

17. Die Alemannen, ein wildes, kriegerisches Volk, welches den Norden Helvetiens unterjocht, alle Spuren ehemaliger römischer Cultur dort zerstört und längs der beiden Ufer des Rheins, von den Quellen desselben bis an die Mündungen des Mains und der Mosel und von da in dem heutigen Elsaß und Lothringen sich verbreitet hatte, waren in die Länder der ripuarischen Franken, deren König seinen Sitz in Köln hatte, eingefallen. Dem mit dem seinigen verwandten Volksstamm eilte nun Chlodowig mit einem starken Heer zu Hülfe. Bei Tolbiak (Zülpich), ungefähr zehn Stunden von Köln, kam es zu einer mörderischen Schlacht. Aber die sonst so sehr gerühmte Tapferkeit der Franken mußte jetzt dem wilden Unge-

stüm der Alemannen weichen. Durch Klugheit und persönliche Tapferkeit hatte Chlodowig seine Leute einigemal wieder zum Stehen gebracht; aber eben so oft verdoppelten auch die wilden Alemannen die Heftigkeit des Angriffes und drängten die Franken wieder zurück. Die Schlacht schien völlig verloren; aber wie von einer höhern Macht begeistert, hob Chlodowig jetzt im Angesicht seines Heeres die Hände zum Himmel und rief laut aus: „Gott der Christen, Du, den mein Weib Clothildis verehrt, gib mir heute den Sieg; und auch Ich und mein ganzes Volk werden dann Dich anbeten." — Panischer Schrecken ergreift plötzlich die Alemannen; neuer Muth belebt die Franken; das Treffen beginnt auf das neue und die Alemannen werden gänzlich geschlagen. Furchtbar wüthet jetzt das Schwert der Franken unter dem fliehenden Feind; keines Alemannen wollten sie schonen; aber diese warfen endlich die Waffen hinweg, und riefen zu Chlodowig: „König, schone deines Volkes, wir sind jetzt deine Unterthanen." Chlodowig machte dem Blutvergießen ein Ende. Der letzte König der Alemannen war in der Schlacht gefallen. Die ganze Nation unterwarf sich den Franken, und Chlodowig ward Herr von Elsaß und Lothringen, der Stadt Basel, und großer Länderstrecken diesseits des Rheims. Um seine neuen Eroberungen zu sichern, verpflanzte Chlodowig die Einwohner einiger alemannischen Gauen nach Gallien, und bevölkerte deren Ländereien durch fränkische Colonien, wovon noch heut zu Tage eine von Deutschlands schönsten Provinzen, das Frankenland, den Namen führt *). Das bezwungene Ale-

*) Auch Frankfurt erhielt daher seinen Namen, weil die Franken an dieser Stelle eine Furth gefunden hatten und über den Main gegangen waren.

mannien behandelte Chlodowig mit vieler Staatsklugheit. Er veränderte nichts an den Gesetzen und Gewohnheiten der Nation und ließ diese durch eigene, jedoch von ihm bestallte Herzoge regieren. Diejenigen von den Alemannen, welche sich der fränkischen Herrschaft sträubten, ließ Chlodowig, auf des ostgothischen Königes Fürbitte, nach Rhätien ziehen, wo sie Theodorichs Unterthanen wurden und neue Ländereien von ihm erhielten. Aber schon Chlodowigs Enkel, dem König Theutebert von Austrasien, ward dieses ostgothische Alemannien, von Vitiges, Theodorichs drittem Nachfolger, wieder abgetreten.

Mascow, Geschichte der Deutschen.

Die völlige Bezwingung der Alemannen, welche Roms Macht so lange widerstanden hatten, erhob Chlodowigs kriegerischen Ruhm auf die höchste Stufe, und von jetzt an liegt Galliens Schicksal größtentheils schon in seinen Händen.

18. Triumphirend zog Chlodowig in Soissons ein; aber trunken vor Freude war Clothildis, als der König ihr erzählte und öffentlich erklärte, daß er blos dem Gott der Christen seinen Sieg über die Alemannen zu danken hätte. Unverzüglich fertigte jetzt die Königin an den Erzbischof von Rheims einen Boten ab, mit der Einladung, ohne Zeitverlust am Hofe zu erscheinen und den König in der heiligen Lehre zu unterrichten. Remigius kam; der König empfing ihn mit allen Merkmalen der größten Hochachtung und erklärte ihm gleich nach der ersten Unterredung, daß er von Herzen bereit sey, seiner Lehre zu folgen; nur halte er es für nothwendig, bevor er sich taufen lasse, der Nation seinen Entschluß bekannt zu machen.

19. Chlodowigs persönliche Tapferkeit und übrige Heldentugenden hatten ihm alle Gemüther der krie-

gerischen Nation unterworfen; unbeschränkt konnte er über dieselben gebieten; denn einem solchen König zu gehorchen, war jetzt der Franken größter Stolz. Zudem hatte auch der, auf ihres Königes kurzes Gebet an den Christen-Gott, wunderbarer Weise bei Tolbiak erfochtene Sieg den tiefsten Eindruck auf alle Herzen gemacht. Kaum hatte also Chlodowig vor dem versammelten Heer zu sprechen angefangen, als die ganze Versammlung, wie mit einer Stimme ihm zurief: Wir entsagen, o König! dem Dienste falscher sterblicher Götter, und sind bereit, den Gott zu verehren, den Remigius uns prediget.

20. Der König, begleitet von seinem ganzen Hofe und einem großen Theil des Heeres, begab sich nun nach Rheims. Die heilige Taufhandlung sollte mit den größten Feierlichkeiten vollzogen werden. Die Kirche ward auf das prächtigste geschmückt; der Boden und die Seitenwände wurden mit kostbaren Teppichen behangen; Blumenkränze zierten den Altar, die Taufkapelle und alle Säulen des Tempels; und die herrlichsten Aromate und Balsame und andere wohlduftende Kräuter, welche in silbernen Gefäßen brannten, verbreiteten in der ganzen Kirche einen himmlischen Wohlgeruch. Der heilige Remigius wollte, daß die äußere Pracht, welche den Gottesdienst umgab, die Sinne der Barbaren fesseln, ihr Herz mit Ehrfurcht und heiligen Ahndungen erfüllen sollte.

21. Chlodowig trat zuerst zu dem Taufstein. Als er sich nahete, sprach Remigius zu ihm: „Beuge demuthsvoll deinen Nacken, o Sicamber! und verehre nun, was du vorher zerstöret, und zerstöre, was du vorher angebetet hast." — Mit dem König wurden zugleich über 3000 Franken aus dem Heere desselben getauft. Albofleda, eine Schwester Chlo-

dowigs, starb wenige Tage nach empfangener, heiligen Taufe, und eine andere Schwester, Namens Lautildis, zwar schon Christin, aber dem arianischen Irrthum anhangend, entsagte nun ihrem bisherigen Wahn, ward in den Schoß der Kirche aufgenommen, und vervollständigte so den himmlischen Trost, mit welchem es Gott, an diesem für die Geschichte unserer heiligen Religion so merkwürdigen Tage, gefallen hatte, seine längst schon um Rettung zu Ihm flehende Kirche nun endlich zu erfreuen *).

22. Der ganze Erdkreis seufzete damals unter dem Druck zerstörender Ketzereien. In dem Orient verwirrte, verfolgte und unterdrückte ein eutychianischer Kaiser die Kirchen. In dem Abendlande waren

*) Wir dürfen hier nicht unterlassen, auch des wunderbaren Oelfläschchens zu erwähnen, welches bei Chlodowigs Taufe eine ganz weiße Taube vom Himmel soll gebracht haben, und aus welchem, bis auf unsere Zeiten, bei der jedesmaligen Krönung eines Königes von Frankreich ein Tropfen genommen ward. — Das ganze Geschichtchen ist eine Erfindung des spätern Hincmar; oder eine fromme Legende, welche lange Zeit nachher zur Erbauung des Volkes erfunden ward und die Hincmar zuerst in seiner Lebensbeschreibung des heiligen Remigius aufnahm. Gregor von Tours, der doch den Zeiten Chlodowigs ungleich näher stand, als Hincmar, und der gewiß kein Feind der Wunder ist, sobald solche nur auf einigermaßen annehmbare Zeugnisse sich stützen, weiß kein Wort von diesem Fläschchen. — Hätte dem Bischof von Tours, welcher noch Greise kennen konnte, welche in ihrer Jugend den König Chlodowig gesehen hatten, ein solches wunderbares Ereigniß wohl unbekannt bleiben können, und wäre es ihm bekannt gewesen, würde er es wohl mit Stillschweigen übergangen haben?

die schönsten und größten Reiche: Afrika, Spanien, Gallien, Burgund, Italien und die Länder an der Donau von arianischen Völkern und Königen beherrscht. Ueberall lag unter der Herrschaft des Arianismus die Kirche des Sohnes Gottes in schmählichen Fesseln; überall war sie gedrückt, verfolgt, ja in einigen Ländern, wie zum Beispiel in Afrika, schon beinahe völlig vertilget. Alle übrige Völker und Nationen wandelten noch in den Finsternissen des Heidenthums. Aber gerade von den Heiden sollte jetzt, nach Gottes weisen Fügungen, das Heil wieder hervorgehen; und ein bisher noch in Abgötterei versunkenes, wenig zahlreiches, in äußerst enge Grenzen eingeschlossenes Völkchen ward jetzt in der Hand der Allmacht das Werkzeug, welches die arianischen Reiche stürzte, den Arianismus im Abendlande vertilgte, die Fesseln der Kirche zersprengte, mit den Flügeln seiner Macht bald das größte Reich von Europa überschattete, eine Menge heidnischer Völker und Volksstämme zur Erkenntniß des wahren Gottes hinführte, dessen heilige Kirche auf Erden schützte und sie endlich mit einem Glanz umgab, dessen wohlthätige Strahlen bald wieder das Antlitz des ganzen Erdkreises erfreuen sollten.

23. Mit Recht jubelte also über Chlodowigs Bekehrung die gesammte rechtgläubige Christenheit; es war für sie die Morgenröthe, die nach einer langen Nacht hervorbrach und einen wieder einmal heitern, wolkenlosen Tag verkündete. Viele heilige Bischöfe schrieben daher an Chlodowig, wünschten ihm Glück, und bezeigten eine heilige Freude über dieses, schon an sich wie in seinen Folgen so glückliche Ereigniß. Auch der Pabst schrieb an den König; und Anastasius II. verglich die herrliche Eroberung, welche die Kirche an Chlodowig und den Franken gemacht hatte, mit jenem Fischzug, den Petrus that,

als er auf das Geheiß seines Herrn das Netz auswarf *).

24. Aber auch seine eigene und seines Volkes Größe beförderte Chlodowig ungemein durch die Annahme des Christenthums. Die Herzen aller Rechtgläubigen in ganz Gallien schlugen ihm jetzt entgegen. Er erweiterte die Grenzen seines Reiches bis an die Seine und die Loire. Die Armoriker, ein zwischen diesen Flüssen und der Seeküste wohnendes Volk, welches, nachdem es das römische Joch abgeschüttelt hatte, eine Art von föderativem Freistaate bildete, unterwarfen sich freiwillig den Gesetzen Chlodowigs und Armorica ward ein Theil der fränkischen Monarchie.

25. Offenbar war nicht Ehrgeiz oder Eroberungssucht Chlodowigs einziger Beweggrund, als er jetzt Burgund mit Krieg überzog; höchst wahrscheinlich war es die Königin, die, eingedenk der grausamen Ermordung ihres Vaters, ihrer Mutter und Brüder, ihren Gemahl zu einem Krieg gegen Gundobald zu bewegen wußte. Aber Chlodowig war es nicht entgangen, daß die Höfe von Toulouse und Ravenna, beide eifersüchtig über seine bisherigen Fortschritte, ihn genau beobachteten; er mußte nicht ohne Grund befürchten, daß er, im Falle eines Krieges mit Burgund, alsdann auch zugleich von den Ost- und Westgothen würde angegriffen werden. Um einer solchen furchtbaren Coalition, welcher seine Kräfte damals noch nicht gewachsen waren, vorzubeugen, machte er nun dem Ostgothen-König den Vorschlag zu einem Offensivbündniß gegen die Burgunder.

*) Chlodowig ward am Weihnachtstage im Jahre 497 getauft.

Theodorich wieß den Antrag nicht zurück und zwischen ihm und Chlodowig ward ein Vertrag geschlossen, welchem zu Folge beide contrahirende Theile zu gleicher Zeit in Burgund einfallen und nach Eroberung desselben die Provinzen unter sich theilen sollten. Würde aber die eine oder andere der beiden paciscirenden Mächte mit ihrem Heere nicht zur bestimmten Zeit auf dem Kriegsschauplatze erscheinen, mithin die Andere alle Streitkräfte des Feindes allein zu bekämpfen haben; so sollte jene, welche hierin dem Vertrage nicht nachgekommen wäre, an die Andern eine sehr bedeutende, in dem Vertrage genau bestimmte Summe bezahlen und erst nach Erlegung des Geldes zur gemeinschaftlichen Theilung der Provinzen zugelassen werden *).

26. Dem staatsklugen Theodorich war es indessen, wie wir gleich sehen werden, um nichts weniger zu thun, als um einen Krieg gegen das burgundische Reich. Er trat nur deswegen dem Bündniß bei, weil er voraussah, daß früher oder später ein Krieg zwischen Franken und Burgundern unvermeidlich wäre, er daher jetzt die so erwünscht sich darbietende Gelegenheit benutzen wollte, sich in eine solche Lage zu setzen, daß, wenn es Chlodowig gelingen sollte, das burgundische Reich zu stürzen, er alsdann in eben dem Verhältniß, in welchem

*) In Ansehung der Geschichte dieses Krieges muß man den Procopius mit dem Gregor von Tours vergleichen, und einen durch den andern ergänzen; indem Procopius in seinem Bericht nur das erzählt, was sich auf die Gothen bezieht und des Chlodowigs und der Franken kaum mit ein paar Worten erwähnt; so wie seiner Seits auch Gregor von Tours sich in seiner Erzählung nur mit den Franken beschäftiget und alles, was die Gothen betrifft, beinahe völlig umgeht.

Chlodowig dadurch seine Macht erweitern würde, auch seine Staatskräfte vermehren, durch die dadurch acquirirten zum Theil an die Länder der Westgothen angrenzenden Provinzen, eine unmittelbare Verbindung mit dem westgothischen Reiche erhalten, mithin von dieser Seite den Eroberungen Chlodowigs eine desto festere Grenze setzen und so ferner das Gleichgewicht zwischen diesen beiden Mächten in Gallien erhalten könnte. Ein System, welches unstreitig dem eigenen Interesse Theodorichs ungemein zusagte, indem er, der stete und mächtige Vermittler zwischen Westgothen und Franken, einen entscheidenden Einfluß auf alle Angelegenheiten Galliens erhalten haben, und so gleichsam der eben so geehrte als gefürchtete Obmann beider Könige geblieben seyn würde. Theodorich zog daher, dem mit Chlodowig eingegangenen Vertrage gemäß, zwar sogleich ein sehr starkes Heer zusammen, gab aber seinem Feldherrn Hilba den Befehl, mit demselben nur langsam vorzurücken, seinen Marsch so viel als möglich zu verzögern, an der Grenze unter irgend einem Vorwand Halt zu machen und den Ausgang der ersten Schlacht abzuwarten. Würden die Franken das burgundische Heer schlagen; so sollte er mit den Ostgothen eiligst aufbrechen, zu dem fränkischen Heere stoßen, und mit den beschwerlichen oft ganz unbrauchbaren Wegen und andern unvorgesehenen Hindernissen sich bei Chlodowig entschuldigen, diesem aber die im Vertrage festgesetzte Geldsumme, welche er dem Ibas mitgab, unverzüglich auszahlen. Würden aber im Gegentheil die Burgunder Chlodowigs Heer besiegen, dann sollte er nur da, wo er wäre, stehen bleiben, und weitere Befehle von Ravenna aus erwarten.

27. Das Königreich Burgund, dessen Grenzen

der Lauf der Rhone und Saone bezeichnete, erstreckte sich damals von dem voghesischen Gebirge bis über die Alpen und das mittelländische Meer. Es begriff das ganze Land, welches man nachher in spätern Zeiten das Herzogthum und die Grafschaft Burgund nannte, ferner die Provinz Lionnois, die ganze Dauphinee und einen Theil der Provence, endlich noch Savoyen und diesseits des Gebirges Jura einen Theil der Schweiz nebst dem ganzen Walliserland. Gundobald beherrschte noch nicht ganz Burgund. Er hatte sich mit seinem Bruder Godegisel in das Reich getheilt; jedoch so, daß dem Gundobald der bei weitem größeste Ländertheil, dessen Bruder Godegisel aber nur die Herrschaft Genf, und zwar in einem von seinem ältern Bruder abhängigen Verhältniß, zugefallen waren.

28. Zwischen beiden Brüdern herrschte nicht gerade die größte Eintracht. Chlodowig war dieses nicht unbekannt, und den sich oft erneuenden Bruderzwist jetzt benutzend, suchte er den Godegisel in ein geheimes Verständniß zu ziehen; er versprach ihm, ihn zum alleinigen Herrn des ganzen burgundischen Reiches zu machen; jedoch unter der Bedingung, daß er Chlodowigs Vasall werden, ihm Heeresfolge leisten und einen jährlichen Tribut entrichten sollte. Godegisel ließ sich verführen, ward zum Verräther an seinem Bruder und trat dem geheimen Bündniß gegen denselben bei *).

28. Chlodowig zögerte nicht, zur bestimmten

*) Von Gregor von Tours und den übrigen fränkischen Geschichtschreibern wird die Sache freilich etwas anders erzählt; aber es erhellt so ziemlich aus den Akten des Conciliums von Lyon, daß nicht Godegisel dem Chlodowig; sondern Chlodowig dem Godegisel zuerst diesen verrätherischen Vorschlag gemacht hatte.

Zeit in dem Felde zu erscheinen. Als Gundobald hörte, daß die Franken gegen ihn im Anzuge wären, schickte er Eilboten an seinen Bruder Godegisel, ließ ihm sagen, er möchte mit seiner ganzen Macht herbeieilen, den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen. Godegisel, der darauf schon vorbereitet war, setzte sich sogleich in Marsch und stieß mit seinen Truppen zu dem Heer seines Bruders. Bei Divio (jetzt Dijon) kam es zu einer entscheidenden Schlacht (500). Aber statt die Franken anzugreifen, fielen jetzt die Schaaren des Godegisel dem burgundischen Heere in die Flanken und in den Rücken. Gundobalds ganze Schlachtordnung ward dadurch zerrüttet; demungeachtet verlor er noch nicht den Muth; Er und seine Burgunder schlugen sich wie Verzweifelte; das Treffen war mörderisch und zahllos auf beiden Seiten die Menge der Erschlagenen *). Aber alle Klugheit und Tapferkeit Gundobalds vermochten nicht, das Unheil wieder gut zu machen, welches Godegisels Verrätherei verursacht hatte. Der Sieg neigte sich immer mehr und mehr auf die Seite der Franken und das burgundische Heer ward endlich völlig geschlagen.

29. Gundobald floh von dem Schlachtfelde an die äußerste Grenze seines Reiches und warf sich mit einigen Trümmern des geschlagenen Heeres in die sehr feste, damals für unbezwingbar gehaltene Stadt Avenio (jetzt Avignon). Aber eben so schnell verfolgten nun auch die Franken den fliehenden König. Schon nach wenigen Tagen kam Chlodowig mit seinem Heere vor Avignon an, schlug sein Lager unter

*) Inito acerrime proelio ceciderunt utrinque plurimi, etenim diu dubio Marte pugnatum est. Procop. de bell. goth. l. 1. c. 12.

den Mauern der Stadt auf, und fing an, dieselbe förmlich zu belagern.

30. Während Chlodowig mit der Belagerung Avignons beschäftigt war, hatte Godegisel mit seinen Truppen, zu welchen noch einige tausend Franken gestoßen waren, sich in den Besitz eines großen Theils der Länder seines Bruders gesetzt und, in seiner Einbildung schon König des ganzen burgundischen Reiches, seinen triumphirenden Einzug in Vienne gehalten. Auch Hilda hatte sich indessen mit seinem Heere bei den Franken eingefunden, Chlodowigs Vorwürfen einige matte Entschuldigungen entgegengesetzt, die im Vertrage festgesetzte Geldsumme ausbezahlt und dann, ohne das Schwert gezogen zu haben, die Stadt Marseilles und deren sehr weitschichtiges Gebiet, nebst allen Ländern zwischen der Dürance, den Alpen, dem mittelländischen Meere und der Nieder-Rhone besetzt.

31. Avignon, wie so eben bemerkt worden, war vielleicht die stärkste Festung in ganz Gallien. Die Belagerung zog sich also sehr in die Länge und die Franken, unüberwindlich in offenem Felde, vergeudeten fruchtlos ihre Zeit und ihre Kraft vor den dichten und hohen Mauern von Avignon. Zahlreiche, gleich im Anfange der Belagerung ausgesandte fränkische Streifpartheien hatten die umliegende Gegend weit und breit verheeret, und Mangel an Lebensmitteln fing nun auch schon an, sich in Chlodowigs Lager einzustellen. Diesen Zeitpunkt benutzte Aridius, Gundobalds vornehmster Rath oder Minister, um zu Chlodowig in das Lager zu gehen und wegen Aufhebung der Belagerung und der Abschließung eines dauerhaften Friedens mit demselben in Unterhandlung zu treten.

32. Dieser Aridius war ein Römer, ein Mann voll Verstand und Einsicht, durch lange Erfahrung sehr gewandt in allen Geschäften und dabei dem König, seinem Herrn mit unverbrüchlicher Treue ergeben. Er hatte Gundobald über dessen gefährliche Lage aufgeklärt, ihm dabei aber auch versprochen, ihn zu retten, wenn er ihm Vollmacht geben würde, unter jeder Bedingung, die er nur wollte, mit Chlodowig zu unterhandeln. Gundobald, der wohl einsah, in welcher Gefahr sein Thron wie sein Leben schwebten, gab gerne zu allem seine Einwilligung; und so ging nun der redliche Minister, voll Zuversicht zu der Güte seiner Sache, getrost in das fränkische Lager.

33. Durch seinen feinen Weltton und die Lieblichkeit seiner Unterhaltung, wobei er doch immer die Würde eines ehemaligen Römers hervorschimmern ließ, gewann Aridius in wenigen Tagen die Gunst und das Zutrauen Chlodowigs. Diesen machte er nun darauf aufmerksam, daß er bis jetzt blos zum Vortheil des Ostgothenköniges siegreich gefochten habe, und daß Theodorich, während er selbst bei einer Belagerung, die noch Jahre lang dauern könnte, täglich Leute und eine kostbare Zeit verliere, ganz allein die Früchte eines ihm völlig fremden, blos durch Chlodowigs und seiner Franken Tapferkeit erfochtenen Sieges ruhig genieße. Es wäre seinem wahren Interesse daher ungleich zuträglicher, wenn er den Friedensvorschlägen, die er ihm zu machen hätte, Gehör geben würde. Gundobald sey bereit, sich ihm in so weit zu unterwerfen, daß er ihm zinsbar werden, einen jährlichen Tribut entrichten, auch Heeresfolge leisten wolle; zudem sollte der Tribut für das laufende Jahr sogleich auf der Stelle vorausbezahlt werden; nur verlange sein Herr dafür, daß Chlodowig ihn in dem Besitze der Länder, welche Godegisel noch nicht besetzt hätte,

lassen, auch ihn nicht hindern sollte, die ihm von den Gothen genommenen Provinzen, sobald es die Umstände erlauben würden, wieder zu erobern.

34. Der Zweck des von Chlodowig, vorzüglich seiner Gemahlin Clothildis wegen, gegen Burgund erhobenen Krieges war größtentheils erreicht. Chlodowig hatte den Gundobald gestrafet und gedemüthiget, die Macht des nunmehr zerstückten burgundischen Reiches gebrochen, beide Könige sich zinsbar gemacht, und konnte demnach nun auch die Ausführung seiner fernern Eroberungs-Plane auf Burgund bis zu einer bequemern Zeit aussetzen. Chlodowig nahm also den Vorschlag des Aridius an, schloß Friede mit Gundobald und kehrte mit seinem mit Beute beladenen Heere siegreich in seine Staaten zurück.

35. Sobald Chlodowig abgezogen war, raffte Gundobald alle Truppen, die er nur in größter Geschwindigkeit aufbringen konnte, zusammen, zog damit in Eilmärschen gegen Vienne, wo sein Bruder sich jetzt befand, und erschien vor den Thoren der Stadt, bevor noch Godegisel die mindeste Nachricht von Gundobalds feindlichem Anzuge erhalten hatte. Obschon überrascht und überfallen, verlor Godegisel doch nicht die jetzt nothwendige Gegenwart des Geistes; zudem war er überzeugt, daß Chlodowig ihm schleunige Hülfe schicken werde, und konnte also einstweilen, ohne große Gefahr zu laufen, in dem wohlbefestigten Vienne sich bis zur Ankunft der fränkischen Hülfsvölker halten. Die Mauern und Thürme waren in gutem Stand; die Stadt hatte eine hinreichende Besatzung, nur gerade nicht einen Ueberfluß an Lebensmitteln. Um also nicht, bevor noch die Franken ankommen könnten, durch Hunger zur Uebergabe gezwungen zu werden, befahl Godegisel alle soge-

nannte unnütze Mäuler sogleich aus Vienne hinwegzuschaffen. Leider befand sich unter den unnützen Mäulern auch ein sehr böses, verrätherisches Maul, nämlich jenes des öffentlichen Brunnenmeisters, welcher bisher die Aufsicht über sämmtliche Wasserleitungen gehabt hatte. Dieser, höchst aufgebracht darüber, daß man ihn ebenfalls als einen unnützen Menschen aus der Stadt fortgeschickt hatte, ging gerades Weges zu Gundobald und versprach demselben, ihn, wenn er seiner Führung sich überlassen wollte, in 24 Stunden zum Herrn von Vienne zu machen. Natürlich nahm Gundobald den Vorschlag mit beiden Händen an. Der Brunnenmeister gab nun eine unterirdische, damals trocken liegende Wasserleitung an, welche unter der Erde sehr weit in die Stadt hineinging, und durch die man ganz bequem in dieselbe kommen konnte. Ein auserlesener Heerhaufe, welchem man den Verräther zum Führer mitgab, ward sogleich dahin gesandt. Die unterirdische, dem Brunnenmeister nur zu gut bekannte, sogenannte Brunnenstube befand sich ungefähr im Mittelpunkte der Stadt *). Mittelst mitgebrachter Hebewerkzeuge wurden die großen Steine, womit von oben die Oeffnung geschlossen war, hinweggeschafft, und mit Hülfe der Leitern, welche man ebenfalls nicht vergessen hatte, stiegen nun Gundobalds Soldaten, einer nach dem andern hinauf. Damit dieses desto ungestörter geschehen konnte, war Gundobald mit Anbruch des Tages mit seinem Heere aus dem Lager ausgerückt, hatte sich den Mauern der Stadt so viel als möglich genähert und alle einem nahen Sturm gewöhnlich vorange-

*) Brunnenstube ist ein technisches Wort und bezeichnet das Behältniß, woraus das Wasser in die Röhren vertheilt wird.

henden Bewegungen gemacht. Die gesammte streitbare Mannschaft von Vienne war demnach auf die Mauern geeilet. Unbemerkt und in größter Stille konnten die feindlichen Soldaten aus dem unterirdischen Gang heraussteigen und sich sogleich in Reihen und Gliedern formiren. Sobald sie zum Angriff bereit waren, gaben sie mit ihren Trompeten und Hörnern das verabredete Zeichen. Jetzt ließ auch Gundobald zum Sturm blasen. Während nun von Aussen gestürmt ward, eilte der schon im Innern von Vienne befindliche feindliche Heerhaufe unter wildem Siegesgeschrei gegen die Thore der Stadt, schlug sie mit der Streitaxt ein und griff die auf den Mauern stehende Besatzung im Rücken an. In einem Augenblick waren Schrecken und Verwirrung allgemein. Bei der Unmöglichkeit eines fernern Widerstandes ward auch gar nicht mehr daran gedacht; jeder suchte blos sein Heil in der Flucht. Auch Godegiseles, von einem arianischen Bischofe begleitet, floh in eine Kirche. Hier glaubte er eine Freistätte zu finden, ward aber von den eindringenden Soldaten, und wie man sagt, auf Befehl seines Bruders, sammt seinem Bischofe ermordet. Die eroberte Stadt behandelte Gundobald mit Milde, aber Godegiseles vornehmsten Räthen, wie allen höhern Beamten und gallorömischen Senatoren, welche von ihm abgefallen waren, und sich für seinen Bruder erklärt hatten, ließ er den Prozeß machen und sie öffentlich hinrichten. Zwei bis drei tausend Franken hatten, nach Eroberung der Stadt, sich mit vieler Ordnung in einen Thurm zurückgezogen, fest entschlossen, ihr Leben theuer zu verkaufen. Gundobald versprach, ihres Lebens zu schonen, begnügte sich, sie blos zu entwaffnen und schickte sie dem westgothischen König Alarich nach Toulouse.

36. Mit Ausnahme der von den Gothen besetzten Länder, setzte nun Gundobald sich schnell wieder in Besitz, nicht nur aller ihm entrissenen Provinzen, sondern auch des Reichstheiles, den sein Bruder vorher beherrscht hatte. Ganz Burgund war also wieder unter seiner Herrschaft vereint. Aber ein abermaliger Krieg mit den Franken schien jetzt ebenfalls unvermeidlich. Gundobald hatte offenbar den mit den Franken geschlossenen Vertrag gebrochen; und schon rüstete Chlodowig sich auf das neue zum Krieg, als Theodorich, König der Ostgothen, plötzlich in der Rolle eines bewaffneten Vermittlers auftrat. Theodorich hatte jetzt festen Fuß in Gallien und ein schlagfertiges Heer von Ostgothen stand in der Provence. Der vereinten Macht der Ostgothen und Burgunder fühlte Chlodowig sich nicht gewachsen; besonders da er noch immer befürchten mußte, daß auch die Westgothen, mit welchen er schon seit einiger Zeit ununterbrochene Grenzstreitigkeiten hatte, nun ganz gewiß die Zahl seiner Feinde vermehren würden. Chlodowig gab also den Vorschlägen des gefürchteten Vermittlers Gehör, erneuerte den Frieden mit Burgund, hob den jährlichen Tribut auf, begnügte sich mit der Heeresfolge, und machte, so lange er lebte, keinen fernern Versuch mehr gegen das burgundische Reich.

37. Auch Theodorich schloß mit Gundobald nicht nur Friede, sondern sogar ein enges Familienbündniß. Er gab nämlich Gundobalds Sohne, Sigismund, seine Tochter Ostrogotha zur Gemahlin, ließ sich aber dafür den größten Theil der Provence, nebst den angrenzenden Distrikten, förmlich abtreten. — Offenbar hatte der schlaue, staatskluge Theodorich den Chlodowig bei weitem überlistet. Alle Früchte des Krieges, des Sieges und der Anstrengungen der

Franken waren nur für Theodorich allein. Ohne auch nur einen Tropfen Blutes der Seinigen vergossen zu haben, hatte der König von Italien schöne Länderstrecken in Gallien erworben und war — was besonders in Betrachtung gezogen zu werden verdient — jetzt auch Herr aller Ausgänge der Alpenpässe in Gallien. Für ihn gab es keine militairische Grenze, keine Scheidewand mehr, welche Italien von Gallien trennte; und ein Krieg in diesem Lande hatte für Theodorich nicht viel größere Beschwerlichkeit, als wenn er denselben diesseits der Alpen, nahe an dem Mittelpunkt seiner Macht zu führen gehabt hätte. Die drei in Gallien herrschenden Völker, Burgunder, Westgothen und Franken, deren jedem Einzelnen er an Macht weit überlegen war, mußten ihn als ihren natürlichen Vermittler und Schiedsrichter betrachten. Mit geharnischter Hand hielt er die scharfe Wage des Gleichgewichts; und hätte seines Schwiegersohnes, Alarichs, jugendliche Unbesonnenheit nicht, wie wir sogleich sehen werden, seine weisen Maßregeln zerstört; so würde, so lange Theodorich lebte, an eine weitere Ausbreitung des fränkischen Reiches in Gallien gar nicht mehr zu denken gewesen seyn *).

---

*) Aeußere Politik, in dem allgemein angenommenen Sinne des Wortes, ja selbst die jeden Verstand, wie jedes Herz so freundlich ansprechende Idee eines Gleichgewichts unter den Staaten sind keine Erfindungen des neuern Europa, und man irret sich sehr, wenn man die Ehre der Auffindung der, ein solches System herbeiführenden Grundsätze, den kleinen italienischen Freistaaten des 15ten und 16ten Jahrhunderts beilegt. Schon in den urältesten Zeiten, in der Geschichte der großen Reiche des mittlern und westlichen Asiens, finden wir Beispiele zusammenhängender, sehr geregelter, nicht selten die Bildung eines nöthigen Gegengewichts bezweckender Cabinets-Operationen. — So lange die Staaten sich gegen einander in dem sogenannten Na-

turzustande, das heißt in einem Zustande einer, dem Anscheine nach, gegenseitiger Gesetzlosigkeit befinden, ist Mißtrauen die einzige Basis ihrer Politik. Eine allgemeine Staatsmaxime ist alsdann: «Wer vermöge seiner Lage und seiner Kräfte schaden kann, ist unser Feind, und wer unserm natürlichen Feind schaden kann, ist allein unser Freund.» Dieses Verhältniß aber erzeugt einen peinlichen Zustand, und ein Bestreben, diesen der Natur gar nicht angemessenen, daher auch nicht natürlichen, sondern vielmehr unnatürlichen Zustand zu verlassen und unter sich eine gesellschaftliche Garantie des Rechts zu begründen, ist daher auch in der Geschichte, selbst der ältesten Staaten, nur bald mehr bald weniger merkbar. Die Mittel hiezu gingen aus der Natur der Sache von selbst hervor, und waren zu jeder Zeit die nämlichen, deren — um wieder auf die uns vorliegende Geschichtsperiode zurückzukommen — sich jetzt auch Theodorich bediente. Der überwiegenden Kraft suchte er, durch Vereinigung mehrerer kleinen Kräfte, eine ebenmäßige Kraft entgegenzusetzen, That durch Gegenthat zu entkräften, und so endlich, durch ein System geschickt vereinter Attraktionen und Repulsionen, ein Gleichgewicht zu erzeugen, in welchem auch jeder mindermächtige Staat die Garantie einer unabhängigen Existenz hätte finden können. Diese schöne Idee lag offenbar schon, wie es sich auch aus vielen von Cassiodors Briefen ergibt, den Unterhandlungen Theodorichs größtentheils zum Grunde, und alle Ehre, die man diesfalls der fortschreitenden Cultur des 15ten und 16ten Jahrhunderts anthun kann, besteht blos darin, daß man freudig erkennen muß, daß jenes Streben und die dahin zielenden Anstrengungen der Staaten jetzt viel allgemeiner und auch so kräftig wurden, daß das System selbst sich nun zu dem ihm möglichen Grad von Vollkommenheit immer freier und rascher entwickelte. Durch die unglückliche, große Kirchenspaltung (Reformation) ward diese Entwickelung wieder gehemmt. Jeder Staat war jetzt in seinem Interesse getheilt, oder vielmehr hatte ein doppeltes Interesse, nämlich jenes der Länder und wieder jenes der Religionen. Indessen suchte man doch frühzeitig Beides, so gut es sich nur thun ließ, mit einander zu vereinigen, und zwar mit so glücklichem

38. Bis an das Ende seiner Tage herrschte nun Gundobald ruhig in Burgund. Er war nicht nur ein

---

Erfolge; daß bald nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges, auch der unmächtigste, oft selbst dem gelehrtesten Geographen unbekannte, unmittelbare Reichsgraf oder Reichsritter, auf seiner Hufe Landes eben so unabhängig, und in seinen Rechten eben so ungestört war, als der mächtigste Monarch es in seinen Rechten und auf seinem Throne nur immer seyn mochte. — — Unserer Zeit, deren Charakter sich blos im Zerstören aussprach und zum Theil noch immer ausspricht, war es vorbehalten, dieses herrliche System zu stürzen. Die Folgen davon konnten Niemand entgehen. Um diesen also vorzubeugen, fiel man auf den Gedanken, durch Unterdrückung und Beraubung mindermächtiger Staaten und Stände (vulgo Säcularisirung und Mediatisirung genannt) unter den übrigen Größern ein gewisses Eben- und Gleichmaß von Kräften zu erzeugen. Offenbar war das Mittel der Remodur weit ärger als das Uebel selbst; denn jetzt mußte gerade das heiligste Princip, auf welchem der ganze Verein der gesammten europäischen Staaten-Republik beruhete, schonungslos verletzt werden; und so wurden in dem nämlichen Momente, in welchem dieses in dem kleinsten, kaum sichtbaren Gliede der langen europäischen Staaten-Kette wirklich geschah, auch zu gleicher Zeit alle, und selbst die mächtigsten Throne, in ihren Grundfesten erschüttert. — Ein schöner Versuch, das geschehene Unheil wieder gut zu machen, war die von oben inspirirte Idee der heiligen Allianz, jenes diplomatisch-constitutionellen Bündnisses, das den Keim einer großen Ausbreitung in sich faßt, und in welchem die Monarchen als Gesetz und Staatenvertrag laut aussprachen, was stets als frommer Wunsch in dem Herzen christlicher Völker liegen wird. Nur Schade, daß dieses, dem Kampf der großen Continental-Massen vorbeugende System wiederkehrender und neu zu befestigender Ordnung, bis jetzt noch nicht zur völligen Reife gediehen ist, und daß es nur auf der Personalität des Mächtigen beruhet, mithin zu befürchten ist, daß es bei des flüchtigen Lebens stetem Wechsel auch noch nicht sobald zu der ihm nöthigen Reife und Festigkeit gelangen werde.

kriegerischer, sondern überhaupt auch sehr einsichtsvoller Fürst, der lateinischen Sprache vollkommen mächtig und, nach dem Zeugniß des heiligen Bischofes Avitus, mit Wissenschaft und Beredsamkeit geschmückt. In seinem Reiche führte er ein neues Gesetzbuch ein; und Römer und Gallier preißten die Weisheit und Gerechtigkeit seiner Gesetze, welche die Eingebornen gegen die Gewaltthätigkeiten ihrer Ueberwinder, der Burgunder, schützten, und die Sieger wie die Besiegten auf gleiche Stufe bürgerlicher Rechte stellten. Der arianischen Lehre war er zwar, bis gegen die letzten Jahre seines Lebens, von Herzen ergeben; aber nie drückte er die Katholiken; die Kirchengüter blieben unangetastet; die Bischöfe übten ungestört ihre bischöflichen Rechte, konnten, so oft sie es für gut fanden, sich in Synoden und Concilien versammeln und wurden stets von dem König mit geziemender Ehrerbietung behandelt. Um die Liebe der Römer und Gallier, welche beinahe alle der rechtgläubigen Kirche angehörten, noch mehr zu gewinnen, wünschte er nichts sehnlicher, als eine Vereinigung der Arianer mit den Katholiken, unterhielt sich sowohl schriftlich als mündlich sehr oft mit dem Bischofe Avitus über diese wichtige Angelegenheit, ließ seinen Sohn Sigesmund in der wahren Lehre erziehen und unterrichten, und sah es sehr gerne, wenn in seiner Gegenwart Conferenzen zwischen katholischen und arianischen Bischöfen gehalten wurden. Daß seine Politik dabei einigen Einfluß hatte: dieß läßt sich nicht läugnen; und eine, diesem König, kurz vor dem Ausbruch des burgundisch-fränkischen Krieges, entwischte Aeußerung liefert uns darüber einen mehr als genügenden Beweis. Als nämlich in dem Jahre 499 die katholischen Bischöfe zu einem Concilium in Lyon zusammen gekommen waren, machten sie sämmtlich dem König ihre Aufwartung. Der heilige Avitus, obschon weder an Alter, noch an Jahren in dem bi-

ligen Amte, der älteste von den Bischöfen, aber durch sein Ansehen über alle hervorragend, nahm das Wort und sagte zu Gundobald: „wahrscheinlich werden die gelehrtesten und erleuchtetsten der arianischen Bischöfe und Doktoren hier versammelt seyn; und wenn der König es uns erlaubt; so wollen wir in seiner Gegenwart, durch Beweisstellen aus der heiligen Schrift sie ihres Irrthums überführen." — Mit sichtbarer Aufwallung erwiederte nun Gundobald: „Wenn Ihr wirklich den wahren Glauben habt, warum sucht Ihr nicht den König der Franken zu entwaffnen, der mir ungerechter Weise den Krieg angekündigt hat und nun mit meinen Feinden zu meinem Untergang sich verbindet. Ist denn der wahre Glaube mit Blutdurst und der Begierde nach fremdem Eigenthum vereinbar? Durch seine Handlungen muß Chlodowig beweisen, daß der Glaube, zu welchem er sich bekennt, auch wirklich der wahre Glaube sey." — Ohne die Fassung zu verlieren und mit der Miene eines Verklärten antwortete der heilige Avitus: „Großer König! die Absichten des fränkischen Monarchen sind uns unbekannt; wir kennen nicht die Beweggründe, warum er so handelt, wie Du uns gesagt hast; aber die heilige Schrift belehrt uns, daß Abfall von dem heiligen Gesetze Gottes nur gar zu oft schon die Ursache des Unterganges ganzer Reiche war. Kehre mit Deinem Volke zur wahren Lehre zurück und der Allmächtige wird Dich schützen und Dir und Deinem Lande ruhige Tage schenken. Mache zuerst Frieden mit Gott und der Friede mit den Menschen wird Dir dann nicht fehlen und die Hand der Allmacht Dich gegen Deine Feinde schützen." — Nicht ganz fruchtlos verhallte bei Gundobald die mahnende und zugleich leise dräuende Stimme des Bischofes; zwar ward der Rath, den sie ertheilte, für jetzt noch nicht von dem Könige befolgt; als derselbe aber nach dem unglücklichen Kriege mit den Franken, und nach ausgestandener

harten Prüfung wieder zur Herrschaft gelangte, ließ er sich von dem Bischofe Avitus in der heiligen Lehre unterrichten und trat zu der katholischen Kirche über. Gregor von Tours erzählt zwar, daß Gundobald aus Scheu vor seinem Volke, den Burgundern, die größtentheils der arianischen Ketzerei hartnäckig anhingen, sich nie habe entschließen können, sich öffentlich zu der wahren Lehre zu bekennen, und daher auch ausserhalb der Gemeinschaft der wahren Kirche gestorben sey. Aber diesem Berichte widerspricht das Zeugniß des heiligen Bischofs Avitus, der in seinen Briefen an Gundobald ihn den Beschützer und die Stütze der rechtgläubigen Kirche nennt, und auch in der Schrift, welche er auf Begehren dieses Königes gegen die Eutychianer verfaßte, ihm Lobsprüche ertheilt, die dieser heilige, zu keiner Zeit von weltlichen Rücksichten oder einem zeitlichen Interesse geleitete Bischof gewiß an einen arianischen, seinem Irrthum, trotz der bessern Ueberzeugung, hartnäckig anhangenden Fürsten nie würde verschwendet haben. Gundobald starb in dem Jahre 516. Er hinterließ zwei Söhne, Sigesmund und Godomar; aber das Reich ward unter ihnen nicht getheilt, sondern der ältere Prinz Sigesmund folgte dem Vater in der Regierung.

XXVI.

1. Sobald Chlodowig seinen Frieden mit Burgund geschlossen hatte, vermehrten sich auch die Grenzstreitigkeiten zwischen ihm und dem westgothischen König Alarich. Beide rüsteten sich zum Krieg. Um das hiezu nöthige Geld aufzubringen, verfälschte Alarich die Münzen, erhöhete ihren Werth und erlaubte sich eine Menge anderer höchst gefährlicher,

dem Regenten wie dem Volke stets gleich verderblicher Geldoperationen. Dieser zweideutigen Finanzkünste bedurfte Chlodowig nicht. Die Bischöfe und Kirchen öffneten ihm ihre Schätze; die Katholiken, welche, im Vergleich mit ihren unter arianischer Herrschaft stehenden Glaubensgenossen, sich unter dem fränkischen Zepter so glücklich fühlten, lieferten reichliche Beiträge und Chlodowig hatte in kurzer Zeit größere Geldsummen beisammen, als zwei Kriege der damaligen Zeit erfodert hätten.

2. Indessen kam der Krieg für jetzt noch nicht zum Ausbruch; denn der ostgothische König Theodorich trat als Schiedsrichter zwischen beide, sich zum Kampf rüstende Könige. Er schrieb an Alarich und Chlodowig, ermahnte beide zur Mäßigung und drohete, denjenigen, welcher zuerst die Waffen ergreifen würde, ebenfalls als seinen Feind zu betrachten und ihm mit seiner ganzen Macht entgegen zu ziehen. Auch an den König der Burgunder, der Heruler, der Varner und der Thüringer erließ Theodorich ähnliche Schreiben; er fodert sie auf, alle ihre Kräfte aufzubieten, um einen Krieg zwischen den Franken und Westgothen zu verhindern. Alle diese Briefe hat Cassiodor uns aufbewahrt. Es sind für Theodorich höchst ehrenvolle Denkmäler seiner geraden, unumwundenen, auf Grundsätzen der Gerechtigkeit, wie auf klarer Einsicht der damaligen Staatsverhältnisse, beruhenden Diplomatie. Aber man sieht auch daraus, welche Eifersucht und welche Besorgnisse Chlodowigs Ehrgeiz und steigende Macht bei den Ostgothen erregt hatte, und daß Theodorich jetzt mit nichts Geringerm umging, als durch eine allgemeine Coalition aller abendländischen Könige, Chlodowigs unersättlichen Ehrgeiz zu zügeln.

3. Wenn die Gerechtigkeit mit dem Schwert in der Hand zu den Königen redet, dann geben sie ihr Gehör. Chlodowig und Alarich versprachen, ihren Zwist friedlich zu schlichten und die Ruhe ward noch auf einige Jahre in Gallien erhalten. Um ein festes Band dauernder Freundschaft zwischen Franken und Westgothen zu knüpfen, kam sogar ein Paar Jahre nachher eine persönliche Zusammenkunft beider Könige zu Stande. Auf einer kleinen Insel in der Loire, Amboise gegenüber, kamen Chlodowig und Alarich zusammen. Traulich unterredeten sie sich mit einander, speis'ten zusammen, umarmten sich und schieden von einander unter den wärmsten Betheuerungen von Freundschaft und friedlicher Gesinnung. Aber alle diese äussern Merkmale brüderlicher Liebe waren blos täuschendes Blendwerk, und der gegenseitige Argwohn feindlicher Plane und Gesinnungen ängstigte uud erbitterte nach wie vor die Gemüther beider Könige.

4. Auf der ganzen Erde gab es damals nur einen einzigen katholischen Monarchen; und dieser einzige Monarch war Chlodowig. Nichts natürlicher also, als daß alle Rechtgläubigen ihn ehrten und an dem Gedanken sich labten, durch ihn vielleicht bald von dem immer unerträglicher werdenden Joch ihrer arianischen Herren sich befreit zu sehen. Aber diese Stimmung konnte auch den Westgothen nicht entgehen; sie überhäuften ihre katholischen Unterthanen mit Vorwürfen, betrachteten sie als ihre geheimen Feinde und behandelten sie daher mit täglich zunehmender Härte. Mehr als Andere, traf dieses Loos die katholischen Bischöfe; mit argwöhnischem Blicke ward jeder ihrer Schritte bewacht und gezählt, oft die unschuldigste Aeusserung durch Argwohn zum Verbrechen gestempelt und der leiseste

Verdacht eines geheimen Einverständnisses mit den Franken sogleich als eine erwiesene Thatsache mit Gefängniß, Verbannung oder gar mit dem Tode bestraft. Um den gegen ihn schon ausgeschickten Mördern zu entgehen, mußte der heilige Quintianus, Bischof von Rhodes, bei nächtlicher Weile die Stadt und seine Kirche verlassen und als ein Verbannter in Auvergne herumirren.

5. Aber dieses eben so staatsunkluge als ungerechte Verfahren brachte die westgothische Regierung nun völlig um die Liebe und Zuneigung der Eingebornen. Die Klagen der Letztern kamen zu den Ohren des fränkischen Königes und der staatskluge Chlodowig beschloß nun, das allgemeine Mißvergnügen der rechtgläubigen Einwohner Aquitaniens zu seinem Vortheil zu benutzen *). Vor einer Versammlung seiner fränkischen Großen, klagte Chlodowig zu Paris, wo er sich jetzt schon oft und lange aufhielt, über Alarichs harte Behandlung der Katholiken, nannte ihn einen Tyrannen und Verfolger der rechtgläubigen Kirche und schloß seine Rede mit den Worten: „Es schmerzt mich zu sehen, daß beinahe der schönste Theil Galliens im Besitze dieser Arianer ist. Laßt uns gegen sie aufbrechen, und unter dem Beistande des Himmels uns ihres schönen Landes bemächtigen." Ein lautes Freudengeschrei verkündete Chlodowig die vollkommene Zustimmung der Versammlung zu seiner Unterneh-

*) Man vergleiche mit dem hier Gesagten die treffliche Abhandlung des Herzoges von Nivernois: «sur la politique de Clovir» in dem zwanzigsten Band der Memoires de l'Académie des inscriptions.

mung; und die Franken, beseelt von dem frischen Eifer noch junger Christen, versprachen, nicht eher sich die Bärte scheren zu lassen, bis ein vollständiger Sieg über die Feinde Gottes und dessen heiliger Lehre sie ihres Gelübdes wieder entbunden hätte.

6. Auch in den Künsten der Diplomatie stand Chlodowig dem Theodorich nicht weit nach. Durch seine Gewandtheit im Unterhandeln hatte er Gundobald zu bewegen gewußt, Theodorichs Parthei zu verlassen und die burgundischen Völker stießen nun zu dem Heere Chlodowigs, welches, noch überdieß verstärkt durch einen Haufen ripuarischer Franken, nun unverzüglich von Paris gegen die Loire aufbrach (507). Als Clodowig, schon ganz geharnischt und zu Pferde sitzend, von seiner Gemahlin noch einmal Abschied nahm, erinnerte ihn Clothildis, daß eine fromme Stiftung über seine Waffen den Segen des Himmels herbeiführen würde. Mit kräftigem Arm schwang Chlodowig sogleich im Angesicht des Heers seine Streitart, schleuderte sie in die Luft und sprach: „Wo meine Franzeska hinfallen wird, da soll zu Ehren der heiligen Apostel sich eine Kirche erheben.“

7. Als das fränkische Heer durch die Diöcese von Tours marschirte, schickte Chlodowig Boten zu dem Grabe des heiligen Martins, um dort einige Aufschlüsse über den Ausgang des Feldzuges zu erhalten. Das Erste, was die Boten bei ihrem Eintritt in die Kirche hörten, war der Vers eines Psalms, worin der Sieg der Kirche gegen ihre Feinde gepriesen wird *). Die Anwendung ergab

*) Man nannte dieses fortes Sanctorum, eine Prophezeiungs-

sich von selbst. Chlodowig beschenkte reichlich die Kirche und zog voll hoher Zuversicht mit dem Heere weiter.

8. Als er an den Ufern der Vigenna (Vienne) ankam, fand er den Fluß durch den, schon seit mehrern Tagen, anhaltenden Regen so angeschwollen, daß er es nicht wagen durfte, eine Brücke zu schlagen, und noch viel weniger in Barken und kleinen Schiffen mit seinem Heere über den Fluß zu setzen; zudem standen gothische Heerhaufen auf mehrern Punkten an dem gegenseitigen Ufer, um den Uebergang zu verhindern. — Offenbar hing von der Schnelligkeit aller Operationen der Erfolg des ganzen Feldzuges ab. Alles mußte entschieden werden, bevor Theodorichs furchtbares Heer der Ostgothen sich mit jenem der Westgothen vereinigen konnte. Chlodowig war also in keiner geringen Verlegenheit, als er sich jetzt so plötzlich und unerwartet aufgehalten sah. Aber des angeschwollenen Wassers ungeachtet, hatte die Vienna doch noch einige seichte Orte. Ein Reh, wahrscheinlich aufgeschreckt durch das Getümmel und Geräusch der Waffen, welches die ganze Gegend erfüllte, kam mit Anbruch des folgenden Tages an eine ihm wohl bekannte Furt und ging im Angesicht des

art, welche darin bestand, daß man die ersten Worte, welche man beim Eintritt in die Kirche, singen oder predigen hörte, oder auch einen ungewöhnlichen Gegenstand, der einem zuerst in die Augen fiel, als eine Vorbedeutung betrachtete, und das Gelingen oder Mißlingen des Vorhabens daraus zu erklären suchte. — Oft und wiederholt wurden diese fortes Sanctorum von Päbsten, ganzen Concilien und einzelnen Bischöfen verdammt und verboten; aber umsonst; erst nach dem 14ten Jahrhundert kamen sie nach und nach außer Uebung.

Heeres über den Fluß. Die Franken hielten dieß für eine Erscheinung des Himmels; zum Glück für sie war dieser, wahrscheinlich den Westgothen, unbekannte Uebergangspunkt von denselben nicht besetzt und Chlodowig kam, ohne auch nur einen Mann zu verlieren, glücklich über den Strom.

9. Mit einem an Zahl den Franken weit überlegenen Heere stand Alarich in einem befestigten Lager bei Poitiers; das Hauptquartier selbst lag in der Stadt. Aber Uneinigkeit herrschte in den Berathungen der Westgothen. Bei der ersten Nachricht, daß fränkische Heerhaufen an der Grenze des westgothischen Reiches sich zeigten, hatte Alarich, um schleunige Hülfe, Eilboten an Theodorich gesandt. Die alten und erfahrnen Hauptleute in dem westgothischen Heere riethen also ihrem König, dem bekannten, unwiderstehlichen, ersten Andrang der Franken auszuweichen, weiter rückwärts eine wohl gewählte, feste Position zu nehmen, diese durch Kunst noch mehr zu befestigen, und in einer solchen durch Natur und Kunst befestigten Stellung die Ankunft des ostgothischen Heeres zu erwarten; einstweilen, setzten sie hinzu, müßte man durch seitwärts ausgeschickte Streifpartheien die Franken in ihrem Rücken beunruhigen, ihnen die Zufuhren theils abschneiden, theils erschweren und so ihre erste stürmische Hitze nach und nach abkühlen. Diesem Vorschlag widersetzte sich die zahlreiche kriegerische Jugend, die sich in Alarichs Lager befand. Stolz in der Erinnerung, daß ihre Väter einst Attila besiegt hätten, hielten die muthigen Jünglinge es für eine Schande, nicht ohne Beistand eines fremden Volkes dem Feinde in offenem Schlachtfeld zu begegnen. Mit Ungestüm begehrten sie von dem König, daß er das Heer sogleich gegen die Franken

führen möchte. Alarichs natürliche gesunde Einsicht entschied für den klügern Rath der Alten; aber seinem ebenfalls noch jugendlichen, kriegerischen Stolz gefiel nichts destoweniger auch der Vorschlag der Jüngern. Bei diesem unentschlossenen Hin- und Herschwanken ging eine kostbare Zeit verloren. Endlich ward doch der Rückzug beschlossen.

10. Aber leider war es jetzt schon zu späte. Chlodowig, der in diesem Feldzug wahrhafte Feldherrntalente entwickelte, war Tag und Nacht marschirt; er hatte eingesehen, daß ein wohlgeordneter Rückzug der Gothen den Feldzug verlängern, eine Verlängerung des Feldzuges die Vereinigung der Ost- und Westgothen zur Folge haben, und daß das Eine wie das Andere nur durch die angestrengtesten Eilmärsche vereitelt werden könnte. Ungefähr zehen Stunden jenseits Poitiers erreichte Chlodowig den Feind; ohne eine Minute zu verlieren, ließ er sogleich zum Angriff blasen, und hatte in dem nämlichen Momente auch das gothische Heer schon völlig überflügelt. Um die dritte Stunde des Tages begann die Schlacht. Es war ein ohne Beispiel blutiger, mörderischer Tag. Den Ruhm ehemaliger Tapferkeit suchten die Gothen zu behaupten, und die Franken, voll Zuversicht auf göttlichen Beistand und, wie sie wähnten, für eine heilige Sache kämpfend, hielten den Tod für ein eben so großes Glück, als den Sieg. Gleich Hügeln lagen, nach Gregors Erzählung, die Leiber der Erschlagenen auf einander. Mitten in dem gräßlichsten Gemetzel und dem wilden Gewühl der Schlacht stießen Chlodowig und Alarich auf einander, erkannten sich und begannen einen Zweikampf. Beide Könige waren in der Blüthe des Lebens; aber Chlodowig, älter als Alarich, stand in der vollen Reihe männlicher

Kraft. Dem stärkern Arm des Franken mußte der Westgothe unterliegen und, von einer Lanze durchbohrt, sank Alarich todt vom Pferde. Aber jetzt schien es auch um Chlodowig geschehen. Um den Tod ihres Königes zu rächen, sprengten zwei Gothen von der Leibwache, von Riesengröße und ungeheurer Stärke, mit ihren Lanzen auf Chlodowig zu, und ohne Rettung wäre er verloren gewesen, hätten nicht die Dichte seines Panzers und die Schnelligkeit seines Rosses ihn der Gefahr entrissen. Bei Vivonne hatte die Schlacht angefangen, aber bei dem heut zu Tage sogenannten Dorf Champagne St. Hilaire ward der Sieg für Chlodowig entschieden *). Die Blüthe der gesammten jungen, kriegerischen Mannschaft der Westgothen war jetzt dahin; und auch Apollinaris, der Sohn des heiligen Sidonius, welcher in eben dieser Schlacht den Adel von Auvergne anführte, war ebenfalls, sammt Allen, die seinem Panier gefolgt waren, mit ehrenvollen Wunden bedeckt, auf dem Schlachtfelde geblieben. Ein sprechender Beweis, daß die Katholiken in dem westgothischen Gallien zwar Be-

*) So verwirrt und unbefriedigend auch Gregor von Tours und die übrigen spätern fränkischen Geschichtschreiber Chlodowigs Feldzug beschreiben; so läßt sich doch durch Vergleichen und aus manchen einzelnen hingeworfenen Worten, für den, welcher einige Sachkenntniß hat, das Wahre sehr gut combiniren. Chlodowig handelte ganz nach den Grundsätzen der neuern Kriegskunst, welche zu allen Zeiten die nämlichen seyn müssen, in jedem Jahrhundert der genialischen Einbildungskraft eines wahrhaft großen Feldherrn vorschwebten, und welche die Erfindung des Pulvers nicht, wie man irrig erwähnt, abgeändert, sondern deren Anwendung diese Erfindung nur mannigfaltig modificirt hat. — In Wahrheit, Chlodowigs Feldzug gegen die Westgothen wäre des Commentars eines Folards würdig.

freiung von dem arianischen Joche, zwar die Herrschaft eines rechtgläubigen Monarchen wünschen konnten, daß aber dieser Wunsch auf treue Pflichterfüllung auch nicht den mindesten Einfluß gehabt hatte *).

---

*) Wenn man Gibbon hört oder lies't; so waren es blos die katholischen Bischöfe, Priester und Einsiedler, die Glöckner aller katholischen Kirchen in Gallien nicht ausgenommen, welche dem Chlodowig den Sieg über die Westgothen verschafften. Bald waren sie es, die den fränkischen König lehrten, wie er mit dem Heere über einen Fluß gehen müsse; bald zeigten sie ihm durch feurige Signale von der Thurmspitze der Cathedrale von Poitiers, nach welcher Richtung er seine Colonnen müsse marschiren lassen; und endlich — was gewiß das Schönste an der Sache ist — untergruben diese geistlichen Bundesgenossen heimlich die Wälle und Mauern von Angouleme, damit sie vor den Kriegsmaschinen der Franken desto schneller einstürzen mußten!!! und dergleichen Albernheiten wurden und werden noch immer bewundert.!

Was die Wunder betrifft, mit welchen Gregor von Tours seine Erzählung verwebt; so haben wir vorsätzlich ihrer nicht erwähnt. — Chlodowig war ein kühner und dabei einsichtsvoller Feldherr; hatte seit fünfzehn Jahren die ohnehin wilden und kriegerischen Franken, in ununterbrochenen Kriegen, von Siege zu Siege geführt. Die Westgothen im Gegentheil waren seit zwanzig Jahren in Frieden und träger Ruhe versunken; der gemeine Gothe hatte durch friedliche und bürgerliche Beschäftigung einen Theil seines ehemaligen kriegerischen Feuers und seiner Mannhaftigkeit verloren; endlich war Alarich ein junger, des Krieges noch unkundiger Fürst, der jetzt erst, in einem Kriege gegen Chlodowig, seine ersten Sporen verdienen sollte. Braucht es noch Wunder, um Chlodowigs Siege über die Westgothen zu erklären. — — Uebrigens müssen wir gestehen, daß es wahnsinnige Vermessenheit wäre, Gott vorschreiben zu wollen, wann, wie und wo Er

11. Die Frucht des Sieges bei Vivonne war die Eroberung von ganz Aquitanien. Die allgemeine Bestürzung der Westgothen benutzend, marschirte Chlodowig mit einem Theile seines Heeres und mit Umgehung einiger kleinen festen Städte, deren schwache Besatzung ihn in seinem Rücken nicht beunruhigen konnte, gerade auf Bordeaux los. Die volkreiche Stadt ergab sich ohne Widerstand. Chlodowig nahm allda seine Winterquartiere und ließ einen Theil von Alarichs hinterlassenen Schätzen unverzüglich von Toulouse dahin bringen. Während dieses geschah, vertrieb Theodorich, Chlodowigs ältester Prinz, der den Vater auf diesem Feldzuge begleitete, die Gothen aus Rouerque, Quercy und Auvergne, und unterwarf diese Länder der fränkischen Herrschaft.

12. Im folgenden Jahre 508 eröffnete Chlodowig mit Anfang des Frühlings auch wieder den Feldzug; eroberte Angouleme und ging dann nach Toulouse. Hier hielt er sich nicht lange auf, ordnete blos das Nothwendigste zur lebhaften Fortsetzung des Krieges, und übergab seinem Sohne Theodorich ein ansehnliches Heer Franken nebst den burgundischen Hülfsvölkern mit dem Auftrage, durch die nunmehr leichte Eroberung der noch übrigen

---

Wunder thun müsse. Da sehr viele Franken, ja ganze Stämme derselben noch nicht zu dem Christenthum übergetreten waren; so wäre nun immer gedenkbar, daß Gott den Arm seiner Allmacht jetzt einigemal blos deswegen unumwölkt hätte zeigen wollen, damit die ganze fränkische Nation, die er zu so großen Dingen bestimmt hatte, desto schneller zur allgemeinen Erkenntniß und Anbetung des einzigen wahren Gottes dadurch geführt würde.

westgothischen Provinzen, den Krieg völlig zu beendigen. Er selbst begab sich von Toulouse nach Tours.

13. Hier erwarteten ihn die Gesandten des morgenländischen Kaisers Anastasius. Sie überreichten ihm die Ehrenzeichen der consularischen Würde, kostbare Geschenke und einen offenen, den fränkischen Monarchen zum römischen Patricier ernennenden kaiserlichen Brief. Chlodowigs Ehrgeiz fühlte sich durch diese unerwartete Auszeichnung nicht wenig geschmeichelt, und mit sichtbarem Wohlgefallen nahm er die im Namen des Kaisers ihm überreichten Geschenke von den Gesandten an. Aber am Tage der feierlichen Bekanntmachung der erhaltenen neuen Würde, begab sich Chlodowig in die dem heiligen Bischofe Martinus geweihete und nach ihm benannte große Kirche in Tours. Hier legte er zum erstenmale die Tunica trabeata und die Chlamy's an; und mit der Krone auf dem Haupt und den übrigen Zeichen consularischer Würde geschmückt, begab er sich von da in feierlichem Zuge nach der Kathedralkirche. Mit vollen Händen warf er auf dem Wege Gold und Silber unter die herbeiströmende, zahllose Menge aus, und diese ließ nun ebenfalls den frohlockenden Zuruf Consul und Augustus von allen Seiten erschallen. Von dieser Zeit an, bemerkt Gregor von Tours, ward Chlodowig in ganz Gallien als Consul und Kaiser betrachtet. — War der fränkische Monarch mit dem Benehmen des Kaisers vollkommen zufrieden; so waren es dessen Gesandten nicht minder mit dem fränkischen Monarchen; denn die Annahme der neuen Würde war von Seite Chlodowigs eine stillschweigende Anerkennung der höhern Majestät des

Kaisers und dessen, wenigstens dem Scheine nach, bestehende Oberherrlichkeit über alle abendländische Reiche.

14. Die Westgothen hatten sich indessen von ihrer Bestürzung etwas erholt, Narbonne besetzt und unter den Mauern dieser Stadt sich gesammelt. Aber auch hier wurden sie zurückgeschlagen und Narbonne ward von den Burgundern geplündert.

15. Beinahe noch mehr, als durch Chlodowigs Siege, war die Macht der Westgothen jetzt durch eine unselige Spaltung gebrochen, welche die ganze Nation in zwei mächtige, sich feindlich gegen über stehende Faktionen theilte. Viele westgothischen Großen nämlich hatten Gesalich, Alarichs ältesten, aber mit keiner rechtmäßigen Gemahlin erzeugten Sohn zum König gewählt; aber eine andere nicht minder bedeutende Parthei, welche unter der Herrschaft eines Kindes selbst zu herrschen hoffte, wollte nicht Gesalich, sondern Alarichs zweiten, aber mit der Tochter des großen Theodorichs erzeugten Prinzen Amalarich als König erkennen. Wie es scheint, behielt Gesalich die Oberhand über seinen Bruder; denn Amalarichs Anhang verließ mit dem noch unmündigen Prinzen Gallien und entfloh nach Spanien.

16. Aber auch Gesalich konnte sich gegen den ihm überall überlegenen Feind in Gallien nicht halten. Er verließ also den Schauplatz des Krieges und ging nach Barcellona, theils um jenseits der Pyrenäen neue Streitkräfte zu sammeln, theils um im widrigsten Falle wenigstens seine Herrschaft in Spanien zu befestigen. Die Sieger drangen indessen bis an den Fuß der Pyrenäen vor, schafften überall den arianischen Kirchendienst ab, gaben den

Rechtgläubigen die von den Arianern ihnen entrissenen Kirchen wieder zurück; und eine ganze Colonie Franken, denen man Ländereien anwieß, ließ sich in Aquitanien, in dem Herzen des ehemaligen westgothischen Reiches nieder.

17. Matt und träge, mehr die eigene Grenze schützend, als angreifend, waren bisher die Operationen des ostgothischen Heeres gewesen; sie beschränkten sich blos darauf, die Bewegungen der Franken zu beobachten. Als diese Carcassone belagern wollten, rückten die Gothen vor, wodurch jene bewogen wurden, die Belagerung wieder aufzuheben; aber damit begnügten sich auch die Gothen und sahen ruhig zu, wie die Franken beide Aquitanien eroberten und sich unterwarfen. Die Gestalt der Dinge hatte sich jedoch indessen mächtig geändert, und die innere Zerrüttung des westgothischen Reiches, Gesalichs Thronerhebung, die raschen und riesenhaften Fortschritte der Franken, welche *schon an* der Grenze Spaniens standen und von den Grenzen Italiens nicht sehr weit entfernt waren; endlich das auffallende, auf geheime politische Zwecke hindeutende, freundliche Verhältniß Chlodowigs zu dem Hofe von Constantinopel, mit welchem Theodorich damals gerade nicht in dem besten Vernehmen stand: Alles dieses flößte dem ostgothischen Könige gegründete Besorgnisse ein, und er beschloß nun, an den kriegerischen Ereignissen thätigern Antheil zu nehmen.

18. Der ostgothische Feldherr Hilba erhielt demnach Befehl, mit dem Heere aufzubrechen und von der bisherigen Defensive in eine mit allem Nachdruck verbundene Offensive überzugehen.

19. Die Franken waren vor Arles gerückt

und hatten die Belagerung dieser, ihrer die Rhone beherrschenden Lage wegen, äusserst wichtigen Stadt begonnen. Waren die Franken im Besitze von Arles, so waren auch die Ostgothen von den Ländern, welche den Westgothen in Gallien noch gehörten, völlig abgeschnitten. Nachdem die Belagerung schon einige Zeit gedauert hatte, machten die Franken einen Versuch, sich der steinern Brücke über die Rhone und mittels dieser einer Insel zu bemächtigen, wodurch der Fluß in zwei Arme getheilt wird. Die Westgothen leisteten jedoch einen so hartnäckigen, seit langer Zeit an ihnen nicht mehr gewohnten Widerstand, daß die Franken in kleinen Schiffen wieder über den Fluß gehen und mit den Burgundern sich vereinigen mußten, welche jenseits des Stroms sich gelagert hatten. Bald darauf kam auch das ostgothische Heer an. Aber mit blosen Demonstrationen begnügte sich diesmal Hilba nicht; er griff den Feind sogleich an. Es kam zu einem sehr hartnäckigen, blutigen Treffen, in welchem die Franken völlig geschlagen wurden. Eiligst zogen diese sich nun zurück; aber auch auf ihrem Rückzuge wurden sie von den Ostgothen hitzig verfolgt und verloren noch eine Menge ihrer Leute, sowohl an Todten als Gefangenen. Man behauptet, die Franken hätten in der Schlacht bei Arles gegen dreißig tausend Mann verloren, und es erhellet aus der Lebensbeschreibung des heiligen Cäsarius, damaligen Bischofes von Arles, daß mehrere Tage nach der Schlacht noch immer sehr viele gefangene Franken von den Gothen nach Arles gebracht wurden.

20. Während der Belagerung hatte der heilige Cäsarius eine der härtesten Verfolgungen zu erdulden. Ein Geistlicher seiner Kirche, der noch über-

dieß sein Anverwandter war, sich aber von dem Elende einer mit Sturm eroberten Stadt so übertrieben schreckliche Vorstellungen machte, daß er sich nicht entschließen konnte, im Fall Arles erobert würde, das Loos aller übrigen Einwohner zu theilen, hatte, ohne dem heiligen Bischofe seine Schwachheit zu entdecken, mittels einer Strickleiter, an welcher er sich über die Mauern herabließ, die Stadt verlassen und war in das Lager der Franken entflohen. Sobald die Sache ruchbar ward, warf Alles den schwärzesten Verdacht auf den Bischof. Der Commandant und die ganze Besatzung glaubten, Cäsarius stünde in einem geheimen Einverständniß mit den Franken und habe den Ueberläufer in ihr Lager geschickt, um ihnen über den innern Zustand der Festung nähere Kunde zu bringen. Die ärgsten und erbittertsten Ankläger des Bischofes waren die Juden; und es war schon von nichts wenigerm die Rede, als ihn in der Rhone zu ersäufen. Aus seiner bischöflichen Wohnung ward er sogleich fortgeschleppt und einstweilen in einem Gemach des Palastes des ehemaligen Präfectus Prätorio eingesperrt. Weiter gegen ihn zu verfahren, wagten jedoch die Westgothen nicht, weil sie befürchteten, die Franken möchten, wenn sie sich Meister von Arles gemacht hätten, jede an dem Bischof begangene Mißhandlung auf das grausamste rächen.

21. Es dauerte indessen nicht lange, so ward die Unschuld des frommen Bischofes entdeckt. — Sämmtliche Einwohner von Arles mußten zur Vertheidigung der Stadt mitwirken. Sie waren in Classen eingetheilt, die, wie die Reihe sie traf, in den ihnen angewiesenen, Bastionen auf die Wache zogen. Nun geschah es, daß wenige Tage nach der Verhaftung des heiligen Cäsarius, auch die Juden

einen ihnen übergebenen Posten besetzen mußten. Aber auch den Juden bangte ungemein vor den Franken und, wie es scheint, waren sie noch mehr für ihr Eigenthum als ihr Leben besorgt. Während sie auf der Wache stunden, warfen sie also in die feindlichen Laufgräben einen an einem Steine befestigten Brief, in welchem sie den Franken von den verschiedenen Posten Nachricht gaben, welche die Juden jetzt besetzt hätten, und sie aufforderten, kühn diesen Theil der Stadtmauer sogleich zu stürmen; sie würden hier keinen Widerstand finden, mithin ohne Mühe und ohne Verlust sich der ganzen Stadt bemächtigen; nur, machten sie zur Bedingung, müßte alsdann die gesammte Judenschaft mit der größten Schonung behandelt, und kein Jude weder an seiner Person noch an seinem Eigenthum im mindesten gekränkt werden.

22. Zum Unglück für die Juden, wie für die Franken, ward der Brief von den Belagerern nicht bemerkt. Gleich darauf hatte das eben erwähnte Gefecht an der Rhone-Brücke statt, worauf die Franken, wie schon erzählt worden, wieder über den Fluß hinüber gingen und jenseits desselben ihre Stellung nahmen. Um die verlassenen, feindlichen Laufgräben zuzuwerfen, gingen nun die Westgothen aus der Stadt. Da sie alles genau durchsuchten, so fanden sie auch den unseligen Brief. Der Verrath der Juden war nun am Tage. Die Urheber wurden mit dem Tode bestraft und der heilige Cäsarius ward, weil jene gerade seine wüthendsten Ankläger gewesen waren, sogleich wieder in Freiheit gesetzt, jedoch noch immer mit Argus Augen in der Nähe beobachtet.

23. Je weniger der Argwohn gegründet, desto

länger ist gewöhnlich seine Dauer; und selbst nach schon aufgehobener Belagerung, ja sogar nach schon geschlossenem Frieden mit den Franken, wußte die Bosheit der Feinde des gottseligen Bischofes den Verdacht des arianischen Gothen gegen denselben so lange und so reichlich zu nähren, bis endlich der gothische Befehlshaber ihn unter einer starken militärischen Bedeckung nach Ravenna bringen ließ, um dort in eigener Person sich vor König Theodorich zu verantworten.

24. In einer wahrhaft großen, das heißt, heiligen, mithin Gott unbedingt ergebenen Seele sind alle Kräfte des Geistes, alle Regungen des Herzens, wie die Saiten einer Leyer, zu einem und demselben göttlichen Akkord harmonisch gestimmt; daher Ruhe, Kraft, Klarheit in der Anschauung, stete Heiterkeit des Gemüthes, und überhaupt eine gewisse innere Heiligkeit des Charakters, die in keinem Verhältniß des Lebens, unter keinem Wechsel des Schicksals sich verleugnet, sogar auf den äussern Formen sich spiegelt und allen Handlungen, wie dem ganzen Benehmen eines solchen Auserwählten eine sich stets gleich bleibende Haltung und jene ganz eigene sanfte Würde ertheilt, die, indem sie unsere Bewunderung erregt, uns zugleich entzückt und überall selbst unwillkührliche Ehrerbietung gebeut. So war es bei dem heiligen Cäsarius. Als Theodorich ihn erblickte, verschwanden bei ihm alle widrigen Eindrücke, welche die Verläumdungen der Feinde des Bischofes auf ihn gemacht hatten. Er empfing ihn mit Wohlwollen, nahm sogar den Hut ab, als er den Gruß des Bischofes erwiederte, unterhielt sich hierauf sehr lange mit ihm über die Ereignisse in Arles, entließ ihn dann sehr gnädig, und äusserte sich gegen seine Umgebungen, daß es derjenige vor Gott nicht ver-

antworten könnte, welcher die Ursache wäre, daß ein so erleuchteter und frommer Bischof, dessen Wandel gar keiner Rechtfertigung bedürfte, dennoch blos um sich zu rechtfertigen, eine so weite und beschwerliche Reise hätte unternehmen müssen.

25. Zur größten Freude aller Redlichen, kehrte Cäsarius, noch geehrter als vorher, wieder zu seiner Kirche nach Arles zurück. Theils aus eigenen Mitteln, theils aus dem Vermögen seiner Kirche hatte Cäsarius sehr viele von den von den Gothen zu Gefangenen gemachten Franken losgekauft, an ihren leiblichen Bedürfnissen, so lange sie in Arles waren, den thätigsten Antheil genommen und endlich auch dafür gesorgt, daß sie, sobald der Friede geschlossen war, ungekränkt wieder zu den Ihrigen zurückkehren konnten.

26. Das verlorne Treffen bei Arles und der Verlust der Franken auf ihrem Rückzug hatten Chlodowig von der Wandelbarkeit des Kriegsglückes überzeugt; er gab daher Theodorichs Vorschlägen Gehör, und ein Friedensschluß kam zu Stande, welchem zufolge Auvergne, die beiden Aquitanien sammt der Stadt Toulouse mit Chlodowigs Monarchie vereint wurden. Den Westgothen blieb blos die Provinz Narbonne; aber die Stadt Arles behielt Theodorich für sich, als einen Ersatz für die zum Besten der Westgothen verwandten Kriegsunkosten. Um den durch die lange und harte Belagerung in ihrem Wohlstande sehr gesunkenen Einwohnern wieder etwas aufzuhelfen, erließ ihnen Theodorich die Steuer eines Jahres, befahl die theils sehr beschädigten, theils ganz zerstörten Thürme und Mauern der Stadt auf seine Kosten wieder auszubessern oder neu aufzubauen und machte Arles auf das neue

zum Sitz eines Präfektus Prätorio, dessen Amt und Würde er wieder in das Staatsleben zurückrief und dadurch in nicht geringem Maße die Zuneigung der Eingebornen, wie aller in Gallien wohnenden Römer gewann *).

27. Wegen des mit den Franken geschlossenen Bündnisses hatte Theodorich indessen nicht minder den König Gundobald gezüchtiget, sich einiger Städte an der Dürance bemächtiget, selbst Orange und Avignon erobert. Aber auch mit Gundobald kam der Friede bald zu Stande und, wie es scheint, blieb die Dürance, der Hauptsache nach, die Grenze zwischen Burgund und dem ostgothischen Gallien.

---

*) Der von Theodorich ernannte Präfektus Prätorio war der dem Leser schon bekannte, wackere Liberius, König Odoakers ehemaliger treuer Diener und Freund. Zu seinem Stellvertreter hatte Liberius den, seines Amtes nicht weniger würdigen Gemellus. Unter Cassiodors Briefen finden sich an diesen Gemellus viele Schreiben des Theodorichs, welche über den wohlthätigen, conservatorischen Geist der Regierung dieses Königs ein ungemein erfreuliches, wahrhaft wohlthuendes Licht verbreiten. Möchten doch jedem, besonders dem einst zum herrschen berufenen Prinzen, Cassiodors Briefe bei Zeiten in die Hände gegeben werden. — Unter dem vielen Abgeschmackten, was Gibbon unter eben so vielem Trefflichen, in seiner Geschichte des Verfalls 2c. gesagt hat, ist unstreitig dessen absprechendes Urtheil über Cassiodors Briefe das Allerabgeschmackteste. Ueberhaupt kenne ich keinen Schriftsteller, in welchem auf der einen Seite Geist, Talent, scharfes Urtheil, historischer Takt, und auf der andern Seite wieder Oberflächlichkeit, seichtes Urtheil, Aberwitz und Albernheit so schwesterlich vereint sind, wie in diesem Engländer. Er erinnert gar oft an die Geschichte der gefallenen Engel.

28. In Gallien hatte nun die Herrschaft der Gothen ein Ende; denn was sie noch darin besaßen, davon war der Besitzstand nicht viel sicherer, als der Genuß eines Erbpachtes, beruhend auf einem Vertrage, den der Grundherr nach Willkühr jeden Augenblick wieder aufheben kann. Aber desto herrlicher blühete das westgothische Reich jenseits der Pyrenäen in dem eben so schönen, eben so fruchtbaren, und dabei verhältnißmäßig noch volkreichern Spanien. Theodorich gab also seinem Feldherrn Hilba Befehl, in Spanien einzurücken und den Gesalich daraus zu vertreiben. Wie es das Ansehen hat, schmückte diesen kein besonderes Verdienst; er wurde von den Gothen überall geschlagen und endlich so in die Enge getrieben, daß er aus Spanien entfloh und zu Carthago, am Hofe Thrasamunds, Königes der Vandalen, Schutz und Hülfe suchte. Theodorich begehrte von seinem Schwager Gesalichs Auslieferung *). Thrasamund befand sich in großer Verlegenheit. Nach den Gesetzen einer gesunden Staatsklugheit mußte der vandalische König Alles aufbieten, um in dem, nur durch eine kleine Meerenge, von Africa getrennten Spanien, keinen so mächtigen Monarchen, wie Theodorich war, zum Nachbar zu haben; ungleich besser entsprach seinem Interesse die Herrschaft eines Gesalichs, dessen Verhältnisse zu den Ostgothen wie zu den Franken ihn zum natürlichen und nothwendigen Bundesgenossen der Vandalen machte. Indessen wagte es doch Thrasamund nicht, den flüchtigen Gesalich öffentlich zu unterstützen, oder ihn gar mit einem Heere nach

*) Theodorichs Schwester, Amalfride, hatte sich in zweiter Ehe mit Thrasamund, König der Vandalen vermählt.

Spanien zurück zu schicken; aber eben so wenig wollte er ihn auch ausliefern. Er wählte also einen Mittelweg und gab dem Gesalich so viel Geld, als er nur immer haben wollte, machte ihm aber zugleich begreiflich, daß er unverzüglich die vandalischen Staaten verlassen müßte, zu jeder Zeit aber der geheimen Unterstützung von Seiten der Vandalen versichert seyn könnte.

29. Mit dem erhaltenen Gelde landete Gesalich an den Küsten Galliens. Den Franken war nichts erwünschter, als dem Theodorich recht viele Beschäftigung zu geben; die Vereinigung des west- und ostgothischen Reiches mußte ohnehin im höchsten Grade ihre Eifersucht erregen. Sie begünstigten demnach Gesalichs Unternehmen und waren ihm sogar unter der Hand behülflich, mit den aus Africa mitgebrachten Geldsummen Soldaten anzuwerben und Waffen herbeizuschaffen. In der Hoffnung, durch seine zahlreichen Anhänger in Spanien, sein kleines Heer zu verstärken, ging Gesalich damit sogleich über die Pyrenäen; aber der thätige Hilba kam ihm schon bei Barcellona auf den Hals. Es erfolgte ein entscheidendes Treffen. Die neu angeworbenen Banden vermochten nicht den unter den Waffen ergrauten, bisher stets siegreichen ostgothischen Schaaren zu widerstehen. Gesalich wurde abermals völlig geschlagen, auf der Flucht von den ihm nachsetzenden Gothen erreicht und nach einem festen Schloß in der Provence gebracht. Als ein Staatsgefangener endigte er hier den Rest seiner Tage, nachdem er vier Jahre den Titel eines westgothischen Königes geführt hatte.

30. Von den Westgothen ward jetzt Theodorich zum König gewählt (511). Fünfzehen Jahre, das

heißt, bis zu seinem Tode, herrschte der ostgothische Monarch nun auch über Spanien, und zwar nicht, wie gewöhnlich sehr irrig gesagt wird, mit der geschmälerten Gewalt und dem geminderten Ansehen eines Vormundes seines Enkels Amalarich, sondern als wirklicher König mit der ganzen Machtvollkommenheit eines Selbstherrschers. In der Reihe der westgothischen Könige wird daher auch Theodorich von allen gothischen und spanischen Geschichtschreibern als König aufgeführt, und alle Concilien, welche während seiner fünfzehnjährigen Herrschaft in Spanien gehalten wurden, sind nach der Zahl seiner Regierungsjahre datirt. Das ostgothische Reich erstreckte sich jetzt von den Ufern der niedern Donau bis an die Säulen Hercules und an das attlandische Meer.

31. Nach geschlossenem Frieden mit den Gothen, verlegte Chlodowig seinen königlichen Sitz nach Paris. Von dieser Zeit an blieb diese Stadt der Sitz und Mittelpunkt der fränkischen Monarchie; und in der Meinung der Nation stieg ihre Bedeutsamkeit bald so hoch, daß, als Chlodowigs Enkel die Länder unter sich theilten, es ausdrücklich in dem Theilungsvertrage bemerkt ward, daß Paris in keines Loos begriffen seyn, sondern allen gemeinschaftlich gehören sollte; auch ward festgesetzt, daß keiner der Prinzen, ohne Genehmigung aller Uebrigen, Paris betreten dürfte. Hatten auch die kleinern Reiche, welche durch die öftern Ländertheilungen entstanden, ihre eigenen Hauptstädte und königlichen Sitze; so blieb Paris doch stets die Hauptstadt der gesammten Monarchie.

32. Von Paris aus erließ Chlodowig an sämmtliche Bischöfe seines Reiches ein höchst merk-

würdiges Rundschreiben, der Hauptsache nach, ungefähr folgenden Inhalts:

„König Chlodowig an die heiligen Bischöfe, „würdige Nachfolger der Apostel. Wenigstens „durch das allgemeine Gerücht werdet Ihr alle, „gleich beim Ausbruch des Krieges gegen die Westgothen, erfahren haben, wie strenge Wir bei unserm Heere verboten haben, irgend Etwas aus „einem Kloster oder einer Kirche zu entwenden, „vielweniger solche zu plündern und zu berauben, „oder auch Geistliche, oder solche Laien, welche in „einem abhängigen Verhältniß zu einer Kirche stehen, „zu Gefangenen zu machen. Sollte nun diesem „unserm strengen Verbote zuwider, dennoch so Etwas dergleichen geschehen seyn; so habt Ihr es „unverzüglich an Uns zu berichten, damit das Geraubte der Kirche oder dem Kloster zurückgegeben, „oder der gefangene Geistliche oder Laie in Freiheit „gesetzt werde. Was die übrigen, nach den Gesetzen des Krieges, in Gefangenschaft gerathenen „Laien betrifft; so ist unser Wille, daß Ihr denjenigen, welche durch irgend ein Verdienst eure „Gunst sich zugezogen haben, besondere Schutzpatente ertheilt, worauf alsdann die Herren solcher „Gefangenen sie, in Hinsicht der Euch schuldigen „hohen Achtung, mit vorzüglicher Milde und Schonung behandeln werden. Da es endlich geschehen „seyn könnte, daß einige, ohne die Waffen gegen „uns geführt zu haben, mithin gegen das Völkerrecht, zu Gefangenen wären gemacht worden; so „ermächtigen Wir Euch, darüber Untersuchungen „anzustellen und diejenigen zu reclamiren, welche „sich in dieser Klasse befinden sollten. Wir geben „Euch das Versprechen, dieselben, sobald Uns euer, „mit dem Pettschaft Eures bischöflichen Ringes „versehenes Schreiben wird vorgelegt worden seyn,

„sogleich in Freiheit setzen zu lassen. Nur bitten „Euch meine Franken, Befehlshaber und gemeine „Soldaten, durch meinen Mund, daß Ihr bei die„sen Untersuchungen mit der größten Klugheit zu „Werke gehen und nur die Freiheit jener reclamiren „möget, von deren unrechtmäßigen Gefangenschaft „Ihr so überzeugt seyd, daß Ihr diese Eure Ueber„zeugung unter den Augen Gottes und bei den hei„ligen Weihen, die Ihr erhalten habt, beschwören „könnt. Dieß Letztere ist das beste Mittel, allen „sich in die Länge ziehenden Proceduren vorzubeu„gen, welche bei Untersuchungen dieser Art gar leicht „durch die von anderer Seite eingehenden, wider„sprechenden Berichte entstehen würden, und wo„durch, wie die heilige Schrift sagt, der Unschuldige „nur gar zu oft mit den Schuldigen leiden muß. „Ehrwürdige Väter, würdige Nachfolger der Apo„stel! Ich empfehle mich und mein Haus in Euer „heiliges Gebet."

XXVII.

1. Nach Aussen zu konnte Chlodowig jetzt keine Eroberungen machen, wohl aber durch Vereinigung aller übrigen, kleinern fränkischen Königreiche mit seiner Monarchie, der Letztern eine solche intensive Stärke geben, daß dadurch nicht nur die Existenz der jungen Monarchie gegen alle Ereignisse gesichert, sondern deren zukünftige, noch größere Ausbreitung gleichsam schon zum Voraus verbürgt ward. Leider waren die Mittel, deren Chlodowig sich hiezu bediente, wahrhaftig nicht die edelsten.

2. Nach den salischen Franken, waren die Ripuarier der mächtigste fränkische Volksstamm; das

Land, welches er inne hatte, erstreckte sich von dem rechten Rheinufer bis an die Fulda, und von dem linken Ufer dieses Flusses bis nach Chalons an der Marne. Köln war die Hauptstadt und der Sitz des Königes. Derjenige, welcher damals über die Ripuarier herrschte, hieß Siegebert. Es war ein schon ziemlich betagter Fürst und hinkte mit dem rechten Fuß; Folge einer Wunde, welche er in dem Treffen bei Tolbiack gegen die Allemannier erhalten hatte. Durch ripuarische Gesandte, welche sich gerade am Hof Chlodowigs befanden, ließ dieser Siegeberts Sohne, dem Chloderic sagen, sein Vater sey alt und noch dabei hinkend; würde derselbe sterben, so könnte Chloderic sich darauf verlassen, in ihm stets einen sichern Freund und eine feste Stütze zu finden. Wahrscheinlich war des Sohnes Ungeduld über das lange Leben des Vaters Chlodowig kein Geheimniß und der sonderbare Gruß daher ganz darauf berechnet, in Chloderics schwarzer Seele den verruchtesten aller Gedanken zu erzeugen. Chlodowig hatte sich nicht geirrt. Kühn gemacht durch die Zusicherung der Freundschaft und des Schutzes eines so mächtigen Königes, faßte Chloderic nun wirklich den abscheulichen Entschluß, seinen alten Vater zu ermorden. In Köln wagte er jedoch nicht, das Bubenstück zu vollbringen. Er verbreitete also das Gerücht, Chlodowig trachte nach dem Leben seines Vaters Siegebert *). Um

*) Chlodowig hatte kurz vorher eine Reise auf der Scaldis (Schelde) gemacht, mithin den Grenzen der Länder Siegeberts sich genähert. Diesen Umstand benutzte Chloderic, um dem von ihm ausgestreuten falschen Gerüchte einen größern Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben. — Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß, Cäsars Nachrichten zu folge, ein Arm

allen Nachstellungen sich zu entziehen, verließ Siegebert Köln und begab sich an die äusserste Grenze seiner in Germanien gelegenen Staaten. Dieß war es gerade, was der Vatermörder wünschte, und als Siegebert eines Tages, wie er oft zu thun pflegte, nach dem Essen über die Fulda fuhr, um in dem jenseits des Stromes gelegenen buchonischen Wald spazieren zu gehen und dann der Ruhe zu pflegen, ward er von zwei, von Chloderic gedungenen Mördern im Schlafe erwürgt.

3. Sobald die Gräuelthat vollbracht war, ließ Chloderic dem Chlodowig sagen, sein Vater sey jetzt todt und er im Besitz dessen Königreiches und aller von demselben hinterlassenen Schätze. Um sich Chlodowig noch mehr zu verbinden, erbot sich Chloderic, die Schätze mit ihm zu theilen, und bat ihn, einige seiner Vertrauten zu ihm zu schicken, um das was er allenfalls davon zu haben wünschte, in Empfang zu nehmen. Chlodowig säumte nicht, einige Abgeordnete zu senden. Es waren von Chlodowig gedungene Meuchelmörder. Sie sagten Chloderic, ihr Herr und König Chlodowig verlange nichts von seinen Schätzen, nur möchte er ihnen einen Theil der Reichthümer sehen lassen, die ihm Siegebert hinterlassen hätte. Mit eitler Prahlsucht zeigte Chloderic ihnen alle seine Kostbarkeiten, unter Andern auch einen großen Kasten voll von Goldstücken, welche sein Vater darin aufbewahrt hätte. Chlodowigs Leute äusserten den Wunsch, diesen großen Goldhaufen zu sehen. Schnell bückte sich Chloderic, um den Kasten aufzuschließen; aber eben so schnell hieb

---

der Schelde sich ehemals in die Maas ergossen hat.

ihm nun einer der Mörder mit seiner Streitaxt den Kopf ab. Die Mörder verschwanden, bevor noch die Mordthat ruchbar ward.

4. Als Chlodowig hörte, daß der Frevel gelungen wäre, begab er sich mit einem zahlreichen, gewaffneten Gefolge in das Land der Ripuarier, versammelte die Nation und klagte vor derselben Chloderic als Vatermörder an, der aber jetzt, zufolge eines offenbaren Strafgerichtes Gottes, von unbekannter Hand ermordet worden wäre. Da nun aber, setzte Chlodowig hinzu, das Unheil einmal geschehen und nicht wieder gut zu machen sey; so gebe er der Nation den Rath, sich ihm in die Arme zu werfen; er habe Macht, sie gegen alle ihre Feinde zu schützen; auch werde er alle ihre Rechte und Freiheiten aufrecht erhalten. Die ganze Versammlung jauchzete ihm Beifall zu. Nach Sitte der Franken, wurde Chlodowig sogleich auf einem Schilde emporgehoben, und von der Nation als König begrüßt. — So kam Chlodowig in Besitz des ripuarischen Königreiches und aller von Siegebert und dessen Vorfahren gesammelten Schätze.

5. Indessen blieb, wie es scheint, Chlodowigs Verrätherei doch nicht völlig verborgen; denn mehrere Städte weigerten sich, den Mörder ihres Fürsten für ihren König zu erkennen; und es erhellet aus der Lebensbeschreibung des heiligen Mesmin, eines Zeitgenossen Chlodowigs, daß z. B. die Stadt Verdün erst nach einer sehr harten und langen Belagerung sich Chlodowig unterwarf *).

---

*) Nach den Salischen Franken waren die Ripua-

6. Nach den Ripuariern kam die Reihe an Chararic, König jenes Stammes der Franken, der sich in den gegenwärtigen Gebieten von Boulogne, St. Omers, Brügge und Gent niedergelassen hatte. Man weiß nicht, durch welche List Chlodowig den König Chararic und dessen Sohn in seine Gewalt bekam; aber er ließ Beiden die Haare abschneiden und den Vater zum Priester, den Sohn zum Diaconus weihen *).

---

rischen die mächtigsten unter allen in Gallien wohnenden fränkischen Stämmen. Auch, nachdem Chlodowig sich dieselben schon unterworfen hatte, bildeten sie noch immer einen, von den salischen Franken getrennten, besondern Stamm, der seine eigenen Gesetze und Gewohnheiten hatte und diese selbst unter den Königen der zweiten Dynastie fortwährend beibehielt, und nach denselben lebte. Alle übrigen fränkischen Stämme wurden nach ihrer Unterwerfung dem salischen Stamme so vollkommen einverleibt, daß sie mit demselben nur ein Volk ausmachten; daher auch von diesem Zeitpunkt an manche bisher bei den Geschichtschreibern sehr häufig vorkommende Namen, wie z. B. jener der Chamaver und Ampsivarier völlig verschwinden.

*) Gegen König Chararic hatte Chlodowig einen alten Groll. In der Schlacht bei Soissons gegen Syagrius war jener mit seinen Schaaren lange Zeit ganz unthätig geblieben; er wollte den Ausgang des Treffens abwarten. Erst als der Sieg sich zu Gunsten Chlodowigs entschieden hatte, nahm er an der blutigen Tagarbeit, die aber jetzt größtentheils schon vollbracht war, noch einigen Antheil. — Aus dem Umstande, daß der Vater zum Priester und der Sohn zum Diaconus geweihet wurden, sollte man schließen, daß beide schon Christen waren; aber es ist beinahe noch wahrscheinlicher, daß sie sich jetzt blos deswegen taufen ließen, um durch den Uebertritt zum Christenthum ihr Leben zu erhalten.

7. Lange Haare waren ein sehr ehrenvolles, National-Kennzeichen der Franken. Sie unterschieden sich hiedurch von den Römern, welche ihre Haare abgeschnitten trugen. Eine besondere Auszeichnung der königlichen Familie war es, daß sie ihre Haare noch länger tragen durfte, als der übrige Theil der Nation. Wem die Haare abgeschnitten waren, wurde betrachtet, als wenn er nicht mehr zu den Franken gehörte, war demnach unfähig jedes Amtes und jeder Würde, wozu man ein geborner Franke seyn mußte. Nichts schmerzte also den Charaic so sehr, als der Verlust seiner Haare. Einst, als er wieder unter vielen Thränen seinen Verlust beklagte, sagte, um des Vaters Schmerz einigermaßen zu erleichtern, sein Sohn zu ihm: „Daß man uns die Haare abgeschnitten hat, ist eben so, als wenn man die Zweige an einem noch saftvollen, frischen Baum abgeschnitten hätte, an welchem sie schnell und in kurzer Zeit wieder wachsen werden. Möchte nur der, welcher uns dieses Uebel zugefügt hat, eben so schnell und in eben so kurzer Zeit zu Grunde gehen." — Diese Worte wurden Chlodowig hinterbracht, sogleich als ein Beweis eines mörderischen Anschlages gegen das Leben Chlodowigs betrachtet und auf dessen Befehl Vater und Sohn enthauptet. Die Unterthanen der ermordeten Fürsten zwang Chlodowig, sich ihm, als ihrem nunmehr rechtmäßigen Könige zu unterwerfen.

8. Der letzte unabhängige und auch einigermaßen bedeutende fränkische Fürst war jetzt nur noch Ragnacharius. Seine Länder lagen diesseits der Somme und er selbst hatte seinen königlichen Sitz in Cambrai. Nach dem Zeugniß des Gregor von Tours, war dieser Fürst allen Arten von Ausschweifungen ergeben, hatte seine nächsten

Anverwandten hart behandelt und ließ noch überdieß einen seiner Staatsbedienten, Namens Farno, welcher alle Gewalt über ihn hatte, ganz nach Willkühr schalten. Die schwelgende Sorglosigkeit des Königs und die Frechheit des Ministers hatten längst schon der Nation im höchsten Grade mißfallen. Mit jedem Tage vermehrte sich die Zahl der Mißvergnügten, und Chlodowig war schlau genug, um das allgemeine Mißvergnügen zu seinem Vortheil zu benutzen. Durch Geschenke und Versprechungen zog er mehrere der Vornehmsten am Hofe zu Cambrai in sein Interesse. Als seine Parthei stark genug war, rückte er mit einem ziemlich starken Heere in das Gebiet des Ragnacharius. Dieser ließ unverzüglich ein allgemeines Aufgebot an seine Unterthanen ergehen und bestimmte darin Zeit und Ort, wann und wo die Vorsteher der Gauen mit der waffenfähigen Mannschaft ihrer Bezirke zu ihm stoßen sollten; er selbst brach mit einigen, in der Eile zusammen gezogenen Truppen auf und lagerte einstweilen an dem zum allgemeinen Versammlungsplatz bestimmten Ort. Es dauerte nicht lange, so zeigten sich feindliche Heerhaufen. Um die Stärke des Feindes zu erkunden, schickte Ragnacharius eine Streifparthei aus; aber die Anführer derselben, durch Chlodowigs Anhänger gewonnen, machten, als sie in das Lager zurückgekommen waren, dem König einen falschen Bericht; sie sagten, es wären keine feindliche Völker, sondern seine eigenen Unterthanen, welche jetzt zu ihm stoßen wollten. Ragnacharius blieb also ruhig in seinem Lager; aber Chlodowig rückte heran, überfiel das schwache Corps und schlug und zerstreute es mit leichter Mühe. Ragnacharius wollte durch die Flucht sich retten, ward aber von den Verräthern, welche ihn umgaben, ergriffen und

nebst seinem Bruder Richarius, gebunden dem Feinde überliefert.

9. Als Chlodowig die gebundenen Brüder zu Gesicht bekam, affektirte er einen in Wuth übergehenden Schmerz über die grosse Schmach, welche von den beiden Fürsten ihrem und seinem Stamme dadurch wäre angethan worden, daß sie sich hätten binden lassen. Er machte dem Ragnacharius die härtesten Vorwürfe darüber und, dem Anschein nach, hingerissen vom Uebermaaß des Zornes und des Schmerzes, spaltete er ihm mit seiner Streitaxt den Kopf. Mit seiner blutigen Francisca sich dann zu Richarius wendend, schlug er diesem ebenfalls die Hirnschale ein, mit den Worten: „Dieß hast Du verdient, weil Du nicht mit einer unsres edeln Stammes würdigen Tapferkeit Deinen Bruder vertheidigt hast.“

10. Von seiner Parthei ward Chlodowig nun als König erkannt, und jene von der Nation, welche ihn nicht dafür erkennen wollten, wurden durch Waffengewalt dazu gezwungen.

11. Auch Regnomir, ein dritter Bruder des Ragnacharius, und welcher über die in der Gegend von Mans wohnenden Franken herrschte, fiel, man weiß nicht wie, in die Hände Chlodowigs, und ward, sammt noch einigen andern fränkischen Prinzen, ebenfalls ermordet. — Nachdem alle Stammesvettern Chlodowigs, welche entweder seinen Argwohn erregt, oder nach deren Ländern und Schätzen es ihm gelüstet hatte, aus dem Wege geräumt waren, brach Chlodowig in Gegenwart seiner Grossen oft in die laute Klage aus, daß Krieg und Familienzwist ihn aller seiner Anverwandten beraubt

hätten; in seiner eigenen Nation stünd er jetzt gleichsam wie ein Fremdling da, und hätte keine Angehörigen mehr, die im Falle er es einst bedürfen sollte, ihm Rath, Trost oder Hülfe bieten könnten. Aber diese Klagen gingen dem arglistigen Manne nicht von Herzen; er wollte dadurch nur erfahren, ob noch ein Sprößling des merovingischen Hauses übrig wäre; hätte sich einer vorgefunden, würde er ebenfalls, gleich den andern, ermordet worden seyn.

12. Durch eine solche lange Reihe von Mordthaten, waren nun alle Länder der Franken, in dem großen Germanien, wie in Gallien, unter Chlodowigs Herrschaft vereint, und die von ihm gegründete Monarchie hatte jetzt schon ungleich ausgedehntere Grenzen, als selbst jene des heutigen Frankreichs. Aber nicht lange überlebte Chlodowig seine, mit so vielem Blute erkaufte Größe. Er starb bald darauf zu Paris im fünf und vierzigsten Jahre seines Alters und im dreißigsten seiner Regierung *). Sein Reich ward unter seinen

*) Durch willkührliches Interpretiren einer Bemerkung des Gregor von Tours, wird demselben von neuern Geschichtschreibern der Vorwurf gemacht, daß er Chlodowigs Gräuelthaten billige und solche zu rechtfertigen suche. Offenbar thut man dem ehrwürdigen Geschichtschreiber hier Unrecht. Schon der Umstand, wie auch Schlosser sehr richtig bemerkt, daß Gregor die verstellten, gleißnerischen Klagen Chlodowigs und die schändliche Absicht, welche er dabei hatte — was er doch sehr leicht mit Stillschweigen hätte übergehen können — ganz unumwunden erzählt, beweiset, daß er alle diese unmenschlichen Vorgänge aus ihrem wahren Gesichtspunkt betrachtete und ihrem scheuslichen Charakter nach zu würdigen wußte. Aber Gregors schärfste, auf den

vier Söhnen getheilt. Sie hießen: Theodorich oder Thiederich, Clodomir, Childebert und Clotar. Den Erstern — von allen vier Brüdern unstreitig der beste — hatte Chlodowig, vor seiner Vermählung, mit einer Beischläferin gezeugt; die drei andern hatten Clothildis zur Mutter. Diese fromme Fürstin verließ nach dem Tode ihres Gemahls Paris, kam nur selten mehr dahin zurück und verlebte, unter Werken der Liebe und christlichen Barmherzigkeit, den Rest ihrer Tage an dem Grabe des heiligen Martinus zu Tours.

Seit dieser ersten Theilung des fränkischen Reiches, kamen nun auch die Benennungen Austrasien und Neustrien in Gebrauch. Was nämlich gegen Morgen lag, ward Austrasien genannt; Neustrien aber was gegen Westen lag; jedoch nur bis an die Loire; denn Aquitanien ward nicht darunter begriffen und behielt seinen alten Namen, so wie auch Burgund, nachdem es von Chlodowigs Söhnen bezwungen und mit der fränkischen Monarchie war vereint worden.

Eine gedrängte, jedoch dabei so viel möglich,

Leser den tiefsten Eindruck machende Rüge aller Grausamkeiten Chlodowigs, liegt meinem Gefühle nach vorzüglich in der Art, wie er die Erzählung dieser tragischen Ereignisse beschließt. «His ita transactis apud Parisios obiit.» Ein Schluß ganz in der Manier und dem Geiste Tacitus. Zuerst eine lange Reihe abscheulicher Mordthaten, und dann unmittelbar darauf und nur in zwei Worten das Hinscheiden des gekrönten Mörders. Welch' eine erschütternde, schauervolle, die schwärzesten Bilder wie die traurigsten Betrachtungen in der Seele des Lesers erregende Zusammenstellung!!

klare und deutliche Uebersicht der politischen Institutionen der fränkischen Nation, ihrer Gesetze, Gebräuche und Gewohnheiten, wie überhaupt ihrer ganzen bürgerlichen und kirchlichen Verfassung, welche bald auch die Verfassung aller bedeutenden abendländischen Reiche ward, und deren erste Keime und Prinzipien, wie Montesquieu sehr richtig sagt, in den germanischen Wäldern aufzusuchen sind, werden wir unsern Lesern, in der Folge der Geschichte der merovingischen Könige, unter welchen jene erst ihre vollkommene Ausbildung erhielten, in dem vierten Bande dieses Werkes mittheilen.

XXVIII.

1. Wir ergreifen nun wieder den, im Jahre 489, gleich nach Acacius Tode, abgebrochenen Faden der Geschichte unserer heiligen, während des ganzen Zeitraums, den wir jetzt zu durchlaufen haben, überall gedrückten, verfolgten, einen harten Kampf kämpfenden, aber am Ende, wie gewöhnlich, wieder über alle ihre Feinde, gegen Sonnen-Aufgang wie Niedergang, triumphirenden Kirche.

2. Den schönen Hoffnungen, zu welchen der Tod einiger der ärgsten Unruhstifter den heiligen Pabst Felix zu berechtigen schien, entsprach bei weitem nicht der Erfolg. Der Stuhl von Antiochien ward durch Palladius besetzt, einen Mann eben so verkehrten Sinnes, wie Peter der Walker. Kein besseres Schicksal hatte auch der ehrwürdige Stuhl des heiligen Marcus, denn auf demselben folgte jetzt dem Peter Mongus ein obscurer, unwissender Eutychianer, Namens Athanasius; und bei des neu erwählten Patriarchen von Constantinopel, des sonst

für rechtgläubigen und frommen Euphemius, unbegreiflicher Verblendung, mit welcher er den gerechten Foderungen des päbstlichen Hofes sich widersetzte, verschwand vollends alle Aussicht zu einer baldigen Wiedervereinigung der abendländischen und morgenländischen Kirche.

3. Die tiefste Wunde schlug endlich der Kirche die Thronerhebung des Anastasius. Durch geheime Begünstigung der eutychianischen Sekten, die Kirchen noch mehr zu verwirren, war das Geschäft der ersten Hälfte seiner Regierung, bis er endlich die Maske abwarf und als ein offenbarer Feind der heiligen Lehre, fünfzehen Jahre lang, die Rechtgläubigen theils selbst verfolgte, theils sie von ihren unversöhnlichen Gegnern überall verfolgen, unterdrücken und mißhandeln ließ.

4. Wahrer Friede ist nur da, wo er auf Wahrheit und Gerechtigkeit sich stützt; fehlen diese Fundamente, so stürzt das in der Luft hängende Gebäude von selbst zusammen. Eben so ist wahre Freiheit nur da, wo Fülle der Liebe herrscht, mithin Gott Alles in Allem ist; aber diese Liebe erscheint nie ohne ihr himmlisches Gefolge, nämlich nie ohne Demuth und Gehorsam. — Diesen unleugbaren Grundwahrheiten zu Folge, ist es also leicht begreiflich, daß bei dem damaligen, so traurigen und gesunkenen Zustand der orientalischen Kirchen, weder wahrer Friede noch wahre Freiheit in denselben mehr möglich waren. Aber demungeachtet wollte Anastasius, obschon selbst in der Knechtschaft des Irrthums befangen, dennoch Beides den Kirchen wieder geben. Unter dem Vorwande also, den Frieden in der Kirche zu befestigen, ließ er jedem Bischofe die Freiheit, in Ansehung der

Glaubenslehren es ganz so zu halten, wie es ihm gut deuchte, das heißt, in Ansehung der Beschlüsse des heiligen Conciliums von Chalcedon völlig nach Willkühr und eigenem Dünkel zu verfahren. Die Einen nahmen es also an; die Andern verwarfen es und sprachen denselben das Anathema; wieder Andere, eine gottlose Gleichgültigkeit zur Schau stellend, bekümmerten sich gar nicht darum, bekannten sich heute, wenn es ihrem zeitlichen Interesse zusagte, zu den Beschlüssen von Chalcedon und gingen morgen, wenn das nämliche Interesse es wieder anders erfoderte, auch mit den erbittersten Feinden des Conciliums Kirchengemeinschaft ein, und erröꝛtheten dabei nicht, dasjenige öffentlich zu anathematisiren, wozu sie sich erst gestern wenigstens heimlich bekannt hatten. Durch wiederholte Verläugnung seiner Lehren und Grundsätze sich öffentlich an den Pranger zu stellen; durch feigen Verrath, das Heiligste Räubern und Mördern preis zu geben: alles dieß ward jetzt nicht mehr für schändlich erachtet; denn Alles geschah ja blos aus Liebe zum Frieden. Und dieser Freiheit, dieser Liebe zum Frieden bedienten sich nun auch noch ganze Schaaren anderer Irrlehrer. In Obersyrien wurden die nestorianischen Irrlehren auf das neue geprediget und verbreitet, in Edessa denselben gar öffentliche Lehrstühle errichtet und durch immer weitere Verbreitung endlich auch die persischen Christen davon angesteckt. Selbst die Geister des längst verstorbenen Pelagianismus und Semipelagianismus fingen auf das neue wieder an zu spucken; dieß letztere jedoch mehr in einigen abendländischen Provinzen, besonders in Dalmatien und Picenum.

5. Dieß war der Friede und die Freiheit, welche die weltliche Macht der Kirche brachte; freilich

nicht ein Friede, wie Gott ihn gibt, nicht eine Freiheit wie jene, wenn Christus die Seinigen frei gemacht hat. Aber bei diesen Wolken von Heuschrecken *), welche überall das Licht der wahren Lehre zu trüben und zu verfinstern suchten; bei diesem Mangel an treuen Hirten, deren Stellen nur Miethlinge eingenommen hatten; kurz bei diesen mannigfaltigen Gefahren, welche das Heil der Christenheit in dem Morgenlande umschwebten, waren jetzt heilige Mönche und Einsiedler, wie Sabas und Theodosius, beinahe die einzigen Stützen der zerrütteten Kirchen, die einzigen Stützen des überall erschütterten, überall wankenden Glaubens.

6. Durch besondere Erbarmung Gottes, war der heilige Pabst Felix II. so glücklich, den mit jedem Tage zunehmenden Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte nicht mehr zu sehen. Er starb nach einer Regierung von neun Jahren, am 24. Februar des Jahres 492. Er hatte die Hauptkirche des heiligen Agapetus nahe bei der Laurentius-Kirche erbauet, und in zwei, in der Weihnachtszeit vorgenommenen Ordinationen acht und zwanzig Priester, fünf Diacone und ein und dreißig Bischöfe geweihet. — Felix, den die Kirche den Heiligen zuzählt, war im fünften Grade Vater Gregor des Großen. Dieser, durch weit umfassende Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Heiligkeit des Wandels wahrhaft große und heilige Pabst erzählt nicht nur in seinen Schriften, sondern selbst in einer an das römische Volk gehaltenen Predigt, von

*) Wir haben schon einmal bemerkt, daß in der Offenbarung des heiligen Johannes Irrlehrer unter dem Bilde der Heuschrecken vorgestellt werden.

seinem heiligen Ahnherrn folgende, nicht unmerkwürdige Erscheinung.

7. Der Vater Gregors des Großen hatte drei Schwestern, Thrasilla, Aemiliana und Gordiana. Alle drei beschlossen, der Welt zu entsagen und in völliger Abgeschiedenheit von derselben, in dem väterlichen Hause in jungfräulicher Enthaltsamkeit sich blos um das zu bekümmern, was des Herrn wäre. Um sie in ihrem heiligen Vorsatze zu kräftigen, hatte der Bischof ihnen die Hände aufgelegt, als Bräute Jesu Christi sie eingeweihet. Thrasilla und Aemiliana nahmen jeden Tag an Frömmigkeit und höherer Tugend zu; aber bei Gordiana fing der erste Eifer an, nach und nach zu erkalten. Thrasilla's und Aemiliana's liebvolle Ermahnungen und sanfte Vorstellungen brachten die verirrte Schwester zwar gewöhnlich wieder auf den wahren Weg zurück; aber es dauerte nie sehr lange; und die Freuden der Welt schienen für die leichtsinnige Gordiana immer nur noch größere Reize zu gewinnen. In einem Traumgesichte erschien endlich der Thrasilla ihr Ahnherr, der vor mehr als hundert Jahren verstorbene, heilige Pabst Felix. Er verkündigte ihr ihren bevorstehenden Tod, zugleich aber auch die namenlose, himmlische Glorie, welche ihr göttlicher Erlöser, dem sie mit unverbrüchlicher Treue gedient, ihr jenseits des Grabes bereitet habe. Schon am Morgen des folgenden Tages ward Thrasilla von einem bösartigen heftigen Fieber befallen. Man sah gleich in den ersten Augenblicken, daß ihr Leben in der größten Gefahr schwebe. Nach damaliger Sitte kamen demnach alle Anverwandten der Familie sogleich in das Haus; auch Gregors Mutter stand an dem Bette der Sterbenden. Auf einmal wird das Gemach mit einem un-

beschreiblichen himmlischen Wohlgeruch erfüllt. Mit entzückender Stimme ruft Thrasilla aus, daß sie ihren göttlichen Erlöser erblicke, senkt ihr Haupt und übergibt ihre reine, schuldlose Seele in die Hände ihres himmlischen Bräutigams.

8. Am Vorabend des heiligen Weihnachtsfestes war dieses geschehen. Aber nun erschien, wenige Tage nachher, in einem ähnlichen Traumbilde auch Thrasilla ihrer Schwester Aemiliana. Himmlische Glorie umschwebte die ätherische Gestalt der Verklärten: „Schwester,“ sagte sie zu Aemiliana, „das heilige Weihnachtsfest habe ich ohne Dich gefeiert; aber dafür wirst Du mit mir das Fest der Erscheinung feiern.“ — Ämiliana verstand die Worte der Vollendeten; äusserte daher blos zarte Besorgnisse wegen ihrer Schwester. „Wem,“ sagte sie, „werde ich Gordiana überlassen, wen ihr zur Stütze geben?“ — „Um diese,“ erwiederte Thrasilla mit düsterm traurigen Blick, „bekümmere Dich nicht mehr; komme Du nur mit mir; Gordiana gehört nicht mehr uns; sie ist der Welt anheim gefallen.“ —

9. Auch Aemiliana erkrankte nun plötzlich und starb, wie ihr im Gesichte war offenbart worden, noch vor dem Festtage der Erscheinung. Als Gordiana sich allein sah, mithin über sich und ihre Handlungen frei gebieten konnte, vergaß sie ihres, in Gegenwart ihrer zwei heiligen Schwestern einst gemachten Versprechens, ward ihrem göttlichen Heilande untreu, und heirathete den Verwalter ihrer Güter *).

*) Wem das ungemein thätige, wirksame, für Kirche, Staat, Kunst und Wissenschaft so gemeinnützige Leben

XXIX.

1. Nur fünf Tage blieb der Stuhl des heiligen Petrus erlediget; auf denselben folgte, dem heiligen Pabste Felix, Gelasius I., ein geborner Africaner. In der kurzen Zwischenzeit hatte die Geistlichkeit von Rom mehrere, Disciplinargegenstände betreffende Verordnungen gemacht, welche derselben zu großer Ehre gereichen und ein erfreulicher Beweis sind, daß die damaligen traurigen Zeitumstände, wo arianische oder eutychianische Ketzerei, überall von der weltlichen Macht gepflegt, begünstiget und unterstützt, auch überall die Oberherrschaft führte, dennoch der römische Clerus we-

---

Gregors des Großen bekannt ist; wer es weiß, mit welchem erleuchteten Eifer derselbe überall zu Werke ging, und wie Vieles und Großes ganz Europa ihm zu verdanken hat: wer alles dieses weiß, und dem ungeachtet noch glauben kann, daß dieser, weit über sein Zeitalter hervorragende Pabst, dem selbst viele unserer Gegner den Beinamen des Großen beizulegen sich nicht wahren können, dennoch bisweilen, wie ein blödsinniger Träumer gefesselt, oder gar so weit sich herabgewürdiget habe, nicht nur alte Weibermährchen zu erfinden, sondern auch das Volk der Rechtgläubigen damit, von der Kanzel der Wahrheit herab, zu bethören, und zwar das nämliche Volk, welches zu belehren, zu kräftigen und zu heiligen, es noch insbesondere sein hoher Beruf war! kurz wer alles dieses glauben kann, dem sey es auch freigestellt, die hier eben erzählte Geschichte in das Gebiet der Thorheiten und Träumereien hinüber zu weisen. Wir unserer Seits gestehen jedoch offenherzig, daß wir in dem Zeugniß des großen erleuchteten Pabstes eine vollständige, nicht ohne Vermessenheit zu verwerfende Bürgschaft für die Wahrheit obiger Erzählung zu finden glauben.

der das Bewußtseyn seiner Würde, noch das Gefühl seiner innern moralischen Kraft und daher noch viel weniger seinen bisher stets bewiesenen Eifer für die Erhaltung der wahren Lehre verloren hatte.

Den illyrischen und dardanischen Bischöfen, welche sich nicht von der Gemeinschaft der römischen Kirche getrennt hatten, machte Gelasius seine Erhebung bekannt *). Laurentius, Bischof von Lignidus, beantwortete im Namen der illyrischen Bischöfe das päbstliche Schreiben. Er berichtete dem Pabste, daß, sobald die Kirche von Thessalonich so wie die andern Kirchen Illyriens das von dem verstorbenen Pabste Felix, in Beziehung auf die Verbrechen des Acacius, an sie erlassene Schreiben gelesen, sie auch jede dem Acacius das Anathema gesprochen und jede Kirchengemeinschaft mit demselben aufgehoben hätten. Laurentius ersucht den Pabst, ihm sein Glaubensbekenntniß, als ein kostbares Verwahrungsmittel gegen die im Morgen-

---

*) Es war, wie der Leser aus den frühern Bänden dieser Geschichte sich erinnern wird, ein uraltes Herkommen in der römischen Kirche, daß ein neu erwählter Pabst stets allen Bischöfen von der auf ihn gefallenen Wahl Nachricht zu ertheilen pflegte. Es war dieses auch um so natürlicher, als die jedesmalige Wahl eines gemeinschaftlichen Oberhaupts der Gesammtkirche auch eine, jede einzelne Kirche betreffende, und für dieselbe eben so interessante als erfreuliche Nachricht seyn mußte. Daß denjenigen Bischöfen, welche sich von der Kirchengemeinschaft Roms getrennt hatten, diese Ehre nicht erzeigt ward, dieß versteht sich von selbst; daher auch Gelasius, unter den morgenländischen Bischöfen, blos den illyrischen und dardanischen seine Erhebung bekannt machte.

lande jetzt herrschenden Ketzereien, sobald als möglich zu schicken: ein Verlangen, welchem der von apostolischem Eifer glühende Gelasius mit der größten Bereitwilligkeit entgegen kam *). Gelas. epist. ep. 2.

3. Das päbstliche Schreiben an die dardanischen Bischöfe ist verloren gegangen; aber derselben höchst merkwürdige Antwort ist auf uns gekommen; sie ist überschrieben: „Dem heiligen Herrn, Apostel und seligsten Vater der Väter, Gelasius, Vater und Bischofe von Rom, die demüthigen Bischöfe Dardaniens, Heil und Gruß." Sie versichern den heiligen Vater, daß sie die heilsamen Befehle seines Apostolats, durch Tryphon, ihren gottesfürchtigen Sohn, mit geziemender Andacht und schuldiger Ehrfurcht erhalten und kein anderes Verlangen hätten, als den päbstlichen Verordnungen in allem und jedem zu gehorchen, und die Befehle des apostolischen Stuhles, auf welchen Gelasius, seiner großen Verdienste wegen, wäre erhoben worden, unverbrüchlich zu halten, wie sie es von ihren Vätern gelernt hätten. Die Bischöfe setzen hinzu, daß sie sich von der Gemeinschaft des Eutyches, des Peters, mit dem Beinamen der Walker, und des Acacius Mansii Conc t. 8. p. 13.

*) Das päbstliche Schreiben hätte eigentlich an den Bischof von Thessalonich, als Metropolitanbischof gerichtet seyn sollen; aber derjenige, welcher damals auf dem Stuhle von Thessalonich saß, hatte entweder seitdem sich für seine Person zur Kirchengemeinschaft des Patriarchen von Constantinopel gehalten, oder es war wenigstens so etwas dergleichen dem Pabste berichtet worden, daher Gelasius nicht an diesen, sondern an den Bischof von Lignidus das Bekanntmachungsschreiben seiner Erhebung erließ.

und aller ihrer Anhänger, bevor sie noch seine Befehle erhalten, schon losgesagt hätten und sich jetzt derselben nur noch mit desto größerer Sorgfalt enthalten würden. Sie bitten endlich den Pabst, ihnen jemand in seinem Namen zu schicken, in dessen Gegenwart Alles, was den Glauben beträfe, geregelt und geordnet werden könnte. Den römischen Stuhl nennen die Bischöfe am Ende ihres Schreibens sedem angelicam. Der Brief ist unterzeichnet von Johannes, Bischof von Scopina und noch sechs andern Bischöfen.

4. Auch der Patriarch Euphemius schrieb an Gelasius, beklagte sich darüber, daß er ihm seine Erhebung nicht bekannt gemacht habe, schickte dem Pabste sein Glaubensbekenntniß und bat ihn um Aufnahme in seine Kirchengemeinschaft.

5. Des Patriarchen von Constantinopel übersandtes Glaubensbekenntniß fand der Pabst vollkommen nach der Richtschnur der apostolischen Lehre; in Ansehung der Kirchengemeinschaft aber erklärte er dem Euphemius, daß, bevor er sich nicht den Foderungen des römischen Stuhles gefüget und den Namen des Acacius aus den Diptychen genommen hätte, er ihn auch nicht in seine Kirchengemeinschaft aufnehmen könnte.

6. Ungeziemende Furcht und eitle Hoffnung waren schon oft die Klippen, an welchen die Heiligkeit eines Bischofes scheiterte. Euphemius befürchtete die Gunst des Volkes von Constantinopel zu verlieren, wenn er den Namen des Acacius in den Denkrollen tilgte; und durch eben diese Volksgunst hoffte er doch vorzüglich, troß der ihm bekannten ungünstigen Gesinnungen des Kaisers, sich

auf dem Patriarchenstuhl von Constantinopel zu behaupten. Die sehr ernstlichen Ermahnungen und dringenden Vorstellungen des Pabstes fanden also keinen Eingang bei dem Patriarchen; er beharrte bei seinem Sinne und die unselige Spaltung der morgenländischen Kirche von der abendländischen hatte demnach auch jetzt noch kein Ende.

7. Man hat den Pabst Gelasius einer übertriebenen Strenge beschuldiget, ja sogar ihm Vorwürfe darüber gemacht, daß er einer so unbedeutenden Kleinigkeit wegen die Wiedervereinigung beider Kirchen verhindert hätte. Nichts scheint uns ungerechter und grundloser, als ein solcher Vorwurf. Die Diptychen, welche zweifacher Art waren, nämlich für die Todten und dann auch für die noch Lebenden, waren, besonders was die erstere Art betrifft, nichts weniger, als eine unbedeutende Kleinigkeit. Das Eintragen eines Namens in dieselben war eine Art Heiligsprechung desjenigen, der denselben in seinem Leben geführt hatte. Es wurde dadurch nicht nur dessen Lehre und Grundsätzen gehuldiget, sondern auch dessen ganzer Wandel gerechtfertiget, für tadellos erklärt, ja wohl gar, als ein aller Nachahmung würdiges Muster, der gesammten, rechtgläubigen Christenheit aufgestellt *). Daher die feierliche Stille, die ernste Aufmerksamkeit, und die tiefe Ehrerbietung, mit welchen das Volk der Ablesung der Diptychen zuhörte; es war eine Art von religiösem Cultus, den man denjenigen erzeigte, deren Namen von diesen heiligen Tafeln abgelesen wurden. — Wo-

*) Man sehe hierüber *Saccarelli* historia ecclesiastica per annos digesta tom. 10. p. 290.

durch hat aber Acacius eine solche, einer Beatification gleichkommende Auszeichnung verdient, wodurch sein Andenken der Christenheit so heilig und ehrwürdig gemacht? Hat er während seiner ganzen Amtsführung etwas Anderes gethan, als die Kirche verwirret und den Weinberg des Herrn verwüstet? War er es nicht, der einen der Mörder des heiligen Proterus, und welchen er selbst einige Jahre vorher nicht nur der bischöflichen, sondern jeder kirchlichen Würde auf immer für verlustig erklärt, dessen Verdammung er von dem Pabste in mehrern Briefen dringend begehrt und den er als einen der verworfensten Menschen dargestellt hatte, nun plötzlich auf einen der ältesten und ehrwürdigsten Stühle der Christenheit beförderte, und zwar blos deswegen beförderte, weil sein beleidigter Stolz sich dieses Elenden als eines Werkzeuges bedienen wollte, um einen rechtmäßig gewählten und geweiheten Bischof zu verfolgen, zu unterdrücken und von seiner Kirche zu *vertreiben*? War es nicht Acacius, der, um seinen Stolz und seine Herrschsucht zu befriedigen, alle Canons und heiligen Satzungen der Kirche mit Füßen trat und eine, wahrhaft despotische, jedes christliche Gemüth empörende Herrschaft über alle morgenländische Kirchen zu usurpiren suchte, daher nicht selten die nichtswürdigsten Menschen, ja sogar solche, die schon von Concilien verdammt und offenbarer Kezzereien überführt waren, sobald sie nur durch gleißnerische Unterwerfung seiner Eitelkeit zu schmeicheln wußten, den verwais'ten, von ihm unterdrückten Kirchen zu Bischöfen aufdrang, und auf solche Weise, blos um seine Leidenschaften zu befriedigen, das heilige Erbe des Herrn Räubern, Mördern und Ehebrechern Preis gab? — Aber, erwiedert man, Acacius war ein orthodoxer Bischof, sein

Glaube war ohne Mackel irgend einer Ketzerei. — Nehmen wir auch das Letztere an, obschon es sich eben so wenig, als das Gegentheil davon erweisen läßt; so hat er doch selbst diesen seinen Glauben durch seine Handlungen verleugnet, indem er mit jenen, die diesen Glauben nicht hatten, dennoch in Kirchen- und Glaubens-Gemeinschaft lebte, sich daher mit ihnen in gleiche Verdammniß setzte, notorische Irrlehrer zum Oberhirtenamte beförderte, mithin gleichsam in eigener Person den Schafstal Christi solchen Wölfen in Schafspelzen aufschloß, ihnen Macht und Gewalt verschaffte, ihre Irrthümer zu lehren, zu predigen, zu verbreiten, alle Köpfe zu verwirren und zahllose Seelen in das Verderben zu stürzen. Ob ich selbst mit Ketzereien behaftet bin, oder ob ich, durch Unterdrückung orthodoxer Bischöfe und Begünstigung und Beförderung offenbarer, von ganzen Concilien verdammter Irrlehrer, an der Verbreitung ihrer Irrthümer einen zwar nur mittelbaren, aber nicht minder thätigen Antheil nehme; dieß läuft, wie ich glaube, ungefähr auf das nämliche hinaus. Wahrhaftig sollte von Acacius dürrem, an Werken und heiligen Gesinnungen so ganz unfruchtbaren Glauben eine Erwähnung gemacht werden, so dürfte es nur in so weit geschehen, als man allenfalls bemerkte, daß selbst dieser orthodoxe Glaube des Acacius — (wenn es wirklich seine innere Ueberzeugung war) — gerade vor dem Richterstuhle des Ewigen als der furchtbarste Zeuge gegen ihn auftreten mußte. Zudem hatte endlich Acacius auch die dem römischen, apostolischen Stuhle schuldige Ehrfurcht so völlig hintangesetzt, daß er nicht nur dessen Gesandten in schmähliche Bande schlug, sondern sogar den Versuch machte — welche unerhörte Niederträchtigkeit für einen Patriarchen! — durch schänd-

liche Bestechungen deren Herz zu beflecken und ihr Tugend zu werden; so daß einige davon, bei welchen wirklich das teuflische Mittel des Versuchers angeschlagen hatte, vor einem in Rom versammelten Concilium, dem Namen des Acacius fluchten und ihn als einen Verführer und die Ursache ihres tiefen Falles öffentlich brandmarkten. Und dieser unwürdige Patriarch, der zu seinen schändlichen Zwecken sich stets noch schändlicherer Mittel bediente, sollte nun mit einem heiligen Proclus, Gennadius und andern heiligen und ehrwürdigen Oberhirten auf gleiche Linie gestellt, nach jedesmaliger Darbringung des hochheiligen Opfers sein Name mit Ehrfurcht genannt, und sein so sehr beflecktes und besudeltes Leben in das dankbare Andenken frommer, rechtgläubiger Christen zurückgerufen werden! Hieß dies nicht offenbar, das Volk, selbst an heiliger Stätte, vorsätzlich täuschen, es an seinem Glauben an Wahrheit, Religion und Tugend irre machen? Hieß dies nicht offenbar, dem apostolischen Stuhle trotzen und unter den Augen des ganzen christlichen Erdkreises dem sichtbaren Statthalter Jesu Christi gleichsam in das Angesicht höhnen? Nichts war also nothwendiger, als daß der Pabst sich jetzt jener Rechte und Waffen bediente, mit denen der göttliche Stifter der Kirche, deren Oberhaupt er war, ihn gewiß nicht ohne Grund ausgerüstet hatte. Die Festigkeit, die Gelasius hierin zeigte, gereicht ihm zur größten Ehre; denn er that nichts, was nicht die Heiligkeit der Kirche, seine eigene hohe Würde und die zarte Schonung, die er dem Gewissen der Rechtgläubigen schuldig war, ihm zu thun zur dringendsten Pflicht machten. Um die Folgen hatte er sich nicht zu bekümmern, denn, da er das Seinige gethan hatte, so konnte er jene ruhig und getrost in die Hände

einer allweisen, über ihrer Kirche stets mit Erbarmung waltenden Vorsehung niederlegen.

8. Endlich haben die Griechen noch den Einwurf gemacht, und einige, jedoch wenige, der neuern Kirchengeschichtschreiber ihn wiederholt, daß Acacius blos von einem allgemeinen Concilium hätte gerichtet und verurtheilt werden können; Pabst Felix aber ganz allein und aus eigener Machtvollkommenheit solchen verdammt habe. — Auch dieser Einwurf hat weder Grund noch Boden. Acacius ward in einem, unter dem Vorsitze und der Leitung des Pabstes, zu Rom gehaltenen Concilium von vier und sechzig Bischöfen, worunter sich mehrere anerkannt heilige Männer befanden, einstimmig verdammt; auch erfolgte diese Verdammung ganz in Gemäßheit der Beschlüsse des allgemeinen Kirchenraths von Chalcedon; so daß man sehr richtig sagen könnte, der Pabst und die vier und sechzig versammelten Väter hätten blos die Beschlüsse des heiligen ökumenischen Conciliums von Chalcedon auf den Acacius angewandt und, was dann eine nothwendige Folge davon war, auch in Vollzug gebracht *).

*) Es ist merkwürdig und, weil warnend, auch sehr belehrend, in welche handgreifliche Ungereimtheiten auch gut organisirte und mit Wissenschaft geschmückte Köpfe fallen, sobald sie ein durchaus irriges Resultat, es möge auch kosten, was es wolle, logisch begründen wollen. So etwas dergleichen widerfuhr auch dem unstreitig sehr gelehrten, scharfsinnigen, und dabei noch gottesfürchtigen Tillemont. Dieser fiel gar auf den unbegreiflichen Gedanken, den Acacius mit dem heiligen Meletius zusammen zu stellen (!!) und aus dieser Zusammenstellung eine analogische Deduktion zu

XXX.

1. Um diese Zeit blühete auch in Italien der heilige Epiphanius von Pavia *). Er ward im Jahre 438 zu Pavia geboren; sein Vater hieß Maurus und seine Mutter Focaria, welche letztere von dem heiligen Mirocles, Bischofe von Mailand, abstammte. Schon in seinem achten Jahre ward er von Crispinus, Bischofe von Pavia, zum Lector geordnet, und erwarb sich bald im Schreiben mit abgekürzten Zeichen oder Abreviaturen eine solche Fertigkeit, daß er frühzeitig das Amt eines Actenschreibers in der Kirche erhielt. In seinem achtzehnten Jahre wurde er Subdiacon und zwei Jahre nachher Diacon; und obgleich er noch sehr jung war, übergab ihm dennoch schon der Bischof die Verwaltung der Güter und Einkünfte der Kirche von Pavia.

2. Obschon der junge Diacon jetzt mit einer Menge von Weltleuten in Verbindung kam und in einem Gewühl von Geschäften und Zerstreuungen lebte; so hinderte ihn alles dieß doch nicht, fleißig in den heiligen Schriften zu forschen, jeden Tag einige Stunden heiliger Betrachtung zu widmen und manche Nächte oft im Gebete zu durchwachen;

Gunsten des Erstern herzuleiten. Da die Prämissen offenbar falsch sind und die Personal-, wie Real-Verhältnisse des heiligen Meletius ganz anders waren, als jene des Acacius; so halten wir eine weitere Widerlegung für überflüssig.

*) Ennodius, Lebensbeschreiber des heiligen Epiphanius, wird jetzt hier unser Gewährsmann.

und so wie sein, dem Anscheine nach, zerstreutes äusseres Leben seine Fortschritte in der Frömmigkeit nicht hemmte, eben so minderte auch seine immer mehr zunehmende Frömmigkeit nichts an der Thätigkeit und dem Eifer, mit welchen er sich allen und den beschwerlichsten Verrichtungen seines Amtes hingab.

3. Epiphanius war überaus wohl gestaltet, hatte eine einnehmende Gesichtsbildung, feine und sprechende Züge und dabei ein ungemein angenehmes Organ. Die Töne seiner sanften wohlklingenden Stimme waren wie die Töne eines Harfenspiels und durchdrangen, wenn er rühren wollte, selbst ein doppelt und dreifach gepanzertes Herz. In allen seinen Manieren, aber vorzüglich in seinem Gespräche lag etwas ungemein Anziehendes, das ihm sogleich jedes Gemüth gewann, und jede fremde Zunge fesselte. Man konnte nicht satt werden, ihn reden zu hören; denn die Gabe, seine Ideen richtig zu bezeichnen, sie mitzutheilen und Andere zu unterrichten, zu belehren, ihr Herz zu sänftigen, zu erweichen und zu lenken, besaß er im höchsten Grade. Wo man der Hülfe des Bischofes bedurfte und dieser doch nicht helfen konnte, da sandte er den Epiphanius, und selten oder nie war die Fürbitte des jungen Diacons ohne Wirkung.

4. Crispinus liebte den Epiphanius mit väterlicher Zärtlichkeit, er war der Trost und die Stütze seines Alters. Als der Bischof durch die ihm immer fühlbarer werdende Abnahme seiner Kräfte erinnert ward, daß sein Ende nicht mehr sehr fern seyn könnte, wünschte er nichts sehnlicher, als den Epiphanius zum Nachfolger zu haben. Er ging daher nach Mailand und empfahl seinen Diacon den vor-

nehmsten und einflußreichsten Personen. Aber mehr als die Worte des Bischofes empfahlen den Epiphanius seine bekannte, ungeheuchelte Frömmigkeit, sein menschenfreundliches, stets von den edelsten sympathetischen Gefühlen überströmendes Herz und seine unermüdete, in den beschwerlichsten Werken der Barmherzigkeit sich erweisende, thätige Nächstenliebe. Sobald demnach Crispinus das Zeitliche gesegnet hatte, waren alle Augen auf dessen zurückgelassenen geistlichen Sohn gerichtet und durch einstimmige Wahl und zur höchsten Zufriedenheit aller Stände ward Epiphanius, trotz alles seines Sträubens, in dem acht und zwanzigsten Jahre seines Alters, auf den bischöflichen Stuhl von Pavia erhoben *).

5. So wie er Bischof geworden war, bediente er sich nicht mehr des Bades, fastete den ganzen Tag hindurch, veränderte daher die Stunde seiner Mahlzeit und ließ blos der Gäste wegen, die er bewirthete, des Abends seine Tafel bereiten. Er selbst trank nur sehr wenig Wein und aß nichts als Kräuter und Hülsenfrüchte.

6. Durch seine glänzenden Talente, vorzüglich durch die Gabe der Vermittelung und die Kraft der Beredtsamkeit, mit welcher die Natur ihn geschmückt hatte, erregte er bald die Aufmerksamkeit der Machthaber Italiens. Alle begegneten ihm mit der größten Auszeichnung und bedienten sich seiner in den wichtigsten Geschäften. Epiphanius war nun gleichsam der schützende Genius von ganz Italien. Bald söhnte er jetzt die Mächtigen, we-

---

*) Zum Bischofe consecrirt ward er in Mailand.

nigstens auf kurze Zeit wieder mit einander aus; bald schloß er heilsame, die Wohlfahrt der Völker befördernde Bündnisse zwischen Königen und Fürsten. Hier ward er der rettende Engel einer durch Sturm eroberten Stadt; dort bewirkte er verarmten, durch das Elend der Zeiten völlig zu Grunde gerichteten Provinzen einen völligen Nachlaß der Steuern; bevölkerte auf das neue ganz verödete Gegenden, durch Loskaufung vieler Tausenden von Gefangenen, die er selbst, wie ein treuer Hirt die geraubten Schafe, unter den Segnungen zahlloser Familien wieder in ihr Vaterland zurückführte; und entfernte Provinzen schickten endlich ihm oft Abgeordnete, um von ihm seine Fürsprache zu erbitten. Sein offenes, stets heiteres Gesicht, auf welchem jede Tugend seines engelreinen Herzens sich spiegelte, verscheuchte bei dem ersten Blick jeden Argwohn, jedes Mißtrauen. Während des hartnäckigen, länger als drei Jahre dauernden Krieges zwischen Theodorich und Odoaker, genoß der fromme Bischof ununterbrochen das unbeschränkte Zutrauen beider gegen einander kämpfenden Monarchen. Wo Epiphanius hinkam, da ging der Ruf seiner Tugenden ihm voran, und als Theodorich ihn zum erstenmale erblickte, rief er aus: „Nein! einen solchen Mann hat das ganze Morgenland nicht."

7. Jetzt, in dem Jahre 494, schickte Theodorich den heiligen Epiphanius als Gesandten an Gundobald, König von Burgund. In dem Kriege zwischen den Ostgothen und König Odoaker waren die Burgunder, unter dem Vorwande, Letzterm zu Hülfe zu kommen, in Italien eingefallen, hatten aber allda nichts gethan, als auf eigene Rechnung gestohlen, geraubt und geplündert und die blühendsten Gegenden, durch Hinwegfüh-

rung aller Einwohner in die Gefangenschaft, völlig entvölkert. Mit Gundobald wegen Loslassung wenigstens eines grossen Theils dieser Gefangenen zu unterhandeln, war also der Zweck der Gesandtschaft; und der Bischof von Pavia, welchem Theodorich das hiezu nöthige Geld aus den Staatskassen hatte zustellen lassen, trat nun in Begleitung Viktors, Bischofs von Turin, sogleich und zwar noch vor Ende des Winters, die äusserst beschwerliche und in dieser Jahrszeit damals nicht wenig gefahrvolle Reise über die Alpen an.

8. Pabst Gelasius benutzte diese Gelegenheit und gab dem Epiphanius Briefe mit an den Rusticius, Nachfolger des heiligen Patienz auf dem Stuhle von Lion, so wie auch an Eonius, Bischof von Arles. Gelasius dankt ihnen darin für die ansehnliche, milde Beisteuer, die sie zur Erleichterung der unglücklichen Einwohner Italiens nach Rom geschickt hatten *); er ersucht zugleich den Rusticius, dem Bischofe von Pavia in seinem Geschäfte an dem burgundischen Hofe, so viel möglich, behülflich zu seyn.

9. Rusticius ging dem heiligen Epiphanius mehrere Meilen entgegen und, nachdem er sich

---

*) Welche brüderliche Liebe selbst unter den, einander entferntesten katholischen Gemeinden, in jenen, trotz alles irdischen Elendes, doch immer noch wahrhaft glücklichen Zeiten! Gallien selbst hatte von den Barbaren vieles erdulden müssen und mußte es noch immer erdulden; und dennoch schicken die Katholiken Galliens reiche Beisteuern nach Italien, blos weil ihre Brüder dort noch unglücklicher, noch gequälter sind, als sie selbst.

einige Zeit mit ihm über die Natur seiner Mission unterhalten hatte, warnte er ihn, daß er ja auf seiner Hut seyn möchte gegen die Verschmitztheit des arglistigen Gundobalds. Aber Gundobald war weder so verschmitzt, noch so arglistig, als Rusticius es glaubte. Epiphanius bedurfte keiner großen diplomatischen Künste. Gleich bei seiner ersten Audienz, nachdem er dem König den von Theodorich erhaltenen Auftrag bekannt gemacht hatte, gab er demselben den Rath, die Gefangenen ohne Lösegeld in Freiheit zu setzen; er würde dadurch nicht nur die Freundschaft eines mächtigen Königes gewinnen, sondern, was noch weit mehr wäre, durch diese Milde auch den Segen des Himmels auf sich und seine Unterthanen herabziehen. Gundobald erwiederte: er wolle überlegen, was seinem Seelenheile ersprießlich und dem Interesse seines Reiches zuträglich wäre; morgen solle der Bischof die Antwort erhalten *).

10. Gleich am folgenden Tag in der Frühe kam Laconius, einer der vornehmsten Räthe Gundobalds, zu dem heiligen Epiphanius. Dieß war schon ein sehr gutes Zeichen; denn Laconius war wegen seines überaus milden Herzens allgemein beliebt und Gundobald — was gewiß kein unschöner

*) Wie würde heut zu Tage ein Diplomat erstaunen, wenn in einer ihm übergebenen Note von dem Seelenheile seines, oder eines andern Monarchen die Rede wäre! — Wegen seiner Antwort würde er in der größten Verlegenheit seyn; denn das Heil der Seele ist kein Artikel, den man in irgend einer statistischen Tabelle, weder unter der Rubrik der Produktion oder Productivität, noch auch unter jener der Ein- und Ausfuhr eines Landes finden kann.

Zug, in dem Charakter dieses Königes ist — bediente sich stets desselben, so oft er irgend eine Bitte von Bedeutung gewähren, irgend eine große, oder besondere Gnade jemand erzeigen wollte. Von dem edeln Laconius erhielt nun Epiphanius die erfreuliche Kunde, daß der König entschlossen sey, alle in seinem Reichsantheil befindliche, gefangene Italiäner ohne Lösegeld in Freiheit zu setzen. Nur für jene, welche mit den Waffen in der Hand wären gefangen worden, müsse ein Lösegeld bezahlt werden und zwar blos deswegen, um die Officiere und Soldaten, welchen solche Gefangene zu Theil worden wären, nicht mißvergnügt zu machen.

11. Dem Versprechen des Königes folgte unverzüglich die Erfüllung des gemachten Versprechens. Von allen Seiten strömten aus der Gefangenschaft erlös'te Römer und Italiäner herbei. Blos in der Stadt Lion, der Residenz des burgundischen Königes, wurden in einem Tage über vier hundert auf freien Fuß gesetzt. Indessen reichten die von Theodorich erhaltenen Summen noch lange nicht hin, um auch Alle, für welche ein Lösegeld mußte bezahlt werden, aus der Gefangenschaft zu befreien. Aber mehrere gallische Bischöfe, unter andern der heilige Avitus von Vienne, und endlich vorzüglich eine sehr fromme und reiche Matrone, Namens Syagria, von der Familie des unglücklichen Syagrius, gaben das noch fehlende Geld her, und Epiphanius kaufte noch bei sechs tausend von ihren bisherigen Herren los.

12. Aber mit Allem diesem noch nicht zufrieden, ging der heilige Bischof nun auch nach Genf, wo Godegisel herrschte. Auch hier thaten seine Vorstellungen die beste Wirkung. Godegisel ahmte

seinem Bruder nach. Zu mäßigen Preisen kaufte Epiphanius sehr viele los; noch mehrerern wurde ohne Lösegeld von Gundobalds Bruder die Freiheit geschenkt; und in der Mitte von vielen Tausenden erlös'ter Gefangenen kehrte Epiphanius wieder über die Alpen zurück. Seine Reise war ein wahrer Triumphzug, aber herrlicher, als er vielleicht noch je einem Eroberer ward: wohlgefällig in den Augen Gottes, gesegnet für die Menschheit und ehrenvoll für die Kirche, unter deren schützenden Flügeln, in jeder Zeit der Noth, die geängstigten und gequälten Völker stets Trost, Hülfe und Sicherheit fanden.

13. Bevor noch Epiphanius die Grenzen Italiens betrat, hatte das Gerücht von seiner Ankunft und dem über alles Erwarten glücklichen Erfolg seiner Reise sich schon überall verbreitet. In allen Gegenden, durch welche er kam, lief das Volk schaarenweise zusammen, um den heiligen Mann zu sehen, man schätzte sich glücklich, auch nur seine Kleidung berühren zu dürfen. Man brachte ihm von allen Seiten Lebensmittel und allerlei andere Geschenke. Aus Liebe zu den Gebenden nahm er alle Gaben, die Liebe und Dankbarkeit ihm brachten, freundlich an, vertheilte sie aber sogleich wieder unter den Armen der jedesmaligen Gegend. Aus den Städten, durch welche sein Weg ihn führte, kamen ihm alle Einwohner unter feierlichem Gesang und festlicher Kleidung entgegen. Unter dem lauten Jubel aller Einwohner zog er in die Stadt ein; unter zahllosen Segenswünschen schied er wieder von dannen; und ganz Italien dankte Gott mit lauter Stimme, daß Er zur Zeit des tiefsten Elendes und nach den schrecklichsten Verheerungen des Krieges, seinem Volke einen Engel in der Gestalt

eines Bischofes zum Retter und Fürsprecher gesandt hätte.

14. Um dem Danke des Königes und den Ehrenbezeigungen, die ihn an dessen Hofe erwarteten, auszuweichen, ging Epiphanius nicht nach Ravenna, sondern schickte dem König einen schriftlichen Bericht über den Erfolg seiner Gesandtschaft und begab sich hierauf gerades Weges nach Pavia.

15. Der gottselige Bischof wollte nun alle seine Tage blos dem Heil seiner ihm anvertrauten Heerde weihen. Aber noch bedurfte ganz Italien seines Beistandes. Liguriens Deputirte kamen nach Pavia, und baten den großen Bischof, wegen eines Nachlasses der Steuern, welche die Provinz nicht mehr zu zahlen im Stande wäre, sich bei Theodorich für sie zu verwenden. Wo nur immer Hülfe geleistet werden konnte, da war auch Epiphanius sogleich zum Helfen bereit. Unverzüglich machte er sich daher auf den Weg nach Ravenna. Auf seine Vorstellungen erließ König Theodorich der Provinz Ligurien zwei Drittel sämmtlicher Steuern.

16. Epiphanius verweilte nicht gerne lange am Hof. Sobald sein Geschäft jedesmal beendiget war, sehnte er sich nach seiner Kirche zurück. Auch diesmal bewunderte und belobte Theodorich wieder öffentlich die Demuth und beispiellose Uneigennützigkeit des heiligen Bischofs. Aber auf seiner Rückreise befiel ihn zu Parma ein heftiger Catarrh. Das Uebel nahm so sehr zu, daß er bei seiner Ankunft in Pavia sich sogleich zu Bette legen mußte. Die Krankheit war kurz, denn schon am siebenten Tage ihrer Dauer entschlief der heilige Epiphanius

selig in dem Herrn, nach einer dreißigjährigen Amtsführung, in dem acht und fünfzigsten Jahre seines Alters. — Die Kirche ehrt sein Andenken am 7. Jänner.

XXXI.

1. Bei dem traurigen Zustande von Italien und der ungeheuern Abnahme seiner Bevölkerung, wodurch es nicht nur dem Ackerbau, sondern allen nur möglichen Zweigen menschlicher Betriebsamkeit an arbeitenden Händen fehlte, empfand auch die Kirche sehr bald den Mangel an tauglichen Dienern des Altars; besonders fühlbar und drückend war derselbe in dem untern Italien, in Lucanien, Calabrien und Sicilien. Johannes, Erzbischof von Ravenna, welcher, weil er in dem Mittelpunkt der Regierung seinen Sitz hatte, am frühzeitigsten und besten davon unterrichtet seyn konnte, erstattete also einen sehr umständlichen Bericht darüber an den Pabst; auch beklagte er darin sehr wehmüthig den, durch die vorhergegangenen, wilden, gesetzlosen und unsichern Zeiten, beinahe überall herbeigeführten Verfall der Disciplin.

2. Des Gelasius merkwürdige, in dem Jahre 494 erlassene, die Kirchenzucht betreffende Decretalen waren die Folgen dieses Berichtes des Bischofes von Ravenna. Der Pabst bestimmt darin die Wahl der Kirchendiener, ihre erfoderlichen Eigenschaften, ihre Lebensart und die Zeit ihrer Ordination. In Rücksicht auf die gebieterischen Zeitumstände, hält Gelasius für rathsam, in Ansehung der Ordination der Geistlichen, von der Strenge der frühern Kirchensatzungen etwas nachzulassen und verkürzte daher

Mansi Co[n]c. Coll. t. 8. 35 — 45.

die Dauer der zwischen den verschiedenen Weihen von den Canons festgesetzten Interstizien. Ein Laie, welcher bis zu seinem Eintritt in den geistlichen Stand Mönch gewesen war, konnte nun in einem Jahre zum Priester geweihet werden, so daß zwischen den verschiedenen Weihen, die er empfangen mußte, blos eine Zwischenzeit von drei Monaten statt hatte. Ein solcher Mönch blieb demnach drei Monate Lector, drei Monate Akolyth, wieder drei andere Monate Subdiakon und endlich noch drei Monate Diakon. Nach Ablauf der letztern drei Monate, mithin am Ende seines Jahres, konnte er jetzt die Priesterweihe erhalten. Aber ein Laie, welcher nicht aus einem Kloster, sondern unmittelbar aus der Welt in den geistlichen Stand trat, durfte erst nach achtzehn Monaten zum Priester geweihet werden. Leibeigene zu ordiniren ward auf das neue verboten, ausser wenn der Herr, dem der Leibeigene zugehörte, vorher seine Einwilligung gegeben und ihn frei gemacht hätte. Endlich gebietet Gelasius auch noch, daß die heiligen Weihen, nicht mehr nach Willkühr zu jeder Zeit, sondern blos an den von ihm bestimmten festlichen Tagen, sollen ertheilet werden, und war demnach der erste Pabst, der solche auf die vier Jahreszeiten beschränkte, welches auch heut zu Tage noch in allen Kirchen der heilige Brauch ist.

3. In den nämlichen Decretalen verbreitet Gelasius sich auch über die Amtsverrichtungen der Geistlichen. Er will nicht, daß sie die Grenzen des ihnen vorgezeichneten Wirkungskreises überschreiten. Die Priester sollen nicht das heilige Salböl einsegnen, noch viel weniger das Sakrament der Firmung spenden, auch nicht in Gegenwart des Bischofes das heilige Opfer darbringen, oder das öf-

fentliche Gebet verrichten, wenn nicht anders der Bischof es ihnen geboten hätte. Ohne die äußerste Noth dürfen die Diakonen nicht das heilige Sakrament der Taufe ertheilen; aber im Falle drohender Gefahr wird selbst ein Laie dazu ermächtiget. Ferner wird den Frauen aller Dienst am Altar untersagt und den Priestern, unter der Strafe der Entsetzung geboten, denselben in der Zukunft Einhalt zu thun. Am Ende erneuert Gelasius die, in Betreff der Verwendung der kirchlichen Einkünfte, von frühern Päbsten schon erlassenen Verordnungen. Diesen zu Folge soll das gesammte Einkommen einer Kirche in vier Theile getheilt werden, nämlich für den Bischof, für die Geistlichkeit, für die Armen und endlich für Erhaltung der Kirchengebäude. Um allen Unterschleif zu verhindern, wird befohlen, den Theil, welcher den Armen davon gehört, öffentlich unter dieselben zu vertheilen.

XXXII.

1. Ein in der Kirchengeschichte sehr merkwürdiges Concilium von zwei und siebzig Bischöfen kam in dem Jahre 496 unter dem Vorsitze des Pabstes in Rom zusammen. Das Resultat der Verhandlungen der versammelten Väter war das berühmte, die canonischen und apogryphischen Bücher bestimmende und diese von jenen scheidende Decret Pabstes Gelasius I. *).

Conc. Coll. 1. 8. p. 146-172

*) Viele Kirchengeschichtschreiber, unter andern auch Baronius, setzen dieses Concilium in das Jahr 494. Aber in seinen Annotationen zu den Annalen des

2. Die canonischen Bücher, welche die römisch-katholische Kirche als solche erkennt, und die bei dieser Gelegenheit von dem Pabste und den in einem Concilium versammelten Bischöfen angenommen wurden, sind folgende: Der Pentateuch, das heißt, die fünf Bücher Moises; nämlich das Buch Genesis (Schöpfung), Exodus, Levitieus, Numeri und Deuteronomii. Ein Buch Josuej ein Buch der Richter; ein Buch Ruth; vier Bücher der Könige und zwei der Chronik; ein Buch der hundert und fünfzig Psalmen Davids. Von dem Könige Salomon drei Bücher, als die Sprüche, der Prediger, und das Hohelied. Ein Buch der Weisheit; ein anderes Ecclesiasticus, oder das Buch Syrach genannt. — Die Reihe der von den Propheten verfertigten Bücher wurde auf nachstehende Weise bestimmt: Isaias, Jeremias, Ezechiel, Daniel, Osee, Amos, Michäus, Joel, Abdias, Jonas, Nahum, Habacuk, Sophonias, Aggäus, Zacharias und Malachias. Ferner das Buch Hiob, das Buch Tobiä, zwei Bücher Esdrä, das Buch Esther, das Buch Judith, zwei Bücher der Machabäer. — Die von dem Concilium festgesetzte Ordnung der heiligen Bücher des neuen Testamentes ist folgende:

Baronius, hat Pagius hinreichend erwiesen, daß dieses ein Irrthum sey, und das Concilium, von dem hier die Rede ist, erst in dem Jahre 496 zu Rom wäre zusammen berufen worden. — In der nämlichen gelehrten und belehrenden Note widerlegt Pagius auch jene, welche das, die canonischen und apocryphischen Bücher betreffende Decret Gelasius I. nicht diesem Pabste, sondern theils dem Pabst Damasus, theils auch dem Hormisda, dem Nachfolger des Symmachus, zuschreiben.

Die vier heiligen Evangelien, geschrieben von Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes; das Buch der Apostelgeschichte; die vierzehn Briefe des Apostels Paulus; einer an die Römer, zwei an die Corinther, einer an die Galater, zwei an die Thessalonicher, einer an die Epheser, einer an die Philipper, einer an die Colosser, zwei an den Timotheus, einer an den Titus, einer an Philemon und einer, welcher der vierzehnte ist, an die Hebräer. Die Offenbarung des heiligen Johannes; ein Brief des heiligen Jacobus, zwei Briefe des heiligen Petrus; drei des heiligen Johannes und einer des heiligen Judas Taddäus *). — Ferner ward von dem Concilium einstimmig beschlossen, ausser den heiligen Büchern des alten und neuen Bundes noch als canonische Schriften anzunehmen: 1. Die vier allgemeinen Concilien, nämlich von Nicäa, Constantinopel, Ephesus und Chalcedon. 2. Alle übrige von den Päbsten authorisirte und den heiligen Vätern angenommene Concilien. 3. Die Schriften des heiligen Cyprian von Karthago, Gregors von Nazianz, Basilius, Athanasius, Cyrillus, Johannes Chrysostomus, Theophilus von Alexandrien, Hilarius von Poitiers, Ambrosius, Augustinus,

*) Dieser Catalogus der heiligen Bücher ist der nämliche, welcher auch heut zu Tage noch in der katholischen Kirche angenommen ist. In mehrern Exemplaren des Gelasianischen Catalogus findet man zwar nur ein Buch der Machabäer; dieser Unterschied rührt aber offenbar von einem bei dem Abschreiben eingeschlichenen Versehen her, indem eben so viele andere Exemplare von zwei Büchern der Machabäer Erwähnung thun.

Hieronymus, Prosper und den Brief des heiligen Pabstes Leo des Großen an den Patriarchen Flavianus.

3. Unter die apogryphischen Bücher wurden Nachstehende gesetzt: Alle Geschichten von dem Leiden Jesu, die nicht von den vier Evangelisten geschrieben wurden, wenn gleich auch solche unter dem Namen anderer Apostel erschienen sind; ferner alle unter dem Namen eines Apostels erschienene Evangelien; ingleichem das Concilium von Rimini; die Reisebeschreibung des heiligen Petrus; die unter dem Namen des Andreas, Thomas und Philippus geschriebenen Akten; das Buch von der Kindheit Christi; das Buch des Hirten, ein anderes, der Grund und Schatz genannt; das Buch der Töchter Adams, Virgils Centones von Christo; die Akten der Thecla und des Apostels Paulus; die Offenbarungen der Apostel; die Aufnahme der Mutter Gottes; die Buße Adams; das Testament des Hiob; das Loos der Apostel; die Canons der Apostel, und endlich noch eine Menge anderer, von einzelnen Verfassern herrührenden und unter die apogryphischen Bücher gerechneten Schriften. Das Concilium verdammte auf das neue sämmtliche Schriften der Ketzer, die es alle namentlich bezeichnet, und zwar von Simon dem Zauberer an bis auf Acacius von Constantinopel und spricht denselben das Anathema. Zuletzt wird noch von den versammelten Vätern der, auf mehrere ausdrückliche Verordnungen Jesu Christi sich gründende und, von den ersten Zeiten des beginnenden Christenthums an, stets überall und allgemein anerkannte, hohe Vorrang der römischen Kirche über alle übrigen Kirchen, auf das neue wieder erklärt, erwiesen und ausgesprochen.

XXXIII.

1. Mit aller seiner Weltklugheit und nach allen Gefälligkeiten, welche er für den Kaiser gehabt hatte, gelang es dem Patriarchen Euphemius dennoch nicht, die Gunst des Anastasius zu gewinnen. Schon wegen der Behandlung, die ihm vor seiner Thronerhebung von Seiten des Patriarchen widerfahren war, hatte Anastasius einen alten Groll gegen den Patriarchen; noch unzufriedener ward er, als derselbe sich zu dem Concilium von Chalcedon bekannte und mit den Feinden desselben nicht in Kirchengemeinschaft treten wollte; aber jetzt warf er gar den Verdacht auf ihn, daß er dem Interesse der aufrührischen Isaurier ergeben sey.

Theod. Lect p 559. Theoph. p. 119

2. Der isaurische Krieg, wie der Leser schon weiß, hatte sich sehr in die Länge gezogen; der Kaiser war desselben müde, wollte aber doch, um seiner Würde nichts zu vergeben, nicht zuerst die Hand zum Frieden bieten. Er ließ also den Patriarchen Euphemius zu sich rufen, sagte ihm, daß er mit den Isauriern Friede zu machen wünschte, jedoch auf eine Art, daß der äussere Anstand und die Würde seiner Krone nicht dadurch verletzt würden. Der Patriarch möchte daher ganz in der Stille alle in Constantinopel anwesende Bischöfe zu bewegen suchen, bei ihm um Gnade für die Isaurier zu bitten; dem vereinten Flehen so vieler Bischöfe würde er alsdann die Begnadigung gewähren, und zwar unter so milden Bedingungen, daß jene die ihnen angebotene Gnade gerne annehmen und willig die Waffen niederlegen würden.

3. Der Patricier Johannes war der Schwie-

gervater des Athonodorus, eines der vornehmsten Anführer der Isaurier. Aeusserst bekümmert um das endliche Loos seines Schwiegersohnes, hatte Johannes schon oft seinen Kummer und seine Besorgnisse dem Patriarchen mitgetheilt. Um ihn zu trösten und wegen des Schicksales des Athonodorus zu beruhigen, ging nun Euphemius zu dem Johannes und entdeckte demselben die wahren Gesinnungen des Kaisers und die frohen Aussichten auf einen baldigen Frieden und vollkommene Amnestie Aller, welche an der Empörung Theil genommen hätten. Offenbar war dieses eine große Unbesonnenheit des Euphemius; indessen war seine Absicht dabei gut und sein Herz lauter und ohne Falsch.

4. Aber Johannes ward an ihm zum Verräther, ging zu dem Kaiser und hinterbrachte diesem Alles, was er von Euphemius vernommen hatte. Anastasius, beschämt und im höchsten Grade gegen den Patriarchen aufgebracht, zweifelte nun keinen Augenblick mehr an einem Einverständniß desselben mit den Rebellen. Als daher bald darauf Eilboten ankamen und dem Kaiser die Nachricht brachten von einem, von seinen Feldherrn über die Aufrührer erfochtenen Sieg, ließ er dem Patriarchen sagen, s e i n G e b e t f ü r s e i n e g u t e n F r e u n d e, d i e I s a u r i e r, s e y d i e ß m a l o h n e W i r k u n g g e w e s e n.

5. Von jetzt an war Euphemius seines Lebens nicht mehr sicher. Mehrere meuchelmörderische Versuche wurden auf dasselbe gemacht. Eines Tages drang ein gedungener Meuchelmörder in die Sakristei und führte einen so gewaltigen Hieb nach dem Patriarchen, daß er ihm sicher den Kopf würde gespalten haben, wenn nicht ein neben dem

Patriarchen stehender Defensor der Kirche, Namens Paulus, ein sehr großer und starker Mann, den Streich noch abgehalten hätte; zwar ward dieser Paulus selbst gefährlich verwundet; aber er versetzte mit einer eisernen Stange, mit welcher man die Thüre der Sakristei zu schließen pflegte, dem Mörder einen so starken Schlag auf den Kopf, daß dieser auf der Stelle todt zu Boden stürzte; eine Handlung, die blos durch die Gefahr, in welcher sein und seines Patriarchen Leben schwebte, und worüber Paulus, besonders in dem ersten Momente des betäubenden Ereignisses, alle Besonnenheit und Gegenwart des Geistes verloren haben mußte, noch einigermaßen entschuldiget werden kann. — Ein andersmal, als Euphemius sich nach einer, ausserhalb der Stadt, auf einem Berge gelegenen Kirche begeben hatte, um dort einen feierlichen Gottesdienst zu halten, ward ihm hinterbracht, daß gedungene Mörder ihn auf dem Rückwege erwarteten. Euphemius empfahl sich in den Schutz der Vorsehung, legte nach vollbrachtem Gottesdienste sein Patriarchen-Gewand ab und entging in der Kleidung eines Laien abermals wieder glücklich der Gefahr. Noch einige ähnliche Versuche wurden gemacht, entweder auf unmittelbaren Befehl des Anastasius, oder doch in der Absicht dem Kaiser damit einen Gefallen zu erzeigen.

6. Da keiner der mörderischen Anschläge gelingen wollte, nahm Anastasius einen kürzern Weg, versammelte die am Hoflager sich aufhaltenden Bischöfe zu einem Concilium, und beschuldigte vor demselben den Patriarchen von Constantinopel des Hochverraths und eines geheimen Einverständnisses mit den Rebellen."

7. Die versammelten Bischöfe, ohne Kraft und Muth, weil ohne Gefühl ihrer Würde und ohne heiliges Interesse für Wahrheit, Religion und Tugend, waren nichts als ein elendes Werkzeug in den Händen eines tückischen, aber mit weltlicher Allmacht ausgerüsteten Ketzers; kein Wunder also, daß diese saubern Hirten, die, sobald der Wolf sich auch nur von weitem zeigte, sogleich die Flucht nahmen und ihre Heerden im Stich ließen, nun auch den Euphemius schuldig fanden, ihn der bischöflichen Würde entsetzten und mit dem Banne belegten. Anastasius verwieß ihn hierauf nach Gangra in Paphlagonien.

8. Nach seiner Verurtheilung hatte Euphemius, der jetzt auch sein Leben wieder bedrohet glaubte, sich in die Taufkapelle geflüchtet. Aber auf die feierliche Zusicherung des Kaisers, daß er nichts für seine Person zu befürchten habe, verließ er seinen Zufluchtsort, bekam von dem neu erwählten Patriarchen — denn er selbst hatte bisher stets in ehrenvoller Armuth gelebt — das zu seiner Reise nothwendige Geld und ging unter hinreichender, ihn schützender Bedeckung an den Ort seiner Verbannung.

9. Bevor noch Euphemius Constantinopel verlassen hatte, war seine Entsetzung schon ruchbar geworden. Das Volk, dessen Gunst Euphemius so schwere Opfer gebracht hatte, schien nun wirklich sich seiner annehmen zu wollen. Es versammelte sich zahlreich auf den Straßen und in dem Circus, und begehrte unter tumultuarischem Geschrei, daß man ihm seinen Patriarchen wieder geben möchte. Aber Anastasius blieb fest und

fand bald Mittel, das ohnehin leicht zu wendende Volk wieder zu beruhigen.

10. Auf der Lehre des Euphemius haftete nie auch nur der mindeste Verdacht irgend eines Irrthums; dabei war sein Wandel ohne Tadel, sein Herz mild, sanft, wohlthätig und frei von Stolz, Habsucht und Prachtliebe. Der Unterdrückten nahm er sich gerne an, gab den Armen, was er ihnen zu geben vermochte und bezeigte sich freundlich und herablassend auch gegen den Niedrigsten, der sich ihm nahete. Sein einziger Fehler war, daß er das Unvereinbare, nämlich zeitliches mit ewigem Interesse vereinbaren wollte. Daher vertheidigte er mit frommem Eifer das Concilium von Chalcedon, unterzeichnete aber zu gleicher Zeit auch, um dem Kaiser zu gefallen, das berüchtigte Henotikon. Daher trennte er sich von der Kirchengemeinschaft des Mongus und würde, wenn Letztern der Tod nicht hinweggenommen hätte, noch entscheidender gegen ihn verfahren seyn; ließ aber demungeachtet den Namen des Freundes und Beförderers des Mongus, den Namen desjenigen, der die einzige Ursache aller Verwirrungen und aller Frevel war, dennoch in den heiligen Diptychen stehen. Daher endlich bemühete er sich aus allen Kräften, in die Gemeinschaft der römischen Kirche aufgenommen zu werden, und konnte doch nicht so viel Gewalt über sich gewinnen, daß er, eitelen Rücksichten entsagend, den gerechten Foderungen des römischen Stuhles sich gefügt hätte. — Wäre Euphemius nicht getrennt von der Gemeinschaft der römischen Kirche gestorben, so würde man ihn mit Recht der Zahl heiliger Bekenner zuzählen dürfen. Er lebte in der Verbannung noch neunzehn Jahre, und starb erst in dem Jahre 515, mithin drei Jahre

bevor auch Kaiser Anastasius abgerufen ward, um vor dem König der Könige Rechenschaft zu geben von einer sieben und zwanzigjährigen, größtentheils heil- und segenlosen Regierung.

11. Während der Amtsführung des Euphemius ward der heilige Elias auf den, durch den Tod des Bischofes Sallustius, in dem Jahre 493 erledigten Patriarchenstuhl von Jerusalem erhoben. Elias war zu gleicher Zeit mit Martyrius ein Schüler des heiligen Euthymius gewesen. Beiden hatte der Heilige ihre künftige Erhebung vorhergesagt; und diese Voraussagung, welche in Beziehung auf den Martyrius sich im Jahre 479 vollkommen bestätiget hatte, trat nun in Ansehung des Elias, welcher von Beiden um vieles der jüngere war, jetzt ebenfalls in Erfüllung. Bei den Stürmen, welche die Kirchen des Morgenlandes jetzt so heftig bewegten, regierte und bewachte Elias die Kirche von Jerusalem mit Sorgfalt und heiliger Obhut. Mit Euphemius von Constantinopel blieb er zwar in Gemeinschaft der Kirche vereint, mithin von der römischen Kirchengemeinschaft getrennt; aber dieß beweiset nichts, als daß auch Heilige ihren Schatz hienieden noch in irdenen Gefäßen tragen, daß auch Heilige menschlichen Schwachheiten unterworfen sind, mithin auch Heilige noch straucheln und fehlen können. Uebrigens sey es ferne von uns, über die Handlungen eines Heiligen vermessen urtheilen zu wollen. Vielleicht wählte der heilige Elias unter zwei Uebeln nur das kleinere. Die unselige Spaltung wahrscheinlich in dem Innersten seines Herzens bejammernd, aber auf der andern Seite auch das hohe Ansehen berücksichtigend, welches der Stuhl von Constantino-

pel nun einmal in der öffentlichen Meinung der Griechen usurpirt hatte, konnte Elias, ohne die Kirchen von Palästina in einen verwais'ten Zustand zu versenken oder gar noch größern Gefahren auszusetzen, vielleicht nicht wohl anders thun, als er jetzt wirklich that. Aber gewiß ist es, daß wenn Euphemius sich dem römischen Stuhl angeschlossen hätte, auch der heilige Elias, mit freudiger Ueberzeugung des Bessern, den Namen des Acacius unverzüglich in den heiligen Diptychen getilget und, mit Rom in vollkommener Gemeinschaft des Glaubens, der Liebe und der Demuth vereint, alsdann nur in einem noch desto größern Maße alle Kirchen mit dem Wohlgeruch seiner Heiligkeit erfüllet haben würde.

12. Bei Jerusalem und in der umliegenden Gegend gab es eine ungewöhnliche Menge theils mehr, theils weniger frommer Mönche und Einsiedler. Um sie auf dem schmalen Pfade zu erhalten, war es durchaus nothwendig, die Leitung derselben, so wie die Aufsicht über deren Lauren und Klöster, einer sichern, geübten und kräftigen Hand zu übergeben. Es war dieß um so nothwendiger, als bei der Lauigkeit und Verkehrtheit so mancher Bischöfe, bei dem zunehmenden Verfall der Kirchenzucht und bei den stets von den traurigsten Folgen begleiteten Spaltungen in den Gemeinden, jetzt heilige Einsiedler und Mönche vorzüglich berufen schienen, mehr durch Beispiel und Heiligkeit des Wandels als durch Worte, die Rechtgläubigen zu belehren, zu stärken und zu heiligen, kurz, die Stützen der überall heftig erschütterten morgenländischen Kirchen zu werden. Schon der Bischof Sallustius, der unmittelbare Vorfahrer des heiligen Elias auf dem Patriarchen-

Stuhl von Jerusalem, hatte dieses Bedürfniß gefühlet, und noch auf seinem Sterbelager zwei Aebte von allgemein anerkannter Heiligkeit, den heiligen Sabas und den heiligen Theodosius, den erstern zum Vorsteher aller Lauren, den andern zum Vorsteher aller Klöster bei und um Jerusalem geordnet.

13. Aber der heilige Sabas fand unter seinen Einsiedlern viele widerstraubende Gemüther; weil es ihnen an Demuth fehlte, fehlte es ihnen auch an Gehorsam, und obschon von der Welt getrennt, trugen sie die Welt doch noch in ihrem Busen. Da ihr Betragen dem heiligen Sabas endlich unerträglich ward, ging er, wie er, nach dem Beispiele des heiligen Euthymius, oft zu thun pflegte, in eine entferntere Einöde; aber diesmal mit dem festen Vorsatz, nie mehr zu den widerspenstigen Einsiedlern zurückzukehren. Als seine Abwesenheit länger als gewöhnlich dauerte, fingen die Unruhestifter an die wahre Ursache davon zu errathen; aber nun wollten sie auch diese günstige Gelegenheit benutzen, um sich der Aufsicht ihres bisherigen Abtes auf immer zu entziehen, gingen daher zu dem Patriarchen nach Jerusalem und baten denselben um einen andern Vorstand, indem ihnen, wie sie sagten, sichere Kunde geworden wäre, daß den Sabas in der Wüste ein Löwe getödtet habe.

14 Da der heilige Elias, stets in gottgefälliger Einfalt des Herzens und mit der größten Lauterkeit in der Absicht, bei Allem was er that, nur Gott im Auge hatte, so war auch Gott ihm überall nahe. Schwer war es daher, den heiligen Bischof zu täuschen. Der Bericht der Einsiedler schien ihm gleich verdächtig. Er könne, gab er

ihnen zur Antwort, unmöglich glauben, daß Gott einen so heiligen Mann, wie Sabas, einem Löwen sollte preis gegeben haben; sie möchten nur in ihre Laure zurückgehen und die Rückkehr des Sabas ruhig dort abwarten.

15. Bald darauf kam wirklich Sabas zum Feste der Einweihung einer Kirche nach Jerusalem. Elias war ungemein erfreut, ihn wieder zu sehen. Sabas entdeckte ihm die wahre Ursache seiner langen Abwesenheit und auch seinen festen Vorsatz, sich mit der Führung dieser Einsiedler nie mehr zu befassen. Als aber der Bischof mit Bitten in ihn drang, dieses ja nicht zu thun, änderte er, obschon ungerne, seinen Entschluß, und ging, als das Fest vorüber war, wieder zurück. Hier fand er, daß auch in Ansehung der physischen Bedürfnisse der Einsiedler, während seiner langen Abwesenheit Alles in Verfall gerathen wäre. Er machte ihnen nun gar keine Vorwürfe, zeigte ihnen vielmehr die zärtlichste Theilnahme, versprach, ihrem Mangel abzuhelfen, ging hierauf nach Jerusalem zu dem Patriarchen, erhielt von demselben das nöthige Geld und stellte in kurzer Zeit die Ruhe und den Frieden in der Laure wieder her. Die Demuth und die liebevolle Behandlung des Sabas hatten nun die Gemüther auch der Widerspenstigsten besiegt; von jetzt an verschwand aller Weltsinn aus dem stillen Kreise der Einsiedler; mit jedem Tage machten sie größere Fortschritte in der Frömmigkeit, und Sabas hatte nie mehr Ursache, sich über sie zu beklagen *).

*) Es war eine Art göttlicher Prüfung für den heiligen Sabas, daß er in frühern Zeiten gar oft mit störri-

16. Dem Patriarchen Euphemius gebührt auch das Verdienst, kurz nach dem Antritt seines bischöf-

---

gen, ungehorsamen Untergebenen zu thun hatte. Aus einem Kloster, welches unter der Leitung des Heiligen stand, kamen eines Tages mehrere Mönche, als Abgeordnete der ganzen Communität, auch zu dem Patriarchen Sallustius nach Jerusalem und baten denselben, ihnen einen andern Abt zu geben. Der, welcher ihr Kloster jetzt regiere, sey ein Mann von ganz gemeinem Schlage, von beschränkter Einsicht und gar nicht geeignet, andere zu führen. Sallustius fragte die Mönche, ob sie den Sabas, oder ob Sabas sie in das Kloster aufgenommen hätte. Die Kläger konnten das Letztere nicht in Abrede stellen. Der Patriarch ermahnte sie nun, die Sache noch reiflicher zu überlegen, und beschied sie auf den folgenden Tag, zu einer Stunde, die er ihnen bezeichnete, zu sich in die Kirche; da würden sie seine Entscheidung erhalten. — Unverzüglich schickte jetzt Sallustius auch zu dem heiligen Sabas und ließ diesen ebenfalls, nur unter einem andern Vorwand, auf den folgenden Tag und zu der nämlichen Stunde, welche er den Mönchen gegeben hatte, zu sich in die Kirche berufen. Als nun wirklich am andern Tage der heilige Sabas und die Mönche in der Kirche den Patriarchen erwarteten, ging dieser, sobald er in die Kirche trat, auf den heiligen Sabas zu, ertheilte ihm Lobsprüche wegen seiner bisherigen weisen Regierung seines Klosters, nahm ihn hierauf mit an den Altar, und weihete ihn in Gegenwart der Mönche zum Priester. Als dieses geschehen war, wandte Sallustius sich gegen die Mönche, und sagte: „Sehet hier euern, nicht von Menschen, sondern von Gott selbst gewählten Abt und Vorstand.“ — Schweigend und beschämt kehrten die Mönche zurück; aber die heilige Handlung, von der sie Zeugen gewesen, und das ernste Wort des Patriarchen hatten einen solchen Eindruck auf sie gemacht, daß ihr Murren aufhörte, und sie allen Verordnungen und Einrichtungen ihres heiligen Abts sich fortan willig unterwarfen.

lichen Amtes, dem Johannes, einem Bischofe in Armenien, der nachher unter dem Namen Johannes Silentiarius, das heißt, der schweigende, in der Kirche so berühmt ward, in Constantinopel einen sehr wichtigen Dienst geleistet zu haben.

17. Johannes, selbst von sehr vornehmer Familie, hatte einen nicht minder vornehmen und angesehenen Mann zu seinem Schwager. Die Verwaltung der Provinz war demselben übertragen worden, aber obgleich Schwager des Bischofes, suchte er dennoch dessen Kirche zu drücken und erlaubte sich sogar ungeziemende Eingriffe in die Verwaltung der Kirchengüter. Da Johannes ihn auf keine Weise eines Bessern zu belehren vermochte, so ging er nach Constantinopel, um dort gegen seinen eigenen Schwager Klage zu führen. Euphemius nahm den Johannes freundlich auf und betrieb dessen Gesuch am Hofe mit dem größten Eifer. Den Anmaßungen des Statthalters ward Einhalt gethan und überhaupt die Sache des Bischofes ganz zu seinem und seiner Kirche Vortheil entschieden.

18. Nachdem Johannes alle Angelegenheiten, welche der Zweck seiner Reise an den kaiserlichen Hof waren, geordnet hatte, verabschiedete er die Geistlichen, welche ihn aus Armenien nach Constantinopel begleitet hatten; er selbst aber ging nicht nach Colonia in Armenien zu seiner Kirche zurück, sondern in ein Kloster nach Jerusalem. Hier verweilte er jedoch gar nicht lange; denn er fand hier nicht, was er zu finden gehofft hatte, und begab sich daher in die Laure des heiligen Sabas. Hier lebte er drei Jahre in einer Zelle eingeschlos-

sen, ohne mit irgend einem Menschen auch nur ein einziges Wort zu reden. Sabas, welcher die hervorstrahlende Frömmigkeit des Johannes täglich mehr bewunderte, nahm ihn mit nach Jerusalem, in der Absicht, ihn dort zum Priester weihen zu lassen. Der Patriarch war sogleich bereit, dem Begehren des heiligen Sabas zu entsprechen; aber nun begehrte Johannes, mit dem Patriarchen allein zu reden und entdeckte demselben, daß er nicht nur schon zum Priester, sondern selbst zum Bischofe von Colonia, einer Stadt in Armenien, geweihet sey.

19. Der heilige Sabas ward schmerzhaft ergriffen, als der Patriarch ihm erklärte, daß er seinen Entschluß geändert habe, mithin den Johannes nicht zum Priester weihen werde. Still, in sich gekehrt und tief gebeuget, ging Sabas an der Seite seines Johannes nach der Laure zurück; ward aber gleich in der darauf folgenden Nacht, während seines Gebetes, durch göttliche Offenbarung die wahre Ursache des veränderten Entschlusses des Patriarchen inne. Sogleich begab er sich in die Zelle des Johannes, nannte ihn seinen Vater, erzeigte ihm die größte Ehrerbietung, und gab ihm auf alle Art zu erkennen, daß er nun wohl wisse, wer Er sey. Johannes bat um Verschwiegenheit, und verlebte abermals noch vier Jahre in einer Zelle, ohne daß ein Wort aus seinem Munde gekommen wäre, und ohne irgend einen Menschen zu sehen, als blos wenn er in die Kirche kam; bei welcher Gelegenheit es denn auch eines Tages geschah, daß der Patriarch Elias sich sehr lange mit ihm unterhielt und voll Bewunderung über die göttliche Weisheit, mit welcher er den Johannes erleuchtet fand, unter allen Merkmalen der größten

Patriarchen stehender Defensor der Kirche, Namens Paulus, ein sehr großer und starker Mann, den Streich noch abgehalten hätte; zwar ward dieser Paulus selbst gefährlich verwundet; aber er versetzte mit einer eisernen Stange, mit welcher man die Thüre der Sakristei zu schließen pflegte, dem Mörder einen so starken Schlag auf den Kopf, daß dieser auf der Stelle todt zu Boden stürzte; eine Handlung, die blos durch die Gefahr, in welcher sein und seines Patriarchen Leben schwebte, und worüber Paulus, besonders in dem ersten Momente des betäubenden Ereignisses, alle Besonnenheit und Gegenwart des Geistes verloren haben mußte, noch einigermaßen entschuldiget werden kann. — Ein andersmal, als Euphemius sich nach einer, ausserhalb der Stadt, auf einem Berge gelegenen Kirche begeben hatte, um dort einen feierlichen Gottesdienst zu halten, ward ihm hinterbracht, daß gedungene Mörder ihn auf dem Rückwege erwarteten. Euphemius empfahl sich in den Schutz der Vorsehung, legte nach vollbrachtem Gottesdienste sein Patriarchen-Gewand ab und entging in der Kleidung eines Laien abermals wieder glücklich der Gefahr. Noch einige ähnliche Versuche wurden gemacht, entweder auf unmittelbaren Befehl des Anastasius, oder doch in der Absicht dem Kaiser damit einen Gefallen zu erzeigen.

6. Da keiner der mörderischen Anschläge gelingen wollte, nahm Anastasius einen kürzern Weg, versammelte die am Hoflager sich aufhaltenden Bischöfe zu einem Concilium, und beschuldigte vor demselben den Patriarchen von Constantinopel des Hochverraths und eines geheimen Einverständnisses mit den Rebellen.

mancherlei Wunder und wunderbare Krafterweisungen vor den Menschen zu verherrlichen.

22. Die verkehrte Lehre des Bischofes Severus von Antiochien hatte nicht nur in dieser Stadt, sondern auch an andern Orten, Vielen zum Verderben gereichet; unter andern war ein Römer von edler Geburt, welcher an dem kaiserlichen Hofe eines der angesehensten Aemter bekleidete, ebenfalls davon angesteckt worden. Eine fromme Dame von seiner Familie, Diaconissin an einer Kirche von Constantinopel, wußte ihn endlich zu bewegen, sie auf ihrer Reise nach Jerusalem zu begleiten. Hier wendete sie sich an Theodosius, einem Schüler des Johannes, mit der Bitte, ihren Anverwandten zu der Zelle des frommen Einsiedlers zu führen; sie hoffte, daß ein Gespräch mit dem heiligen Greise jenen wieder auf den wahren Pfad und zur Erkenntniß der Wahrheit zurück führen würde. Theodosius ging mit dem Römer zu der Zelle des Heiligen, klopfte an dem Fenster und sagte: „Vater! segne uns.“ — Johannes machte das Fenster auf und sprach: „Dich segne ich wirklich, aber dieser, den du bei dir hast, ist nicht gesegnet, und wird auch von mir nicht gesegnet werden, bis er wieder zu der Gemeinschaft der Rechtgläubigen zurücktritt.“ — Der Römer, durch dieses Wunder erschüttert, fiel auf sein Knie, und versprach dem heiligen Einsiedler, alles zu thun, was er von ihm verlangen würde. Johannes tröstete ihn, sprach ihm Muth ein und gab ihm Unterricht über alles, worüber er unterrichtet zu seyn wünschte; und alsobald verschwanden nun auch bei demselben alle Zweifel, welche seinen Verstand bisher verfinstert hatten. — Die Diaconissin, voll Freude über die Bekehrung ihres Anverwand-

ten, wollte nun durchaus den heiligen Mann sehen, mit ihm reden und ihm danken. Sie beschloß daher in ihrem Herzen, Mannskleider anzulegen und mittelst dieser Verkleidung in die Zelle des Heiligen zu kommen. Kaum hatte sie diesen Entschluß gefaßt, als ihr auch der Heilige, durch seinen Schüler Theodosius sagen ließ, daß, wenn sie auch wirklich dasjenige, was sie in Gedanken beschlossen, ausführen und in seine Zelle kommen sollte, es ihr doch nicht gelingen würde, ihn zu sehen. Indessen erschien ihr Johannes bald nachher in einem nächtlichen Traumgesichte und benahm ihr ebenfalls, durch seine Belehrung, alle Zweifel, die sie bisher bisweilen beunruhigt hatten.

23. Der heilige Johannes Silentiarius erreichte ein Alter von hundert und fünf Jahren. Man kann weder den Tag noch den Monat seines Todes genau bestimmen. Die lateinische Kirche feiert sein Gedächtniß am 13. Mai; die griechischen Kirchen aber ehren sein Andenken theils am 3., theils auch am 7. und 8. des Christmonates. — Das bischöfliche Amt ist eine schwere, aber heilige Bürde, die man nicht nach Willkühr ablegen kann. Nur Demjenigen, dem eine völlige Abnahme aller geistigen und physischen Kräfte es nicht mehr erlaubt, das heilige Amt gewissenhaft und mit erleuchteter Weisheit zu verwalten; oder auch Jenem, der entweder auf uncanonischen Wegen sich in dasselbe eingedrungen, oder es durch notorischen, ärgerlichen Wandel entehrt hat, und nun, weil durch die Gnade Gottes zur Erkenntniß seiner Frevel gelanget, das gegebene Aergerniß durch ein strenges, büßendes Leben wieder gut machen will: nur Solchen ist es erlaubt, die hohe, bischöfliche Würde aus eigenem Antriebe niederzulegen. Dieser

Regel nach ist also die freiwillige und eigenmächtige Abdankung des heiligen Johannes nichts weniger als nachzuahmen. Sie geschah aus besonderm von Gott an ihn ergangenen Rufe; und wir müssen daher unsere Leser bei dieser Gelegenheit an eine sehr beachtungswerthe Bemerkung der heiligen Theresia erinnern. Bei dem Lesen der Leben der Heiligen, sagt diese von Gott vorzüglich privilegirte, erleuchtete heilige Jungfrau, ist es eine nothwendige und wichtige Aufgabe, fleißig und unter dem Beistande Gottes zu forschen, worin die Heiligen blos zu bewundern und dann wieder, worin sie nachzuahmen sind.

XXXIV.

1. Nach einer Regierung von vier Jahren und acht Monaten, starb am 19. November 496 Pabst Gelasius I. den Tod des Gerechten. Die Kirche hat ihn den Heiligen zugezählt, und seine hohe Weisheit, sein erleuchteter Eifer, die Festigkeit seines Charakters in allen Verhältnissen seines erhabenen Berufes, verbunden mit Demuth und ungeheuchelter Frömmigkeit, geben ihm, alle Jahrhunderte hindurch, die gerechtesten Ansprüche auf die stete, ununterbrochene Verehrung der gesammten, katholischen Christenheit. Die höchste Würde, zu welcher er sich erhoben sah, betrachtete Gelasius als eine Knechtschaft und sich als den Diener Aller. Unter dem Druck der Herrschaft eines eutychianischen Kaisers und arianischer oder heidnischer Könige, wußte er dennoch das seinem Stuhle gebührende Ansehen zu behaupten und seine Kirche gegen Verfolgung zu schützen. Seine Milde und Freigebigkeit gegen Nothleidende war ohne Grenzen, und

seine zum Geben stets geöffnete Hand kannte dabei weder Maß noch Ziel. Kein Opfer war seiner Liebe zu groß; und seine väterliche, stets auch über dem leiblichen Wohl des Volkes wachende Fürsorge rettete einst Rom von einer beinahe nicht mehr abzuwendenden Hungersnoth. Alle Armen, die er nur entdecken konnte, wurden von ihm ernährt; Er selbst lebte wie ein Armer und unterwarf seinen Körper, auch noch als Pabst, den strengsten Bußübungen. Die Zeit, welche ihm die ungeheure Menge seiner Berufsgeschäfte übrig ließ, war dem Gebete, den Betrachtungen und dem Lesen oder Verfertigen nützlicher Schriften geweihet. Seine einzige Erholung war, daß er gerne und oft mit gottesfürchtigen Männern über göttliche Dinge sich unterhielt: mit Männern, die nicht aus Büchern, nicht a priori, sondern am Fuße des Bildes des Gekreuzigten ihre Wissenschaft geschöpft hatten.

2. Auch wegen der, mit so vieler Gelehrsamkeit verfaßten Schriften, welche Gelasius hinterließ, verdiente derselbe eine ausgezeichnete Stelle in der Reihe heiliger Kirchenlehrer. Ausser den vielen, mit Geist, Kraft und Salbung geschriebenen Briefen, wovon fünfzehn auf uns gekommen sind *), haben wir von diesem gelehrten Pabste auch eine treffliche Abhandlung gegen das tolle Beginnen des Senators Andromachus und noch einiger anderen vornehmen Römer, die es sich hatten einfallen lassen, die Feier der lupercalischen Feste wieder herstellen zu wollen; sie ist mit einem solchen Feuer und einer solchen Beredtsamkeit ge-

*) Man findet sie in den Concilien-Sammlungen des Labbeus und Mansius.

schrieben, daß es weiter nichts mehr bedurfte, um auch die letzten Spuren jenes heidnischen Aberglaubens bei den Römern völlig verschwinden zu machen. Ferner schrieb Gelasius noch mehrere Hymnen im Geiste und in der Manier des heiligen Ambrosius, und ein sehr weitläufiges Werk gegen Nestorius und Eutyches, welches letztere aber verloren gegangen ist. Endlich verfertigte er auch zehen sogenannte Präfationen und viele Gebete bei Ausspendung der Sacramente und zur Darbringung des heiligen Meßopfers. Nicht ohne entscheidende Gründe schreibt man ihm auch ein Sacramentarium der römischen Kirche zu, welches, nebst den Formeln, bei Spendung der heiligen Sacramente, die Messen für das ganze Jahr enthält. Die Vorschriften für die Weihen sind darin die nämlichen, wie in den Decretalen, wovon wir weiter oben gesprochen haben. Die mehrsten Messen haben eigene Präfationen; auch findet man darunter mehrere Messen für die Verstorbenen, unter andern für jene, welche nach der Buße Verlangen trugen, sie aber nicht mehr erhalten konnten. In der Fastenzeit las man die Messe erst am Abend; am grünen Donnerstag aber las man zwei, eine in der Frühe und die andere des Abends.

3. Zur Ehre Mariens, der heiligsten, jungfräulichen Mutter unsers Herrn, erbauete Gelasius eine herrliche Kirche auf dem Wege nach Laurentum. Mehrere Kirchen, unter andern jene, welche den Namen der heiligen Märtyrin Euphemia führte, wurden von ihm eingeweihet. In zwei, in dem Christmonate und Hornung, vorgenommenen Ordinationen weihete er zwei und dreißig Priester und zwölf Diacone, und consecrirte sieben und sechszig, zu eben so vielen Kirchen bestimmte Bischöfe.

XXXV.

1. Auf den päbstlichen Thron ward Anastasius der Zweite, ein geborner Römer, durch einstimmige Wahl der Geistlichkeit und des Volkes; und auf den, durch die Vertreibung des Euphemius erledigten Patriarchenstuhl von Constantinopel, Macedonius, ein Priester dieser Kirche, auf Befehl des Kaisers, von den geschmeidigen Hofbischöfen erhoben.

2. Macedonius war ein Neffe des heiligen Patriarchen Gennadius und von diesem und nach dessen Grundsätzen erzogen, war sein Glaube ohne Flecken, sein Wandel ohne Tadel und sein Herz von reiner Liebe zu Gott und den Menschen durchdrungen. Bei Hofe und beim Volke war er gleich beliebt, und wahrscheinlich war es auch, um das letztere wegen der Entsetzung des Euphemius zu beschwichtigen, daß der Kaiser diesen von dem Volke nicht minder geliebten Priester zum Patriarchen wählen ließ. Einen, dem Macedonius höchst günstigen Eindruck machte es, daß er gleich nach seiner Erhebung, mit der wärmsten Theilnahme sich für das Schicksal seines Vorgängers interessirte, ihm bei dem Kaiser eine Milderung seines Verbannungsurtheils bewirkte, ihn mit dem zu einer so weiten Reise nothwendigen Gelde, obgleich er es selbst borgen mußte, hinreichend versah und endlich stets, bevor er zu ihm in die Taufkapelle ging, das Pallium ablegte.

Theoph. p. 120 et 121. Theod. Lec. p. 559.

3. Anastasius II. sandte zwei Bischöfe als Legaten nach Constantinopel mit einem Schreiben an den Kaiser, worin er ihm seine Gelangung zur

Conc. Coll. 8. p. 188.

päbstlichen Würde bekannt machte und in den demüthigsten, nichts als Liebe, Friede und Eintracht athmenden Ausdrücken ihn bat, zur Wiedervereinigung beider Kirchen nach Kräften mitzuwirken. Er möchte doch, sagt der Pabst, nicht länger zugeben, daß der nur aus einem Stücke bestehende Rock Jesu Christi, wegen des Namens eines Acacius, in zwei Theile zerrissen würde.

4. Um die nämliche Zeit ward Festus, ein römischer Patricier, von König Theodorich in weltlichen Angelegenheiten, besonders um wegen Bestätigung der königlichen Würde des Theodorichs, mit dem Kaiser zu unterhandeln, nach Constantinopel gesandt.

5. Sowohl die päbstlichen Legaten, als auch den römischen Patricier wußte der Kaiser lange Zeit mit leeren Hoffnungen hinzuhalten. Schon länger als ein Jahr waren Festus und die Bischöfe in Constantinopel, und noch war man weder in dem einen, noch andern Geschäfte auch nur um einen Schritt weiter gekommen. Um doch endlich einmal den Zweck seiner Mission zu erreichen, machte Festus dem Kaiser das gewagte Versprechen, daß, sobald er nach Rom zurückgekehrt seyn werde, er den Pabst dahin bringen wolle, das Henotikon zu unterzeichnen. Wie es scheint, that dieses seine Wirkung. Der Patricier und die beiden Bischöfe kehrten bald darauf nach Rom zurück; als sie aber ankamen, fanden sie Anastasius II. schon nicht mehr unter den Lebenden. Er war gegen das Ende des Jahres 498 gestorben und hatte demnach als sichtbarer Statthalter Christi, dessen heiliger Kirche nur zwei Jahre, weniger zehen Tage vorgestanden.



6. Man hat behaupten wollen, Anastasius sey schon gesonnen gewesen, den von seinen Vorgängern, den heiligen Päbsten Felix und Gelasius, gegen Acacius geschleuderten Bannfluch wieder zurück zu nehmen. Diese Behauptung ist jedoch völlig ungegründet; sie beruhet blos auf dem Zeugniß des Bibliothekars Anastasius, das aber, weil er keine Beweise dafür beibringt, auch ebenfalls keinen Glauben verdient. Wollte man aber demungeachtet den Fall als möglich annehmen; so würden wir uns nur gedrungen fühlen, in stummer Anbetung, die Wege einer, über dem Stuhl des heiligen Petrus stets waltenden göttlichen Vorsehung dankbar zu verehren, welche abermals die Folgen eines solchen ungeheuern Mißgriffes, durch den Tod eines, in dieser Voraussetzung, zu schwachen, zu nachgiebigen Pabstes, von unserer heiligen Kirche erbarmungsvoll wieder abgewendet hätte. — Indessen kann man mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß alle, Anastasius II. gemachte Vorwürfe, worunter auch der gehört, von welchem so eben die Rede war, nichts sind, als boshaft ersonnene und von den Laurentianern *) arglistig verbreitete Lügen und Schmähungen.

XXXVI.

1. Am fünften Tage, nach dem Tode des Anastasius, folgte diesem, durch Mehrheit der Stimmen gewählt, Symmachus, ein geborner Sardinier, in der päbstlichen Würde. Aber der

*) Schismatiker einer andern Art, von welchen in dem folgenden Kapitel sogleich die Rede seyn wird.

Patricier Festus, eingedenk seines dem Kaiser gemachten Versprechens, hatte durch vieles Geld sich in der Geschwindigkeit einen Anhang zu verschaffen gewußt und durch diesen den Erzpriester Laurentius, der ihm zu seinen geheimen Zwecken ungleich tauglicher als Symmachus schien, zum Pabste wählen lassen. Beide wurden an demselben Tage geweihet, Symmachus in der Kirche des Constantins, Laurentius in jener der heiligen Maria. Für den Erstern erklärte sich eine unverhältnißmäßig größere Mehrzahl; aber der ungleich weniger zahlreichen Parthei des Laurentius gab die Stimme des Diacons Pascasius, der in dem Rufe großer Frömmigkeit stand und wegen seiner Milde und Freigebigkeit gegen die Armen allgemein beliebt war, ein nicht unbedeutendes Gewicht *).

2. Da Symmachus nicht nachgeben durfte und Laurentius nicht nachgeben wollte; so entstand ein für die Christenheit eben so ärgerliches, als für die Ruhe der Stadt Rom gefährliches Schisma. Das Volk blieb dabei nicht neutral; es schlug sich zu der einen oder andern der beiden Partheien. Bald kam es zu Thätlichkeiten in den

*) Die Anhänger des Gegenpabstes Laurentius hieß man nun Laurentianer. Schon ein böses Zeichen, denn von jeher waren solche Namen oder Benennungen das Unterscheidungszeichen der Schismatiker von den rechtgläubigen, oder gehorsamen Söhnen der Kirche. Uebrigens war die Mehrzahl, welche den Symmachus gewählt hatte, so groß, daß, wenn man eigenem Dünkel nicht eine, über alle andere vorherrschende, entscheidende Stimme beilegen wollte, es gar keinem Zweifel unterlag, welcher von Beiden als rechtmäßig gewählter Pabst müßte anerkannt werden.

Straßen Roms. Mit jedem Tag nahm die Frechheit der Laurentianer zu; mit jedem Tage mehrten sich ihre Frevel und blutigen Angriffe, und in kurzer Zeit war die ganze Stadt mit Tumult, Raub, Mord und Todtschlag erfüllt.

Paul Diac. hist. l. 16.

3. Je länger das Schisma dauerte, je mehr entflammten sich die Leidenschaften der kämpfenden Partheien. Man fühlte endlich, daß es Zeit wäre, dem Scandal ein Ende zu machen; und es ward beschlossen, daß beide Päbste nach Ravenna gehen und die Entscheidung der Frage: wer von Beiden der rechtmäßige Bischof von Rom sey, der Einsicht des Königes überlassen sollten. — Immerhin war dieses eine große Demüthigung für die römische Kirche; aber eine Demüthigung, die ihr blos ein Theil ihrer eigenen Geistlichkeit zugezogen hatte.

4. Von Theodorichs bekannter Gerechtigkeitsliebe, von seiner Weisheit und bisherigen, schonenden, ja wohl ehrerbietigen Behandlung der katholischen Kirche war indessen das Beste zu hoffen. Symmachus und Laurentius begaben sich daher nach Ravenna, und es zeigte sich bald, daß man in seinen Erwartungen sich nicht getäuscht hätte. Theodorich besprach sich mit einigen Bischöfen, welche er nach Ravenna berufen hatte und entschied, daß derjenige der rechtmäßige Pabst sey, welcher zuerst wäre gewählt worden, oder die Mehrzahl der Stimmen für sich gehabt hätte. In der Wahl des Symmachus war beides vereint. Er blieb also Bischof von Rom, ward als Oberhaupt der Kirche allgemein anerkannt und die heillose Spaltung hatte, nachdem sie länger als ein Jahr gedauert hatte, ein Ende.

5. Um fernern Intriguen und Kabalen bei künftigen Pabstwahlen vorzubeugen, hielt der Pabst noch in dem nämlichen Jahre (499) unter seinem Vorsitze ein Concilium von ein und siebzig Bischöfen, sieben und sechszig Priestern und fünf Diaconen. Auf demselben ward beschlossen: 1. Ein Geistlicher, Priester oder Diacon, welcher noch bei Lebzeiten eines Pabstes, schon zur nächstkünftigen Pabstwahl seine Stimme schriftlich, oder gar mit einem Eide bekräftiget, von sich gibt, oder auch diesfalls mit Andern in geheime Unterhandlungen tritt, soll excommunicirt und seiner Würde entsetzt werden. 2. Wer von solchen verdammlichen Umtrieben Kunde erhalten hat, und solche gehörigen Orts anzeiget, wird, wenn er selbst schuldig seyn sollte, nicht nur vollkommene Verzeihung, sondern auch noch eine ansehnliche Belohnung erhalten. 3. Würde ein Pabst plötzlich sterben, bevor er noch wegen der Wahl eines Nachfolgers das Nöthige angeordnet hat; so soll derjenige, welcher *entweder* einstimmig von der römischen Geistlichkeit oder durch Mehrheit ihrer Stimmen gewählt worden, zum römischen Bischofe geweihet werden. Unter den gewöhnlichen, frommen und frohen Begrüßungen des Pabstes unterzeichneten sämmtliche anwesende Väter diese Verordnungen. Unter den Unterschriften der Priester ist jene des Laurentius die erste. Er ward bald hierauf zum Bischofe von Nocera erhoben.

[margin: ...ans. Conc. oll. t 8 p. 230.]

6. Der in der römischen Kirche wieder hergestellte Friede war indessen von nicht sehr langer Dauer. Einige Senatoren, an deren Spitze Probinus und der schon genannte Festus standen, in Verbindung mit einigen unruhigen Köpfen von der römischen Geistlichkeit, klagten den Pabst Symma-

[margin: ...rc. hist. ecc. t. 10 p. 178—285.]

chus beim König Theodorich der gräulichsten Verbrechen, besonders des Ehebruchs an; erkauften einige falsche Zeugen und erneuerten das Schisma, indem sie den Laurentius nach Rom zurückriefen und dessen Wahl auf das neue wieder geltend zu machen suchten.

7. Theodorich sandte den Bischof von Altino nach Rom, um an Ort und Stelle über Alles nähere Kunde einzuziehen; zugleich befahl er allen italiänischen Bischöfen, sich in Rom zu einem Concilium zu versammeln, um in dieser Sache zu erkennen.

8. Nur mit dem größten Widerwillen fügten sich die Bischöfe dem Befehle des Königs; und die von Ligurien, Emilien und Venetien machten in Ravenna, bei ihrer Durchreise, dem Könige die triftigsten Vorstellungen darüber. Theodorich beruhigte sie jedoch durch die Versicherung, daß alles mit der Genehmigung, ja selbst auf Begehren des Pabstes geschehen sey. Aber der Bischof von Altino, der gleichsam als Visitator des römischen Stuhles in Rom erschien, und noch überdies gleich nach seiner Ankunft sich zur Parthei der Laurentianer geschlagen hatte, war den Römern ein Gräuel. Alle heilige Canons und Satzungen der Kirche, sagten sie, trete man mit Füßen; das hierarchische Gebäude, wozu Christus selbst den Grund gelegt, sey jetzt gestürzt und die Kirche Jesu in ihren Grundfesten erschüttert. Die Gemüther geriethen in eine solche Gährung, daß Theodorich, der ohnehin längst schon beschlossen hatte, nach Rom zu gehen, sich nun wirklich dahin begab. Seine Gegenwart sicherte die Ruhe der Stadt; und die Freude der Römer, den großen Theodorich

Ennod. ap. ed. Sirm. p. 342 et seq

in ihrer Mitte zu sehen, gab auf einige Zeit nichts Anderm mehr Raum.

9. Das Concilium versammelte sich jedoch erst im folgenden Jahre 501, nachdem Theodorich schon wieder nach Ravenna zurückgekehrt war. Die erste Sitzung ward in der Juliuskirche gehalten. Aber wie groß war nicht die Freude der Versammelten Väter, als Pabst Symmachus ganz unerwartet in der Kirche erschien und ihnen erklärte, Er selbst habe das Concilium begehrt und mit seiner vollen Genehmigung wäre dasselbe zusammen berufen worden. Er sey bereit, setzte Symmachus hinzu, auf alle Anklagen zu antworten, nur fodere er, daß vorher alle, in- und ausserhalb Rom, ihm entzogene Kirchen wieder zurück gegeben würden; auch möchte man den Bischof von Altino unverzüglich aus Rom entfernen. Diese Foderung des Pabstes fanden die Bischöfe billig und gerecht. Ohne Vorwissen Theodorichs wollten sie jedoch *nichts* beschließen und berichteten daher unverzüglich an den König.

M. Conc. Col. t. 8. p. 248. D.

Ibid. p. 249. B.

10. Aber Theodorich war in Ansehung der Zurückgabe der Kirchen anderer Meinung. Er glaubte, es sey nothwendig, daß der Pabst erst von der gegen ihn erhobenen Anklage frei gesprochen würde. Als Symmachus den Willen des Königs erfuhr, beharrte er nicht ferner bei seiner Foderung.

11. Zum zweiten Male versammelte sich jetzt das Concilium in der Kirche zum heiligen Kreuze von Jerusalem. In feierlichem Zuge, begleitet von dem größten Theil seiner Geistlichkeit und vielen der edelsten und angesehensten Römer, begab der Pabst sich in die so eben genannte Kirche. Eine

Ennod. apol.

Menge Volkes hatte sich unter Weges dem Zuge angeschlossen. Das Bewußtseyn seiner Unschuld spiegelte sich auf dem Gesichte des Pabstes und gab seiner ganzen Haltung eine solche Würde, daß Jedermann, der ihn sah, in Thränen darüber ausbrach, daß ein Pabst wie Symmachus, von hämischen Neidern und tückischen Feinden verfolgt, jetzt zu einem, für das Ansehen des sichtbaren Statthalters Christi so demüthigenden Schritte gezwungen sey.

12. Beinahe die ganze Stadt Rom, wenigstens der angesehenste Theil derselben, hatte standhaft in der Kirchengemeinschaft mit Symmachus beharret. Die Parthei der Laurentianer war nur schwach. Wohl mochten sie jetzt ahnden, welchen Ausgang ihre schlechte Sache nehmen werde. Wie alle Schismatiker und zu allen Zeiten zu thun pflegten, nahmen also auch sie jetzt wieder zu gewaltsamen Mitteln ihre Zuflucht. Sie hatten ihren Anhang gesammelt und ihre Rotten fielen über den, größtentheils aus Geistlichen, unbewaffneten Männern und wehrlosen Frauen bestehenden Zug wüthend her. Mit einem Hagel von Steinen machten sie den Anfang, und griffen dann, mit Knütteln und andern tödtlichen Werkzeugen versehen, den Pabst und dessen ehrwürdiges Gefolge von allen Seiten an. Einige Geistlichen wurden getödtet, mehrere auf das schrecklichste mißhandelt und selbst aus dem Volke etliche verwundet. Offenbar war es auf das Leben des Pabstes angesehen; aber Bedulph, Theodorichs Majordomus, und Aligernes und Gudila, nebst noch einigen Römern, welche hohe Staatsämter begleiteten, gebrauchten ihr Ansehen, thaten den Wüthenden Einhalt und brachten den Pabst unversehrt in seinen Palast zurück.

Con. Col. p. 249. D.

13. Die Schismatiker, noch frecher und kühner gemacht durch diesen anscheinenden Sieg, überliessen sich nun den größten Ausschweifungen. Sie brachen in Kirchen und Klöster ein, rissen theils aus diesen, theils aus ihren eigenen Wohnungen Gott geweihete Jungfrauen heraus, schleppten sie halb entblös't durch die Straßen, schlugen und verwundeten sie. Wohnungen der Geistlichen wurden geplündert und halb zerstört, sogar einige Priester ermordet, namentlich Dignissimus und Gordianus. Die weltliche Macht zügelte zwar, so viel sie vermochte, die Wuth der Schismatiker; bevor sie aber jedesmal mit ihrer Hülfe herbeieilen konnte, waren immer schon Frevel vollbracht, die Thäter entwischt; und nur selten wurden einige ergriffen und der Gerechtigkeit überliefert.

Lib. pontif. in Sym.

14. Dieser Zügellosigkeit ungeachtet, hatte indessen das Concilium sich doch wieder versammelt. Aber der Pabst ließ durch einige Bischöfe demselben sagen, daß blos sein allzugroßes Verlangen, sich zu rechtfertigen, ihn bisher habe bewegen können, uneingedenk der dem römischen Stuhle zustehenden Rechte, dessen hohen Würde zu nahe zu treten. Er werde in Zukunft weder vor dem Concilium mehr erscheinen, noch ferner sich rechtfertigen. Der König habe Macht, über seine Person zu verfügen; derselbe möge also thun, was ihm gut dünke.

Con. Col. t. 8. p. 250. A.

15. Nichts war den Bischöfen willkommener, als diese Botschaft. Ohne Zeitverlust meldeten sie dieselbe dem König, und erstatteten ihm zu gleicher Zeit auch über Alles, was bisher vorgefallen war, einen umständlichen Bericht. In sehr starken Ausdrücken verbreiteten sie sich darin über das höchst Unanständige und Unerhörte, daß nämlich Bischöfe

das Oberhaupt der Kirche richten sollten und baten daher den König, ihnen zu erlauben, sogleich zu ihren bischöflichen Sitzen zurückzukehren; da ohnehin der bei weitem größeste Theil der Rechtgläubigen in unverrückter Kirchengemeinschaft mit dem höchst ehrwürdigen Pabst Symmachus beharre.

16. Auf diesen Bericht der Bischöfe erfolgte nun das so ungemein merkwürdige, unter dem 1. Oktober 501 erlassene Schreiben Theodorichs. Hätte er, sagt der König, das Richteramt in dieser Sache übernehmen wollen, so würde er sie längst schon zur allgemeinen Zufriedenheit beendiget haben. Ihm stünde es blos zu, der Kirche äußern Schutz zu gewähren, nicht aber sich in ihre innere Angelegenheiten zu mischen; dieß sey Sache der Bischöfe. Sie möchten demnach einen Beschluß fassen. Er überlasse es ihnen, ob sie den Pabst vernehmen oder auch nicht vernehmen wollten; sie allein müßten wissen, was hier nöthig oder unnöthig und was überhaupt jetzt in dieser Sache zu thun sey. Sein Wille sey blos, daß sie, ohne längeres Zögern, der Kirche den Frieden, und der Stadt die Ruhe wieder geben sollten.

Con. Col. 257.

17. Das königliche Schreiben, das nur die hervorragende Regentenweisheit eines Theodorichs entwerfen konnte, theilten die Bischöfe dem Senate sogleich mit, machten aber denselben auch zugleich noch darauf aufmerksam, daß, nachdem der König sich auf diese Weise erklärt hätte, es dem Senat um so mehr zukäme, sich jeder fernern Einmischung zu enthalten. Das Concilium versammelte sich hierauf zum letztenmale und fällte das Urtheil, daß Symmachus von und vor den Menschen von aller Anklage frei und losgesprochen sey, und daß Alles,

Con. Col. p. 251.

was die Person eines Pabstes beträfe, blos dem Urtheil Gottes anheim gestellt bleiben müsse. In Gemäßheit der von dem Könige erhaltenen Ermächtigung, verordnete noch ferner das Concilium, daß alle, in und ausserhalb der Stadt Rom, dem Pabste entzogene Kirchen und deren Güter demselben auf der Stelle wieder zurückgegeben werden müßten. Die schismatischen Geistlichen sollten, nachdem sie den Pabst um Verzeihung gebeten und ihm Genugthuung geleistet hätten, in ihren Würden und Aemtern gelassen, aber beim ersten Rückfall excommunicirt und nach aller Strenge der Canons bestraft werden. Diesen Beschluß unterzeichneten sechs und siebzig Bischöfe, unter welchen, dem Range ihrer Kirchen nach, Laurentius von Mailand und Petrus von Ravenna die ersten waren. Gehalten ward diese ewig merkwürdige Sitzung in der palma aurea, einem ehemals kaiserlichen, jetzt königlichen Gebäude in Rom; daher man auch gewöhnlich dieses Concilium das Concilium von Palma zu nennen pflegt.

Saco t. 10. ad. an. 501. p. 273. §. 4.

18. Aber keine kleine Bestürzung verbreitete dieses Decret bei allen gallischen Kirchen. Sobald die Bischöfe Galliens es erhalten hatten, gaben sie dem heiligen Avitus von Vienne den Auftrag, in einem im Namen aller gallischen Bischöfe an den römischen Senat zu erlassenden Schreiben, die Ansichten, Grundsätze und das freie Bekenntniß sämmtlicher Kirchen Galliens offenkundig der Welt vorzulegen.

19. Glücklicher Weise, und Gott sey ewig dafür gedankt, ist der merkwürdige, mit ungewöhnlicher Salbung geschriebene Brief des heiligen, von Oben erleuchteten Bischofes auf uns gekommen. Avitus beklagt sich darin, daß die Bischöfe Italiens sich zu

Con. Col. 8. p. 294.

Richtern des Oberhaupts der Kirche hätten constituiren lassen. Wäre Symmachus, sagt er, bei dem Könige angeklagt worden, so wäre es der Bischöfe heiligste Pflicht gewesen, den Pabst bei dem König aus allen Kräften zu vertheidigen und zu rechtfertigen, aber nicht das Richteramt über denselben zu übernehmen. Es ist schwer zu fassen, fährt der heilige Bischof fort, Kraft welches Gesetzes der Obere von seinen Untergebenen gerichtet werden kann. Jener, welcher der Heerde des Herrn vorsteht, muß freilich von der Art seiner Verwaltung Rechenschaft geben; aber nicht der ihm untergebenen Heerde, sondern blos dem höchsten Herrn der Heerde selbst. Am Ende lobt er jedoch die Bischöfe, daß sie sich jedes richterlichen Ausspruches enthalten und erkannt hätten, daß nur Gott das Oberhaupt seiner Kirche richten und über dasselbe ein Urtheil fällen könne. — — Wir erinnern uns nicht, in dem ganzen grauen Alterthum einen stärkern, sprechendern Beweis der tiefen Ehrfurcht aller Kirchen gegen den römischen Stuhl gefunden zu haben, als diesen Brief des heiligen Avitus, eines Bischofes, der wegen seiner hohen Erleuchtung, seiner Milde und ausgezeichneten Frömmigkeit, nicht nur bei allen abendländischen Kirchen, sondern selbst bei den barbarischen Völkern und deren arianischen Königen in dem größten Ansehen stand. Ihm ist der römische Bischof nicht Primus inter pares. Er nennt ihn das Oberhaupt der Kirche, einen Obern, dem alle Bischöfe den, durch Canons, heilige Ueberlieferung und Herkommen, erklärten und festgesetzten Gehorsam schuldig sind. Der heilige Avitus stellt hier nicht blos seine eigenen Grundsätze und Ansichten auf; er schrieb den Brief im Namen aller seiner, in Gallien befindlichen Amtsgenossen, unter welchen sich Bischöfe befanden, wie der heilige Re

migius, der heilige Cäsarius und andere solcher heiligen Männer mehr, die Gott gleichsam selbst zu Hirten seines Volkes gewählt und deren Ihm wohlgefälligen, heiligen und lautern Wandel Er schon so oft, durch wunderbare Gnadenerweisungen, vor den Menschen Zeugniß gegeben hatte.

20. In dem folgenden Jahre 502 hielt Pabst Symmachus abermals in Rom ein Concilium von fünf und sechszig Bischöfen, auf welchem das, den Einfluß der Laien auf die Pabstwahl begünstigende Gesetz des Königs Odoaker ausser Kraft gesetzt und für nichtig erklärt ward. Da aber durch einige Bestimmungen eben dieses Gesetzes die Veräusserung der Kirchengüter untersagt war, dieses Verbot jedoch für zweckmäßig erachtet wurde; so ward nun von den versammelten Bischöfen der Verkauf der Kirchengüter nur auf jene wenigen Fälle beschränkt, wo das Beste der Kirche es durchaus *erheischte*, in der Regel aber auf das neue wieder *verboten*.

21. Das Concilium von Palma hatte indessen die Ruhe in der Kirche doch noch nicht vollkommen wieder herstellen können. Vermöge der allen Kezzern und Schismatikern von jeher anklebenden, ewigen Streit- und Zanksucht, verbreiteten die sogenannten Laurentianer eine Menge lästernder, von Unwahrheiten und offenbaren Entstellungen historischer Thatsachen strotzender Schriften, in welchen sie den Pabst und die Bischöfe verunglimpften und die Beschlüsse des Conciliums, mithin die Lossprechung des Symmachus, zu entkräften suchten. Die Bischöfe waren demnach gezwungen, sich auf das neue, dieses Gegenstandes wegen, zu einem Concilium in Rom zu versammeln. Ennodius, nachheriger Bischof von Pavia, hatte den Auftrag er-

halten, die Lästerungen der Schismatiker zu widerlegen. Er that dieses in einer Schrift, welche mit einer solchen Stärke und hinreissenden Beredtsamkeit abgefaßt war, daß sie selbst die eigensinnigsten Gegner des Pabstes zu dessen Gunsten völlig umstimmte, öffentlich gerühmt und mit dem ungetheilten Beifall aller bei dem Concilium anwesenden Bischöfe beehrt ward. Diese verordneten sogar, daß des Ennodius Schrift in den Synodalakten sollte eingerückt werden.

22. Das Concilium wollte jetzt gegen die Beklagten mit Strenge verfahren und, in Gemäßheit der Beschlüsse des Conciliums von Palma, sie sämmtlich verurtheilen. Aber der fromme Pabst nahm sie in Schutz und ermahnte die Bischöfe, gegen seine Verfolger mit eben der Güte und Milde zu verfahren, mit welcher auch der höchste, ewige Bischof diejenigen, welche seinen heiligen Namen lästerten, nicht sogleich zur Strafe ziehe, sondern durch Buße sie wieder in den Schooß seiner Erbarmungen zurück zu führen bemüht wäre. Diese wahrhaft evangelische Sanftmuth des Pabstes that die erwünschte Wirkung und da auch König Theodorich in einem an die Schismatiker erlassenen Rescripte, sie mit Ernste ermahnte, sich den Beschlüssen der Concilien zu unterwerfen; so begaben sie sich endlich zur Ruhe, und das Schisma hatte nun wirklich ein Ende.

Ibid. p. 297

23. Auf dem nämlichen, aus mehr denn zwei hundert Bischöfen bestehenden Concilium, wurden noch zwei Decrete erlassen, wodurch dem oft muthwilligen Anklagen eines Bischofes von dessen Diöcesanen weislich gesteuert und zugleich auch verordnet wurde, daß ein angeklagter Bischof, vor erfolgtem Urtheil, weder seiner Würde entsetzt noch seiner

[illegible] num. 7

3. Aber dabei hatte es auch einstweilen sein Bewenden. Anastasius fing nun an, sich immer mehr und mehr in seiner wahren Gestalt zu zeigen. Die erste offenbare Verfolgung traf die in und um Constantinopel liegenden Klöster, welche weder das Henotikon unterzeichnet, noch auch von der Kirchengemeinschaft mit Rom sich getrennt hatten. Vieles mußten sie erdulden; aber am ärgsten mißhandelt ward ein Frauenkloster, von welchem die heilige Matrona die Oberin war. Der Vorwand dieser Verfolgung war, weil die Klöster nicht mit dem Patriarchen von Constantinopel in Kirchengemeinschaft treten wollten. Aber dieß gab nun dem Macedonius die Mittel an die Hand, sich der gequälten Aebte, Mönche und Klosterfrauen anzunehmen. Er brachte es auch wirklich dahin, daß man sie in Ruhe ließ, ward aber dem Kaiser dadurch nur noch um so mehr mißfällig.

Theoph. chron. p. 121 ed. paris.

4. Bisher hatte Anastasius eigentlich zu den

Zusammenstellung, keine Parallele möglich. Die Macht des Pabstes, als Pabst, ist nicht von dieser Welt. Er herrscht bloß in dem Reiche Gottes, einem Reiche, das keine politischen Grenzen kennt, nie altert, in ewiger Jugendfülle blühet, und des Sieges über alle seine Feinde stets zum voraus schon versichert ist. Nicht mit dem sinnlichen, sondern mit dem geistigen Auge der Seele muß dieses erschauet werden: mit einem Auge, das stets klar und hell sehen wird; so lange das Herz in Einfalt, Demuth und Lauterkeit bleibt. Von selbst wird es sich alsdann ergeben, was der hohen päbstlichen Würde auch als einer Erscheinung in der Zeit gebühre; wenigstens für alle sich ergeben, die Kinder Gottes — welche von Anbeginn her sich von den Kindern der Welt schieden — und Bürger des Reiches Gottes seyn wollen.

Akephalen gehört; daher auch seine anscheinende Gleichgültigkeit, ob man das Concilium von Chalcedon annehme, oder es verwerfe. Aber jetzt trat er, ohne weitere Verstellung, die er nun für unnöthig hielt, zu den Eutychianern über. Da jener Theil unserer heiligen Lehre, welchen Eutyches Ketzerei zu verfinstern gesucht hatte, durch das Concilium von Chalcedon am klarsten und in den bestimmtesten, den Ausflüchten der Ketzer keinen Raum mehr gestattenden Definitionen und Erklärungen, in seiner völligen Reinheit wieder hergestellt war, und die Verdammung jenes Wahnes nicht nur von selbst daraus hervorging, sondern auch von den Vätern des Conciliums in den stärksten Ausdrücken förmlich war ausgesprochen worden; so hatte jetzt alles Sinnen und Trachten des Kaisers keinen andern Zweck, als vorerst dieses Bollwerk unsers heiligen Glaubens von Grund aus zu vernichten. Den Bischöfen ließ er also nicht mehr freie Wahl, das Concilium anzunehmen oder zu verwerfen; sein Wille war jetzt, daß alle demselben, als einer Erzeugniß nestorianischer Ketzerei, das Anathema sprechen sollten.

5. Auf dem bischöflichen Stuhl von Alexandrien war dem Eutychianer Athanasius, in dem Jahre 497 ein gewisser Johannes, mit dem Beinamen Mela gefolget. Der Nachfolger war seines Vorgängers vollkommen würdig. Aber Johannes Mela starb jetzt (406) und Johannes Niceta, der nach ihm den bischöflichen Stuhl bestieg, übertraf, wo möglich, noch alle seine Vorfahren an Verkehrtheit und ketzerischer Sektensucht.

6. Ein Jahr früher war auch Palladius, ebenfalls ein erklärter Eutychianer, gestorben, und Fla-

vianus auf den Stuhl von Antiochien erhoben worden. Dieser Flavianus war ein rechtgläubiger Bischof; aber er hatte nicht Muth genug, die Wahrheit im Angesicht ihrer wüthenden Gegner zu bekennen. Statt in der Einfalt eines lautern Herzens sein ganzes Vertrauen auf Gott zu setzen, war er blos bedacht, wie er durch Schlauheit und Weltklugheit seine eigene Person aus der Schlinge ziehen möchte. Durch ungeziemende Nachgiebigkeit und sträfliche Gefälligkeiten suchte er daher die Feinde der Kirche, welche auch die seinigen waren, anfänglich zu besänftigen, fiel dabei immer tiefer und tiefer, ward endlich zum offenbaren Verräther an der Kirche und demungeachtet zuletzt dennoch von seinen Gegnern unterdrückt, seiner Würde entsetzt, verbannt und in das Gefängniß geworfen.

7. Der bei weitem grösseste Theil der übrigen Bischöfe, weil eingewurzelt in den Sorgen für irdisches Interesse und daher ohne Sinn für das *Heilige*, aber nur bedacht, die Gunst des Hofes sich *zu sichern*; und da der Kaiser sich zuletzt laut gegen das Concilium von Chalcedon ausgesprochen hatte, fingen sie nun ebenfalls an, gegen dasselbe aus voller Kehle zu schreien und zu predigen, zum Theil sogar sogenannte Hirtenbriefe dagegen zu erlassen. Nichts ist peinlicher und Eckel erregender als das Detail der Geschichte der morgenländischen Kirchen in den letzten zehen Jahren der Regierung des Kaisers Anastasius. Statt hoher, heiliger Naturen und stark gezeichneter Charaktere, erblickt man nur scheusliche oder erbärmliche Zerrbilder, und statt eines, von erleuchteten Oberhirten, in der Kraft des heiligen Geistes geführten Kirchenregiments, sieht man nichts, als teuflisches Gaukelspiel, das mit den heiligsten und ehrwürdigsten Institutionen unserer Kirche getrieben wird. Bischöfe versammeln sich zu einem Concilium, öffen

alle heiligen Gebräuche der Kirche nach, flehen sogar zum heiligen Geist um dessen Beistand, lügen Ihm aber gleich darauf gleichsam in das Angesicht und alle ihre Verhandlungen werden nichts, als eine Kette von Bosheit, leidenschaftlicher Ungerechtigkeit und ketzerischem Aberwitz. — Bischöfe versammeln sich zu einem Concilium, täuschen durch das äußere, religiöse Gepränge ihres Aufzuges das arme blindgeborne Volk; und in der Kirche, in welcher sie zusammentreten, gehen ihre Berathungen, unter einem Schwall mißbrauchter heiliger Worte, Sentenzen und Bibeltexte, doch einzig und allein blos dahin, wie jeder auf seinem Stuhle sich befestigen, und sich und seiner Kirche ihre zeitlichen Einkünfte sichern könnte. — Bischöfe versammeln sich zu einem Concilium; aber statt laut für die Wahrheit zu zeugen und sich als Stützen der erschütterten Kirchen zu erweisen, sind sie nur bedacht, wie sie, durch höfische Complimente und doppelsinnige Ausdrücke, beiden Partheien, mithin Christus und Belial gefallen, und so auf gute Art mit heiler Haut davon kommen möchten.

8. Aber vor dem Heiligthume, in welches Räuber und Mörder von allen Seiten einzubrechen droheten, stand, zwar ganz allein, aber fest und ohne zu wanken, der ehrwürdige Patriarch Macedonius. In Constantinopel befand sich jetzt eine Menge käuflicher Bischöfe, unter welchen vorzüglich Eleusinus aus Capadocien genannt zu werden verdient; gerne hätte Anastasius sie zu einem Concilium versammelt und von diesem die Beschlüsse des Conciliums von Chalcedon, wie den Brief des heiligen Leo verdammen lassen. Aber Macedonius leistete kräftigen Widerstand, drohete, daß er alle, wer sie auch seyn möchten, die noch ferner die Beschlüsse jenes heiligen

Theod. L. I. 561.

Kirchenrathes anzutasten sich erfrechen sollten, von seiner Kirchengemeinschaft trennen, sie mit dem Bann belegen und seine Kirchen ihnen schliessen würde. Da man sah, daß weder Drohungen den Patriarchen schrecken, noch Versprechungen ihn gewinnen konnten, sandte man einen Meuchelmörder gegen ihn ab; aber Macedonius entging, man weiß nicht wie, glücklich dem Streiche. Der gedungene Mörder hieß Eucolus; und da Macedonius wohl einsah, daß dieser Elende, durch das Mißlingen seines Mordanschlages, nun bei dem Kaiser, oder bei denen, die ihn gesandt hatten, sein ganzes zeitliches Glück verscherzt haben würde; so setzte er ihm eine jährliche Pension aus, welche demselben auch von jetzt an jeden Monat richtig ausbezahlt ward. Eben so mild und schonend hatte Macedonius schon früher bey Gelegenheit eines, theils in seiner Kirche, theils in dem bischöflichen Pallast, vorgenommenen Diebstahls sich gezeiget. Die Diebe wurden *nämlich* entdeckt und ihm bekannt gemacht; *aber er überzeugte* sich, daß es arme Leute wären und blos die äusserste Armuth die Quelle ihres Verbrechens gewesen sey. Er steuerte also jener, und kam dadurch jedem fernern ähnlichen verbrecherischem Versuche zuvor.

Theod. Lect. p. 561. Theoph. p. 128.

9. Einer der verruchtesten Bösewichter, der jedoch bisher iu einer gewissen Dunkelheit und Unthätigkeit gelebt hatte, glaubte nun, auf einer von allen Seiten so sehr besudelten Schaubühne ebenfalls eine Rolle spielen zu können. Es war dieß der berüchtigte Xanaias, Bischof von Hierapolis, ein Schalk ohne Gleichen, voll der Tücke und jeder Unlauterkeit des Herzens. Er war ein geborner Perser, kam während der Amtsführung des Bischofes Calendion nach Antiochien, suchte durch allerlei ver-

kehrte Lehren sich dort einen Anhang zu verschaffen, ward aber bald als ein Landstreicher und Unruhestifter aus der Stadt gejagt. Als Peter der Walker sich des Stuhles von Antiochien bemächtiget hatte, kam auch Xenaia wieder dahin zurück und wurde von Peter, der einen sehr nahen Geistesverwandten in ihm erkannte, zum Bischof von Hierapolis geweihet. Bald darauf kamen einige persische Bischöfe nach Antiochien und bewiesen dem Patriarchen von Antiochien sonnenklar, daß Xenaia ein, seinem Herrn entlaufener Sclave und dabei auch noch nicht einmal getauft wäre. Peter ließ sich jedoch dadurch gar nicht irre machen; sondern behauptete kühn und frech, daß die von ihm dem Xenaia ertheilte Weihe die Taufe vollkommen ersetze.

Evag. l. 3. c. 23.

10. Dieser Xenaia kam jetzt nach Constantinopel, und zugleich mit ihm, oder wenigstens bald nach ihm, ein gewisser Severus an der Spitze von zwei hundert eutychianischen Mönchen aus Syrien. Xenaia und Severus hatten alle Eigenschaften, deren es bedurfte, um dem Kaiser zu gefallen und von ihm geschützt zu werden.

11. Zu Sozopolis in Pisidien von heidnischen Eltern geboren, war Severus von denselben in der Abgötterei erzogen worden. In seiner Jugend studirte er zu Berytus die Rechtsgelehrsamkeit, überließ sich aber dabei jeder Art von Ausschweifung, übte heidnische, abergläubische Gebräuche und ward endlich der Zauberei wegen angeklagt. Um der Strafe zu entgehen, begab er sich nach Tripolis in Syrien und ließ sich allda in einer katholischen Kirche taufen. Aber schon acht Tage nach empfangener Taufe trennte er sich wieder von der Ge-

Evag. l. 3. 35. Till. t. 1 St. Maced act. 9.

meinde dieser Kirche, beschuldigte alle Katholiken der Ketzerei und ketzerischer Gottlosigkeit und warf sich den Akephalen in die Arme. Von diesen unterstützt, zog er einige Zeit im Lande herum, veranlaßte überall, wo er hinkam, Tumult und scandalöse Auftritte, mußte öfters, um der verdienten Strafe zu entgehen, durch die Flucht sich retten und ging endlich als Mönch in ein Kloster zwischen Gaza und Majuma. Wie überall, verursachte er auch hier wieder durch Verbreitung seiner ketzerischen Lehren große Unruhen, brachte das ganze Kloster in Verwirrung und ward endlich von Nephalius, dem Abt des Klosters, fortgejagt. Von den vielen, in Syrien und Aegypten, ganz mit Eutychianern bevölkerten Klöstern suchte sich nun Severus jenes aus, welches einen gewissen Mamas zum Vorstand hatte, und unter dessen Leitung er in jeder Art von Gottlosigkeit immer noch bedeutendere Fortschritte machen konnte. Aber getrieben von einem Geiste der Unruhe und Unstätigkeit, blieb er auch in diesem Kloster nicht lange, zog einige Zeit in den benachbarten Städten herum und begab sich endlich nach Alexandrien. Hier ward er das Haupt eines neuen Zweiges der Akephalen, hetzte die ohnehin schon in Sekten und Partheien getheilten Einwohner gegen einander auf, veranlaßte dadurch einen blutigen Aufstand, in welchem einige Alexandriner getödtet und mehrere Häuser abgebrannt wurden, lief aber eben deswegen einige Tage nachher Gefahr, von den Einwohnern gesteiniget zu werden, machte sich also bei Nachtszeit aus Alexandrien fort und floh nach Eleutheropolis, einer Stadt in Palästina *).

*) In der Sekte der Akephalen war Severus zur Priesterwürde gelangt. Er hatte sein eigenes Lehrgebäude,

12. Als gemeinschaftlicher Abgeordnete aller Sekten der Akephalen war er jetzt nach Constantinopel gekommen; voran wären ihm gegangen zwei hundert rohe, unwissende und daher nur desto frechere eutychianische Mönche. Von Einigen der vielen Gönner, welche die Eutychianer an dem Hofe eines eutychianischen Kaisers hatten, wurden Severus und seine Schaar dem Anastasius vorgestellt und von demselben ausgezeichnet gnädig empfangen. Natürlicher Weise mußte eine solche ausgezeichnete gütige Aufnahme den Muth und die Kühnheit der Fanatiker noch um vieles vermehren. Mit einer Unverschämtheit, die nur einer solchen Art von Leuten eigen ist, wußten sie sich jetzt in alle Kirchen, in alle Familien, selbst in die Häuser der vornehmsten Kron- und Staatsbeamten einzudringen. Es gelang ihnen sogar, sich in das Staatsbüreau einzuschleichen. Hier durchwühlten und durchforschten sie alle alten Register und Steuerbücher, fanden bald, daß sehr bedeutende Rückstände noch von vielen Familien in Constantinopel zu bezahlen wären, setzten diese dadurch in Angst und Schrecken, er-

---

anathematisirte zwar das Concilium von Chalcedon, verwarf aber auch das Henotikon des Zeno oder Acacius. Er behauptete in Christo nach dessen Menschwerdung nur eine Natur, welche der Sterblichkeit und Verweslichkeit unterworfen gewesen sey. Demungeachtet nahm er das erste ephesinische Concilium an, setzte aber das zweite, falsche Concilium von Ephesus dem Erstern an die Seite und versicherte, daß Dioscorus ein eben so orthodoxer Bischof gewesen sey, als der heilige Cyrillus von Alexandrien. Severus sagte, Hypostasis und Natur wären ganz einerlei und erkannte mithin in der heiligsten Dreifaltigkeit drei Naturen, drei Gottheiten, drei Götter. Fleury hist. ecc. l. 31.

preßten große Geldsummen von ihnen, erkauften mit dem ungerecht erworbenen Mammon sich eine Menge Anhänger und verschafften sich in kurzer Zeit einen so zahlreichen und bedeutenden Anhang, daß jederman darüber erstaunte. Alle unruhige und verkehrte oder verschrobene Köpfe, alle Neuerungssüchtige, alle, die für irgend einen ketzerischen Wahn eine gewisse Vorliebe hatten, welchem Stande sie auch angehören mochten, schlugen sich zu der Parthei des Severus und betrachteten ihn gleichsam als ihr Haupt und ihren Anführer.

13. Mit dem Xenaia von Hierapolis, welcher indessen unter den in Constantinopel anwesenden Bischöfen sich ebenfalls schon einen Anhang gemacht hatte, und mit Johannes Niceta, dem eutychianischen Bischofe von Alexandrien, in ununterbrochenem Briefwechsel stand, traten Severus und dessen Mönche nun in die engste Verbindung. Ihr Zweck war, es koste auch, was es wolle, das Concilium von Chalcedon zu stürzen, und Anastasius zeigte sich ihnen hierin um so willfähriger, als er kurz vorher von dem Patriarchen von Alexandrien ein Schreiben erhalten hatte, in welchem dieser ihm zwei tausend Pfund Gold versprach, wenn er das Concilium von Chalcedon in allen morgenländischen Kirchen vertilgen und anathematisiren lassen wollte.

Theoph. p. 150.

14. Das einzige Hinderniß, welches ihnen im Wege stand, war der Patriarch von Constantinopel. Diesen hatte Anastasius schon auf alle Art zu bewegen gesucht, den Xenaia, Severus und die Uebrigen ähnlichen Gelichters in seine Kirchengemeinschaft aufzunehmen; er wolle, sagte der Kaiser, von seiner Foderung, daß nämlich Macedonius dem Concilium von Chalcedon das Anathema sprechen sollte, gerne

abstehen, wenn nur auch der Patriarch von seiner Seite in diesem einzigen Punkte nachgeben und mit Xenaia, Johannes Niceta, Severus und Consorten, Kirchengemeinschaft eingehen würde. Aber Macedonius blieb unerbittlich; und als der Kaiser ihn versicherte, Flavianus von Antiochien habe gegen das Concilium das Anathema ausgesprochen, ließ er den Apocrisiarius dieses Bischofes, welcher Geschäfte halber zu ihm gekommen war, schmählich aus seinem bischöflichen Palast hinausjagen. — Von jetzt an ward der Untergang des Patriarchen fest beschlossen.

15. Einige schlechte Menschen, von Anastasius und dessen eutychianischem Anhange erkauft, traten als Ankläger des Macedonius auf, und beschuldigten denselben mehrerer Verbrechen schändlicher Unzucht; aber die boshaften Ankläger wie die falschen Zeugen wurden mit Schande bedeckt, als erwiesen ward, daß Macedonius ein Verschnittener sey. Indessen würde es dennoch dem Kaiser ein Leichtes gewesen seyn, aus den vielen feilen, unwürdigen Bischöfen, welche in Constantinopel waren, ein Concilium zu bilden und von diesem den Patriarchen verurtheilen und seiner Würde entsetzen zu lassen; aber man getraute sich noch nicht, diesen Schritt zu wagen, und zwar aus Furcht vor dem Volke. Anastasius hatte sich hierin nicht geirret; denn als es ruchtbar ward, daß man den Macedonius aus Constantinopel entfernen wollte, versammelte sich zahlreiches Volk in dem Circus und den andern öffentlichen Plätzen, lief wüthend durch alle Straßen der Stadt und schrie: „Christen, die Zeit der Verfolgung ist da! aber Keiner von uns müsse jetzt „zagen; Keiner unsern Vater und treuen Hirten, „den Patriarchen verlassen." Die ganze Stadt kam in tumultuarische Bewegung. Mit jeder Minute

Evag. l. 3. 31. Theoph. p. 133.

Theod. Lect. p. 562. Theoph. p. 132.

nahm der Aufruhr zu. Anastasius fürchtete für sein Leben, ließ alle Thore des Palastes schliessen, verdoppelte die Wachen, und gab Befehl, daß die Schiffe den Mauern des Palastes sich nähern sollten, um nöthigen Falls jenseits des Bosphorus entfliehen zu können.

16. Um der drohenden Gefahr zu entgehen, ließ Anastasius den Patriarchen zu sich rufen. Macedonius fügte sich sogleich dem Rufe des Kaisers. Von zahllosen Volkshaufen begleitet, kam er an den Palast, und ward selbst von den Wachen, als er bei ihnen vorüber ging, mit ehrenvollem und freudigem Zuruf begrüßt. Der Patriarch machte dem Kaiser sehr ernsthafte Vorstellungen über dessen feindseliges Benehmen gegen die Kirche, über die harte Behandlung so vieler Bischöfe, über die ungerechten Foderungen, mit welchen man in sie dringe, und welchen zu entsprechen, ihr Gewissen ihnen zum Verbrechen mache. —

17. Fürsten, wie Anastasius, sind gewohnt, mit leeren Worten zu bezahlen. Es kostete also auch jetzt dem Kaiser keine Mühe, dem Patriarchen, alles, was dieser nur wollte, zu versprechen; und dem Anscheine nach völlig ausgesöhnt, trennten sich beide von einander. Als das Volk dieses sah und hörte, brach es in lauten Jubel aus, hörte auf, den Kaiser zu schmähen, verlor sich nach und nach von den Straßen; und die ganze Stadt ward in einigen Stunden wieder vollkommen ruhig.

18. Aber dieß war es gerade, was der Kaiser durch seine schmeichelnden Worte bezweckt hatte, und den günstigen Augenblick wieder hergestellter Ruhe jetzt benutzend, ließ Anastasius den Patriar-

chen wenige Tage nachher des Nachts in seiner bischöflichen Wohnung verhaften und sogleich nach Chalcedon bringen. Zum Nachfolger des Macedonius ernannte der Kaiser einen Priester der Kirche von Constantinopel, einen Menschen ohne Religion und Ehrgefühl, Namens Timotheus. Derselbe nahm gleich am folgenden Tage schon Besitz von seiner Kirche, und ward von Bischöfen, wie Xenaia, Eleusinus, Julianus von Halicarnaß, Dioscorus rc., deren es jetzt eine Menge in Constantinopel gab, zum Bischof geweihet.

The... L. p 56... Theoph...

19. Als Anastasius sah, daß das Volk ruhig blieb, verbannte er den Macedonius nach Pontus in eine kleine, jenseits Claudiopolis gelegene Stadt. Bevor er jedoch dahin abgeführt ward, ließ der Kaiser von den in Constantinopel anwesenden Bischöfen noch ein Concilium halten, in welchem Macedonius der Ketzerei angeklagt, und, ohne von seinen saubern Richtern gehört zu werden, von denselben schuldig gefunden, verurtheilt und seiner Würde entsetzt ward. Das Verdammungsurtheil des Macedonius sandte man nebst dem Synodalschreiben des neuen Patriarchen an alle morgenländische Bischöfe. Der größte Theil unterzeichnete das Erstere und nahm das Andere an; Einige begnügten sich, blos das Synodalschreiben anzunehmen, weigerten sich aber, das gegen Macedonius gefällte Urtheil zu unterzeichnen; nur zwei oder drei hatten den Muth, das Eine wie das Andere zurückzuweisen.

20. Längst schon wünschte Anastasius die Originalacten des Conciliums von Chalcedon in seine Hände zu bekommen; Macedonius wollte sie ihm durchaus nicht ausliefern, legte sie vielmehr unter sein bischöfliches Siegel und verschloß sie unter dem Altar der

Hauptkirche. Kaum war aber jetzt dieser eifrige Patriarch von seiner Kirche vertrieben, als ein gewisser Callopodes, ein Verschnittener und Oeconom der nämlichen Kirche diese Akten heimlich entwendete und dem Kaiser überbrachte. Anastasius ließ sie sogleich in Stücken zerreissen und sorgfältig verbrennen.

Evagr. l. 6. c. 26.

21. Von allen Rechtgläubigen in Constantinopel — und ihre Anzahl war wahrhaftig nicht klein — ward Macedonius aufrichtig betrauert. Selbst Glieder der kaiserlichen Familie, wie z. B. die Kaiserin Ariadne, und dann die beiden Neffen des Kaisers, Pompejus und Hypatius, beklagten und bejammerten den Verlust eines so rechtgläubigen, treuen Patriarchen. Aber vorzüglich waren es die beiden Prinzessinnen, Anastasia und Juliana, welche ihrem gerechten Schmerz selbst unter den Augen des Kaisers freien Lauf ließen, des unterdrückten, verfolgten und vertriebenen Patriarchen sich thätig annahmen und für dessen leibliche Bedürfnisse während der ganzen Zeit seiner Verbannung mit kindlicher Liebe Sorge trugen. Anastasia war mit dem Pompejus vermählt. Juliana, aus dem uralten, den Adel aller damaligen Könige weit übertreffenden edeln Geschlecht der Anicier entsprossen, war die Tochter des Kaisers Olybrius, und von Seite ihrer Mutter, Enkelin Kaisers Valentinians III. Jetzt war sie die Gemahlin des eben so tugendhaften, als mit Recht berühmten Areobindus. Beide Fürstinnen waren nie der wahren Lehre untreu worden; aber ihrer hervorleuchtenden Frömmigkeit wegen, war Juliana eine vorzüglich geliebte Tochter der Kirche, und an einem verderbten Hofe, und in einer nicht minder verdorbenen Hauptstadt, ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Während sie alle Pflichten ihres Standes treulich erfüllte, allen Foderungen, welche ihre

Verhältnisse nothwendig an sie machen mußten, vollkommen entsprach, übte sie zugleich alle höhern Tugenden einer Gott ganz und ungetheilt geweiheten Matrone. Obschon in der Welt nicht fremd, war dennoch die Welt selbst ihr völlig fremd. Von königlicher Pracht und fürstlichem Reichthum zeugten ihr Palast, ihre Dienerschaft und ganze Hofhaltung; aber in dem Innern derselben herrschten Gottesfurcht und klösterliche Sittsamkeit. Ueberfluß prangte auf ihrer Tafel; aber sie selbst übte strenges Fasten, unterwarf ihren Körper harten Abtödtungen und ernährte und kleidete zahllose Arme. Das Geräusch eines glänzenden Hofes konnte die Stille ihrer Seele nie unterbrechen, und aus den hell beleuchteten, schimmernden Hallen des kaiserlichen Palastes eilte sie gewöhnlich in ihre kleine, mit wunderschönen, heiligen Bildern geschmückten Hauskapelle, um da im Gebete und frommen Betrachtungen ganze halbe Nächte zu durchwachen. — Wie die Herrschaft, so auch die Dienerschaft; denn als Areobindus fromme Gemahlin gestorben war, vertheilten alle ihre Verschnitte und übrige Dienerschaft, weiblichen wie männlichen Geschlechtes, ihr sämmtliches in dem Dienste Julianens erworbenes Vermögen unter die Armen, verließen die Welt und weiheten in Einöden oder klösterlicher Einsamkeit, alle ihre übrigen Tage Jenem gütigsten und größesten aller Herren, Welchem ihre fromme Gebieterin sie ihr ganzes Leben hindurch so truelich entgegen geführt hatte. Wahrhaftig, ein ermunterndes und belehrendes Beispiel, wie mächtig der Einfluß des religiösen, tugendhaften Wandels einer Herrschaft auch auf deren Dienerschaft wirke; welche große, den Dieben wie dem Moder unzugängliche Schätze sich Herrschaften sammlen können, wenn sie denen, welche Gottes weise Weltanordnung ihnen hienieden dienend unterworfen hat,

Baron. 527. §. 57–61.

auf dem Pfade der Religion und Tugend vorangehen, und voll zarter Besorgniß für das ewige Heil ihrer ihnen dienenden Brüder und Schwestern, sowohl durch Beispiel als liebvolle Belehrungen sie auf dem nämlichen Wege zu führen ernstlich bemühet sind; aber auch welche furchtbare Verantwortung jene Herren und gebietende Frauen einst erwartet, welche Brüder und Schwestern, wie sie, dem Himmel durch das kostbare Blut Jesu erkauft, dennoch blos als sclavische Diener und Dienerinnen ihrer Bequemlichkeit, ihrer Launen, oder gar ihrer Leidenschaften betrachten, als Wesen, die, wie man jetzt eben so gottlos als unmenschlich zu sagen pflegt, das Schicksal von jeher zur Knechtschaft bestimmt habe, und daher völlig unbekümmert um deren geistige Bedürfnisse, auch selbst für ihr leibliches Wohl nur gerade eben so Sorge tragen, als auch, wenn man der Pferde oder Maulthiere bedarf, für deren Futter und nöthige Wartung gesorgt wird.

22. Ungefähr noch vier Jahre lebte Macedonius in der Verbannung. Als barbarische Völker in Pontus einfielen, floh er nach Paphlagonien und starb in dem Jahre 515 zu Gangra, nicht ohne daß den Kaiser der Verdacht getroffen hätte, er habe seinen ehemaligen Patriarchen heimlich ermorden lassen. Es ward behauptet, daß durch mehrere, an dem Grabe des Macedonius geschehene Wunder, Gott selbst ihm Zeugniß gegeben habe. Die griechische Kirche, einige griechische Geschichtschreiber und selbst die Bollandisten zählen ihn daher den Heiligen bei. Aber weder die griechische Kirche und noch viel weniger die griechischen Geschichtschreiber, oder die Bollandisten sind unverwerfliche Autoritäten. Am besten möchte es seyn, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Daß Macedonius sich auf den Stuhl

eines canonisch gewählten, aber grausam unterdrückten und offenbar ungerecht entsetzten Bischofes, noch während dessen Lebenszeit, erheben ließ; daß er ferner das so zweideutige Henotikon ebenfalls zu unterschreiben die Schwachheit hatte, und endlich den Namen eines stolzen Schismatikers und heillosen Verwüsters der Kirche lieber in den Diptychen beibehalten, als in Gemeinschaft mit der römischen Kirche, dem von Christus selbst gegründeten Stuhl des heiligen Petrus sich anschließen wollte: dieß sind wahrhaftig Handlungen, welche zu einer Heiligsprechung nicht gerade sehr triftige Beweggründe liefern können. Aber auf der andern Seite war Macedonius auch stets einer der eifrigsten Vertheidiger des Conciliums von Chalcedon. Ungeschreckt durch die Drohungen eines Tyrannen und taub gegen alle Lockungen der Welt und ihrer zeitlichen Güter, folgte er stets der wahren Richtschnur des Glaubens, sowohl in seiner Lehre wie in allen seinen Handlungen und ganzem Wandel. Aecht evangelische Tugenden schmückten seine Seele: Geduld, Demuth, Milde, Sanftmuth, zuvorkommende Verzeihung jeder erlittenen Unbilde. Geliebt und geehrt, wie er war, am Hofe, bei dem Volke und in dem Heere, würde es ihm, hätte er den stolzen, hochfahrenden Geist eines Acacius gehabt, ein Leichtes gewesen seyn, bei der allgemeinen Gährung der Hauptstadt und der Provinzen, den eutychianischen Kaiser von dem Throne zu stürzen. Aber Macedonius hielt sich stets in den Schranken eines wahren Bekenners; keiner andern als blos geistiger Waffen wollte er sich bedienen, setzte aber eben daher auch der Wuth der Eutychianer stets jene unerschütterliche Festigkeit entgegen, welche, weil lebendiger Ueberzeugung entquollen und im Vertrauen auf Gott gegründet, nie die zeitlichen Folgen einer Handlung berechnet, son-

dern stets blos das heilige Pflichtgebot im Auge hat. Des Namens Jesu wegen, ward Macedonius gewürdiget, vieles zu dulden und zu leiden, und er duldete und ertrug es in Demuth des Herzens und mit völliger Hingebung in Gottes allerhöchsten Willen. Hat also Macedonius im Anfange seiner Amtsführung gefehlet, ja vielleicht schwer gefehlet; so hat er nachher hinreichend für seine Schwachheiten gebüßet, und in dem Buch des zwar strengen, aber dennoch allbarmherzigen Weltrichters, hat gewiß sein frommes, tugendhaftes, nur unter Mühseligkeiten, harten Kämpfen und grausamen Verfolgungen geführtes Leben die frühere Schuld längst schon getilget. Wäre übrigens der Verdacht, welcher über dem Haupt des Tyrannen schwebte, daß er nämlich den Macedonius heimlich habe ermorden lassen, mehr als bloser Verdacht, wäre dieser Frevel vollkommen erwiesene Thatsache, dann würde ganz gewiß auch die römische Kirche Denjenigen, den Gott selbst so hoch ehrte, daß Er ihn sogar der Märtyrerkrone würdig hielt, ebenfalls der glorreichen Schaar der Heiligen beigezählet haben.

23. Gleich nach dem Tode des Anastasius und schon in dem Regierungsjahre des Justins wurden auf das übereinstimmende Verlangen vier und vierzig Bischöfe, sehr vieler Klöster und aller Einwohner von Constantinopel, die Ueberreste des Euphemius und Macedonius, mit großer Feierlichkeit nach Constantinopel gebracht und in der Patriarchalkirche beigesetzt. Auch die Namen der beiden Patriarchen wurden wieder in den heiligen Diptychen eingetragen, jedoch nachher, als die Vereinigung der abendländischen und morgenländischen Kirche vollkommen zu Stande kam, auf ausdrückliches Begehren des Pabstes Hormisda wieder heraus genommen.

In einzelnen Fällen muß bisweilen der römische Stuhl eine, selbst durch die Bitten einer ganzen Nation, nicht zu erweichende Strenge zeigen, um nachher bei tausend und abermal tausend Vorfällen nur desto mehr Milde, Liebe, Nachgiebigkeit und Schonung erweisen zu können. Hormisda ehrte das Andenken des Macedonius; er erkannte in ihm einen glühenden Vertheidiger der heiligen Lehre, einen frommen Bekenner, einen gewissenhaften und treuen Diener Gottes; aber als Pabst und Oberhaupt der Kirche, mußten das Ansehen und die Würde seines apostolischen Stuhles ihn, trotz dem Zuge seines Herzens, über alle andere Rücksichten erheben. Uebrigens darf man nur einigermaßen unbefangen darüber nachdenken, und alle Scheinwidersprüche werden von selbst dahin schwinden. Unstreitig und ohne in einen Widerspruch zu fallen, konnte das sichtbare, zeitliche Oberhaupt der Kirche gewisse Fehler und Schwachheiten des Macedonius — denn auch Heilige können fehlen und unterliegen hienieden noch menschlichen Schwachheiten — mit einer leichten, zeitlichen Strafe belegen; während der Kirche unsichtbares, ewiges Oberhaupt, dessen Augen sind wie flammende Feuersäulen, ihn in dem Sitze der Seligen mit der Krone seiner höher begnadigten Heiligen schmücken konnte. Mögen wir also immerhin die Tugenden jenes ehrwürdigen Patriarchen ehren und bewundern; mögen selbst Jene, die, wie Macedonius einst, von Gott zu Hirten seines Volkes gesalbt, auf bischöflichen Stühlen sitzen, sogar in manchen Vorkommnissen ihres heiligen Amtes, dem ihnen voranleuchtenden Beispiel dieses unerschütterlich standhaften, weil ganz auf Gott vertrauenden Patriarchen folgen: alles dieß ist gut, löblich und wünschenswerth; aber noch wünschenswerther, noch löblicher und noch nothwendiger ist es, die sich nie

verleugnende Weisheit des römischen Stuhles dankbar zu erkennen und, statt dessen Aussprüche zu commentiren, statt sie unter das trügerische Mikroscop menschlicher Weisheit zu legen und zu bekritteln, sich vielmehr denselben, mit der einem Nachfolger des von Gott über alle andere so hoch erhobenen heiligen Apostels Petrus geziemenden Ehrfurcht, schweigend und einfältigen Herzens zu unterwerfen.

XXXVIII.

1. Der neu gewählte Patriarch Timotheus entsprach vollkommen den Wünschen und Hoffnungen des Kaisers. Was dieser wollte, daß er seyn sollte, das war auch Timotheus; heute ein nach allen Seiten lauernder Akephal und morgen ein Stock-Eutychianer. Diese wurden jetzt auf alle Weise von ihm begünstiget; aber die Rechtgläubigen desto wüthender verfolgt und sehr viele von denen, welche sich nicht zu seiner Kirchengemeinschaft halten wollten, in die große Oasis verbannt.

2. Auch der dem Trisagion von Peter dem Walker beigefügte, sinnlose Zusatz sollte jetzt in allen Kirchen eingeführt werden. In die dem heiligen Theodor geweihete Kirche begaben sich also, an einem Sonntag, des Anastasius beide Minister, Marinus und Platon mit einem Haufen frecher, zu jedem Frevel bereit stehenden Eutychianer. Von den beiden Ministern ermuntert und unterstützt, stimmten diese sogleich das Dreimal Heilig an, jedoch mit dem eutychianischen Zusatz. Die Katholiken, äußerst bestürzt und entrüstet darüber, wiederholten auf der Stelle den heiligen Gesang, aber

Marc. chr. — Evag. — Thph. — Cedren. p. 360.

nach Weise der katholischen Kirche. Dieß war gleichsam das Signal zum Angriff. Mit Knütteln und Prügeln fielen die Begleiter der beiden Minister über die Katholiken her, schlugen sie schon in der Kirche halb todt und schleppten sie dann in die Gefängnisse. Viele davon starben nach einigen Stunden an den in der Kirche erhaltenen Wunden. Diese gottlosen Auftritte wurden auch am folgenden Tage wiederholt und an diesem viele Katholiken in dem Vorhofe der benannten Kirche sogar ermordet.

3. Bald darauf sollte eine große Prozession durch die vornehmsten Straßen von Constantinopel statt haben. An die gesammte Geistlichkeit aller Kirchen, wie auch an die Aebte der verschiedenen Klöster hatte Timotheus am Vorabend eine schriftliche Weisung geschickt, vermöge welcher sie gehalten seyn sollten, bei der bevorstehenden Feierlichkeit das Trisagion mit dem erwähnten Zusatze zu singen. Zum größten Aergerniß der Katholiken geschah dieses, bevor die Prozession noch auszog, schon in der Kirche. Aber auf einmal kam ein Zug orthodoxer Mönche heran, welche das Trisagion nach Weise der katholischen Kirche sangen. Die zahlreich versammelten Katholiken brachen in ein lautes Freudengeschrei aus: „Da kommen," riefen sie, „unsere frommen, orthodoxen Mönche, eilen wir ihnen entgegen!" — Alles stürzt zur Kirche hinaus. Aber anstatt daß die Gemüther durch den heiligen Gesang wären gesänftiget worden, geriethen sie vielmehr in die furchtbarste Gährung. Verwegene Stimmen ließen sich hören, welche alle Rechtgläubige aufforderten, die schmähliche Verfolgung von ketzerischen Sekten nicht länger mehr zu dulden, der grausam unterdrückten Kirche zu Hülfe zu kommen, die Feinde der allerheiligsten Dreifaltigkeit zu vertilgen. An der Wuth des Einen ent-

zündete sich die Wuth des Andern. Man griff zu den Waffen, so wie der Zufall sie darbot. Gleich einem Sturmwind durchflog der Aufruhr alle Quartiere von Constantinopel und in wenigen Stunden stand die ganze zahllose Volksmasse der ungeheuern Hauptstadt unter den Waffen. Die Bildsäulen des Kaisers wurden unter den gräßlichsten Verwünschungen gestürzt, die Palläste des Marinus und Plato, sammt allem darin befindlichen kostbaren Möbelwerk, verbrannt, viele eutychianische Geistliche und Mönche theils erschlagen, theils erdrosselt, ihre Köpfe auf Piken gesteckt und in den Straßen herumgetragen. Dieser schauervolle Anblick reizte nur noch mehr die Wuth des ohnehin schon rasenden Volkes. Alle Eutychianer sollten jetzt vertilget werden. Die Häuser der vornehmsten Staatsbeamten, von welchen man wußte, daß sie die Eutychianer begünstigten, wurden demnach geplündert und von Grund aus zerstört, und wer von ihren Bewohnern den Rasenden in die Hände fiel, hatte in dem nämlichen Augenblicke auch aufgehört zu leben.

4. Anastasius, welcher seinen Thron und sein Leben bedroht sah, war nach Chalcedon entflohen; mit ihm waren entflohen Xenaia, Severus und noch mehrere andere, den Eutychianern oder dem eutychianischen Kaiser ergebene Bischöfe. Hier, durch den Bosphorus von der aufrührerischen Stadt getrennt und gegen einen plötzlichen Ueberfall gesichert, wollte Anastasius von irgend einem günstigen Zufall das Ende des Aufruhrs abwarten. Aber derselbe nahm immer noch zu. Das empörte Volk hatte den großen, weiten Platz Constantins zu seinem Hauptlager und Sammelplatz gemacht. Dahin mußten jetzt die Schlüssel zu den Stadtthoren und die Fahnen der Legionen gebracht werden; und die Aufrührer, welche bisher

keinen Widerstand gefunden hatten, schienen fest entschlossen, sich nicht eher zu trennen, bis ein neuer Kaiser gewählt und das ganze bisherige Regierungssystem über den Haufen geworfen wäre.

5. Anastasius schwebte jetzt in der äußersten Gefahr. Konnte der längere Aufenthalt in Chalcedon ihm verderblich werden, so war demungeachtet Flucht in eine entferntere Provinz noch weniger rathsam; denn da, bei der schon so lange dauernden Verfolgung der Katholiken, auch in den Provinzen alles einen nahen Ausbruch drohete; so war zu befürchten, daß, sobald die Nachricht von dem, was in Constantinopel vorgefallen war, die Provinzen erreicht haben würde, auch diese sogleich dem Beispiele der Hauptstadt folgen möchten *). Man rieth also dem Kaiser, den mehr gefährlich scheinenden, als wirklich gefährlichen Schritt zu wagen, sich dem Volk zu zeigen und eine rührende Rede an dasselbe zu halten.

6. Durch einen Herold ward in Constantinopel bekannt gemacht, daß der Kaiser am folgenden Tage in dem Cirkus erscheinen, vor dem Volke sich rechtfertigen und dann die Regierung niederlegen wolle. Eine ungeheure Menschenmasse wogte und strömte nach dem Cirkus. In der Stellung eines Bittenden und ohne den kaiserlichen Hauptschmuck, erschien Anastasius auf den untern Stufen des Thrones. Thränen und Seufzer **) unterbrachen seine Rede.

*) Ein klarer und vollkommener Beweis hievon ist die, mit so vielem Glück und glänzendem Erfolg gekrönte Empörung des Feldherrn Vitalianus.

**) Die Thränen waren erheuchelt und die Seufzer er-

Er betheuerte dem Volke, daß er kein Feind der Kirche sey, suchte alle Schuld von sich abzuwälzen und sagte endlich, er sey bereit, die Krone niederzulegen; nur möge das Volk, da nur einer und nicht alle regieren könnten, sich wohl berathen, wem es die Herrschaft übertragen wolle. Die Menge schien erweicht. Man foderte von Anastasius, daß er seine beiden Räthe, Marinus und Plato, der Rache des mit Recht empörten Volkes ausliefern sollte. Der gedemüthigte Kaiser versprach Alles, was man wollte. Plötzlich wurden jetzt wieder alle Herzen zu seinem Vortheil gewandt. Von allen Seiten ward er auf das neue wieder als Augustus begrüßt. Man rief ihm zu, daß Volk sey jetzt mit ihm ausgesöhnt; er möge die Regierung nur wieder übernehmen, das kaiserliche Diadem wieder auf sein Haupt setzen; der Aufruhr habe ein Ende; man werde den Gesetzen und seinen Befehlen wieder gehorchen. Anastasius dankte für die ihm gezeigte Liebe und Zuneigung, wiederholte unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken sein gemachtes Versprechen, und das alberne, bethörte Volk, in der Meinung, seinen Zweck vollkommen erreicht zu haben, ging nun, ohne von Anastasius eine Bürgschaft oder irgend ein Unterpfand zu fodern, jubelnd auseinander.

XXXIX.

Marc Chr. ad ann. 512.

1. Das Concilium von Sidon war eine Folge des furchtbaren Aufstandes in Constantinopel. Den

---

künstelt, oder von Furcht und Schrecken der Feigheit abgepreßt. Daß es so war, wird die Folge sogleich lehren.

Rath dazu gab vorzüglich Soterich von Cäsarea in Capadocien. Bei seiner Erhebung hatte dieser Bischof eine schriftliche Erklärung ausgestellt, in welcher er sich zu dem Concilium von Chalcedon bekannte. Bei vielen Rechtgläubigen stand Soterich daher in dem Rufe eines orthodoxen Bischofes. Aber leider hatte derselbe seit einiger Zeit seine Grundsätze, wenn er anders jemals Grundsätze gehabt hatte, sehr geändert, war mit Xenaia in enge Verbindung getreten, so gar nach Syrien zu demselben gereis't.

2. Unter dem Vorsitze des Xenaia und Soterich kam also, auf Befehl des Kaisers, zu Sidon in Palästina, ein Concilium von ungefähr achtzig Bischöfen zusammen. Auch Elias von Jerusalem und Flavianus von Antiochien befanden sich unter denselben. Der größte Theil dieser Bischöfe bestand entweder aus offenkundigen Eutychianern, oder aus solchen, die ihres zeitlichen Interesse wegen, wenigstens die Farbe der Sekte trugen. Von den Verhandlungen und Beschlüssen dieses Conciliums wissen wir nichts; aber die alten Geschichtschreiber, und besonders Marcellinus, nennen es eine „ruchlose, teuflische Versammlung", und den größten Theil der Bischöfe, die allda versammelt waren, „treu- und gewissenlose Verräther der Wahrheit." Aber bei allem dem brachten doch Elias von Jerusalem und Flavianus von Antiochien es dahin, daß auf diesem Conciliabelum dem Concilium von Chalcedon nicht das Anathema gesprochen ward.

3. Aber mehr als je hatten nun auch die Bischöfe von Jerusalem und Antiochien die Rache der eutychianischen Häupter zu fürchten. Um sich gegen diese zu schützen, schrieb Flavianus an den Kaiser einen sehr langen Brief, in welchem er, nachdem er

dem Monarchen, auf eine einem Bischofe wenig geziemende Weise, die unverdientesten Schmeicheleien gesagt hatte, nur der drei Concilien von Nicäa, Constantinopel und Ephesus erwähnte, jenes aber von Chalcedon ganz mit Stillschweigen überging. Er glaubte auf diesem Mittelwege die Foderungen des Kaisers mit jenen seiner Ueberzeugung vereinigen zu können; irrte sich aber ungemein und that nichts, als daß er seinen Fall beschleunigte, und dabei noch sein Gewissen befleckte.

Theoph. p. 111 Evagr. L. 3. c. 32.

4. Aufgehetzt von Xenaia und Soterich, oder gar, wie Einige behaupten, vom Kaiser selbst im Geheim dazu beauftraget, kamen zahlreiche Rotten eutychianischer Mönche nach Antiochien, setzten durch ihr Geschrei die ganze Stadt in Unruhe und wollten unter den vermessensten Drohungen den Bischof zwingen, das Concilium von Chalcedon zu anathematisiren. Flavianus befand sich in augenscheinlicher Lebensgefahr; aber nun kamen ihm die Einwohner von Antiochien zu Hülfe, schlugen viele der eutychianischen Mönche todt und warfen ihre Leichen in den Orvetes.

5. Kaum war die Ruhe wieder hergestellt, als ein nicht minder zahlreicher Schwarm Mönche aus Cölesyrien in Antiochien ankam. Diese aber hingen dem Flavianus an, und waren blos gekommen, um ihm gegen die eutychianischen Mönche Hülfe zu leisten. Indessen begingen auch diese viele Unordnungen und die Antiochener waren froh, als sie solche mit guter Manier sich wieder von dem Halse geschafft hatten.

6. Dem Flavianus und dessen Amtsführung schrieben nun die Feinde desselben alle diese Unruhen zu;

man bedrohete ihn mit einer förmlichen Anklage bei dem Kaiser, Entsetzung und Verbannung ließ man ihn in naher Perspective erblicken; von allen Seiten schrieb man ihm dräuende und beängstigende Briefe; kurz man drang so sehr in ihn, daß er, des langen Kampfes müde, endlich unterlag und dem Concilium von Chalcedon in seiner Kirche in Antiochien öffentlich das Anathema sprach.

Thph. p. 131

7. Aber damit waren seine Feinde nicht zufrieden. Sie sagten, Flavianus habe das Concilium nur mit dem Munde und nicht in seinem Herzen anathematisirt. Eutychianer erregten neue Unruhen in Antiochien. Kaiserliche Beamten riethen dem Flavianus, sich auf kurze Zeit, und nur bis der vorübergehende Tumult sich würde gelegt haben, aus Antiochien zu entfernen. Der Bischof folgte diesem verrätherischen Rathe und ging auf ein, einige Tagreisen von der Stadt entlegenes Landhaus. Aber kaum hatte er Antiochien verlassen, als seine Feinde überall das Gerücht verbreiteten, Flavianus habe freiwillig seine Kirche verlassen; und Severus, den Anastasius sogleich zum Bischof von Antiochien hatte weihen lassen, kam nun in aller Eile nach Antiochien und bemächtigte sich des bischöflichen Stuhles. Flavianus ward hierauf von dem Kaiser verbannt, und als Gefangener nach dem festen Schloß Petra in Palästina abgeführt.

Ibid. p. 13.

Evag. l. 3 33 Marc. Chron.

8. Mit der Erhebung des Severus begann eine neue Verfolgung der wenigen übrigen noch orthodoxen orientalischen Bischöfe. Wir müssen hier eine schon einmal gemachte Bemerkung wiederholen. Wir haben nämlich bisher von den morgenländischen Bischöfen ungefähr eben so gesprochen, wie bisweilen die heilige Schrift von den Bösen oder Guten

zu sprechen pflegt: von den Bösen, als wenn es keine Guten, und von diesen als wenn es keine Bösen gebe. Auch unter den vielen theils verkehrten, theils feilen, lauen und feigen Bischöfen des Anastasius gab es noch manche wahrhaft fromme und daher furchtlose, treue Oberhirten. Unter diesen zeichneten sich jetzt vorzüglich aus Cosmus, Bischof von Epiphania am Orontes, und Severianus von Arethusa. Diese begnügten sich nicht, blos das Synodalschreiben des Severus nicht anzunehmen, sondern sie belegten ihn sogar mit dem Banne und schickten ihm ein förmliches Entsetzungs-Decret nach Antiochien. Aus Furcht vor der Macht des Severus, wollte es niemand wagen, ihm das Decret zu überreichen; endlich fand sich doch Einer zu diesem gefährlichen Geschäft bereit; aber um nicht erkannt zu werden, legte er Frauenkleider an und verhüllte sich das Gesicht mit einem langen, vom Kopfe bis auf die Füße herabhangenden Schleier. Weinend und schluchzend näherte er sich dem Severus; brachte diesen daher auf den Gedanken, daß das, was er ihm überreichen wollte, eine Klag- oder Bittschrift sey, spielte auf diese Weise das bischöfliche Decret glücklich in die Hände des Afterpatriarchen und verschwand hierauf sogleich, bevor noch Severus das Papier entfaltet hatte, unter der sehr zahlreich umherstehenden Volksmenge.

[margin: ...cep. L. 16. ... 32, 34.]

9. Aber desto erzürnter gegen die beiden Bischöfe ward jetzt der Kaiser. Er schickte dem Asiaticus, Statthalter von Phönicien den Befehl, den Cosmus und Severianus ihrer Stühle zu entsetzen und ohne weiters aus dem Lande zu jagen. Aber Asiaticus meldete dem Kaiser, daß beide Bischöfe bei allem Volke so beliebt wären, daß ohne Anwendung einer ansehnlichen Militärmacht und ohne

großes Blutvergießen seine Befehle nicht vollzogen werden könnten. Anastasius, der seit einiger Zeit von Nichts, als Tumult, Aufruhr und Unruhen hörte, fand für gut, die Sache einstweilen auf sich beruhen zu lassen.

10. Aber alle andere Bischöfe, welche mit dem Severus nicht in Kirchengemeinschaft treten wollten, wurden schonungslos von ihren Kirchen vertrieben und verbannt. Dieses Loos traf nun auch den Patriarchen Elias von Jerusalem. Der Kaiser verbannte ihn nach Aila; und der Diacon Johannes, welcher dem Olympius, Statthalter von Palästina, hatte versprechen müssen, mit Severus Kirchengemeinschaft einzugehen und dem Concilium von Chalcedon das Anathema zu sprechen, ward zum Bischof von Jerusalem ernannt.

11. Auch in den Kirchen von Palästina glaubten nun schon die Eutychianer sich ihres Sieges versichert. Aber die beiden heiligen Aebte Sabas und Theodosius, an der Spitze mehrerer notorisch frommer, gottesfürchtiger Mönche und Einsiedler, begaben sich zu dem neuen Patriarchen, stellten ihm die Gefahr vor, in welcher das Heil seiner unsterblichen Seele schwebte, und baten und ermahnten ihn, von jetzt an die Gemeinschaft des Severus zu fliehen, zu dem heiligen Concilium von Chalcedon sich zu bekennen und dessen Definitionen und Erklärungen, als einer wahren Richtschnur des Glaubens zu folgen. Den Worten der frommen Aebte gab Gott eine besondere Kraft. Das Gemüth des Johannes ward plötzlich völlig gewandt, und, anstatt das Concilium zu anathematisiren, wie er früher dem Kaiser versprochen hatte, erklärte er sich nun öffentlich in der Kirche als einen eifrigen Anhänger und Vertheidiger

desselben, Alle von seiner Kirchengemeinschaft aus- schließend, welche nicht, gleich ihm, dasselbe mit Ehrerbietung annehmen würden.

12. Als die Nachricht davon nach Constantino- pel kam, gerieth der Kaiser in den größten Zorn, doch weniger gegen den Patriarchen, als gegen die beiden Aebte Sabas und Theodosius. Ein gewisser Anastasius, welcher am Hofe längst schon um eine Statthalterschaft buhlte, benützte diesen Augen- blick und überredete den Kaiser, daß blos des Statt- halters Olympius furchtsame Nachgiebigkeit an allem, was in Jerusalem vorgefallen, die einzige Ur- sache wäre; wolle der Kaiser ihm diese Provinz an- vertrauen, so werde er es bald dahin zu bringen wissen, daß überall die kaiserlichen Befehle würden befolgt werden. — Statt des Olympius ward nun dieser Anastasius zum Statthalter von Palästina er- nannt.

13. Sobald Anastasius in Jerusalem angekom- men war, ließ er den Patriarchen Johannes in das Gefängniß werfen, drohete ihm sogar, ihn in dem Ge- fängnisse hinrichten zu lassen, wenn er nicht dem Willen des Kaisers Genüge leisten und dem Conci- lium von Chalcedon das Anathema sprechen würde. Auf Zureden des Zacharias, eines Mannes von con- sularischer Würde, welcher der wahren Lehre treu ge- blieben war, und nun Mittel gefunden hatte, heim- lich in das Gefängniß zu Johannes zu kommen, ließ dieser dem Statthalter sagen, daß er die Sache reif- lich überlegt habe und jetzt entschlossen sey, das zu thun, was der Kaiser von ihm fodere; nur halte er es für durchaus nothwendig, daß man ihn vorher in Freiheit setze, indem es sonst den Schein haben wür-

de; als wäre er blos durch Gewalt dazu gezwungen worden.

14. Anastasius, ungemein erfreut über diese Botschaft, entließ den Johannes sogleich seiner Haft. Es ward ausgemacht, daß schon der nächste Sonntag der festliche Tag seyn sollte, an welchem der Patriarch das Concilium von Chalcedon öffentlich anathematisiren würde. Um den Glanz dieser Feierlichkeit noch mehr zu erhöhen, ließ der Statthalter alle bei und um Jerusalem wohnenden Mönche und Einsiedler nach Jerusalem berufen. Ihre Anzahl belief sich auf einige Tausende. Die Kathedralkirche konnte sie nicht alle fassen. Der Gottesdienst ward demnach in die geräumigere, erst vor wenigen Jahren neu erbaute Kirche des heiligen Stephanus verlegt. Der Zulauf des Volkes war unbeschreiblich, und Hypacius, ein Neffe des Kaisers, welcher nach Palästina gereis't war, um die heiligen Oerter zu besuchen, befand sich ebenfalls in der Kirche.

15. Nachdem Johannes das heilige Opfer dargebracht hatte, bestieg er, die beiden heiligen Aebte Sabas und Theodosius an der Hand führend, den Predigerstuhl. Die ganze Versammlung war in der gespanntesten Erwartung. Aber mit donnernder Stimme sprach jetzt Johannes ein dreimaliges, furchtbares Anathema aus gegen Nestorius, Eutyches, Soterich von Cäsarea in Capadocien und Severus von Antiochien. Er erklärte hierauf die Concilien von Nicäa, Constantinopel, Ephesus und Chalcedon für heilige, ökumenische Concilien, und schloß auf das neue von seiner Kirchengemeinschaft Alle aus, welche sich den Beschlüssen dieser vier heiligen Concilien nicht unterwerfen würden.

Theoph. p. 136. Vit. St Sab. Suniv. Dec. §. 80.

16. In lauten Jubel brach nun das zahlreich versammelte katholische Volk aus. Auch die langen Reihen der Mönche und Einsiedler dankten Gott mit lauter Stimme, überhäuften den Patriarchen mit Segnungen und wiederholten das gegen die Irrlehrer und ihre Anhänger geschleuderte Anathema. Die ganze, mit einer unsäglichen Menschenmenge gefüllte Kirche gerieth in die heftigste Bewegung, und der Statthalter, welcher bei der nunmehr so vollkommenen Eintracht der Mönche und des Volkes, einen Aufruhr und in diesem von dem entflammten Volke in Stücke gerissen zu werden befürchtete, hielt es für ein großes Glück, ganz still und unbemerkt sich aus der Kirche schleichen zu können; da er jedoch in Jerusalem seine Person noch nicht völlig gesichert glaubte; so verließ er in aller Eile die Stadt und begab sich auf einige Zeit nach Cäsarea.

17. Hypatius erklärte, daß sein Wunsch, mit Rechtgläubigen sich in Kirchengemeinschaft *vereinigen* zu können; einer der vorzüglichsten Beweggründe seiner Reise nach Palästina gewesen sey. An dem heiligen Grabe legte er kostbare Opfergaben nieder; auch vertheilte er reiche Allmosen unter den Mönchen und allen Armen von Jerusalem und der umliegenden Gegend. In sehr ehrfurchtsvollen, jedoch nichts weniger als niedrig schmeichelnden Ausdrücken berichtet Hypacius den ganzen Vorfall an den Kaiser, und bat ihn sehr inständig, die rechtgläubige Kirche von Palästina in Zukunft gegen die Gewaltthätigkeiten des Severus von Antiochien zu schützen.

18. Auch die beiden Heiligen, nämlich Sabas und Theodosius sendeten dem Kaiser ein Schreiben nach Constantinopel, in welchem sie ihn im Namen aller Aebte, Mönche und Einsiedler baten und er-

mahnten, von der Verfolgung der Kirche von Jerusalem abzulassen. Wenn man auch, setzten sie hinzu, sie alle erwürgen, ihre Kirchen verbrennen, und selbst die heiligen Oerter zerstören wollte; so würden sie lieber Alles leiden, dulden und ertragen, als in Kirchengemeinschaft sich mit jenen vereinigen, welche dem heiligen Concilium von Chalcedon geflucht und, von dieser sichern Richtschnur des Glaubens abweichend, auf dem Pfade des Irrthums und falscher Lehre sich verirrt hätten.

19. Beide Schreiben ließ der Kaiser unbeantwortet. Vitalianus hatte jetzt gerade zum zweitenmale wieder die Waffen ergriffen; und wenn, wie wir schon weiter oben erzählt haben, auch diese zweite Schilderhebung, ungeachtet des glücklichen Erfolges, der sie krönte, dennoch im Ganzen genommen, den morgenländischen Kirchen wenig oder gar nichts frommte; so wagte es Anastasius doch nicht, auf alten Greuel wieder neue Unthaten zu häufen. Er ließ demnach die Mönche und Einsiedler Palästina's in Ruhe, und selbst der Patriarch Johannes blieb, bis zu seinem im Jahre 525 erfolgten Tode, in dem ungestörten Besitz der Kirche von Jerusalem.

20. Der ehemalige Patriarch Elias ertrug sein widriges Schicksal mit der Ruhe und Heiterkeit eines Heiligen. Zu Maila, an dem Orte seiner Verbannung, hatte er die Leitung mehrerer Klöster übernommen, und der Ruf der Gottseligkeit ihrer Bewohner verbreitete sich bald in der ganzen Gegend. Elias selbst führte in seiner Verbannung ein büßendes, äußerst strenges Leben. Beinahe den ganzen Tag brachte er in der Einsamkeit zu, ohne mit jemand zu sprechen, blos dem Gebete und heiligen Betrach-

tungen obliegend. Erst nach der neunten Stunde (nach drei Uhr des Nachmittags) ging er aus seiner Zelle hervor, nahm sein sparsames Mittagsmahl ein, ging hierauf zur Vesper und besorgte dann die Angelegenheiten der unter seiner Leitung stehenden Klöster. In dem letzten Jahre seines Lebens erhielt er einen Besuch von dem heiligen Sabas und noch einigen andern frommen Aebten. Elias war ungemein erfreut, seine alten, in Christo geliebten Freunde wieder zu sehen. Er nöthigte sie, mehrere Tage bei ihm zu bleiben. Eines Tages kam Elias nicht zur gewöhnlichen Stunde aus seiner Zelle hervor; aber ohne ihn wollten Sabas und dessen Begleiter nicht zu Tische gehen. Als sie lange gewartet hatten, erschien endlich Elias. Man konnte in den Zügen seines Gesichtes lesen, daß ihm etwas Außerordentliches widerfahren war. Er bedauerte, daß man so lange auf ihn gewartet habe, und bat seine Freunde, daß sie nur essen möchten; was ihn beträfe, so habe er jetzt weder Zeit noch Lust zu essen. Der heilige Sabas drang mit Bitten in ihn, daß er ihnen doch entdecken möchte, was ihm geschehen sey. „Ach!“ sagte Elias und einige Thränen rollten über seine Wangen, „in dem nämlichen Augenblicke, in welchem wir jetzt mit einander sprechen, stirbt der unglückliche Kaiser Anastasius; und ich selbst werde schon nach zehen Tagen ihm in die Ewigkeit folgen.“ —

Mosc. c. 35.

21. Elias beschäftigte sich jetzt noch ein paar Tage mit zeitlichen Dingen, traf in Ansehung seiner Klöster die ihm nothwendig scheinenden Verfügungen und bezeichnete jene, welche nach ihm denselben vorstehen sollten. Als dieses geschehen war, betrachtete er sich als ein Wesen, das dieser Welt nicht mehr angehörte, nahm daher auch keine Nahrung mehr

Cot m. g. t. 3.

zu sich, empfing aber jeden Tag die heilige Eucharistie. Am achten Tage ward er krank. Seine Krankheit war jedoch nicht schmerzhaft, und unter dem Beistande des heiligen Sabas und der andern Aebte, entschlief er wirklich am Abend des zehenten Tages ruhig in dem Herrn. Elias war in dem achtundachtzigsten Jahre seines Alters, als er starb. Als ein ächter Schüler des heiligen Euthymius hatte er die Zeit seiner Jugend und den größten Theil seines Lebens, gleich einem Heiligen, in Wüsten und Einöden zugebracht, hierauf zwanzig Jahre lang die Kirche von Jerusalem regiert und endlich noch fünf Jahre in der Verbannung, mit völliger Ergebung in den heiligsten Willen Gottes, als ein treuer Bekenner Jesu Christi gelebt. Als ihm die so eben erzählte Offenbarung geworden war, eilte er, solche dem nach Petea verbannten Flavianus von Antiochien zu melden. Aber Flavianus hatte zur nämlichen Zeit ein ähnliches Gesicht gehabt *), und ebenfalls nicht gesäumt, das, was ihm war offenbart worden, unverzüglich dem Elias nach Maila zu schreiben. Es wird erzählt, Flavianus und Elias hätten kurz vor ihrem Tode gegen ihre Umgebungen sich geäußert, daß sie jetzt deswegen von Gott aus der Welt abberufen würden, um vor dessen furchtbarem Richterstuhl Zeugniß abzulegen gegen den, vor einigen Tagen ebenfalls in die Pforten der Ewigkeit eingegangenen Kaiser Anastasius.

*) Nur mit dem Unterschiede, daß dem Flavianus gesagt ward, er selbst werde nach zwei Tagen schon sterben.

XL.

1. Pabst Symmachus starb am 8ten Julius des Jahres 514. Eine seiner letzten Verrichtungen war, daß er den heiligen Cäsarius von Arles zu seinem Vikar in Gallien ernannte. Die Veranlassung dazu gab der Bischof von Aix, der, stolz auf den politischen Rang der Stadt, in welcher er seinen bischöflichen Sitz hatte, sich gewissen Verordnungen des Erzbischofes von Arles in Betreff der Concilien und Weihen nicht fügen wollte. Cäsarius klagte darüber in Rom, worauf ihm der Pabst, jedoch ohne Verletzung der Privilegien anderer Kirchen, das Vikariat in Gallien übertrug. Zu gleicher Zeit erhielt der Bischof von Arles von dem Pabste auch die Abstellung mehrerer in den gallischen Kirchen herrschenden Mißbräuche, besonders der willkührlichen Veräusserung der Kirchengrundstücke. Durch eine Decretale vom 6. November 513 verbot Symmachus die Veräusserung solcher Güter, ausser zum Besten der Klöster, reisender Pilger oder um die Kirche wohlverdienter Geistlichen; und selbst in letzterm Falle sollten die zur Nutznießung überlassenen Grundstücke, nach dem Tode des Beneficiaten, an die Kirche wieder zurückfallen. *)

---

*) Hier, wie auch in dem 22. Canon des im Jahre 506 zu Adge, in Disciplinar-Sachen der gallischen Kirchen gehaltenen Conciliums, findet man die ersten Spuren, oder den Ursprung der geistlichen Pfründen, so wie der Bedingungen, unter welchen sie ertheilt werden sollten. Eine der wesentlichsten, auf welche auch der Pabst Symmachus einen besondern Nachdruck legte, war, daß kein Geistlicher, blos dieser Belohnungen oder Beneficien wegen, nach dem Priesterthum streben sollte.

2. Fünfzehn Jahre und nicht volle acht Monate hatte Symmachus der Kirche des Sohnes Gottes vorgestanden. Er war ein erleuchteter, thätiger, wahrhaft frommer und daher ungemein gütiger und freigebiger Pabst. Die Kirchen Roms schmückte er mit reichlichen Geschenken, unter andern mit silbernen Tabernakeln, deren jeder bei 120 Pfund an Gewicht hatte, und die eben so kunstvoll gearbeitet, als reich an Stoffe und innerm Werthe waren. Vorzüglich bewundert ward eines dieser Kunstwerke, auf welchem man die Figur unsers göttlichen Erlösers und seiner zwölf Apostel erblickte. Aber die Freigebigkeit dieses Pabstes erstreckte sich nicht allein über die Kirchen, beschränkte sich nicht blos auf Italien; sie verbreitete sich über alle, welche der Hülfe bedürftig waren, besonders über die Gefangenen, deren er eine Menge loskaufte und ihrem heimathlichen Boden wieder schenkte. Endlich war es auch blos die Milde dieses Pabstes, welcher die africanischen, von den Vandalen nach Sardinien, verbannten Bischöfe ihren ganzen Unterhalt während ihrer Verbannung zu danken hatten. — Sämmtliches Silberwerk, mit welchen Symmachus die Kirchen Roms bereicherte, belief sich, nach unserm jetzigen Geldwerth, ungefähr 900,000 Gulden.

Fleur. hist ecc. t. 7. l. 3 p. 180.

3. In zwei, in den Monaten December und Februar, vorgenommenen Ordinationen, weihete Pabst Symmachus zwei und neunzig Priester, sechszehn Diacone und hundert siebzehn Bischöfe. Begraben ward er in der Kirche des heiligen Apostels Petrus.

4. Nur sieben Tage blieb die Kirche ohne Oberhaupt und schon am 26. Julius ward ein Diacon der römischen Kirche, Namens Hormisda,

in Campanien gebürtig, auf den erledigten päbst-lichen Stuhl erhoben.

Man. Conc. Coll. t. 8. Lib. Pontif. in Horm. Saccar. hist. ecc. t. 10 et 11. Baron. Ann. t 9. God. Stor. ecc. con annotaz. del Speroni. t. 13 Fleury hist. ecc. t 7. l. 31, 32.

5. Der traurige Zustand der morgenländischen Kirchen lag dem neuen Pabste nicht minder am Herzen, als seinen Vorgängern. Indessen machte er dennoch seine Erhebung dem Kaiser nicht bekannt; aber dieser, durch die imperiösen Zeitumstände gezwungen, schrieb einige Monate nachher, nämlich im Anfange des Jahres 515, zuerst an den Pabst, und zwar in sehr gemäßigten, äusserst bescheidenen, ja wohl höchst ehrerbietigen Ausdrücken. Was den Kaiser zu diesem Schritt bewog, oder vielmehr nöthigte, war der so eben mit Vitalian geschlossene Vertrag, welchem zu Folge die Angelegenheiten der morgenländischen Kirchen auf einem allgemeinen, unter dem Vorsitze des Pabstes zu haltenden Concilium sollten geordnet werden. Anastasius ersuchte also jetzt den Pabst, noch in diesem Jahre ein allgemeines Concilium in Heraklea zu versammeln und sich selbst in Person dahin zu begeben. Durch einen eigenen, nach Rom geordneten Gesandten, ließ der Kaiser sein Schreiben dem Pabst überreichen.

6. Hormisda zeigte die größte Bereitwilligkeit, dem Begehren des Kaisers zu entsprechen. Er schickte demnach einen Notarius nebst vier Legaten, unter welchen sich auch der durch seine Schriften berühmte Ennodius befand, nach Constantinopel. Die in wahrhafter Einfalt des Herzens und in der größten Anspruchlosigkeit geschriebenen Instruktionen, welche man den Legaten mitgab, zeugen von der hohen Einsicht des Pabstes. Alle nur gedenkbar mögliche Fälle sind darin vorgesehen, und auf jeden einzelnen Fall, den Legaten die Richtschnur ihres Benehmens gezogen. Präliminarartikel waren die Annah-

me des Conciliums von Chalcedon und des Briefes des heiligen Pabstes Leo; ferner die Anathematisirung des Nestorius, Eutyches und Acacius, und endlich die Tilgung in den Diptychen des Namens des Acacius, so wie der Namen aller Bischöfe, welche in der Trennung von der römischen Kirche gestorben waren *). Würde man darüber sich verstanden haben, dann sollte in Gegenwart und unter dem Vorsitze des Pabstes das Concilium gehalten und auf demselben die persönlichen Verhältnisse und Angelegenheiten der Bischöfe, so wie Alles, was deren Kirchen beträfe, geordnet werden.

7. Dem Kaiser war es jedoch um nichts weniger als um die Vereinigung und die Wiederherstellung der reinen Lehre in den morgenländischen Kirchen zu thun. Die Unterhandlungen, welche er mit dem römischen Stuhl angeknüpft hatte, sollten nur dazu dienen, die allzusehr aufgeregten Gemüther etwas zu beruhigen, die Rechtgläubigen in seinem Reiche zu täuschen und so dem Ausbruch einer neuen Empörung, wie jene des Vitalianus war, vorzubeugen. Die römischen Legaten fanden zwar gute Aufnahme an seinem Hofe; aber über die von dem Pabste gesetzten vorläufigen Bedingungen machte er allerlei Schwierigkeiten, und da er wußte, daß der Pabst, nach dem Beispiele seiner Vorfahren, in Ansehung des Acacius unerbittlich seyn würde und es auch seyn

*) In Ansehung dieses letztern Punktes ließ der römische Stuhl jedoch einige Jahre nachher vieles von seiner Strenge nach; und zwar so, daß am Ende auch die abendländische Kirche keinen Anstand nahm, den Elias von Jerusalem, wie auch den Flavianus von Antiochien, den Heiligen beizuzählen.

müßte; so war er schlau genug, sich dieses Umstandes als eines Mittels zu bedienen, an welchem nothwendig die gegenwärtigen, wie alle fernern Unterhandlungen scheitern sollten. Unverrichteter Dinge kehrten also die Legaten wieder nach Rom zurück; und ein sprechender Beweis von dem übeln Willen des Kaisers war es, daß er, selbst während der Anwesenheit der Legaten an seinem Hoflager, vier illyrischen Bischöfen, welche bis jetzt sich noch nie von der römischen Kirchengemeinschaft getrennt hatten, und nun der Legaten wegen, nach Constantinopel gekommen waren, nicht mehr erlaubte, zu ihren Kirchen zurückzukehren, sondern sie an verschiedene Orte seines Reiches verbannte.

8. Indessen lag es in dem Interesse des Kaisers, die Unterhandlungen wenigstens dem Scheine nach fortzusetzen. Den Legaten gab er also Briefe an den Pabst mit, schickte auch bald darauf *einen eigenen* Geschäftsträger nach Rom, aber nicht *einen Bischof*, wie er dem Pabst versprochen hatte, sondern einen d e r B e f e h l s h a b e r s e i n e r L e i b w a c h e. Des Unterhandelns war nun kein Ende; der Kaiser schrieb eine Menge Briefe nach Rom, erhielt eben so viele von dem Pabst; aber, wie auch Hormisda in einem Schreiben an den heiligen Avitus von Vienne sich äußerte, Alles, was der Kaiser schrieb, sagte oder sagen ließ, waren blos leere Worte: Worte geschrieben in den Sand, oder gesprochen in den Wind.

9. Demungeachtet schickte der Pabst in dem Jahre 517 auf das neue wieder den Ennodius von Pavia und Peregrinus von Misene als Legaten nach Constantinopel. Aber Anastasius befand sich jetzt nicht mehr in der kritischen Lage, welche ihn vor etlichen Jahren gezwungen hatte, Unterhandlungen mit

Rom anzuknüpfen. Diese zweite Gesandtschaft hatte also keinen bessern Erfolg, als die erste. Der Kaiser weigerte sich, den Entwurf eines Vereinigungsvertrags, welchen die Legaten ihm überreicht hatten, anzunehmen. Er suchte sie zu bestechen und durch Geld in sein Interesse zu ziehen; da ihm dieses nicht gelang, befahl er ihnen, sogleich abzureisen. Aus dem Palaste mußten sie durch eine Hinterthüre gehen, wurden auf der Stelle eingeschifft und auf der Reise von einigen kaiserlichen Beamten begleitet, welche Befehle hatten, die Bischöfe nirgends an das Land treten zu lassen.

10. Indessen wurden, durch den Tod des Timotheus und des Johannes Nicetа, die Stühle von Constantinopel und Alexandrien erlediget. Beide Afterpatriarchen starben in dem Jahre 517. Auf den Stuhl von Alexandrien ward erhoben, oder vielmehr von den kaiserlichen Beamten der Kirche von Alexandrien aufgedrungen ein gewisser Dioscorus, ein Neffe des Timotheus Aelurus. Es entstand darüber ein Volkstumult, bei welchem viele Alexandriner, und unter andern selbst der Sohn des Präfekten von Aegypten, ermordet wurden. — Zum Patriarchen von Constantinopel ernannte der Kaiser den Priester Johannes, Geheimschreiber des verstorbenen Timotheus. Er hatte versprechen müssen, gleich bei seiner Consecration dem Concilium von Chalcedon das Anathema zu sprechen. Aber das Volk ließ dieses nicht zu; es schrie ohne Unterlaß, daß der neue Patriarch nicht über jenes heilige Concilium, sondern über Severus von Antiochien das Anathema sprechen möchte. Johannes hielt für rathsam, weder das Eine noch das Andere zu thun.

11. Durch die unerhörtesten Gewaltthätigkeiten

und einen, alle Schranken übersteigenden Fanatismus, hatte Severus, seit dem er auf den Stuhl von Antiochien war erhoben worden, selbst das Zutrauen der Akephalen verloren. Gegen die Rechtgläubigen kannte seine Verfolgungswuth keine Grenzen. Bischöfe, Priester, Aebte und Mönche, kurz Alles, was sich seiner Kirchengemeinschaft weigerte, Geistliche wie Laien, empfand die Wirkungen seiner Rache. In der Gunst des Kaisers stand er so hoch, daß er kühn alles, was er nur immer wollte, wagen durfte. Eine zahlreiche Schaar Mönche aus mehrern Klöstern in dem zweiten Syrien unternahm eine Wallfahrt nach einer dem heiligen Simeon Stylites geweiheten Kirche. Severus hatte davon Kunde erhalten. Eine bewaffnete Bande seiner Spießgesellen legte sich demnach in einen Hinterhalt, fiel, als die Mönche unter wechselndem Gesange und Gebete friedlich einherzogen, plötzlich dieselben an, erschlug ihrer bei dreihundert und fünfzig auf dem Platze, verwundete beinahe noch eben so viele, verfolgte hierauf die Fliehenden und ermordete noch mehrere derselben selbst auf den Altarstufen der Kirche, wohin sie sich geflüchtet hatten. Der Archimandrit dieser Klöster schickte einige Aebte und Mönche nach Constantinopel, um über diese unerhörten Gewaltthätigkeiten, bei dem Kaiser gegen Severus zu klagen. Aber Anastasius gab ihnen kein Gehör und ließ sie schmählich aus Constantinopel fortjagen.

12. Nach dem Beispiel des Severus übten auch Xenaia und die andern schismatischen Bischöfe jede Art ketzerischen Unfuges, und es lag nun klar am Tage, daß, so lange der Kaiser am Leben wäre, auch nie mehr die wahre Lehre und mit dieser, Segen, Eintracht und Friede in die Kirche zurückkehren würden. Zum Glücke stand der Kaiser ganz

nahe am Ziel seiner Laufbahn. Die Stunde der Erlösung schlug schon in dem darauf folgenden Jahre, und als Anastasius am 9. Julius 518 die Augen schloß, so schlossen sich auch, und zwar gleichsam von selbst, alle Thüren und Thore, welche bisher jedem ketzerischen Wahn, jedem sacrilegischen Frevel, wie jeder Gattung kirchlicher Tyrannei und Bedrükkung, während der ganzen Regierung dieses Kaisers geöffnet gewesen waren.

XLI.

1. Noch an dem nämlichen Tage, an welchem Anastasius gestorben war, ward Justinus zuerst von den kaiserlichen Haustruppen und hierauf von dem Senat und dem Volke zum Kaiser ausgerufen. Durch Unerschrockenheit und Kriegskunde hatte Justinus die Achtung des Heeres, durch strenge Redlichkeit, die Zuneigung des Senats und durch seine bekannte Anhänglichkeit an die Kirche und deren heilige Lehre, die Liebe des Volkes sich erworben. Ganz Constantinopel frohlockte bei seiner Thronerhebung, und der drei Neffen des Anastasius, obschon auf ihrem Glauben, wie auf ihrem Wandel kein Flecken haftete, ward gar nicht gedacht, viel weniger noch ihrer erwähnt *).

*) Das Geschichtchen, welches einige spätere griechische Geschichtschreiber erzählen, daß nämlich, um die Leibwache zu Gunsten des Theokritianus, eines obscuren, wenig bekannten Höflings, zu stimmen, des verstorbenen Kaisers Oberstkämmerer Amantius sehr bedeutende Summen dem Justinus zugestellt, dieser aber das Geld zu seinem Vortheil verwendet und die Truppen damit für sein Interesse gewonnen habe:

2. Justinus war von armen und niedrigen Eltern, in der Landschaft Bederiana, auf den Grenzen Illyriens und Thraciens geboren. Bevor er sich in einer der kaiserlichen Legionen als gemeiner Soldat hatte anwerben lassen, hatte er in frühester Jugend das Vieh gehütet. Wer hätte damals dem in Lumpen eingehüllten Viehhirten-Jungen sagen mögen, daß er seinen jetzigen rauhen Knotenstock einst gegen das kaiserliche Zepter vertauschen würde! — Durch Kühnheit vor dem Feinde und ausgezeichnete persönliche Tapferkeit schwang Justinus sich schnell von einer militärischen Stufe zur andern empor. Anastasius ertheilte ihm die Patricierwürde, erhob ihn in den Senat, ernannte ihn zum Präfektus Prätorio und obersten Befehlshaber sämmtlicher Palasttruppen, und Justinus bekleidete noch diese letztere Würde, als die vereinten Wünsche der Soldaten, des Senats und des Volkes ihm jetzt, in einem Alter von acht und sechszig Jahren, den kaiserlichen Purpur anlegten.

3. Justin war eher klein als groß, hatte einen starken, untersetzten Körperbau, dabei aber im Ganzen genommen ein imponirendes Aeussere und einen Blick voll Kühnheit und Zuversicht. Wissenschaftliche Bildung war ihm nie geworden; sogar des Schreibens war er unkundig; hatte aber einen natürlichen, richtigen Verstand, viel und schnelle Fas-

---

dieß ganze Geschichtchen beruhet auch nicht auf einem einzigen gültigen Zeugniß, verdient schon wegen der auffallenden Unwahrscheinlichkeit der Erzählung selbst keinen Glauben, und wird endlich durch einen Brief des Kaisers Justinus an Hormisda, so wie durch das von diesem Pabst hierauf erlassene Antwortschreiben sattsam widerlegt. Auch Cedrenus weiß nichts davon.

sungskraft und besaß endlich das für jeden Herrscher so kostbare Talent, die Menschen richtig zu beurtheilen, einem Jeden den für seine Fähigkeiten geeigneten Wirkungskreis anzuweisen und daher in der Wahl seiner Diener sich nie, oder nur selten zu irren.

4. Mit seiner Gemahlin Lusicina hatte Justin sich vermählt, als er noch auf den untern Stufen militärischer Würde stand. Sie ward mit Justin zu gleicher Zeit gekrönt und unter den gewöhnlichen, jetzt unzähligemal wiederholten frohen Begrüßungen gab ihr das Volk den, bei den Griechen so beliebten Namen Euphemia. Die neue Kaiserin fand sich dadurch geschmeichelt und nahm nun auch noch die edeln, alten Beinamen, Aelia, Marcia an.

5. Gleich ihrem Gemahl, war auch Euphemia von dürftigen und niedern Eltern geboren, und Spuren ihrer vernachläßigten, bäuer'schen Erziehung waren in ihren Manieren, wie in ihrem ganzen Wesen, selbst als sie schon Kaiserin war, noch immer bemerkbar; aber dafür war sie fromm, äusserst gutmüthig, bescheiden genug, um sich nie in Staats- und Regierungs-Angelegenheiten zu mischen, und hatte doch so viel Verstand und Gefühl ihrer neuen Würde, daß Justinian, Justins Neffe, so lange Euphemia lebte, nie daran denken durfte, sich mit der Tänzerin und nachherigen Kaiserin Theodora zu vermählen.

6. Als Justinus den Thron bestieg, war er schon weit in Jahren vorgerückt und dabei kinderlos. Er zog also seinen Neffen, dem er eine ungleich bessere Erziehung, als ihm selbst zu Theil worden war,

hatte geben lassen, sogleich in den Staatsrath, und Justinian, der sich in der Blüthe männlichen Alters befand — er war fünf und dreißig Jahre alt — genoß von jetzt an schon einen sehr bedeutenden Einfluß in alle Angelegenheiten der Kirche und des Staats. Aber in noch vorzüglicherm Maße besaß Proclus, des Justinus ehemaliger Quästor, das Zutrauen des Kaisers. Es war ein Mann von ungemeinen Fähigkeiten, eben so reich an Kenntnissen als an Erfahrung, dabei edel, bieder, treu und voll der Furcht des Herrn. In keine bessere Hände hätte Justinus einen Theil seiner Regierungssorgen niederlegen können.

7. Von äußern Feinden hatte das Reich nichts zu fürchten; mit allen seinen nahen uud fernern Nachbaren stand es in friedlichen Verhältnissen. Aber Ketzereien und kirchliche Spaltungen hatten in der Hauptstadt, wie in den Provinzen, überall die Gemüther getrennt, den Geist der Zwietracht, der Unzufriedenheit und des Aufruhrs geweckt. Durch eine vollkommene Vereinigung aller morgenländischen Kirchen, nach einer gemeinsamen Richtschnur des Glaubens, so wohl unter einander selbst, als auch vorzüglich mit der römischen Kirche, seinem Reiche den innern Frieden wieder zu geben, war also das erste Geschäft, welchem der Kaiser seine ganze Aufmerksamkeit schenkte. Sehr schwer war dieses Unternehmen nicht; denn das ganze Morgenland war rechtgläubig, und Irrlehrer und ihre Anhänger machten eigentlich blos eine Ausnahme in der Regel.

8. Die treffliche Stimmung der Einwohner von Constantinopel that sich gleich am ersten Sonntage, nach der Wahl des neuen Kaisers, kund. Als der Patriarch Johannes mit der Geistlichkeit in die Kir-

che trat, rief das ganze, zahlreich versammelte Christenvolk ihm zu, daß er, bevor der Gottesdienst seinen Anfang nähme, ihnen das heilige Concilium von Chalcedon verkünden und dem Severus von Antiochien und dessen ganzen Anhang das Anathema sprechen möchte. Der Patriarch wollte dem Volke begreiflich machen, daß man hierüber vor allem erst die Willensmeinung des Kaisers wissen müsse; aber das Geschrei begann von neuem: „Wir haben," riefen jetzt tausend Stimmen, „einen rechtgläubigen Kaiser, unter welchem die Wahrheit nicht mehr nothwendig hat, sich zu verbergen, sondern überall laut und öffentlich bekannt werden darf. Langes Leben dem neuen Constantin! Langes Leben der neuen Helena!" Der Patriarch mußte nachgeben, bestieg seinen bischöflichen Thron, proclamirte das Concilium von Chalcedon und schleuderte den Bann gegen Severus von Antiochien. Das Volk war ausser sich vor Freude; aber nun begehrte es auch noch mit dem nämlichen edeln Ungestüm, daß man zu Ehren der in Chalcedon ehemals versammelten Väter eine jährliche Gedächtnißfeier einführen, und dieses Fest zum erstenmal schon am morgigen Tag gefeiert werden sollte. Auch hierin ward der Wunsch des Volkes erfüllt, und nach beendigtem Gottesdienst das Fest auf den morgigen Tag von dem Patriarchen angekündigt.

9. Noch zahlreicher, als am vorigen Tage, war die Versammlung am angekündigten Festtage. Aber auch diesmal ließ das Volk den Gottesdienst nicht beginnen; sondern foderte mit großem Geschrei, daß vorher die vier Concilien, der Name des heiligen Pabstes Leo und die Namen des Euphemius und Macedonius in den Diptychen möchten eingetragen werden. Als der Patriarch in seinem Entschluß zu

schwanken schien, schloß das Volk alle Kirchenthüren und betheuerte, daß es nicht eher sich trennen, nicht eher jemand aus der Kirche herauslassen wollte, bis man seinen gerechten Foderungen entsprochen haben würde. Da der Patriarch ohnehin die Grundsätze des orthodoxen Kaisers kannte, mithin an der Genehmigung nicht zweifeln durfte; so sagte er zu dem Volke: „Wir haben gestern gethan, was Ihr begehrtet; und das Nämliche soll auch heute geschehen." Er bestieg hierauf den Predigtstuhl, ließ die Denkrollen herbeibringen und trug in denselben im Angesicht des ganzen Volkes, die vier Concilien und die so eben erwähnten Namen ein. Als der Gottesdienst beendiget war, ward von Allem, was in der Kirche vorgefallen war, ein förmliches Protokoll aufgenommen und von der Geistlichkeit und mehrern der vornehmsten, in der Kirche anwesenden Einwohner von Constantinopel unterzeichnet.

10. Um dem Hergange die nöthige *Gesetzmäßigkeit* zu geben, versammelte Johannes, einige Tage darauf, sämmtliche in Constantinopel anwesende Bischöfe zu einem Concilium. Den versammelten Vätern, vierzig an der Zahl, wurden nicht nur das in der Kirche abgehaltene Protokoll, sondern noch eine Menge, das Nämliche bezweckender Denkschriften der Klöster von Constantinopel vorgelegt. Die größte Eintracht herrschte in den Berathungen der Bischöfe und einstimmig ward nun Alles, was in der Kirche geschehen war, durch die förmlichen Beschlüsse eines Conciliums gut geheißen, und zur bleibenden Norm gemacht.

11. Von den Verhandlungen und Beschlüssen des Conciliums wurden nun unverzüglich Abschriften an alle morgenländischen Kirchen gesandt. Unbe-

schreiblich war die Freude der Kirche von Jerusalem, besonders des heiligen Sabas und der ihm untergebenen frommen Aebte. Aber mit den Akten hatte man zu gleicher Zeit den Kirchen ein von Justin erlassenes Edikt geschickt, wodurch der Kaiser die von dem Concilium in Constantinopel gefaßten Beschlüsse genehmigte, deren Annahme, mithin auch die Annahme des Conciliums von Chalcedon allgemein gebot, und allen unter Anastasius vertriebenen und verbannten Bischöfen erlaubte, aus ihrer Verbannung zu ihren Kirchen wieder zurückzukehren.

12. Das Edikt des Kaisers gab jetzt auf einmal der ganzen kirchlichen Verfassung des Orients eine andere Gestalt. Ueberall wurden Provincial-Concilien gehalten, und da den Schismatikern der weltliche Arm nicht mehr zu Gebote stand, und keine Furcht die Zunge der Bischöfe mehr fesselte; so triumphirte auch jetzt, wie gewöhnlich, wieder überall die Wahrheit.

13. Dem Statthalter von Syrien gab Justinus Befehl, den Afterpatriarchen Severus zu verhaften, und gefänglich nach Constantinopel abführen zu lassen. Man sagt, der Kaiser sey, auf die Vorstellungen des Vitalianus, schon entschlossen gewesen, dem Severus als einem Gotteslästerer die Zunge abschneiden zu lassen. Severus wurde indessen heimlich benachrichtiget, rettete sich durch schleunige Flucht, erreichte glücklich den Hafen von Seleucia und schiffte sich nach Alexandria ein. Die fernern Schicksale dieses Elenden werden wir in der Folge unsern Lesern mittheilen.

14. Da man sich in der Wahl eines neuen Patriarchen von Antiochien nicht vereinbaren konnte;

so ward, auf den Vorschlag des Kaisers, ein gewisser Paulus, Priester der alexandrinischen Kirche, welcher im Rufe der Frömmigkeit stand, und dem Severus stets standhaften Widerstand geleistet hatte, auf den Patriarchenstuhl erhoben. Aber der neue Patriarch entsprach bei weitem nicht den Hoffnungen, die man sich von ihm gemacht hatte. Er führte ein zügelloses Leben, ward ein Gegenstand des Abscheues aller Rechtgläubigen und sah sich bald gezwungen, von selbst seine bischöfliche Würde nieder zu legen. An seiner Statt bestieg der Priester Euphrasius den bischöflichen Stuhl, und Paulus starb bald darauf eines höchst elenden Todes.

XLII.

Collect. Conc. ... Ecc. hist. eccl. Baron. Ann. ... d. hist. ecc. Hist. d. b. Emp. ... Le Beau.

1. Der erste und nothwendigste Schritt zu einer Vereinigung der abendländischen und morgenländischen Kirche war jetzt geschehen; was noch zu thun übrig war, konnte keine großen Schwierigkeiten mehr finden. Justinus schrieb an den Pabst, machte ihm seine Thronerhebung bekannt und bat ihn, das angefangene Werk zu vollenden. Hormisda schickte eine neue Gesandtschaft nach Constantinopel. Die Legaten waren zwei Bischöfe, ein Priester und zwei Diacone der römischen Kirche. Die Instructionen, welche man ihnen mitgab, waren ungefähr die nämlichen, welche man auch den vorigen Legaten gegeben hatte. Ueber die Hauptpunkte, worüber man sich verstehen und zu welchen man sich bekennen mußte, die daher auch den eigentlichen Gegenstand der Unterhandlung ausmachten, hatte der Pabst selbst, mit Zuziehung einiger Bischöfe und mehrerer der angesehensten Priester seiner Kirche, ein besonderes Formulat entworfen.

Wer von den Orientalen dasselbe nicht annehmen würde, dessen Kirchengemeinschaft sollten die römischen Legaten meiden.

2. Auf ihrer ganzen Reise fanden die päbstlichen Abgeordneten überall die Gemüther voll Sehnsucht, das ärgerliche Schisma endlich einmal gehoben zu sehen. Am 25. März 519 hielten sie ihren feierlichen Einzug in Constantinopel. Die vornehmsten kaiserlichen Staatsbeamten, Justinianus, der Neffe des Kaisers, Pompejus, Vitalianus, viele Senatoren und eine zahllose Menge Volks gingen bis auf drei Meilen von Constantinopel den Legaten entgegen. Die erste Audienz gab der Kaiser ihnen in dem Senat. Das Formular ward abgelesen. Die Legaten fragten die Bischöfe, ob sie den Inhalt desselben mit der wahren Glaubenslehre und den Canons übereinstimmend fänden. Die Bischöfe bejaheten es. „Aber wenn," nahm der Kaiser nun das Wort, „dem wirklich so ist; was hindert Euch denn, sich zu dieser Schrift zu bekennen und sie zu unterzeichnen?" Einige Senatoren sagten: „Wir sind Laien; Ihr seyd Bischöfe; Euer Beruf ist, uns zu belehren. Wenn Ihr also die Wahrheit erkennet; so müßt Ihr auch derselben gemäß handeln; und wir alle werden Euch alsdann folgen."

3. Zwei Tage darauf hatte in Gegenwart des Kaisers, in dessen Palaste, eine noch ungleich zahlreichere Versammlung statt. Nach einigen unbedeutenden Einwendungen von Seiten des Patriarchen, auf welchen derselbe jedoch nicht hartnäckig bestand, unterzeichnete er endlich das vom Pabste entworfene Formular, bekannte sich im Angesicht der erlauchten Versammlung zu den vier ökumenischen Concilien, nämlich zu dem von Nicäa, Con-

stantinopel, Ephesus und Chalcedon, so wie zu dem Briefe des heiligen Leo, schloß alle, welche sich zu demselben nicht bekennen wollten, von seiner Kirchengemeinschaft aus, und tilgte hierauf in den heiligen Diptychen die Namen des Acacius und der vier Patriarchen, welche auf denselben gefolgt waren, nämlich des Favritta, Euphemius, Macedonius und Timotheus, so wie auch der beiden Kaiser Zeno und Anastasius. Alle am Hoflager anwesende Bischöfe reichten ebenfalls ihre Unterschriften ein; das Nämliche thaten auch alle Aebte der zahlreichen Klöster in und bei Constantinopel. Die Eintracht war vollkommen. Niemand war froher als der Kaiser, und alle Senatoren und übrigen Großen, welche der Versammlung beigewohnt hatten, theilten von Herzen die Zufriedenheit ihres Monarchen. Einige weinten sogar vor Freude, denn nicht blos der Schmerz, auch die Freude hat ihre Thränen.

4. In feierlichem Zuge ging nun die ganze Versammlung aus dem Palaste in die Kirche. Unbeschreiblich war der Zulauf des Volkes. Alles vereinte sich zum Lobe und Preise Gottes. Endlose Reihen frommer Rechtgläubigen empfingen die heilige Eucharistie; und die ältesten Priester der Kirche versicherten, daß man bei Menschen Gedenken keine so ungeheure Menge von Andacht glühender Christen zum Empfang des heiligsten Sacraments vereint gesehen habe. Nach beendigtem Gottesdienst erschallten die weiten Hallen der prächtigen Cathedrale noch lange von dem freudigen Zuruf des Volkes und den wiederholten Segenswünschen für den Kaiser und dessen Gemahlin, für den Pabst, die päbstlichen Legaten, den Johannes von Constantinopel und alle nun wieder in vollkommener

Gemeinschaft des Glaubens, der Liebe und Eintracht vereinten Bischöfe.

5. Nach einer Dauer von fünf und dreißig Jahren, hatte also jetzt am 28. März 519 — auf welchen Tag in jenem Jahre gerade der heilige grüne Donnerstag fiel — das traurige, den bei weitem größesten Theile der morgenländischen Kirchen von der römischen Kirche trennende Schisma ein Ende. Der ganze Orient jubelte darob und Hormisda und Justinus wünschten sich wechselseitig Glück zu dem frohen, über die Regierung eines Jeden, einen ganz eigenen Glanz verbreitenden Ereigniß.

6. Kaiserliche Briefe gingen nun in alle Provinzen des Reiches. Ueberall wurden wieder Concilien gehalten und überall ward das päbstliche Vereinigungsformular von den Bischöfen, jedoch mit Ausnahme jener von Alexandrien, Hierapolis und Apamea, angenommen und unterzeichnet. Ein Gleiches that auch Dorotheus von Thessalonich; aber der böse Mann hatte Arges in seinem Herzen. Er schrieb nach Constantinopel und äußerte den Wunsch, daß, um den Frieden und die Eintracht unter seiner Gemeinde zu befestigen, einer der Legaten nach Thessalonich kommen möchte; diesem würde er alsdann persönlich seine Unterschrift übergeben. Der Bischof Johannes und der Priester Epiphanius gingen unverzüglich dahin ab. Als sie aber in Thessalonich ankamen, entstund ein fürchterlicher Aufruhr unter dem Volke. Der Legat und sein Gefolge wurden feindlich angefallen und zwei Bedienten des Bischofes auf der Stelle ermordet. Er selbst ward schwer verwundet; und nur mit großer Mühe, und unter dem sichtbaren Schutz

der Vorsehung, retteten er und der Priester Epiphanius ihr Leben durch schleunige Flucht in eine Kirche.

7. Bald erfuhr man, daß der Bischof Dorotheus selbst der Stifter und Urheber des blutigen Aufruhrs gewesen sey. Er hatte das Gerücht verbreitet, der Kirche von Thessalonich stünde jetzt eine harte Verfolgung bevor. Um diesem böslich ersonnenen Gerüchte desto mehr Glauben zu verschaffen, hatte er zwei Tage vorher, ehe der Legat in Thessalonich ankam, gleichsam als wenn den Rechtgläubigen die größten Gefahren droheten, bei zwei tausend Personen, außer der von der Kirche dazu verordneten Zeit getaufet, auch seiner Gemeinde, wie man ehemals in Zeiten blutiger Verfolgung zu thun pflegte, die heilige Eucharistie in großem Vorrathe mit nach Hause gegeben. Als der Kaiser von diesem schändlichen Vorfalle Kunde erhielt, befahl er, den Dorotheus nach Heraclea zu bringen und ihm dort den Prozeß zu machen. Dorotheus war ungemein reich. Er ging also nach Heraclea, nahm aber ungeheure Summen dahin mit, und ward daher bald darauf von aller Theilnahme an dem Aufruhr freigesprochen und nach Thessalonich zurückgesandt. Dorotheus trat nun ebenfalls dem Vereine bei und unterzeichnete das päbstliche Formular; zudem schrieb er auch noch an den Pabst und entschuldigte sich wegen dessen, was in Thessalonich vorgefallen war, auf das neue betheuernd, daß er keinen Antheil daran gehabt habe; worauf nun auch Hormisda, obschon er eines Bessern belehrt seyn mochte, die Sache auf sich beruhen ließ.

8. Mehr als zwei tausend acht hundert morgenländische Bischöfe waren jetzt dem Vereine

beigetreten und hatten ihre Unterschriften eingeschickt. Xenais von Hierapolis und Paul von Apamea wurden verbannt. Die orthodoxen Bischöfe kehrten zu ihren Kirchen zurück; die wenigen noch widerstraubenden ketzerischen Bischöfe begaben sich auf die Flucht; ihr unbedeutender Anhang fiel in seine vorige Dunkelheit zurück und der Triumph des Wahns und der falschen Lehre hatte überall sein Ende erreicht.

10. Eine traurige Ausnahme hievon machten jedoch leider die ägyptischen Kirchen. Timotheus, ein Erzeutychianer, war dem jüngern Dioscorus auf dem Stuhle von Alexandrien gefolget. Zu ihm nach Alexandrien war, wie schon erzählet worden, der gottlose Severus von Antiochien gekommen; dahin kamen auch bald nachher Julianus von Halicarnaß und noch einige andere schismatische Bischöfe. Timotheus nahm sie mit der größten Herzlichkeit auf; aber ihre Eintracht war von kurzer Dauer; sie zerfielen unter einander über mancherlei theologische Streitfragen, zankten sich wacker mit einander herum, schmäheten sich wechselseitig in polemischen Schriften, die sie gegen einander bekannt machten, und verwirrten wo möglich noch mehr die ohnehin schon von allen Arten eutychianischer Ketzerei angesteckten Köpfe der Alexandriner.

11. Unglücklicherweise durfte der Kaiser gegen diese Unruhestifter jetzt noch nicht mit Strenge verfahren. In allen bedeutenden Städten des Reiches hatten die Eutychianer bisher die Minderzahl gebildet und blos durch die Unterstützung des weltlichen Arms die unverhältnißmäßige Majorität der Rechtgläubigen unterdrückt. Hier bedurfte es also nur einer bestimmten Erklärung des Kaisers, um einen schismatischen

Bischof zu entfernen, seinem schwachen Anhang Stillschweigen zu gebieten und das Licht der wahren Lehre in der Kirche wieder leuchten zu lassen. Aber in Alexandrien und dem größten Theil von Aegypten waren die Verhältnisse umgekehrt. Eine lange Reihe verkehrter Bischöfe hatte das Volk in allen ketzerischen Wahn so sehr hineingezogen, daß es jetzt leichter gewesen wäre, ihm das Leben als seinen Irrthum zu entreißen; und für seine Irrlehrer hatte es eine solche schwärmerische Anhänglichkeit, daß man voraussehen konnte, daß, wenn man gegen diese mit Strenge verfahren wollte, bürgerlicher Krieg und Blutvergießen die unvermeidlichen Folgen seyn würden. Justinus wollte natürlicher Weise nicht gleich zu solchen gewaltsamen Maasregeln schreiten, viel lieber unter dem Beistande Gottes erst gelindere Wege versuchen. Zur größten Betrübniß der Kirche und aller Rechtgläubigen dauerte also der Unfug des Timotheus, Severus, Julianus und deren Anhänger jetzt noch ziemlich lange in Alexandrien fort.

12. Um die nämliche Zeit machten auch Scythische Mönche einen Versuch, neuen Hader in der Kirche und unter den Katholiken zu erregen. Nichts ist der Religion gefährlicher und dem Geiste derselben mehr entgegen gesetzt, als der Hang zu dialektischen Spitzfindigkeiten, besonders wenn derselbe sich Menschen von beschränktem Kopfe und kaltem Herzen bemächtiget. Dieß war der Fall bei den scythischen Mönchen. Sie warfen die Frage auf, ob man nicht sagen müsse: Eine der drei Personen der heiligen Dreifaltigkeit sey gekreuziget worden. Zuerst wendeten sie sich an die päbstlichen Legaten in Constantinopel. Diese verwiesen sie zur Ruhe, indem sie ihnen bemerkten, daß man in den Glaubensbekenntnissen und Glaubenserklärungen der

vier ökumenischen Concilien sich dieses Ausdruckes nicht bedient hätte. Damit waren aber die Mönche nicht zufrieden. Ihrer Meinung nach hing das Wohl der Kirche und der ganzen Christenheit von einer bestimmten, mit allen metaphysischen Subtilitäten wohl ausgerüsteten Beantwortung ihrer Frage ab. In großer Anzahl machten sie sich also unverzüglich auf den Weg nach Rom. Der Pabst, der von seinen Legaten schon Bericht über diese Mönche erhalten hatte, wollte sie weder sehen noch sprechen, ließ sie jedoch belehren, daß Eine der drei göttlichen Personen *), nachdem sie Fleisch geworden und einen Leib angenommen, in ihrer Menschheit und nach dem Fleische gelitten habe. Um aber der Streit- und Zanksucht der subtilen Griechen keinen neuen Stoff darzubieten, ließ der Pabst den Mönchen Stillschweigen auferlegen und ihnen sagen, daß sie sich mit etwas Anderm, als solchen müßigen Fragen beschäftigen möchten. Aber auch dem Gebote des Oberhaupts der Kirche, fanden die scytischen Mönche nicht für gut, sich zu fügen, blieben länger, als man es gerne sah, in Rom, und betäubten die Ohren der römischen Geistlichkeit so sehr mit ihrem Geschrei, daß diese, so wie der Pabst selbst, ungemein froh waren, als sie sich dieselben wieder mit guter Manier von dem Halse geschafft hatten. Ihr gelehrtes Gewäsch und Geklatsch setzten nun die

---

*) Es möchte nicht überflüssig seyn, zu bemerken, daß die Kirche in der Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit sich nur deswegen des Wortes: Person bedient, weil keine Sprache ihr ein anderes, den Sinn der geheimnißvollen heiligen Lehre noch richtiger bezeichnendes Wort darbietet. Uebrigens ist, unsers Dafürhaltens nach, auch noch ein großer Unterschied zwischen creatürlicher und uncreatürlicher Person.

Mönche sowohl auf ihrer Reise, als auch in Constantinopel mit einem desto grösseren Feuereifer fort, als sie wirklich glaubten, ihren unbedeutenden Personen durch ihr Geschrei eine gewisse Bedeutsamkeit zu geben. Zum Glück gab man ihnen wenig Gehör, und da endlich der Mönch Maxentius im Namen aller übrigen scytischen Mönche ein Glaubensbekenntniß übergab, welches mit den Lehren der vier ökumenischen Concilien übereinstimmte; so war man damit zufrieden, gab ihnen ferner kein Gehör mehr und ließ sie unter einander disputiren, so lange sie wollten, bis sie endlich des Disputirens müde, sich von selbst zur Ruhe begaben.

XLIII.

Conc. Coll. Epist. S. Avit. Greg. Tour. PP Vit. S. Vedast. Longueval. Hist. d. l'eg. Gall.

1. So gewöhnlich und häufig Zänkereien und Spaltungen in den morgenländischen Kirchen *waren*; so selten und ungewöhnlich waren sie *in jenen des* Abendlandes. Hier herrschten überall Friede und Eintracht; alle folgten einer gemeinsamen Richtschnur des Glaubens und alle knüpfte ein gemeinschaftliches Band der Liebe und des Gehorsams an die römische Kirche. So lange das Schisma in dem Orient dauerte, setzten die Päbste, welche während dieser traurigen Periode auf dem römischen Stuhle saßen, die abendländischen Bischöfe gewöhnlich von den wichtigsten, auf diese Spaltung sich beziehenden Ereignissen in Kenntniß; und nicht selten verordneten alsdann jene in ihren Diöcesen Buß- und Bettage, und flehten mit ihren Gemeinden zu Gott, daß Er doch endlich einmal dieses Aergerniß von seiner Kirche wieder hinwegnehmen möchte.

2. Aber vorzüglich gesegnet an Blüthen und

Früchten waren damals noch immer die gallischen Kirchen. Zwar finden wir nicht mehr auf den Stühlen Galliens jene großen und heiligen Bischöfe, deren glorreiche Erwähnung wir in dem vorigen Bande machten; diese waren größtentheils jetzt eingegangen in die Herrlichkeit ihres Herrn, aber Andere waren auf sie gefolget, nicht minder geschmückt mit hohen Tugenden, nicht minder ausgezeichnet durch Talente und Heiligkeit des Wandels: Der heilige Avitus von Vienne, der heilige Remigius von Rheims, der heilige Cäsarius von Arles, der heilige Vedastus von Arras, der heilige Vannes von Verdün, der heilige Viventiolus von Lyon, der heilige Pragmatius von Autün, der heilige Sylvester von Chalons an der Saone, der heilige Maximus von Genf, und endlich der heilige Bischof Gregorius, der, von einer der ältesten und reichsten Familien entsprossen, alle seine Güter und Reichthümer dem Dienste des Herrn und nothleidender Brüder weihete, frühzeitig der Welt und allen ihren Freuden entsagte und, nachdem er in der Blüthenzeit seines Lebens in den geistlichen Stand getreten war, gleichsam von der Hand der Vorsehung selbst auf den bischöflichen Stuhl von Langres erhoben ward.

3. Unter dieser heiligen Schaar erleuchteter, ganz ihrem hohen Berufe lebender Oberhirten blüheten nun beinahe eben so viele heilige Aebte, Mönche und Einsiedler: Der heilige Severus, Maxentius, Severinus, Aegidius ꝛc., Männer, denen Gott selbst Zeugniß gab, und von deren in der Kraft Gottes gewirkten Wundern, eine Menge Denkmäler und Schenkungsbriefe, die Kunde bis auf die spätesten Jahrhunderte gebracht haben. Als der heilige Severinus, Abt von Agaunum, seinen

Mantel auf den kranken König Chlodowig legte, verschwand plötzlich das Fieber, gegen welches, seit länger als einem Jahre, die vereinte Kunst aller Aerzte Galliens nichts vermocht hatte; und der Abt Aegidius stand in einem solchen allgemeinen Rufe anerkannter Heiligkeit, daß an seiner Grabstätte ein Kloster erbauet, bald darauf eine Stadt allda angelegt und diese, wie die ganze, weit umher liegende Gegend nach dem Namen des Heiligen genannt ward. Bis auf die Zeiten der Revolution hieß ein Theil von Languedoc die Provinz St. Gilles.

4. Der wahre Apostel des burgundischen Reiches war indessen der heilige Avitus, Bischof von Vienne. Es ist unglaublich, welcher überschwängliche Segen von Oben auf den Predigten dieses heiligen Bischofes ruhete. Oft war eine einzige schon zureichend, um Gaben des heiligen Geistes auf die Zuhörer herabzuziehen und zahllose Haufen Arianer zur wahren Erkenntniß des Sohnes Gottes zu führen. Trefflich unterstützet hierin ward er von Sigismund, dem Sohne Gundobalds, welcher im Jahre 517 auf dem Throne seinem Vater gefolgt war.

5. Sigismund war ein trefflicher Fürst. Er herrschte mit Weisheit und Milde. Selbst wissenschaftlich gebildet, liebte er Künste und Wissenschaften, errichtete viele Schulen und besoldete in allen Städten seines Reiches öffentliche Lehrer der römischen und griechischen Literatur. Vorzüglich beförderte er, durch Auszeichnungen und Belohnungen jeder Art, das Studium des römischen Rechtes. Sigismund hatte zu viel Einsicht, um nicht das, der burgundischen Gesetzgebung, trotz den von seinem Vater gemachten Verbesserungen, noch anklebende Mangel-

hafte lebhaft zu fühlen. Er unterwarf also die burgundischen Gesetze einer neuen Prüfung, und ließ sie hierauf von den Großen seines Reiches, das heißt, von den Graven, oder Vorstehern der Gauen, durch deren Unterschrift bestätigen. Sigismund und dessen Vater Gundobald gereicht es gewiß zu keiner kleinen Ehre, daß nach den, nunmehr durch Beide verbesserten burgundischen Gesetzen — (die sogenannten *Loix-Gombettes*) — das Leben eines Ermordeten nicht mehr, wie bei den Saliern und Ripuariern, mit Geld aufgewogen ward, und endlich, ebenfalls in Folge dieser neuen Gesetze, der Zustand eines eingebornen Galliers, oder gar eines Leibeigenen nicht wie bei den Franken, eine völlige Verläugnung beinahe aller und der heiligsten Rechte der Menschheit war. Aber Sigismund handelte unter der Leitung des erleuchteten Bischofes von Vienne, welchen er, was auch sein Vater bisweilen gethan hatte, stets zu den wichtigsten Staatsgeschäften zuzog; und so finden wir wiederum hier, was wir schon einigemal gefunden, aber in der Folge noch häufiger finden werden, daß nämlich bei dem noch rohen, unentwickelten Socialzustande, die Kirche einstweilen überall eine menschenfreundliche, menschenbeglückende Mittlerin ward, und daß von jetzt an, durch den in alle Verhältnisse des staatsgesellschaftlichen Lebens so mild und wohlthätig eingreifenden Geist des Christenthums, die neu gegründeten europäischen Staaten und Reiche nach und nach eine Verfassung und Gesetzgebung erhalten, gegen welche alle politische Institutionen der alten heidnischen Welt, selbst als deren Völker auf der höchsten Stufe der, ihnen erreichbaren Cultur standen, als eine, die wahre Würde des Menschen oft tief verletzende Barbarei erscheinen.

6. Natürlicher Weise war ein so einsichtsvoller Fürst, wie Gundobalds Sohn, auch ein eben so treuer, als gehorsamer Sohn der Kirche. Selbst gottesfürchtig und rein in seinen Sitten, wirkte dessen Beispiel auf den religiösen Charakter seines Volkes kräftiger, als Gesetze und Verordnungen. Sigismund ehrte die Diener des Altars, gründete Klöster, erbauete Kirchen und sorgte für geziemende Pracht des äußern Gottesdienstes. Der heilige Avitus liebte ihn mit väterlicher Zärtlichkeit und die Bischöfe nannten ihn die Freude und Zierde der gallischen Kirchen.

7. Von den Großen seines Reiches geehrt, von seinen Unterthanen geliebt, von der Geistlichkeit als ein Muster eines weisen und frommen Regenten gepriesen und endlich von seinem mächtigen Schwiegervater Theodorich gegen äußere feindliche Anfälle geschützt, hatte Sigismund seit sechs Jahren mit eben so großem Glück als Ansehen geherrscht. Aber jetzt in dem Jahre 522 zogen sich furchtbare Gewitterwolken über dem Haupt des frommen Königes zusammen. Sigismund war in erster Ehe mit Ostrogotha, des großen Theodorichs Tochter, vermählt und ein Prinz, Namens Siegeric oder Siegreich, die Frucht dieser glücklichen Ehe gewesen. Nach Ostrogothas Tode erhob Sigismund eine ihrer Dienerinnen zu seiner Gemahlin. Tief schmerzte dieses den Prinzen Siegeric; seine Mutter hatte er stets mit der größten Zärtlichkeit geliebt; durch diese ungeziemende Heirath glaubte er jetzt die dem Andenken seiner theuern Mutter schuldige Ehrfurcht auf das gröbste verletzt. Seine neue Mutter konnte er daher nicht lieben, und dieser Mangel an Liebe ward von jener mit immer zunehmendem Haß erwiedert. Für Siegeric ward endlich die neue Königin eine



wahre Stiefmutter, und zwar in dem gehässigsten Sinne des Wortes.

8. An einem Hoffeste erschien eines Tages die Königin in der nämlichen Kleidung, welche einst Theodorichs Tochter bei einer ähnlichen Feierlichkeit getragen hatte. Bei dem Anblicke des wohl bekannten Gewandes erwachte auf das neue in Siegerics Seele, und lebendiger als je das Bild der ewig theuern Mutter, aber damit zugleich auch der tiefe Schmerz darüber, daß er jetzt eine Andere, Ostrogotha's so wenig würdig, an der Stelle der geliebten Verstorbenen sehen mußte. Der lange in der Brust verschlossene Unwille brach jetzt in schnöde Rede aus. Im Angesichte des ganzen Hofes fragte Siegeric die Königin, wie sie es wagen dürfte, sich mit den Kleidern ihrer ehemaligen Gebieterin zu schmücken, mit den Kleidern einer wahren Königin, mit welcher sie sich in keinem Betracht vergleichen könnte. — Vor den Augen des Hofes beschämt und glühend vor Zorn, vermochte die Königin nicht dem Prinzen zu antworten; aber ihr auf das höchste beleidigter Stolz beschloß nun, es möchte kosten, was es wolle, dem Unbesonnenen ihre ganze Rache fühlen zu lassen.

9. Bei ihrem Gemahl klagte sie den Prinzen an, daß er nach der Krone und dem Leben seines Vaters strebe; die geheime Verschwörung habe schon mächtige Verzweigungen; der König müsse eilen, wenn er den vatermörderischen Anschlägen des Sohnes zuvorkommen wolle. Mit der Macht, welche ihre verführerischen Reize ihr über das Herz ihres Gemahls verschaffet hatten, verband sie jetzt die ganze erfinderische Arglist eines von Rache glühenden Weibes. Der unglückliche Sigismund ward bethört, hielt seinen Sohn wirklich für ein Ungeheuer und gab Be-

fehl, ihn hinzurichten. Im Weine suchte man den Prinzen zu berauschen, und als derselbe, um die Dünste des zu häufig genossenen Getränkes desto schneller wieder verfliegen zu lassen, sich zur Ruhe niedergelegt hatte, ward er schlafend erdrosselt.

10. Die gräuelvolle That war so eben geschehen, als der König in das Gemach trat. Aber bei dem Anblick des entseelten Leichnams erwachte jetzt plötzlich Sigismunds Gewissen. In seiner ganzen scheuslichen Gestalt stand der begangene Frevel vor seiner Seele. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Er warf sich auf die Leiche seines Sohnes, benetzte sie mit seinen Thränen, bedeckte sie mit seinen Küssen, wollte gar nicht mehr sich von ihr trennen. Ein alter Diener des Hauses, welcher Zeuge dieser jammervollen Scene war, sagte zu Sigismund: „Herr! beweine nicht Deinen Sohn; er ist schuldlos und gleich einem Märtyrer gestorben; er ist jetzt glücklich; nur Du allein bist jetzt zu *beweinen.*" Gleich feurigen Kohlen fielen die Worte des Dieners auf das Herz des Königes; er betrachtete sich als den größten, verworfensten Sünder. — In dem Walliser Lande hatte Sigismund das Kloster zu dem heiligen Mauritius gestiftet. Dahin begab sich jetzt der unglückliche Vater; dahin ließ er die Gebeine des Sohnes bringen, und ganze Tage und Nächte betete und seufzete er an dem Grabe des unschuldig Erwürgten.

11. Als strenge Buße und die Tröstungen der Religion den König wieder etwas beruhiget hatten, ging er nach Lyon zurück, vermählte eine Tochter, die er von der Ostrogotha hatte, mit Clodowigs ältestem Sohne Theodorich, und berief hierauf die Bischöfe seines Reiches zu einem Concilium nach Lyon.

Bei den Bischöfen suchte der tief gebeugte Sigismund Linderung seines Grams: „Ich habe Euch zusammen berufen,“ sagte er zu ihnen, „um in meinen schweren Leiden von Euch einige Tröstungen zu erhalten.“ Aber Sigismund fand nirgends Trost, als da, wo auch der gekrönte Psalmist ihn einst fand, als er mit zerknirschtem Herzen Tag und Nacht zu Gott um Gnade und Verzeihung flehete. — Sigismund ging wieder in das Kloster des heiligen Mauritius, machte demselben beträchtliche Schenkungen, und führte dort jenen Gottesdienst ein, welchen man nachher gewöhnlich *Laus perennis* nannte, wobei mehrere Abtheilungen von Klostergeistlichen, sich regelmäßig abwechselnd, zum ununterbrochenen Lob und Preis Gottes Tag und Nacht Lieder und Psalmen singen. Sigismund blieb nun viel länger als das erstemal in dem Kloster. Sein tägliches Gebet war, daß Gott nicht in der Ewigkeit, sondern schon in diesem Leben ihn für seine Uebelthat züchtigen möge.— Des büßenden Königes Gebet ward erhöret, und schon nahete sich der Vollstrecker der gerechten Strafgerichte Gottes.

12. Durch die Ermordung seines Sohnes hatte Sigismund das Herz seines Schwiegervaters völlig von sich abgewandt; auch bei seinen eigenen Unterthanen war er jetzt verhaßt, und drei von Clodowigs Söhnen, nämlich die Könige Clodomir, Childebert und Clothar, hielten den gegenwärtigen Augenblick für den günstigsten Zeitpunkt, die, an dem Vater ihrer Mutter Chlotildis und dessen Gemahlin und Söhnen, von Sigismunds Vater Gundobald verübten Grausamkeiten an dem Sohne zu rächen. Mit einem zahlreichen Heere fielen die drei Brüder in das burgundische Reich. Der König eilte nach Lyon, sammelte ein Heer und ging dem Feinde entgegen. Aber

der unsichtbare Rächer folgte Sigismund auf dem Fuße. In zwei auf einander folgenden Treffen ward er geschlagen, ganz Burgund von den Feinden überschwemmt. In der Kleidung eines Mönches floh Sigismund in das Kloster des heiligen Mauritius. Unerkannt hoffte er hier einige Zeit in tiefer Verborgenheit zu leben; doch auch diese Hoffnung war eitel. Sigismund ward von einigen seiner eigenen Leute den Franken verrathen, an Clodomir ausgeliefert und in Banden nach Orleans gebracht. Sigismunds Gemahlin und deren Kinder waren schon früher in die Hände des Siegers gefallen.

13. Als die Burgunder die Gefangenschaft ihres Königes und seiner Familie erfuhren, legten sie die Waffen nieder und unterwarfen sich den Franken. Aber kaum war Clodomir mit dem größten Theile des Heeres wieder nach seinen Staaten zurückgekehrt, als schon in dem gleich darauf folgenden Jahre die Burgunder sich wieder empörten, die Waffen ergriffen und Sigismunds Bruder Godemar zu ihrem König ausriefen. Um der Ostgothen Beistand zu erhalten, trat Godemar an Theodorich vier Städte ab, nämlich Carpentras, Cavaillon, Tricastinum und Apt. Aber Theodorich begnügte sich, die Burgunder nur unter der Hand zu unterstützen; förmlich und öffentlich wollte er sich nicht für dieselben erklären.

14. Die drei fränkischen Fürsten zogen auf das neue gegen Burgund zu Felde. Aber bevor Clodomir aufbrach, gab er Befehl, den Sigismund und dessen ganze Familie hinzurichten. Avitus *) war

*) Nicht zu verwechseln mit dem heiligen Avitus, Bischof von Vienne.

damals Abt von Mici, ein Mann voll des Geistes Gottes. Als derselbe den grausamen Befehl erfuhr, eilte er zu dem König und sagte zu Clodomir: „Herr! wirst du des gefangenen Königes und seiner Familie schonen; dann wird die Hand des Höchsten mit dir seyn. Sieg und Glück werden deine Unternehmung krönen. Wirst du aber im Gegentheil den gegebenen grausamen Befehl vollziehen lassen; dann wirst du mit deinem und deiner Kinder Leben die schreckliche Blutschuld zahlen müssen." — Clodomir achtete nicht der mahnenden Worte des frommen Greises. Sigismund, dessen Gemahlin und zwei Kinder wurden hingerichtet und die Leichen in einen Brunnen bei dem Dorfe Columna *) geworfen.

15. Clodomir führte hierauf sein Heer gegen den neu gewählten burgundischen König Godemar. Bei Veseronce in der Diözese von Vienne, unweit der Stadt Bellry, stießen die feindlichen Könige auf einander. Es erfolgte ein blutiges Treffen. Die Burgunder wetteiferten an Tapferkeit mit den Franken, wurden aber zuletzt dennoch gezwungen, das Schlachtfeld zu verlassen. Clodomir, der den Rückzug des Feindes schon als eine förmliche Flucht betrachtete, verfolgte denselben mit mehrerer Hitze als Klugheit, ward daher bald von den Burgundern umringt und in dem Handgemenge erschlagen. Aus dem langen Haare, welches die Schultern des Erschlagenen bedeckte, schloß man, daß es einer der fränkischen Könige seyn müßte; man hieb ihm also den Kopf ab und steckte ihn auf einen Spieß. Dieser Anblick gab den Burgundern neuen Muth;

*) Dem heutigen Columelle in dem Gebiete von Orleans.

sie kehrten in das Treffen zurück und griffen nun selbst ihre Feinde an. Aber auch diesmal mußten sie wieder die Ehre des Sieges den Franken überlassen. Indessen war Godemar blos besiegt und noch lange nicht überwunden. Er sammelte die zerstreuten Haufen seines geschlagenen Heeres, stellte neue Werbungen an, und führte den Krig mit so vieler Klugheit und Tapferkeit, daß er alle ihm entrissene Provinzen wieder eroberte und die Franken zum Frieden zwang.

16. An König Clodomir, wie wir so eben gesehen, hatte sich die Prophezeihung des heiligen Abtes Avitus von Mici vollkommen bewährt; auch an den Kindern dieses Königes ging dieselbe, obschon erst zehn Jahre später, ebenfalls in Erfüllung. Zwei von Clodomirs Söhnen, Theobald und Gunthar, wurden von ihren eigenen Oheimen auf die unmenschlichste Weise ermordet; der dritte, Namens Clodoald wurde zwar gerettet, aber seines Reichsantheils beraubt. Er lebte einige Jahre bei einem heiligen Einsiedler in der Nähe von Paris, erhielt hierauf von dem Bischofe dieser Stadt die priesterliche Weihe und erbaute sich dann bei dem Dorfe Nogent *), zwei Stunden von der Hauptstadt, an den Ufern der Seine, ein Kloster, in welchem er durch seinen heiligen Wandel und mehrere Wunderwerke, wodurch Gott ihn schon während seines Lebens verherrlichte, noch ungleich berühmter ward, als er es durch seine Geburt und das Unglück seiner Familie schon geworden war.

---

*) Heut zu Tage: St. Cloud. Clodomirs ältester Sohn Clodoald wird in vielen Schriften Cloud genannt.

XLIV.

1. Voll Eifer für die Erhaltung der wahren Lehre, mit welcher er die Wohlfahrt seines Staates innigst verbunden glaubte, erließ Kaiser Justinus in dem Jahre 523 ein Edikt, welches alle Anhänger der mancherlei, unter Anastasius theils geduldeten, theils vorzüglich begünstigten Sekten für unfähig erklärte, irgend eine Würde oder ein Amt, sey es in dem kaiserlichen Palaste, oder in dem Heere, in der Verwaltung, oder in den Gerichtshöfen, ferner zu bekleiden. Die Erfahrung, sagt das Gesetz, habe gelehrt, daß Arianer, Nestorianer, Eutychianer 2c., sobald sie mit weltlicher Macht bekleidet wären, dieselbe stets zur Kränkung oder völligen Unterdrückung der Katholiken mißbrauchten. Endlich wurden durch das nämliche Edikt den verschiedenen Sekten auch alle Kirchen genommen, dieselben theils verschlossen, theils den Katholiken übergeben.

Theoph. — Cedren. Pontif. lib. in Joa. Gregor. M. dial. Le Beau. hist. d. Em.

2. Aus Achtung für den König von Italien, hatte das kaiserliche Edikt zwar in Ansehung der Gothen eine Ausnahme gemacht; aber demungeachtet glaubte dennoch Theodorich sich seiner im Orient unterdrückten Glaubensgenossen annehmen zu müssen. Er schrieb an den Kaiser und machte ihm Vorstellungen, welche im Munde Theodorichs eine desto größere Kraft hatten, als er sie selbst mit der größten Gewissenhaftigkeit befolgte. Bei der Wahl seiner Hof- und Staatsbeamten hatte Theodorich bisher nie einen Unterschied zwischen Katholiken und Arianern gemacht *) und überhaupt der Kirche

*) Um sich in der Gunst des Königes noch mehr zu be-

einen Schutz angedeihen lassen, dessen sie sich selbst unter katholischen Fürsten nicht immer zu erfreuen gehabt hatte. Der König von Italien begehrte daher, daß man die Arianer nicht von Kriegs- und Staatsdiensten ausschließen, ihnen ihre Kirchen wieder geben, auch denen, welche von dem Arianismus zur katholischen Kirche übergetreten wären, die Freiheit lassen sollte, sobald sie wollten zur arianischen Kirche wieder zurückzukehren. Ein Monarch, setzte Theodorich hinzu, müsse nicht über das Gewissen seiner Unterthanen gebieten wollen.

3. Justinus antwortete dem König: er verlange keinesweges das Gewissen seiner Unterthanen zu beherrschen; aber ihm, wie jedem Monarchen, stünde das Recht zu, seine und seines Staates Diener da zu wählen, wo er es für gut fände. Einheit der Kirche sey eine nothwendige Bedingung der Einheit des Staates. Man könne demnach nicht von ihm fodern, daß er denjenigen, welche einer, ihm selbst wie seinem Volke, fremden Lehre folgten, auch noch Kirchen und Kapellen öffnen sollte.

4. Offenbar konnte Theodorich des Kaisers Gründe nun auch gegen die zahllosen Katholiken in Italien und den übrigen Provinzen seines Reiches geltend machen. Er drohete daher mit Wiedervergel-

festigen, war einer seiner Palastbeamten von der katholischen zu der arianischen Kirche übergetreten. Theodorich entließ ihn auf der Stelle seines Dienstes, während er einigen gothischen Großen, welche katholisch geworden waren, auch nicht die mindeste Abnahme, weder in seinem Wohlwollen, noch in seinem Zutrauen spüren ließ.

tung; aber gelindere Mittel schärfern Maaßregeln vorziehend, beschloß er vorher noch eine Gesandtschaft nach Constantinopel zu schicken; und niemand schien ihm zu einer solchen Sendung tauglicher, als das Oberhaupt der Kirche selbst.

5. Pabst Hormisda war im Jahre 523 am 6. August gestorben und Johannes, ein geborner Toscaner, sieben Tage nachher auf Roms erledigten Stuhl erhoben worden.

6. Pabst Johannes ward demnach jetzt nach Ravenna berufen. Als er ankam, fand er den König äußerst erzürnt; er drohete, daß alle Katholiken in seinem Reiche das nämliche Loos treffen sollte, welches man seinen Glaubensgenossen im Orient bereiten würde. Dem Johannes gab er den Auftrag, nach Constantinopel zu gehen, um den Kaiser durch ernste Vorstellungen zu bewegen, das gegen die Arianer geschleuderte Edikt wieder zurückzunehmen. Beigeordnet wurden dem Pabste noch vier Senatoren, nämlich der Patricier Agapitus, Theodorus und die beiden Consularen Importunus und Agapitus.

7. Der ganze Orient jubelte, als er hörte, daß das Oberhaupt der Christenheit nach Constantinopel kommen würde. Auf seiner Reise dahin ward der Pabst, sobald er die Grenzen des morgenländischen Reiches betreten hatte, mit den größten Ehrenbezeigungen gleichsam überhäuft. In festlicher Kleidung und mit brennenden Wachskerzen in der Hand, gingen der Senat, die gesammte Geistlichkeit, ihren Patriarchen an der Spitze, alle Einwohner der Hauptstadt, sammt allem Volke in der ganzen Gegend, dem Pabste bis auf zwölf Meilen von Constantinopel entgegen. Selbst Justinus, von seinem ganzen Hofe

begleitet, verließ seinen Palast und die Stadt, um den Pabst außerhalb der Mauern von Constantinopel zu empfangen. Als er ihn zu Gesicht bekam, warf er sich auf die Erde, bat um seinen Segen, und, obgleich von dem verstorbenen Patriarchen Johannes schon gekrönt, äußerte der Kaiser jetzt dennoch den Wunsch, auch von dem Pabste, während dessen Aufenthaltes in Constantinopel, noch einmal gekrönt zu werden.

8. Durch das goldene Thor hielt Johannes seinen Einzug in die Stadt. Unter dem weiten, gewölbten Thorbogen warf ein Blinder sich ihm zu Füßen, und bat ihn, daß er, in vollkommener Nachahmung Desjenigen, dessen Statthalter auf Erden zu seyn, er wäre gewürdiget worden, ihm nun ebenfalls das Gesicht wieder geben möchte. Johannes berührte die Augen des Blinden, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über denselben, und der arme Mann ward auf der Stelle wieder sehend. Dieses offenbare Wunder erhöhete, wo möglich, noch die ohnehin schon grenzenlose Ehrfurcht des ganzen Morgenlandes gegen den Pabst. Epiphanius, der unmittelbare Nachfolger des im Jahre 520 gestorbenen Patriarchen Johannes, überließ ihm die Ehre am ersten Festtage der Ostern das hochheilige Opfer darzubringen, und der Pabst hielt den Gottesdienst, nach dem Ritus der römischen Kirche, in lateinischer Sprache.

9. Alle Geschichtschreiber stimmen darin mit einander überein, daß Alles, was der Pabst von dem Kaiser begehrte, ihm auch von demselben gewährt ward; aber über das, was er von Justinus begehrte, darüber lauten ihre Berichte sehr verschieden. Die einen behaupten, Johannes habe, die bedrohete Lage

der Katholiken in Italien berücksichtigend, völlige Religions-Freiheit für die Arianer von dem Kaiser begehrt und auch erlangt. Andere erzählen, der Pabst habe, alle weltliche Rücksichten beseitigend, und im vollen Vertrauen, daß Gott sich seiner Kirche in Italien schon erbarmen und, ohne der Menschen Hülfe nöthig zu haben, sie aus den Händen ihrer Feinde zu befreien wissen werde, den Kaiser in seinen strengen, durchgreifenden Maasregeln bestärkt, und sogar selbst einige, den Arianern abgenommene, Kirchen zum Gebrauch der Katholiken auf das neue wieder eingeweihet. — Pabst Johannes brachte beinahe den größten Theil des Jahres 525 in Constantinopel zu. Aber sein Aufenthalt allda ward ihm ungemein verbittert durch die höchst traurigen, tief beugenden Nachrichten, welche er aus Italien erhielt.

10. Seit dreißig Jahren war Theodorich das Muster eines weisen, gerechten und großmüthigen Monarchen gewesen. Aber Alter, mehrere Unglücksfälle in seiner Familie und einige fehlgeschlagenen Hoffnungen hatten seit kurzem seinen Charakter beinahe gänzlich umgestimmt. Er ward mürrisch und mißtrauisch, trauete selbst jenen nicht mehr, denen er bisher sein ganzes Zutrauen geschenkt hatte, hielt die Römer für undankbar und alle Italiäner für seine geheimen, durch keine Wohlthaten zu versöhnenden Feinde. Schwarzer Argwohn bemächtigte sich immer mehr und mehr der Seele des unglücklichen Königes, vergiftete dessen Herz, entweihete alle seine Gefühle und machte endlich aus dem bisher so gütigen, menschenfreundlichen Fürsten einen harten, schonungslosen Tyrannen. Sobald die tugendhaften Männer, welche bisher die Person des Königes umgeben

38*

hatten, diese traurige Veränderung in seinem Charakter bemerkten, zogen sie sich nach und nach von selbst zurück; und leider wurden nun ihre Stellen von solchen besetzt, welche die schwarzen Launen, denen der König sich jetzt bisweilen überließ, trefflich zu Befriedigung ihrer Leidenschaften, besonders ihres Geizes und Privathasses zu benutzen wußten. Cassiodor war einer der ersten, welche sich vom Hofe entfernten; zwar ward er von Theodorich, welcher seiner nicht entbehren konnte, bald wieder zurückgerufen, erhielt aber bei weitem nicht mehr in dem nämlichen Maße wie vorher, das Zutrauen des Königs.

11. Nach Cassiodor stand **Boëtius** am höchsten in der Gunst des Königes. Aus einer der ältesten und edelsten Familien Roms entsprossen und im Besitze eines ungeheuern Vermögens, war Boëtius doch durch seine Tugend, seine Frömmigkeit, seinen ächten Patriotismus und seine umfassende Gelehrsamkeit, noch ungleich berühmter, als durch den hohen Adel seines Geschlechtes und den Glanz seiner Reichthümer. Die Religion ehrte er nicht blos durch die Reinheit seines moralischen Wandels; er vertheidigte sie auch in geistvollen Schriften gegen ihre Feinde, besonders gegen Arianer, Nestorianer und Eutychianer. Ein erklärter Feind jeder Ungerechtigkeit, fand die unterdrückte Unschuld in ihm zu jeder Zeit einen mächtigen Vertheidiger; und so wie seine zum Geben stets geöffnete Hand fremde Noth überall zu lindern suchte, eben so verwendete er auch sein ganzes Ansehen, seine Talente und seine glänzende Beredtsamkeit blos zum Dienste der nothleidenden Menschheit, that den Bedrückungen geldgieriger Beamten Einhalt, ward der Sachwalter erschöpfter Provinzen gegen die Härte gefühlloser

Präfekte, und zügelte nicht selten die Raubsucht vornehmer Gothen, die, weil sie die Eroberer waren, auch jede Ungerechtigkeit sich erlauben zu können im Wahne standen.

12. So viele Tugend und so vieles Verdienst konnten der Aufmerksamkeit eines Monarchen, wie Theodorich, nicht entgehen. Er näherte den Boëtius seiner Person, ernannte ihn zu dem wichtigen Posten eines Magisters Officiorum, übertrug ihm alle Angelegenheiten des Palastes, die Ernennung aller dazu gehörigen Beamten und zog ihn überhaupt bei jedem bedeutenden Geschäfte zu Rathe. In dem Senat von Rom wie an dem Hofe von Ravenna, war jetzt Boëtius der angesehenste Mann; und vermählt mit der Tochter des eben so tugendhaften und edeln Patriciers Symmachus, hatte er das noch keinem Römer gewordene Glück, seine beiden Söhne zu gleicher Zeit als regierende Consuls zu sehen und ihnen, als sie zum erstenmale mit consularischer Pracht und Begleitung sich aus ihrem Palaste auf das Forum begaben, an der Spitze des Senates entgegen zu treten und zum Antritt ihrer neuen Würde Glück zu wünschen.

13. Des Boëtius irdisches Glück hatte jedoch jetzt seinen Wendepunkt erreicht. Er, dem die Unschuld schon so oft ihren Triumph zu danken gehabt hatte, sollte nun selbst das Opfer eines schwarzen Argwohnes und einer noch schwärzern, teuflischen Hofcabale werden. Cyprian, Theodorichs Kanzler, und zwei am Hofe angestellte vornehme Gothen, Namens Conigast und Triguilla, verbanden sich zum Sturz des Edeln. Cyprian klagte den Albinus, einen Mann von consularischem Range, bei dem König verrätherischer, die Befreiung Italiens

von der Herrschaft der Gothen bezweifelnder Ausdrücke an. Boëtius übernahm die Vertheidigung des Albinus. Aber überwältiget von dem schmerzhaften Gefühle, sich und so viele edle Römer, gleich Sclaven, von den Gothen behandelt zu sehen, vergaß Boëtius in welchen Zeiten er lebte und uneingedenk jeder Lehre und Warnung der Klugheit, hielt er zur Vertheidigung des Albinus in dem Senat eine Rede, welche höchstens zu den Zeiten des ersten Brutus, oder der Scipione ein Römer hätte halten mögen. Albinus war überführt, daß er wenigstens die Hoffnung nicht aufgegeben habe, Rom einst noch von fremder Herrschaft befreit zu sehen. Darauf antwortete Boëtius, daß, wenn dieses ein Verbrechen sey, er und der ganze römische Senat des Albinus Mitschuldige wären. Dieser unvorsichtigen Aeusserung bedienten sich die Feinde des Boëtius, um eine Anklage des Hochverraths gegen ihn selbst darauf zu begründen. Von Cyprian und dessen Complotte bestochen und aufgemuntert, traten jetzt drei vornehme, aber ehrlose Männer, Basilius, Ozilio und Gaudentius als Ankläger des Boëtius auf. Mit der nachgemachten Unterschrift des Beklagten, wurden Briefe vorgezeigt an den Kaiser Justinus, worin derselbe eingeladen ward, Italien von den Gothen zu befreien. Boëtius ward verhaftet, in Banden nach Pavia gebracht und dort in den Kerker geworfen.

14. Hier in dem schauerlichen Thurm von Pavia schrieb der edle Gefangene sein berühmtes Buch: Die Tröstungen der Philosophie, und suchte in dieser, der classischen Zeiten Roms würdigen Schrift, die weisen und gerechten Wege der Vorsehung, bei dem Anblick des triumphirenden

Lasters und der unterdrückten Unschuld zu rechtfertigen. Aber während Boëtius sich hier den Tröstungen der Religion und ihrer Gefährtin, der Philosophie überließ, ward in Rom gegen ihn von einem sclavischen Senat das Todes- und Confiscationsurtheil ausgesprochen.

15. Mit Vollstreckung des ungerechten Urtheils ward jedoch nicht geeilet. Theodorich zweifelte nicht an der Wirklichkeit einer Verschwörung; aber um so heftiger wünschte er jetzt die nähern Umstände derselben und ihre mögliche Verzweigung zu kennen. Ueber dem größten Theil der Senatoren und vieler Edeln Roms schwebte Theodorichs Verdacht; denn man hatte den König zu bereden gewußt, daß seine Sicherheit mit jener des Senats und der Vornehmsten Roms unverträglich sey. Um also ein Geständniß von Boëtius zu erpressen, ward beschlossen, bevor er hingerichtet würde, zu den Qualen der Folter zu schreiten. Den Auftrag dazu erhielt Eusebius, Graf von Ticinum. Ob derselbe die Befehle Theodorichs überschritten habe oder nicht: dieß läßt sich mit Gewißheit nicht angeben; aber dem Boëtius ließ er um den Kopf einen starken Strick winden, und diesen mit solcher Gewalt anziehen, daß dem Unglücklichen die Augen aus ihren Höhlen hervortraten; und als Boëtius, trotz dieser unmenschlichen Qual, dennoch auf seiner Unschuld und Unwissenheit von irgend einer Verschwörung bestand, ward ihm der Kopf mit einer Keule zerschmettert.

16. Des sterbenden Boëtius letzter irdischer Trost war, daß wenigstens seine Gemahlin, seine beiden Söhne und sein edler Schwiegervater Symmachus mit ihm nicht in gleiches Unglück wären

verwickelt worden. Diese süße Täuschung goß einen Tropfen lindernden Balsam in den Kelch seiner Leiden. Aber Symmachus lag schon in Banden. In dem Uebermaße seines Schmerzens über die grausame Behandlung seines Schwiegersohnes, waren ihm einige harte, vielleicht selbst drohende Ausdrücke gegen Theodorich entfahren. Sie gelangten zu den Ohren des Königes, und nun ward der ehrwürdige Greis sogleich in harte Fesseln geschlagen, nach Ravenna geschleppt und einige Monate nachher auf Theodorichs Befehl enthauptet.

17. In dieser unseligen Gemüthsstimmung fand sich Theodorich, als er aus Constantinopel Nachricht erhielt von den grenzenlosen Ehrenbezeigungen, mit welchen der Kaiser und das ganze Morgenland den Pabst Johannes überhäuft hatten. Auch das Oberhaupt der Kirche ward jetzt ein Gegenstand seines immer wachsenden Argwohns. Kaum war also Johannes von seiner Gesandtschaft wieder in Ravenna angekommen, als er, nebst den vier Senatoren, welche ihn nach Constantinopel begleitet hatten, verhaftet und in einen schmähligen Kerker geworfen ward. Wie den Symmachus würde Theodorich auch den Pabst Johannes haben tödten lassen, hätte nicht Furcht vor dem Kaiser ihn zurückgehalten. Aber dem Pabste ward in seinem Gefängnisse eine so harte Behandlung, daß er bald darauf am 26. Mai des Jahres 526 in demselben starb. Auf den, einem Befehle nicht unähnlichen, Vorschlag des Königes ward Felix III. zum Nachfolger des Verstorbenen ernannt.

18. Der Kirche Jesu hatte Johannes zwei Jahre und neun Monate vorgestanden. Seine Leiche ward nach Rom gebracht und in der Kirche

des heiligen Apostels Petrus beigesetzt. Gleich eines heiligen Blutzeugen, ehrt die Kirche das Andenken des Pabstes Johannes, jedes Jahr am 26. Mai.

19. Nur drei Monate überlebte der König den Pabst Johannes. Völlig verdorben war Theodorichs Herz noch nicht, aber eben desto furchtbarer war auch jetzt das Erwachen seines Gewissens. Mit schuldlosem Blute befleckt und mit dem Haß seiner Unterthanen belastet, wankte Theodorich dem ihn schon anklaffenden Grabe entgegen. Die Bilder der Ermordeten und die Schrecknisse der Ewigkeit verwirrten seine Phantasie, und diese, wie es scheint, schuf nun bisweilen Gespenster, die seine Seele ängstigten und ihre Verdammniß in seinem Innern aussprachen. Eines Tages, so wird erzählt, als Theodorich sich zur Abendtafel begeben hatte, ward ihm ein Fischkopf von ungewöhnlicher Größe vorgesetzt. Aber mit einem lauten Schrei sprang Theodorich von der Tafel auf; und in dem Wahne, ein ihn angrinzendes Gespenst zu erblicken, rief er aus, daß er den Kopf des Symmachus sehe, dessen funkelnde Augen und wie sein weit geöffneter Mund ihn mit den Zähnen zu zerfleischen drohe. Der König floh aus dem Speisesaale. Schrecken hatte alle seine Gebeine so zermalmt, daß er sich sogleich zu Bette begeben mußte. Es ergriff ihn ein so gewaltiger Fieberfrost, daß man nicht genug Decken auf ihn legen konnte. Des Königes Leibarzt Elpidius ward herbeigerufen. Als dieser gekommen war, bekannte ihm Theodorich unter einem Strom von Thränen seine tiefe Reue über die Hinrichtung des Boëtius und Symmachus. Zu dem Fieber gesellte sich schon am folgenden Morgen eine heftige Ruhr, und diese machte nach drei

Tagen dem Leben des einst so großen Gothenköniges ein Ende.

20. Als Theodorich an seinem herannahenden Tode nicht mehr zweifeln konnte, theilte er sein Reich und seine Schätze unter seine beiden Enkel Amalarich und Athanarich. Ersterer war der Sohn des bei Vironne von Chlodowig erschlagenen westgothischen Königes Alarich, erzeugt mit Theodorichs Tochter Theutegotha. Diesem gab er Spanien und die Länder, welche den Westgothen noch in Gallien geblieben waren, bis an die Rhone. Der Andere war der Sohn der Amalasuntha, ebenfalls einer, mit dem verstorbenen Eutharich, einem Prinzen aus dem amalischen Hause, vermählt gewesenen Tochter Theodorichs. Athanarich war noch minderjährig, und unter der Vormundschaft seiner Mutter erhielt er jetzt Italien, die Länder an der Donau und die gothischen Besitzungen in Gallien diesseits der Rhone. Theodorich ließ nun die in Ravenna anwesenden Großen an sein Sterblager berufen, und machte ihnen seinen letzten Willen in Ansehung der Ländertheilung kund; worauf sie sämmtlich unter den Augen des sterbenden Königes dem jungen Prinzen Athanarich und dessen Mutter Amalasuntha, als Vormünderin, huldigten und zur Treue und zum Gehorsam sich gegenseitig verpflichteten. — So starb Theodorich, bis auf die zwei letzten Jahre seines Lebens, einer der seltensten, größten und edelmüthigsten Prinzen, die je einen Thron noch geschmückt hatten. Seine schweren Verirrungen zu beweinen, nicht aber den Verirrten zu richten, ist uns erlaubt; denn auch nach seinem tiefen Fall bleibt Theodorich, sogar in den Ruinen seiner ehemaligen geistigen Größe, uns noch immer groß, ehrwürdig und theuer. Möge

Er durch tief gefühlte Reue und wahre Thränen der Buße Gnade gefunden haben vor den Augen des Weltrichters, vor den Augen des Richters, dessen Barmherzigkeit seine Gerechtigkeit noch bei weitem übersteiget.

21. Dem großen Verstorbenen ließ Amalasuntha auf einem, die Stadt Ravenna, den Hafen und die ganze umliegende Gegend beherrschenden Hügel, ein prächtiges Mausoleum errichten. Es war eine Kapelle in Form einer Rotunda; dieselbe hatte zwei und dreißig Fuß im Durchmesser und prangte mit einer Kuppel, welche aus einem einzigen, aber ungeheuern Granitblock gehauen war. Auf der Mitte der Kuppel erhoben sich vier Säulen, welche in einer porphyrnen Urne die Ueberreste des verstorbenen Monarchen trugen und um welche ringsumher die bronzenen Statüen der zwölf Apostel standen. Es war ein Meisterstück der Baukunst und ein würdiges Denkmal, welches kindliche Liebe und Dankbarkeit dem Andenken eines eben so gütigen Vaters als großen Monarchen errichtet hatten.

XLV.

1. Als Justinus den Thron von Constantinopel bestieg, stand er schon an der Schwelle des greisenden Alters. Um eine Krone zu verdienen, hatte er gleichsam den größten Theil seiner geistigen Kräfte erschöpft; als er jene erhalten hatte, fühlte er die erlangte Bürde zu schwer. Seinen Neffen Justinianus zog er also gleich beim Antritt seiner Regierung zu allen und den wichtigsten Staatsgeschäften und ohne ihm den Namen und Titel Augustus zu geben, machte er ihn doch gleich in dem

ersten Jahre schon zum Mitgenossen seiner Herrschaft.

2. Wegen einer vorgeblichen oder wirklichen Verschwörung wurden Amantius, der Günstling des Kaisers Anastasius, und Theocritianus, welchen jener auf den Thron hatte erheben wollen, gleich in den ersten Monaten, nachdem Justinus den Purpur erhalten hatte, öffentlich hingerichtet; auch der Feldherr Vitalianus ward bald darauf, doch mehr auf Justinians als Justins Befehl, von der Leibwache in dem kaiserlichen Palaste ermordet. Es ist sehr schwer zu bestimmen, ob die Gerechtigkeit diese Hinrichtungen gebot, oder ob man es blos der Politik überlassen muß, dieselben, wo möglich, zu rechtfertigen.

3. Aber obschon edles und unedles, gerecht oder ungerecht vergossenes Blut den Anfang der Regierung Justins bezeichnet; so muß man doch gestehen, daß sie im ganzen genommen durchaus groẞartig und preißwürdig war. Das verwahrloste Heer und völlig zerrüttete Reich brachte Justinus wieder in Ordnung, erwarb demselben die Achtung fremder wie benachbarter Völker, und erleichterte seinem Nachfolger, durch weise Sparsamkeit und treffliche Einrichtungen in den Finanzen, jene großen Unternehmungen, welche über dessen Regierung nachher einen so schimmernden Glanz verbreiteten und ihm selbst den Beinamen des Großen bei der Nachwelt erwarben.

4. Justinus war wahrhaft der Vater seiner Völker. Die Leiden, die sie drückten, fühlte er wie seine oder seiner Familie eigenen Leiden. Zugänglich jedem, auch dem geringsten seiner Unterthanen, hörte er deren Klagen und Bitten, so verworren sie

auch oft seyn mochten, mit beispielloser Geduld und Gelassenheit an; half alsdann, wo er helfen konnte; und wenn imperiöse Umstände dieses nicht erlaubten, milderte er, durch Herablassung und freundliche Worte, das Harte des zurückweisenden Bescheides. Strenge wachte er über der Verwaltung seiner Beamten, verminderte die Abgaben, sorgte für geregeltere und schonendere Erhebung derselben, und verwandte ungeheure Summen, um die vielen durch Erdbeben gestürtzten Städte aus ihren Trümmern wieder empor zu heben. Auf seinen Sitten haftete auch nicht der mindeste Flecken; und wenn gleich Justin, nach dem Tode seiner Gemahlin Euphemia, dem Justinian erlaubte, sich mit der berüchtigten Theodora zu vermählen; so widerfuhr ihm hierin doch blos etwas Menschliches; denn Theodora war unstreitig eine Frau von hohem Geiste, ungewöhnlichem Verstande und einer, selbst ihren Gemahl den Kaiser einigemal beschämenden Festigkeit des Charakters.

5. Am ersten April des Jahres 527 ernannte Justinus seinen Neffen, in Gegenwart des Patriarchen und ganzen Senats, zum Kaiser und Mitregenten. Mit dem Purpur geschmückt und dem Diadem auf dem Haupte, ward Justinian aus dem Palaste in den Circus geführt, und dort von dem, ihm längst schon ergebenen Volke mit dem lautesten, freudigsten Jubel begrüßt.

6. Seit vielen Jahren hatte die römische Welt nicht mehr die ungetheilte Herrschaft zweier Kaiser gesehen. Aber auch diesmal sollte es nur eine schnelle vorübergehende Erscheinung seyn; denn schon

vier Monate nachher starb Kaiser Justinus im Anfange Augusts 527, im sieben und siebenzigsten Jahre seines Alters, und nach den Gesetzen der Natur, wie nach der Verfassung des Reiches, war nun Justinian wirklicher, allein herrschender, römischer Augustus.

(Ende des dritten Bandes.)

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Riedel.





